This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Jahrgang
1834.

Erſtes Quartalheft.

Abyſſinien.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Magazin

für

die neueste Geschichte

der evangelischen

Missions- und Bibelgesellschaften.

Jahrgang
1834.

Im Verlage
des Missions-Institutes zu Basel,
gedruckt bey Felix Schneider.

Jahrgang
1834.

Erſtes Quartalheft.

Abyſſinien.

Magazin

für

die neueste Geschichte

der evangelischen

Missions- und Bibelgesellschaften.

Jahrgang
1834.

Im Verlage
des Missions-Institutes zu Basel,
gedruckt bey Felix Schneider.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 6 1968
BV2000
E8
1834

Jahrgang
1834.

Erſtes Quartalheft.

Abyſſinien.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 5, 1968
BV2000
E8
1834

Schlage. Schöne, kraftvolle und thätige Menschen bewohnen dasselbe; aber sie liegen in fortwährendem Kampfe mit ihren Nachbarn, den wilden Gallastämmen, welche von Süden und Westen her als nomadische Horden in das Land eingedrungen sind, und den größern Theil desselben bereits in Besitz genommen haben.

In den Gebirgen von Godscham liegen die Quellen des blauen Stromes, der die Felsenthäler der westlichen Provinzen durchzieht, und unter dem Namen des Nils die Ebenen von Egypten befruchtet. Neben ihm zieht ein anderer Strom, der Tacazze, mitten durch das Land hindurch, nimmt die zahlreichen Waldströme in sich auf, und bahnt sich seinen Weg über ungeheure Felsenwände hinab in die Niederungen von Nubien dem Nile zu. Auch andere kleinere Flüsse durchkreuzen in allen Richtungen das Land, um dasselbe lebendig und fruchtbar zu machen.

Bei der verschiedenartigen Beschaffenheit des Landes findet sich auch in dem Klima desselben große Mannigfaltigkeit. Rings umher am tiefen Saume der Gebirge und in den Felsenthälern herrscht glühende Hitze; je höher man steigt, desto kühler wird es, und auf den Hochebenen des Landes athmet man kühle Alpenluft, indeß in den nahegelegenen Thälern die Wärme nicht selten bis auf 100 Grad Fahrenheit steigt. Man theilt das Jahr in die Zeit der Regen und Ueberschwemmung, und in die Zeit des heißen Sommers ein. Die Regenzeit beginnt in Abyssinien mit dem April, und dauert bis zum August fort. Meist ist in derselben der Morgen schön; Nachmittags verdunkelt sich der Himmel, und unter fürchterlichen Blitzen und Donnerschlägen stürzt der Regen stromweise mehrere Stunden lang herab. Dann werden die engen Thäler und Schluchten von reißenden Waldströmen bedeckt, und der Wanderer muß auf den Anhöhen und unter Felsen seinen Schutz suchen.

Das Land ist reich an Eisen und Gold; letzteres wird auch im Flußsande gefunden; aber noch kennen die Einwohner den Reichthum ihres Bodens nicht. An Salz

eines Europäers zu betreten wagte. Seitdem am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts der gelehrte Hiob Ludolf in seiner äthiopischen Geschichte (Historia Aethiopica, sive brevis et succincta descriptio regni Habyssiniorum. Francof. 1681 — 1694. Vol. II. fol.) die europäische Welt mit diesem geheimnißvollen Felsenland aus Quellen älterer Geschichte genauer bekannt machte, waren es nur wenige Europäer, welche sich in dasselbe hinein wagten, um den gegenwärtigen Zustand seines Bodens und seines Volkes der forschenden Wißbegierde des Abendlandes aufzuschließen. James Bruce, ein Schottländer, welcher im Jahr 1764 als englischer Konsul nach Algier kam, wagte es zuerst, nach langen Wanderungen durch Numidien, Persien und Arabien, auch in die Felsenthäler von Abyssinien einzudringen. Er lernte die Sprache des Landes, zog mehrere Jahre in den südwestlichen Provinzen desselben umher, und gab nach seiner Rückkehr in sein Vaterland eine Beschreibung dieser Reise im Jahr 1790 in fünf Bänden heraus, welche noch in demselben Jahre von J. J. Volkmann in einer deutschen Uebersetzung in unserm Vaterlande erschien, und allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Wenige Jahre später drang ein anderer Engländer, H. Salt, welcher eine Reihe von Jahren hindurch brittischer Generalkonsul in Egypten gewesen war, von der Ostseite des Landes her in Abyssinien ein, und richtete die Aufmerksamkeit des Abendlandes in einer Beschreibung seiner Reise (An Account of a Voyage to Abyssinia &c. by H. L. Salt. London 1814. 4°.) eben so auf die nordöstlichen Landestheile, die Provinz Tigre hin, wie früher Bruce die südöstlichen Theile desselben, die Provinz Amhara, der Welt aufgeschlossen hatte.

Der größte Theil dieses Hochlandes ist mit Alpenweiden bedeckt, in einzelnen Strecken trefflich angebaut, fast überall waldleer, aber stark und vielfach bewässert. Dieses schöne Land ist reich an großen Schaf- und Ziegenheerden, Rindern und Pferden, beide vom kräftigsten

Schlage. Schöne, kraftvolle und thätige Menschen bewohnen dasselbe; aber sie liegen in fortwährendem Kampfe mit ihren Nachbarn, den wilden Gallastämmen, welche von Süden und Westen her als nomadische Horden in das Land eingedrungen sind, und den größern Theil desselben bereits in Besitz genommen haben.

In den Gebirgen von Godscham liegen die Quellen des blauen Stromes, der die Felsenthäler der westlichen Provinzen durchzieht, und unter dem Namen des Nils die Ebenen von Egypten befruchtet. Neben ihm zieht ein anderer Strom, der Tacazze, mitten durch das Land hindurch, nimmt die zahlreichen Waldströme in sich auf, und bahnt sich seinen Weg über ungeheure Felsenwände hinab in die Niederungen von Nubien dem Nile zu. Auch andere kleinere Flüsse durchkreuzen in allen Richtungen das Land, um dasselbe lebendig und fruchtbar zu machen.

Bei der verschiedenartigen Beschaffenheit des Landes findet sich auch in dem Klima desselben große Mannigfaltigkeit. Rings umher am tiefen Saume der Gebirge und in den Felsenthälern herrscht glühende Hitze; je höher man steigt, desto kühler wird es, und auf den Hochebenen des Landes athmet man kühle Alpenluft, indeß in den nahegelegenen Thälern die Wärme nicht selten bis auf 100 Grad Fahrenheit steigt. Man theilt das Jahr in die Zeit der Regen und Ueberschwemmung, und in die Zeit des heißen Sommers ein. Die Regenzeit beginnt in Abyssinien mit dem April, und dauert bis zum August fort. Meist ist in derselben der Morgen schön; Nachmittags verdunkelt sich der Himmel, und unter fürchterlichen Blitzen und Donnerschlägen stürzt der Regen stromweise mehrere Stunden lang herab. Dann werden die engen Thäler und Schluchten von reißenden Waldströmen bedeckt, und der Wanderer muß auf den Anhöhen und unter Felsen seinen Schutz suchen.

Das Land ist reich an Eisen und Gold; letzteres wird auch im Flußsande gefunden; aber noch kennen die Einwohner den Reichthum ihres Bodens nicht. An Salz

fehlt es im Hochlande gänzlich; und dieß wird von Karawanen von der großen Salzebene herbeigeführt, welche Tigre im Südosten von Dankali trennt. Diese ganze Ebene, vier Tagreisen lang und eine Tagreise breit, ist überall mit Salz bedeckt, das in wagerechten Schichten aufeinander liegt.

In dem sandigen Küstendistrikt trifft man fast nichts als Mimosen an, welche oft zu einer Höhe von 40 Fuß empor wachsen, und von großen Schlingpflanzen umwunden sind. So wie man höher steigt, wo Quellen den ermüdeten Wanderer erquicken, nimmt auch das Pflanzenleben zu; man zieht durch Wälder, deren Bäume den Mangobäumen in Indien ähnlich sind. Es fangen die Tamarinden an; auch werden Feigenbäume angetroffen. Besonders merkwürdig ist der Collquall, ein Baum, dessen Aeste blätterlos, einem mächtigen Armleuchter ähnlich, zu einer bedeutenden Höhe emporwachsen. In der Nähe der alten Kirchen werden gewöhnlich Dattelpalmen, Orangen- und Zitronenbäume angetroffen, welche wahrscheinlich durch Portugiesen hieher verpflanzt worden sind. Letztern verdanken die Einwohner auch den Weinstock, welcher in verschiedenen Gegenden des Landes angetroffen wird, und vorzüglichen Wein liefert. Auch Baumwollen-Pflanzungen werden an den westlichen Abhängen des Landes in großer Menge gefunden, neben welchen die Kaffeestaude wild emporwächst.

Auf den Hochebenen gedeiht vorzüglich der Mais, auch wird eine Art von Weizen, Teff genannt, häufig gebaut, aus welchem die begüterten Einwohner ihr Brod zubereiten; auch finden sich hier die herrlichsten Weideplätze, wo Rindvieh, Pferde und Schafe reiche Nahrung haben. Die tiefen Stellen sind meist mit wildem Gesträuch und Dornbäumen bedeckt.

Die Rindviehheerden sind zahlreich, die Schafe klein, und gewöhnlich von schwarzer Farbe, die Pferde voll Leben und Feuer, und durch ausdauernde Behendigkeit ausgezeichnet. Die Mauleſel von Abyssinien sind von

vorzüglicher Güte; sie dienen, so wie die Esel, als Lastthiere, und gehen behend und mit der größten Sicherheit auch auf den steilsten Gebirgswegen. Von zahmen und wilden Hunden wimmelt jedes Dorf, und ihr Gebell macht dem Wanderer das Reisen durch dieselben beschwerlich. Affen aller Art werden überall im Lande in großen Schaaren angetroffen; unter ihnen wandelt der Löwe, der Elephant und die Tigerkatze auf den Gebirgen umher, ohne sich jedoch in die Thäler hinabzuwagen. Desto häufiger läßt sich bei Nacht die Hyäne mit ihrem wilden Geheul in denselbigen hören, die nicht selten Städte und Dörfer durch ihre räuberischen Ueberfälle beunruhigt. Der Aberglaube der Abyssinier, welcher diese Thiere für nichts Geringeres als bezauberte Juden hält, die vom Gebirge Semen herabsteigen, trägt zu ihrer furchtbaren Vermehrung viel bei, indem die Hyänen nicht verfolgt, noch gejagt werden dürfen. An rothem Wildpret hat das Land reichen Ueberfluß, unter dem die gefürchtete Klapperschlange häufig umherschleicht, und volle Weide findet. Auch Flußpferde und Krokodille werden in den Seen und Flüssen des Landes, besonders aber im Tacazze häufig angetroffen.

Abyssinien wird von Menschenstämmen aller Farben bewohnt; jedoch ist die schwarze Farbe die vorherrschende unter den Einwohnern, welche sich nach Verschiedenheit des Wohnortes und der Handthierung bei Einzelnen in das Hellgelbe verwandelt. Die Leute sind im Allgemeinen wohlgebaut und gewandt, und unterscheiden sich durch ihre regelmäßigen Gesichtszüge von den Negern, mit denen sie nichts als die schwarze Hautfarbe gemein haben. Es fehlt ihnen nicht an Anlagen des Geistes und Herzens, welche jedoch nur selten einen Grad von Ausbildung erlangen. Die Bewohner der südwestlichen Gegenden des Amhara-Landes sind unterrichteter, milder und freundlicher, als die Bewohner von Tigre, welche roh und reizbar sind, und leicht Mordthaten verüben. Daher sind gewöhnlich im Tigrelande die Amharen ein Gegen-

Magazin

für

die neueste Geschichte

der evangelischen

Missions- und Bibelgesellschaften.

Jahrgang
1834.

Im Verlage
des Missions-Institutes zu Basel,
gedruckt bey Felix Schneider.

Kein Reisebeschreiber wagte es bisher, die Bevölkerung Abyssiniens genauer zu bestimmen; und auch Missionar Gobat, ob er gleich drei Jahre lang im Lande lebte, die Sprache des Volkes redete, und mit den Häuptlingen desselben in vielfachem Verkehr war, glaubte dennoch nicht, etwas Gewisses hierüber angeben zu können. Bei der großen Ausdehnung des Landes, das (zwischen dem 9°—16° nördlicher Breite, und dem 53°—58° östlicher Länge gelegen) über 240 Stunden in die Breite, und 210 Stunden in die Länge hat, und eine große Menge wohlbevölkerter Dörfer in sich schließt, läßt es sich zum Voraus erwarten, daß die Bevölkerung Abyssiniens ansehnlich seyn müsse. Allein die nomadische Lebensweise eines großen Theiles desselben, so wie die fortgesetzten Kriege, welche große Volksmassen in steter Bewegung erhalten, machen es schwer, über den Bestand des Ganzen eine zuverläßige Gewißheit zu gewinnen.

Als besondere Merkwürdigkeit drängt sich beim Ueberblick dieses Volkes die Bemerkung auf, daß die zahlreichen Schaaren von Juden, von den Abyssiniern Fallaschas genannt, welche sich im Lande niedergelassen haben, heute noch einen größern Einfluß auf die Volksangelegenheiten üben, als dieß in irgend einem andern Lande ihrer Zerstreuung der Fall ist. Wirklich weist die Geschichte der Aethiopier schon in ihren frühesten Zeiten auf großen Verkehr mit den Israeliten hin. Daß die Kinder Israel das Mohrenland (Aethiopien) von jeher als ein Bruderland betrachteten, zeigt die biblische Geschichte; und der Besuch der Königinn Saba bei Salomo wird in den Geschichtbüchern Abyssiniens nicht nur bestätigt, sondern als etwas ganz Natürliches betrachtet. Darum nahmen die Juden beim Untergange ihres Vaterlandes in großen Haufen Zuflucht nach Aethiopien, wo sie nicht nur freundlich aufgenommen wurden, sondern auch die Freude hatten, ihre Religion angenommen zu sehen. Durch das Christenthum in den spätern Jahrhunderten zurückgedrängt, hausen im Gebirge Semen bis heute noch die Fallaschas

(Ankömmlinge) als eigenes Volk unter eigener Regierung, eigenen Königen und Geſetzen; aber bei der großen Abgeſchiedenheit von den Ureinwohnern des Landes, in welcher ſie leben, und der unglaublichen Unwiſſenheit, in der ſie ſich befinden, iſt es ſchwer, eine ſichere Nachricht über ihren wahren Zuſtand zu gewinnen; und wie viel Mühe ſich Miſſionar Gobat deßhalb geben mochte, ſo iſt es ihm dennoch nicht gelungen, etwas Gewiſſes über denſelben zu erfahren.

Merkwürdig iſt, daß die Juden in Abyſſinien keine hebräiſchen Bücher haben, ſondern die koptiſche Ueberſetzung des ganzen alten Teſtamentes ſammt den Apokryphen, welche mit der alten Gees-Sprache eine große Aehnlichkeit hat. Sie haben ſeit dem zehnten Jahrhundert ihre eigene Verfaſſung, und behaupten ſie noch. Obgleich ſie ſelbſt behaupten, daß ihre Voreltern ſchon zur Zeit Salomons und Rehabeams im Lande eingewandert ſeyen, ſo iſt es doch wahrſcheinlich, daß die eigentliche Anſiedlung der Juden erſt nach der Zerſtörung Jeruſalems Statt fand. Bekanntlich wurden ſie ſowohl in Arabien als in einem Theile Perſiens mehrere Jahrhunderte vor Muhameds Erſcheinung herrſchend, aber durch die Araber frühzeitig in jenen Gegenden unterjocht. Da das chriſtliche Aethiopien von jeher den Eindrang der muhamedaniſchen Religion in ihr Land mit beharrlicher Tapferkeit abzuwenden wußte, ſo haben ſich auch die Juden in Abyſſinien nach Muhameds Auftreten in ihrer frühern Verfaſſung erhalten, und ſie behaupten heute noch, ihre Religion, ihren Königſtamm und ihre Sitten rein bewahrt zu haben.

Bekanntlich iſt das Chriſtenthum in dem abyſſiniſchen Hochlande die eigentliche Landesreligion, indeß die Gallas, welche feindlich in den Niederungen des Landes umherſchwärmen, Muhamedaner oder Heiden ſind. In welch kläglichem Zerfalle die chriſtliche Kirche ſich gegenwärtig unter dem abyſſiniſchen Volke befindet, das wird uns das Tagebuch des Miſſionars Gobat in lebendigen Schilderungen

fehlt es im Hochlande gänzlich; und dieß wird von Karawanen von der großen Salzebene herbeigeführt, welche Tigre im Südosten von Dankali trennt. Diese ganze Ebene, vier Tagreisen lang und eine Tagreise breit, ist überall mit Salz bedeckt, das in wagerechten Schichten aufeinander liegt.

In dem sandigen Küstendistrikt trifft man fast nichts als Mimosen an, welche oft zu einer Höhe von 40 Fuß empor wachsen, und von großen Schlingpflanzen umwunden sind. So wie man höher steigt, wo Quellen den ermüdeten Wanderer erquicken, nimmt auch das Pflanzenleben zu; man zieht durch Wälder, deren Bäume den Mangobäumen in Indien ähnlich sind. Es fangen die Tamarinden an; auch werden Feigenbäume angetroffen. Besonders merkwürdig ist der Collquall, ein Baum, dessen Aeste blätterlos, einem mächtigen Armleuchter ähnlich, zu einer bedeutenden Höhe emporwachsen. In der Nähe der alten Kirchen werden gewöhnlich Dattelpalmen, Orangen- und Zitronenbäume angetroffen, welche wahrscheinlich durch Portugiesen hieher verpflanzt worden sind. Letztern verdanken die Einwohner auch den Weinstock, welcher in verschiedenen Gegenden des Landes angetroffen wird, und vorzüglichen Wein liefert. Auch Baumwollen-Pflanzungen werden an den westlichen Abhängen des Landes in großer Menge gefunden, neben welchen die Kaffeestaude wild emporwächst.

Auf den Hochebenen gedeiht vorzüglich der Mais, auch wird eine Art von Weizen, Teff genannt, häufig gebaut, aus welchem die begüterten Einwohner ihr Brod zubereiten; auch finden sich hier die herrlichsten Weideplätze, wo Rindvieh, Pferde und Schafe reiche Nahrung haben. Die tiefen Stellen sind meist mit wildem Gesträuch und Dornbäumen bedeckt.

Die Rindviehheerden sind zahlreich, die Schafe klein, und gewöhnlich von schwarzer Farbe, die Pferde voll Leben und Feuer, und durch ausdauernde Behendigkeit ausgezeichnet. Die Mauleſel von Abyssinien sind von

vorzüglicher Güte; sie dienen, so wie die Esel, als Lastthiere, und gehen behend und mit der größten Sicherheit auch auf den steilsten Gebirgswegen. Von zahmen und wilden Hunden wimmelt jedes Dorf, und ihr Gebell macht dem Wanderer das Reisen durch dieselben beschwerlich. Affen aller Art werden überall im Lande in großen Schaaren angetroffen; unter ihnen wandelt der Löwe, der Elephant und die Tigerkatze auf den Gebirgen umher, ohne sich jedoch in die Thäler hinabzuwagen. Desto häufiger läßt sich bei Nacht die Hyäne mit ihrem wilden Geheul in denselbigen hören, die nicht selten Städte und Dörfer durch ihre räuberischen Ueberfälle beunruhigt. Der Aberglaube der Abyssinier, welcher diese Thiere für nichts Geringeres als bezauberte Juden hält, die vom Gebirge Semen herabsteigen, trägt zu ihrer furchtbaren Vermehrung viel bei, indem die Hyänen nicht verfolgt, noch gejagt werden dürfen. An rothem Wildpret hat das Land reichen Ueberfluß, unter dem die gefürchtete Klapperschlange häufig umherschleicht, und volle Weide findet. Auch Flußpferde und Krokodille werden in den Seen und Flüssen des Landes, besonders aber im Tacazze häufig angetroffen.

Abyssinien wird von Menschenstämmen aller Farben bewohnt; jedoch ist die schwarze Farbe die vorherrschende unter den Einwohnern, welche sich nach Verschiedenheit des Wohnortes und der Handthierung bei Einzelnen in das Hellgelbe verwandelt. Die Leute sind im Allgemeinen wohlgebaut und gewandt, und unterscheiden sich durch ihre regelmäßigen Gesichtszüge von den Negern, mit denen sie nichts als die schwarze Hautfarbe gemein haben. Es fehlt ihnen nicht an Anlagen des Geistes und Herzens, welche jedoch nur selten einen Grad von Ausbildung erlangen. Die Bewohner der südwestlichen Gegenden des Amhara-Landes sind unterrichteter, milder und freundlicher, als die Bewohner von Tigre, welche roh und reizbar sind, und leicht Mordthaten verüben. Daher sind gewöhnlich im Tigrelande die Amharen ein Gegen-

stand des Gelächters in den Possenspielen des Volks, worin sie als verweichlicht und kriechend geschildert werden. Auch die Sklavenhändler verkaufen die Amharen, als sanfte und gutmüthige Menschen, ungleich theurer, als die Bewohner der nördlichen Provinzen, welche für verrätherisch, zornmüthig und boshaft gehalten werden. Die Abyssinier werden von den meisten Reisebeschreibern gewöhnlich als Lügner geschildert. Wie sehr auch dieses Laster unter ihnen im Schwange geht, so haben doch unsere Missionarien die Verstellungskunst und Lügenhaftigkeit unter denselben keineswegs in so hohem Grade angetroffen, als dieß bei allen denjenigen Völkern der Fall ist, welche seit Jahrhunderten unter dem türkischen Joche geschmachtet haben, und die, um ihre kleine Habe zu sichern, zu dem tiefsten Grade lügenhafter Verstellungskunst herabgesunken sind. Der Abyssinier athmet noch immer die Freiheit seiner Väter auf seinen steilen Alpenhöhen, deren einfache Erzeugnisse ihm genügen; und dieses Gefühl der Unabhängigkeit, so weit es nicht durch die zunehmende Unterdrückung der wilden Gallas beschränkt wird, trägt viel dazu bei, seinem Volkscharakter noch immer einen gewissen Grad natürlicher Unbefangenheit zu bewahren, welche ihn für die Stimme der Wahrheit empfänglicher macht, als dieß in muhamedanischen Ländern der Fall ist.

Abyssinien hat eine Menge von Städten und Dörfern, auch sind einzelne Wohnungen auf den Bergen zerstreut häufig anzutreffen. Die Häuser werden meist mit Lehm, Stroh und Rohr aufgebaut, und noch haben die Einwohner nicht gelernt, steinerne Wohnungen aufzurichten. Da das Bauholz im Lande fehlt, so kann auch von diesem zum Aufbau von Häusern nur selten Gebrauch gemacht werden. Gewöhnlich liegen die Dörfer der Sicherheit wegen auf Bergen, und sind so eingerichtet, daß sie gegen feindliche Ueberfälle leicht vertheidigt werden können. Auch ist es nicht selten, daß die natürlichen Höhlen in Felsen als Wohnungen benutzt werden. Die Häuser der

Vornehmen haben einen Hof, um welchen mehrere Zimmer auf dem Boden aufgerichtet sind. Der Fußboden ist mit Teppichen bedeckt, und zum Sitzen hat man Sopha's; übrigens ist das Hausgeräthe des Abyssiniers überaus einfach. Ihre Wohnungen sind meist rund, und so enge, daß sie kaum für die Aufnahme einer Familie zureichen.

Die Kleidung der Abyssinier ist bei den ärmern Klassen sehr einfach, aus Fellen oder einem Stück baumwollen Tuch bestehend; ein Beinkleid und ein weißes Tuch um die Schulter machen gewöhnlich den ganzen Anzug aus. Die Vornehmen hingegen tragen ein Hemd von weißem indischem Zeuge, das mit bunter Seide gestickt ist, und über welches ein Talar von Baumwollenstoff geworfen wird. Die Arm-, Hals- und Fußspangen sind von Silber. Die Weiber verhüllen sich bis ans Kinn; das Haar wird mit wohlriechender Pomade eingerieben, und mit Pulver aus Gewürznelken gepudert.

Die Hauptnahrung der Einwohner ist Milch, Brod aus Teff oder Weizen zu flachen Kuchen gebacken, und Fleisch von Rindern, Schafen oder Geflügel, wobei sie zugleich Butter und Honig gebrauchen. Salz und Pfeffer wird von den Einwohnern sehr geliebt. Ihr gewöhnliches Getränk ist Maise und Busa; ersteres wird aus Honig und Gerste durch Gährung bereitet, wobei noch eine bittere Wurzel, Taddo, gebraucht wird, welche die berauschende Kraft des Getränkes erhöht. Dieser Trank wird bei jedem Besuche herumgeboten. Busa ist eine Art von Bier, das vom Volke sehr geliebt und häufig genossen wird. An Fasttagen, und dieß ist gewöhnlich jeder Mittwoch und Freitag, dürfen nur Fische und Früchte gegessen werden; und erst nach Mitternacht hält man eine ordentliche Mahlzeit. Tritt nicht Dürre und Mißwachs ein, oder wird nicht, was häufig geschieht, das Land durch Heuschrecken verheert, so ist in gewöhnlichen Jahren der Lebensunterhalt in Abyssinien sehr wohlfeil, und es fällt nicht schwer, ohne große Anstrengung eine zahlreiche

Familie durchzubringen. Daher kommt es auch, daß die jungen Leute gewöhnlich sehr frühe sich verehlichen. Vielweiberei wird häufig im Lande angetroffen; jedoch wird von der bestehenden Kirche dem Manne nur Eine Gattinn zu haben gestattet, die andern werden von derselben für Konkubinen (Kebsweiber) gehalten, und er in solchem Falle von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen.

Auch in Abyssinien, wie im Oriente überhaupt, ist das Weib das Lastthier, und ihr fallen die schwersten Arbeiten in und außer dem Hause zu. Feldarbeit, Einsammlung der Ernte, das Mahlen des Getreides, das Herbeischaffen des Holzes und des Wassers sind durchgängig Weiberarbeiten, bei denen man sie immer, mit ihren Kindern auf dem Rücken beladen, antrifft. Vornehme Frauen lassen Sklavinnen für sich arbeiten, pflegen ihre Nägel, welche sie als Zeichen ihres vornehmen Standes oder vielmehr ihres Müßiggangs lang wachsen lassen, und in lederne Futterale einhüllen. Die Kindererziehung wird mit größerer Sorgfalt als in den meisten Ländern des Orientes gehandhabt; auch zeichnet sich die Jugend durch Anhänglichkeit an ihre Eltern, durch Gehorsam gegen sie, und durch ein bescheidenes Betragen gegen die Alten aus. Sie, diese Jugend, bildet den Kern der Nation; auch ist sie die schönste Hoffnung für die baldige sittliche Wiedergeburt des Volkes. Unter ihr werden die anziehendsten Wirkungskreise gefunden, wie sie nur immer der Bote Christi wünschen mag; und es bedarf nur zweckmäßiger Bildungsanstalten für die Jugend, um das Volk wieder auf eine Stufe geistiger Erleuchtung und sittlicher Kraft zu erheben, wie sie bis jetzt noch unter keinem afrikanischen Volke angetroffen wird.

Die alt-äthiopische Sprache, oder Gees-Sprache war bis ins vierzehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Landessprache Abyssiniens, und noch sind alle kirchlichen Schriften dieses Volkes in derselbigen geschrieben. Aus dem Munde des Volkes hat sie sich jedoch verloren, und nur in der Provinz Tigre wird noch ein

Dialekt derselbigen gesprochen. Die allgemeine Landessprache ist jetzt die Amhara-Sprache, in welcher erst vor wenigen Jahren der erste Versuch einer Bibelübersetzung gemacht worden ist. Die einzelnen neutestamentlichen Schriften, welche nunmehr unsere Missionarien im Lande verbreiten, sind in dieser Sprache verfaßt. Auch sind jetzt Anstalten getroffen, um durch Uebertragung zweckmäßiger Schriften in dieselbige diese Sprache als Bildungsmittel des Volkes zu gebrauchen. Noch werden einige andere Mundarten im Lande umher gesprochen, sind aber nur in kleinen Distrikten üblich, und daher für das evangelische Missionswerk von keiner Bedeutung.

In Hinsicht der Landeskultur sind die Provinzen sehr verschieden; einige Gegenden sind ziemlich gut angebaut, und bringen einen ergiebigen Ertrag ein; in andern hingegen ist der Boden gänzlich vernachläßigt. In vielen Distrikten hat man eine Art Pflüge, welche aus der Wurzel eines Baumes gebildet sind, und von Ochsen gezogen werden. Man säet Hirse, Gerste, Weizen, Teff, Mais, auch werden da und dort Gartengewächse gebaut. In manchen Gegenden hat man doppelte, in einigen sogar drei Erndten im Jahr. Im Juli werden Teff und Gerste gesäet, und im November eingeerndtet. Auf dieselben Aecker wird, ohne zu düngen, sogleich wieder Gerste gesäet, welche im Februar reif ist; dann wird Teff oder eine Art von Wicken gesäet, welche vor dem ersten Regen im April eingesammelt werden. Die Gerste wird durch Ochsen ausgetreten, den Teff schlägt man mit Stöcken aus. Das Mahlen geschieht in einer Art steinerner Mörser, und wird, so wie das Backen der Brodkuchen, von den Frauen besorgt.

Als gangbare Münze für den Verkehr gilt das Salz, das zu diesem Behufe in Stücke gehauen wird, die zehn Zoll lang und drei Zoll breit sind; fünf und dreißig dieser Stücke gelten für einen Thaler (Talari). Im größern Verkehr wird Gold gebraucht, in Stücken einer Unze schwer, deren jedes den Werth von acht Thalern hat.

Kein Reisebeschreiber wagte es bisher, die Bevölkerung Abyssiniens genauer zu bestimmen; und auch Missionar Gobat, ob er gleich drei Jahre lang im Lande lebte, die Sprache des Volkes redete, und mit den Häuptlingen desselben in vielfachem Verkehr war, glaubte dennoch nicht, etwas Gewisses hierüber angeben zu können. Bei der großen Ausdehnung des Landes, das (zwischen dem 9°—16° nördlicher Breite, und dem 53°—58° östlicher Länge gelegen) über 240 Stunden in die Breite, und 210 Stunden in die Länge hat, und eine große Menge wohlbevölkerter Dörfer in sich schließt, läßt es sich zum Voraus erwarten, daß die Bevölkerung Abyssiniens ansehnlich seyn müsse. Allein die nomadische Lebensweise eines großen Theiles desselben, so wie die fortgesetzten Kriege, welche große Volksmassen in steter Bewegung erhalten, machen es schwer, über den Bestand des Ganzen eine zuverläßige Gewißheit zu gewinnen.

Als besondere Merkwürdigkeit drängt sich beim Ueberblick dieses Volkes die Bemerkung auf, daß die zahlreichen Schaaren von Juden, von den Abyssiniern Fallaschas genannt, welche sich im Lande niedergelassen haben, heute noch einen größern Einfluß auf die Volksangelegenheiten üben, als dieß in irgend einem andern Lande ihrer Zerstreuung der Fall ist. Wirklich weist die Geschichte der Aethiopier schon in ihren frühesten Zeiten auf großen Verkehr mit den Israeliten hin. Daß die Kinder Israel das Mohrenland (Aethiopien) von jeher als ein Bruderland betrachteten, zeigt die biblische Geschichte; und der Besuch der Königinn Saba bei Salomo wird in den Geschichtbüchern Abyssiniens nicht nur bestätigt, sondern als etwas ganz Natürliches betrachtet. Darum nahmen die Juden beim Untergange ihres Vaterlandes in großen Haufen Zuflucht nach Aethiopien, wo sie nicht nur freundlich aufgenommen wurden, sondern auch die Freude hatten, ihre Religion angenommen zu sehen. Durch das Christenthum in den spätern Jahrhunderten zurückgedrängt, hausen im Gebirge Semen bis heute noch die Fallaschas

(Ankömmlinge) als eigenes Volk unter eigener Regierung, eigenen Königen und Gesetzen; aber bei der großen Abgeschiedenheit von den Ureinwohnern des Landes, in welcher sie leben, und der unglaublichen Unwissenheit, in der sie sich befinden, ist es schwer, eine sichere Nachricht über ihren wahren Zustand zu gewinnen; und wie viel Mühe sich Missionar Gobat deßhalb geben mochte, so ist es ihm dennoch nicht gelungen, etwas Gewisses über denselben zu erfahren.

Merkwürdig ist, daß die Juden in Abyssinien keine hebräischen Bücher haben, sondern die koptische Uebersetzung des ganzen alten Testamentes sammt den Apokryphen, welche mit der alten Gees-Sprache eine große Aehnlichkeit hat. Sie haben seit dem zehnten Jahrhundert ihre eigene Verfassung, und behaupten sie noch. Obgleich sie selbst behaupten, daß ihre Voreltern schon zur Zeit Salomons und Rehabeams im Lande eingewandert seyen, so ist es doch wahrscheinlich, daß die eigentliche Ansiedlung der Juden erst nach der Zerstörung Jerusalems Statt fand. Bekanntlich wurden sie sowohl in Arabien als in einem Theile Persiens mehrere Jahrhunderte vor Muhameds Erscheinung herrschend, aber durch die Araber frühzeitig in jenen Gegenden unterjocht. Da das christliche Aethiopien von jeher den Eindrang der muhamedanischen Religion in ihr Land mit beharrlicher Tapferkeit abzuwenden wußte, so haben sich auch die Juden in Abyssinien nach Muhameds Auftreten in ihrer frühern Verfassung erhalten, und sie behaupten heute noch, ihre Religion, ihren Königstamm und ihre Sitten rein bewahrt zu haben.

Bekanntlich ist das Christenthum in dem abyssinischen Hochlande die eigentliche Landesreligion, indeß die Gallas, welche feindlich in den Niederungen des Landes umherschwärmen, Muhamedaner oder Heiden sind. In welch kläglichem Zerfalle die christliche Kirche sich gegenwärtig unter dem abyssinischen Volke befindet, das wird uns das Tagebuch des Missionars Gobat in lebendigen Schilderungen

kund thun. Da frühe schon von Egypten aus das Christenthum im Lande ausgebreitet wurde, so haben sich auch die Abyssinier, wie die Kopten Egyptens, zu der Lehre der Monophysiten, das heißt, derjenigen Christen der frühern Jahrhunderte bekannt, welche nur Eine Natur in Christo annehmen, indeß ihre Gegner, die Nestorianer, behaupteten, daß in Christo zwei Naturen sich befinden. Um dieser frühen Verwandtschaft willen sind auch die Abyssinier heute noch gewohnt, ihr geistliches Oberhaupt, das sie Abuna (Patriarchen) nennen, von der koptischen Kirche in Egypten zu empfangen, so wie überhaupt das egyptische Volk das einzige ist, mit welchem sie in freundschaftlichem Verkehre stehen.

Bei den unaufhörlichen innern Unruhen, in welche das abyssinische Volk mit sich selbst verwickelt ist, ist es schwer, über ihre bürgerliche Verfassung ein Wort zu sagen. Abyssinien soll in neuerer Zeit unter fünf Herrscher getheilt seyn, deren Residenzen Gondar, Semen, Godscham, Begemder und Axum sind. Diese Herrscher selbst aber sind sehr unmächtig, und die Statthalter der einzelnen Provinzen haben alle Gewalt an sich gerissen, und liegen unaufhörlich mit einander in blutigem Kriege. Ehemals war Abyssinien eine uneingeschränkte Monarchie; der König hieß Negus oder Herr der Herrscher Aethiopiens, wurde von dem Abuna zu Axum gekrönt, und residirte in Gondar. Noch vor kurzer Zeit war der Ras der Provinz Tigre, Sabagadis, der mächtigste unter den Gewalthabern des Landes; allein seit er in einem Treffen am Tacazze fiel, ist das Land abermals in verwirrungsvolle Anarchie zurückgesunken.

Ras ist der Titel der bedeutendern Statthalter des Landes; weniger Mächtige werden Cantiba genannt. — Stirbt ein Ras, so entscheidet meistentheils die Gewalt der Waffen, wer sein Nachfolger seyn soll. Dem Ras, welcher auch General der Armee ist, wird große Ehrerbietung bewiesen; und die Einwohner pflegen sich bis auf

den

den Unterleib zu entblößen, wenn sie vor ihm erscheinen; er ist unumschränkter Herr seiner Unterthanen, und ihr Leben und ihr Besitzthum steht ganz in seinen Händen. Seine Einkünfte bestehen in Abgaben seiner Unterthanen, in den Zöllen von den Karawanen und Kaufleuten, im Ertrage seiner Besitzungen und Heerden, so wie in den willkührlichen Erpressungen, die er an seinen Unterthanen und den Fremdlingen ausübt.

Wer mit einiger Sicherheit im Lande umher reisen will, muß einen mächtigen Ras zum Freunde haben, weil er ohne den Schutz desselben jeden Augenblick der Plünderung Preis gegeben ist. Auch ist es nur durch seine Empfehlung an andere Statthalter möglich, über die Gränzen seines Gebietes hinaus zu treten; und es wird eben darum genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen des Landes, viel Klugheit, und vor Allem die schützende Hand Gottes und die Zuversicht auf eine gute Sache erfordert, wenn es dem Wanderer möglich werden soll, sich einige Zeit unter diesem interessanten Volke umzusehen. Nur der Bote Christi hat die beste Sache und das schönste Ziel, das eines solchen Wagnisses werth seyn dürfte. Mehrere Millionen unsterblicher Menschenseelen, die sich nach dem Namen Christi nennen, und diese Hochebenen bewohnen, aus der Gewalt der Finsterniß zu erretten, und dem Reiche Christi zuzuführen; dieß ist wohl der edelste Preis, der jedes Opfer des Lebens aufwiegt. Mit Recht nehmen diese Christenbrüder, welche seit vielen Jahrhunderten weder das Heidenthum noch der Islam der Araber, weder Schwert noch Elend von der Religion Christi entfernen konnten, unsere Werthschätzung und unsern thätigen Beistand zu ihrer Erleuchtung in Anspruch. Möge bald in Erfüllung gehen, was ihr Reichswappen sagt, (es ist ein gehender goldener Löwe, im rothen Grunde) mit der Umschrift: Der Löwe vom Stamme Juda hat gesiegt!

Das Land Abyssinien wird gegenwärtig in drei besondere Staaten: Tigre, Amhara und Schoa nebst Efat eingetheilt, welche sämmtlich von einander unabhängig sind. Tigre und Amhara haben den größern Umfang, und sind von einander durch die hohen Gebirge des Distriktes Semen, die sich bis zum mächtigen Laota hinabziehen, so wie durch den Fluß Tacazze getrennt. Die Bewohner beider Länder reden verschiedene Sprachen, und sind auch durch ihren National-Charakter gänzlich von einander verschieden. Das Königreich Tigre war immer mächtig, und genoß auch bisher völlige Unabhängigkeit von dem Negus oder Kaiser, der zu Gondar im Reiche Amhara residirt; und nur in der neuesten Zeit ist durch den letzten Bürgerkrieg seine Unabhängigkeit gefährdet. Es wird von einem Ras oder Statthalter des Kaisers beherrscht, der aber bis jetzt eine unumschränkte Herrschaft im Lande übte.

Kommt man auf dem rothen Meere von Jidda her zu Schiffe auf der kleinen Insel Massowah an, welche den Schlüssel zum Lande der Abyssinier bildet, so führt ein kleiner Kanal nach dem Seehafen Arkiko hinüber, und hier setzt man den Fuß zum erstenmal auf äthiopischen Boden. Dieser ganze Küstensaum, Baharnagasch genannt, der von einem Statthalter gleichen Namens beherrscht wird, theilt sich in fünfzehn kleine Distrikte ein, deren jeder von einem Unterstatthalter oder vielmehr von einem Räuberhauptmann regiert wird, welcher, unabhängig von dem Ras in Tigre, in seinem Distrikte sein Wesen treibt. Will der fremde Reisende von hier weiter ins Land hinein ziehen, so muß er sich die Genehmigung sowohl als den Schutz desselben gewöhnlich mit bedeutenden Geldsummen erkaufen, und er wird nun von der Hand des Einen der Gewalt des Andern ausgeliefert.

Nicht weit hinter der brennenden Sandsteppe von Arkiko fangen die Vorderberge des hohen Riesengebirges von Tigre an, und man steigt durch den mit Wald

überschatteten Taranta-Paß dieselbigen hinan. Hier wächst auf diesen hügeligen Fluren der wundersame Colquall, der mit seinen blätterlosen Armen sich zum Himmel empor hebt. Bergabwärts füllen Cedernwaldungen die fruchtbaren Ebenen aus, welche das Land schmücken, und vorwärts erblickt das Auge die hohen häufig mit Schnee bedeckten Felsenkulmen von Adowa und Tigre, welche den schweizerischen Alpen ähnlich den fernen Horizont schließen.

Das Land ist mit farbigen Stämmen aller Art dicht bevölkert, welche in dieser kühlen Bergluft Afrikas mit Wohlbehagen umher ziehen. Schade, daß in diesen gesegneten Fluren ein rohes und räuberisches Volk haust, dem die Menschenfreundlichkeit des Christenthums bis jetzt fremde geblieben ist.

Von der Höhe des Tarantapasses steigt man in die Provinz Dixan herab, welche noch zu dem Gebiete von Baharnagasch gehört. Die Stadt Dixan steht auf einem hohen Felsen, und ist theils von Christen, theils von Muhamedanern, meist aber von schlechtem Gesindel bewohnt, das den Reisenden beschwerlich fällt. Ihr einträglichstes Gewerbe besteht im Kinderhandel; die in Abyssinien gestohlenen Kinder werden hieher auf den Marktplatz geliefert, und werden durch die Mohren in den Hafen von Massowah zum Verkauf gebracht, um nach Arabien und Indien als käufliche Waare ausgeführt zu werden. Selbst viele christliche Priester sollen ihre Hand in diesem schändlichen Menschenhandel haben. Nördlich von Dixan liegt der Distrikt Hamazer, welcher in das Land der wilden Schangallas hinüberführt. Die Bewohner desselben sind roh und grausam, und obgleich dem Namen nach Christen, doch um nichts besser, als ihre heidnischen Nachbarn. Südlich von Dixan sind die beiden Distrikte von Ober- und Unter-Bure, deren rohes Bergvolk in wilder Unabhängigkeit seine Tage verlebt. Zieht man von Dixan weiter, so tritt man in das eigentliche Reich Tigre ein, das auf einem Flächenraum von vier

Länge- und vier Breitegraden sich in neun Provinzen abtheilt. Eine Menge riesenhafter Bergfesten, Ambas genannt, ragen hier über die weite Bergebene empor, welche durch große Fruchtbarkeit sich auszeichnet. Ueberall ist das Land malerisch schön, und die Luft rein und gesund.

Die Hauptstadt des Reiches Tigre, Adowa, liegt am Abhange eines Hügels; ihre Häuser sind kegelförmig gebaut, und durch ihre engen Straßen ziehen sich kleine Gärten, welche die Häuser mit Wanga-Bäumen umschatten, und dem Ganzen einen schönen Anblick verleihen. Drei Bäche durchkreuzen das unten liegende Thal, und machen dasselbe fruchtbar. Hier ist der Stappelplatz der Karawanen, wo sie ihre Waaren aufhäufen, um sie von hier aus nach dem rothen Meere auszuführen. In der Umgegend werden mehrere Kirchen auf hohen Hügeln gezeigt, die meist von Mönchen bewohnt sind. Zu Adowa soll in 300 Häusern eine Bevölkerung von 8000 Seelen, wie Bruce, wahrscheinlich unrichtig, berichtet, ihre Wohnung finden. Hier hat der Ras von Tigre gewöhnlich seine Residenz, bei welchem sich Missionar Kugler mit seinem Gehülfen, Aichinger, geraume Zeit aufhielt, um in der Tigresprache eine Bibelübersetzung und Unterrichtsschriften für die Jugend vorzubereiten. Das Wohnhaus des Ras zeichnet sich vor den Uebrigen wohl durch Größe, nicht aber durch die Gestalt aus; es liegt auf dem Hügel, der die Stadt beherrscht, und sieht mehr einem Gefängnisse, als einem Pallaste ähnlich, weil hier immer bei 400 Gefangene in harte Eisen geschmiedet, wie geplagte Lastthiere umherziehen. Viele sitzen in Käfigen, und sind gleich wilden Thieren eingeschlossen.

Von Adowa führt der Weg westlich über prachtvolle Hügel und wasserreiche Thäler hinweg, bis man am Ausgange einer langen Schlucht zu den Trümmern der berühmten Stadt Axum gelangt, welche in den Tagen der Vorzeit die Wiege, so wie der Sprache und Kultur des Volkes, so auch der politischen und geistlichen Herrschaft

des Landes geweſen war. Ihre Trümmer liegen zerſtreut zwiſchen zwei Hügeln in einem fruchtbaren Thale, in welchem der Strom Mareb ſeinen Urſprung nimmt, welcher das Land Tigre bewäſſert. Steinerne Stufen führen zu dieſen Hügeln, in denen in Felſen gehauene, mit Säulen gezierte, unterirdiſche Gemächer ſich befinden, welche die ſchauerliche Todtenkammer der alten äthiopiſchen Könige geweſen ſeyn ſollen. Noch zeigt hier der Aberglaube das Grab der Königinn Saba, deren Andenken das Volk als ein Heiligthum bewahrt. Mächtige Obelisken, den egyptiſchen ähnlich, und ein Meiſterſtück der Kunſt, liegen hier als Denkmale einer vermoderten Größe umher, und verkündigen der Nachwelt, daß hienieden alles eitel und vergänglich iſt. Noch zeigt ein großer Quaderſtein mit griechiſcher Inſchrift an, wie einſt hier der Mittelpunkt des mächtigen abyſſiniſchen Reiches war.

Von hier führt der Weg in öſtlicher Richtung zu der Provinz Agame oder Agowa, welche hoch über die Meeresfläche erhaben eine ſehr geſunde und reine Luft genießt. Der Hauptort derſelben iſt Genater, ein Haufe kegelförmiger Hütten, über welche ein hoher Fels emporragt. Noch liegen viele Dörfer umher, deren Namen häufig wechſeln, ſo wie auch ſie ſelbſt unter den wiederholten Zerſtörungen des Bürgerkrieges oft nur eine kurze Dauer haben.

Die Provinz Enderta liegt im Süden von Agame, und wird, am hohen Senaf-Gebirge ſich hinziehend, in viele kleinere Diſtrikte abgetheilt. In einer ſehr fruchtbaren Gegend liegt der Flecken Mugge, und weiterhin Ademaza. Die ganze Gegend umher iſt gut angebaut und bewäſſert; das Dickicht voll Wild, unter dem neben den Jägern auch Löwen umherſchleichen. Die Hauptſtadt der Provinz iſt Antalo, welche bei 1000 Häuſer mit Strohdächern in ſich faßt. Oeſtlich von Antalo liegt Tſchellikut, in einem der ſchönſten Thäler Abyſſiniens, an einem herrlichen Bache; und weiter gegen Weſten

der gebirgige Distrikt Wazza, ein wildes unangebautes Land, das, von vielen Bächen durchströmt, des Landmanns wartet.

Im Süden von Enderta liegt Wodscherat, ein von Osten nach Westen sich hinziehender Landstrich, der durch seinen weißen Honig, so wie durch die Tapferkeit seiner Einwohner berühmt ist. In einem nahe gelegenen Distrikte, Wofila, in welchem sich ein großer See, Aschanschi genannt, befindet, haben sich die heidnischen Gallas mit den Einheimischen vermischt, und das Christenthum angenommen. Die Einwohner dieses Distriktes behaupten, von den portugiesischen Soldaten abzustammen, welche sich im fünfzehnten Jahrhundert hier niedergelassen haben, und sie sind stolz auf diese Abkunft. Wirklich sind sie auch ein schönerer Menschenschlag als die Uebrigen, und werden ihrer Treue und Tapferkeit halben überall im Lande werthgeschätzt. Der See Aschanschi soll so groß wie der Tzana-See im Amharalande seyn; man kann ihn indeß in drei Tagen umgehen.

Die südlichste Provinz des Reiches Tigre ist Lasta, ein ungeheures Felsenland, in welchem sich die Urgebirge zum Himmel emporthürmen. Ihre Hauptstadt, Sokata, liegt am Tacazze-Fluß, welcher in diesen Gebirgen seinen Ursprung nimmt. Die Stadt ist noch größer als Antalo. Dufat liegt auf einer hohen Felsenspitze (Amba), und unweit dieser Bergfestung ist Senare, wo der Befehlshaber der Provinz seinen Wohnsitz hat. Auch ist auf einer andern riesenhaften Felsenkulme eine Kirche aufgebaut, welche Dschummada Mariam heißt, und die Einwohner an eine alte christliche Zeit erinnert, welche zu ihrem Unglück vorüber gezogen ist. Die Einwohner von Lasta sind treffliche Reuter, und der Kern des Tigrischen Heeres. Nördlich von Lasta liegen mehrere Bergdistrikte, welche von christlichen Agaus bewohnt werden. Ihre Häuser zeichnen sich durch ihre eigenthümliche Bauart von den übrigen aus, und haben mit den alten egyptischen Tempeln eine Aehnlichkeit.

Die Provinz Abergale ist nur schmal, und erstreckt sich von Süden nach Norden etwa 24 Stunden lang am östlichen Ufer des Tacazze-Flusses hin, welchem hier mehrere Bergströme zufließen. Dieser Landesstrich ist sehr heiß, und die Mittagshitze beinahe unerträglich; die Provinz hat treffliche Weideplätze, und neben dürren Sandsteppen wächst der Weizen nicht selten auf eine Höhe von zwölf Schuh empor. Das Land erzeugt viele Baumwolle, und ist reich an Viehheerden; auch werden im Flusse Nilpferde angetroffen. Die Einwohner sind Agaus, welche das Land in Besitz genommen haben.

An der Westseite des Flusses hin führt nun der Weg in das höchste Gebirgsland Abyssiniens, in die Provinz Semen. Hier wird auf den Gebirgshöhen nicht selten Schnee und Eis angetroffen, während in den Niederungen des Landes eine heiße Sonne brennt. Die Provinz Semen wird meist von Fallaschas (Juden) bewohnt, welche das Land schon in frühern Jahrhunderten in Besitz genommen haben. Der Amba Gideon (Judenfels) ragt weit ins Land hinaus, um die alte Herrschaft der Judenkönige im Lande zu verkündigen, und Sagonet, die Hauptstadt der Provinz, zählt viele Einwohner. Der nördlich gelegene Distrikt Temben ist gleichfalls von Agaus bewohnt, welche in egyptischen Häusern wohnen. Diese Agaus haben sich auch an den Nilquellen angesiedelt; als Heiden verehren sie heute noch den Gott des Nils. Ihre Sitten sind alt-egyptisch, und alles spricht dafür, daß sie ihren ältesten phönizischen Adel mit Recht behaupten.

An den nördlichen Grenzen von Tigre liegt die Provinz Schire, unter dem 15° nördlicher Breite. Ihre reichen Wälder wimmeln von Klosterbrüdern und Einsiedlern, welche in gelben Ordenskleidern und mit einem Strick als Gürtel um den Leib als Müßiggänger umherziehen, und zur Plage des Landes ein zügelloses Leben führen. Waldubba und Walkait sind zwei nordwestliche Distrikte, welche durch eine jährliche Abgabe ihre Vasallenschaft von dem Ras im Lande Tigre anerkennen.

Obgleich dem Reiche Amhara, welches im Osten und Westen die beiden großen Nilquellen des Tacazze und des Abawi (Vaters der Gewässer) umfließen, der Ruhm gebührt, den Wohnsitz des abyssinischen Kaisers in sich zu fassen, so ist ihm doch schon längst die Krone vom Haupte gefallen, und die Gallavölker von der einen, und die kriegerischen Bewohner von Tigre von der andern Seite, haben der Oberherrschaft des Volkes schon längst ein Ende gemacht. Der Name Amhara, obgleich zunächst nur einer einzelnen Landesprovinz geltend, wird doch gewöhnlich von dem ganzen Lande gebraucht, in welchem die Amhara-Sprache gesprochen wird, und das der berüchtigte Statthalter Gugsa als Gesammtgebiet seiner Herrschaft unterwarf, welcher dasselbe seit dem Jahr 1814 bis vor wenigen Jahren erst beherrschte, während der Kaiser selbst als Gefangener zu Gondar gehalten wird. Gugsa, dieser mächtige Gebieter auf der Westseite des Tacazze, welcher mit dem Ras von Tigre in unaufhörlichem Kampfe lag, um auch dieses Land für sich zu erobern: wußte seine Gewalt dadurch zu verstärken, daß er mit den mächtigen Nachbarn, den Gallas, ein Bündniß schloß, und dadurch den Untergang seines Landes vorbereitete. Amhara ist ein hohes Bergland bis gegen Kuara hin, wo es allmählig gegen die Kolla abfällt. Die höchsten Gebirge treffen wir in der Provinz Godscham an, in welcher die Hauptquellen des Nils entspringen. Die hohen steilen Bergfesten (Ambas) sind besonders hier zu Hause, und schützen das Land, das bedeutend höher als Tigre liegt, gegen feindliche Einfälle. Seit Bruce ist kein Reisender in dieses Land gekommen, und noch ist uns das Innere desselben unbekannt. Wie weit es dem neuesten Reisenden, Herrn Rüppel, welcher am Ende des vorigen Jahres nach Gondar kam, gelingen wird, ohne Kenntniß der Landessprache die Geheimnisse desselben auszuspähen, wird die Zukunft lehren. Wenigstens dürfen wir für die Kenntniß seines Bodens, so wie seiner Thier- und Pflanzenwelt neue Entdeckungen von

diesem gelehrten und glücklichen Länderforscher erwarten. Das Volks- und Menschenleben im Lande wird unter Gottes Beistand eine künftige Missionsgeschichte aufschliessen, zu welcher durch Missionar Gobat ein so hoffnungsreicher Weg bereitet wurde.

Unter den verschiedenen Provinzen, in welche das Reich Amhara eingetheilt wird, steht die Provinz Tembea, an der Nordseite des Tzanna- oder Tembeasees gelegen, oben an. Das Land ist eben und reich an Getreide, besonders an gutem Weizen; von Tigre herauf aus Adowa und Antalo führen die berühmten steilen Gebirgspässe von Lamalmon und Inschetkaub. Es sind enge steile Schluchten, die sich durch ein Riesengebirge ziehen, an welchem sich Berge auf Berge emporthürmen. Das Hochland ist flach, kornreich und waldlos, und wird im Süden von den noch höhern Bergketten von Kaffa und Narea begränzt.

Der Tzannasee ist die größte Wasserfläche, welche man im Lande kennt, und seine größte Breite von Osten nach Westen mag 14 Stunden betragen, während seine Länge etwa 20 Stunden Weges in sich faßt. In der trockenen Jahreszeit fällt das Wasser beträchtlich ab; in der Regenzeit hingegen stürzen mächtige Waldströme dem See zu, und breiten sein Gewässer weit über das Land aus. Darf man den Berichten der Abyssinier trauen, so sollen 45 kleine bewohnte Inseln auf dem See sich befinden. Diese dienen theils als Staatsgefängnisse, theils als Zufluchtsörter in Zeiten feindlicher Ueberfälle.

Die Hauptstadt dieser Provinz und des ganzen Landes, Gondar, liegt auf einem ansehnlichen Hügel, und faßte zu der Zeit, als Bruce hier wohnte, nach seiner Angabe etwa 10,000 Familien in sich. Die Häuser sind meist von Lehm, mit kegelförmigen Strohdächern aufgebaut. Am Westende der Stadt liegt die königliche Wohnung, welche ehemals ein ansehnliches Gebäude ausmachte, und jetzt meist in Trümmern liegt. Sie ist ins Viereck gebaut, hat an den Ecken Thürme, und war

ehemals vier Stockwerke hoch, welche nun gänzlich zerfallen sind. Das kaiserliche Audienz-Zimmer im untern Stockwerke ist 120 Fuß lang, und der ganze Pallast ist, einer Festung ähnlich, mit hohen Mauern umgeben. Der Fluß Koskam läuft am Fuße des Berges durch ein tiefes Thal, aus welchem drei Ausgänge in das Land hinaus führen, und Gondar gegenüber jenseits des Flusses liegt eine ansehnliche von Muhamedanern bewohnte Stadt, welche ungefähr 1000 Häuser zählt.

Südlicher auf der Ostseite des Tzanna-Sees liegt die Provinz Belassem, deren Hauptstadt Emfras ist, die auf einer hohen Amba liegt, und etwa 300 Häuser zählt. Von hier aus übersieht man den ganzen See und einen großen Strich Landes auf der andern Seite. Einst war hier die Residenz des Königs, jetzt ist die Stadt von Muhamedanern bewohnt, welche mit den Gallas Handel treiben.

In den tiefen Bergschluchten der Provinz Godscham liegen die Hauptquellen des Nilstromes, welche in der Nähe des Dorfes Geesch entspringen, und durch die vielen Waldbäche des Landes verstärkt, in großen Umwegen alle westlichen Provinzen von Amhara durchziehen. Diese Provinz enthält fettes Weideland, und ist mit zahlreichen Heerden des besten Viehes angefüllt. Auch die Bevölkerung derselben ist groß, unter denen Schaaren unwissender Mönche umherziehen, welche nicht selten in bitterer Feindschaft mit einander leben. Der Distrikt Damot faßt die hohen Berge Amid in sich, welche zu den höchsten Abyssiniens gehören. Der Hauptort dieses Distriktes ist Bure; die Luft in diesem Hochlande ist überall mild und gesund, und die Mittagshitze wird durch erquickende Lüfte abgekühlt. Der Honig dieser Alpen ist eben so vortrefflich, als das Gold, das häufig angetroffen wird; aber einen mächtigen Kontrast zu dieser herrlichen Natur bildet das rohe Geschlecht, das sie bewohnt, und das mit den wilden Thieren, welche in diesem Lande wimmeln, die Höhlen der Berge als Wohnung theilt.

Die Provinz Maitſcha erſtreckt ſich am Nilfluſſe hin, wo dieſer den Tzanna-See durchzieht. Nicht weniger als 99 Unterhäuptlinge ſollen dieſes Land beherrſchen, deſſen Einwohner von den Gallas abſtammen. Die Hauptſtadt deſſelben iſt Ibaba, welche an Größe, Reichthum und Volksmenge Gondar gleichkommt. Hier haben ſich die Agaus niedergelaſſen, welche den Boden bauen. Die Häuſer von Maitſcha ſind von ganz eigener Bauart. Ein Stück Landes wird gewählt, das durch zwei Dornenhecken in vier Theile getheilt wird. Im erſten Winkel läßt ſich der Hausvater nieder, und baut eine kleine Hütte auf, die übrigen nimmt ſeine Familie ein. Das Dorngehäge wird nun mit aller Sorgfalt angepflanzt, und bildet bald ein feſtes Gemäuer, hinter welchem ſich die Familie gegen Angriffe vertheidigt.

Die übrigen Provinzen von Amhara ſind kaum erſt dem Namen nach bekannt, und die Rohheit ihrer Bewohner hat es bis jetzt dem Europäer nicht geſtattet, ihre Dörfer zu beſuchen. Um von dem Königreich Amhara nach dem dritten Reiche, Schoa und Efat, zu gelangen, welche die dritte Abtheilung Abyſſiniens ausmachen, und ausſchließlich von Gallasvölkern bewohnt ſind, muß der Wanderer Wildniſſe durchziehen, welche von Räuberhorden wimmeln, und auf jedem Schritt ſeinem Leben Gefahr drohen. Efat, das zwiſchen dem 9° nördlicher Breite liegt, und ſich von Norden nach Süden hinzieht, iſt ein hohes Bergland, deſſen Regent ſich vom abyſſiniſchen Kaiſer unabhängig gemacht hat. Die Hauptſtadt deſſelben iſt Ankobar, wo der Landesfürſt reſidirt. Efat wird für eine der ſchönſten und reichſten Provinzen Abyſſiniens gehalten, welche jedoch bis jetzt noch dem Europäer völlig verſchloſſen iſt, obgleich ihre Einwohner den Chriſtennamen tragen.

Die Provinz Schoa liegt dem Nile zu, und iſt durch ihre fruchtbaren Thäler berühmt. Dieſe ſind voll Städte und Klöſter, welche mit trägen Mönchen angefüllt ſind. Die Einwohner beider Provinzen ſollen ſich, wie der

Reiſebeſchreiber Salt behauptet, ſowohl durch die reine Alterthümlichkeit ihrer äthiopiſchen Geſittung, als durch einen gewiſſen Grad feinerer Bildung vor den übrigen Abyſſiniern vortheilhaft auszeichnen. Sie haben Gelehrte, welche nicht Prieſter ſind, und durch deren Bemühungen der Sinn für Kenntniſſe unter dem Volke erhalten wird.

Uebrigens iſt die Provinz Schoa ein für den Europäer beinahe noch gänzlich unbekanntes Land, indem dieſelbe ſchon ſeit langer Zeit ein Raub der heidniſchen Gallahorden geworden iſt, welche dem Fremdling den Weg zu dieſem Boden verſchließen. Doch hat das noch übrig gebliebene Licht des Chriſtenthums im Lande auch auf dieſe Barbaren wohlthätig zurückgewirkt, indem viele derſelben wenigſtens der äußerlichen Form nach für die chriſtliche Kirche gewonnen worden ſind. Wer wollte nicht den glücklichen Zeitpunkt herbeiwünſchen, welcher vielleicht nicht mehr ferne iſt, in welchem auch dieſe Fremdlinge aus dem Heidenthum in Gottes Hausgenoſſen umgewandelt werden.

In dem Tagebuch des Miſſionars Gobat werden wir da und dort über dieſe wilden Gallaſtämme ein Wort vernehmen, und darum dürfte es hier an der rechten Stelle ſeyn, ein Paar geſchichtliche Bemerkungen über dieſelben vorauszuſchicken. Dieſe Gallahorden kommen überall als die größten und gefährlichſten Feinde der Abyſſinier zum Vorſchein. Sie ſind es, welche dieſen einen großen Theil ihrer ſchönſten Provinzen entriſſen, das mächtige äthiopiſche Reich zertrümmert, und den Lauf der chriſtlichen Kultur im Lande mannigfaltig gehemmt haben; da ſeit drei Jahrhunderten die Abyſſinier immer mit den Waffen in der Hand auf ihren Gebirgen das Eindringen dieſer wilden Barbaren abwehren mußten. Die Gallas ſelbſt ſind in zahlreiche Stämme zerſpalten, werden aber gewöhnlich in die öſtlichen (Bertuma Galla) und in die weſtlichen (Boren Galla) eingetheilt. Sie ſollen aus dem tiefen Süden Afrikas hervorgegangen ſeyn; griffen

im Jahr 1537 zuerst die südlichen Provinzen Abyssiniens an, und sind jetzt im Westen bis über Gondar, im Süden bis in die Provinz Lasta, und im Südosten bis Enderta vorgedrungen. Wohin sie im Lande kamen, folgte ihnen Mord und Brand auf dem Fuße nach, und auch des Säuglings wurde nicht geschont. Etwa zwanzig ihrer Stämme haben sich nunmehr im Lande niedergelassen, welche von einander unabhängig sind, und ihre eigenen Anführer haben. Viele von ihnen haben, wie dieß auch zur Zeit der Völkerwanderung in den Abendländern geschah, im Lauf der Zeit das Namenchristenthum der Besiegten angenommen, und noch Andere der Religion Muhameds gehuldigt. Die Meisten aber sind noch blinde Götzendiener, und leben in roher Wildheit dahin.

Als Hirtenvölker lebten sie früher von Milch, Butter und Fleisch; in Abyssinien haben sich nun die Meisten häuslich niedergelassen, und das Land zu bauen angefangen. Sie gehen gewöhnlich nackt, nur ein Fell ist um die Lenden geschlagen, und ein anderes werfen sie über die Schultern. Ihr kräftiger Nationalcharakter und ein gewisser Grad von Sittlichkeit, den sie sich im Lande ihrer Niederlassung angeeignet haben, wird häufig gerühmt. Auch scheinen sie unter ihren gegenwärtigen Umständen ein für evangelische Missionsthätigkeit vorzugsweise geeignetes Volk zu seyn, und dieß um so mehr, da Missionar Gobat es wahrscheinlich findet, daß den Boten Christi gestattet seyn dürfte, ohne alle Gefahr für Leben und Eigenthum sich unter ihnen niederzulassen.

Zweiter Abschnitt.

Blicke in die frühere Missionsgeschichte Abyssiniens.

Bekanntlich wird der erste Anfang der Bekehrung des abyssinischen Volkes zum Christenthum gewöhnlich in das

nun der erzürnte Bischof jedes Mittel, das er bisher angewendet hatte, um die Abyssinier für Rom zu gewinnen, auf diese Weise vereitelt sah, nahm er zu einem Versuche seine Zuflucht, welcher die Sache entscheiden sollte. Es wurde nämlich von ihm am 5. Februar 1559 die ganze abyssinische Kirche in den Kirchenbann gethan. Ein solches Verfahren mußte dazu dienen, nicht nur den tyrannischen Geist des Papstthums und die Irrthümer der römischen Kirche öffentlich auszustellen, sondern auch den Kaiser in seinem eigenen religiösen Glauben noch mehr zu befestigen, der, wie ein Geschichtschreiber jener Tage bemerkt, nur um so mehr das Papstthum und seine Umtriebe hassenswürdig fand, je mehr er dasselbe kennen lernte. —

Aber während Claudius der Siege sich erfreute, welche er über den Bischof davon getragen hatte, zog sich ein Sturmgewitter anderer Art über seinem Haupte zusammen, das ihm selbst den Untergang drohte. Der Sohn des Königs von Adel-Nur, ein alter Widersacher Aethiopiens, hatte kaum die Grenzen des Landes unbewacht gefunden, als er mit einem mächtigen Heere dasselbe überfiel, und weithin seine Verheerungen verbreitete. Der Kaiser zog ihm mit seinen ungeübten Haufen entgegen; diese wurden gänzlich geschlagen, und er selbst fiel als Opfer auf dem Schlachtfelde. Mit ihm war ein Fürst gefallen, dem an Frömmigkeit, wissenschaftlicher Bildung und Mäßigung nur wenige seiner Vorgänger gleich kamen, und der, hätte ihm die Vorsehung Gottes das Leben länger erhalten, vielleicht die Blutströme aufgehalten haben würde, welche sich von jetzt an über Abyssinien ergossen. Da Claudius ohne Nachkommen starb, so folgte ihm sein Bruder Adam, ein stolzer und rachsüchtiger Fürst, auf dem Throne nach, welcher alsobald den römisch-katholischen Einwohnern seines Landes Rache schwur, weil er das Unglück, das seinen Bruder und Aethiopien betroffen hatte, ihren verrätherischen Planen zuschrieb. Er nahm daher den Portugiesen die Ländereien wieder

behauptete, daß in Christo das Göttliche und Menschliche zu Einer Natur verbunden sey.

Als im Laufe des siebenten Jahrhunderts die muhamedanischen Araber sich Egyptens bemächtigten, und die Kirche Christi daselbst niederdrückten, so wurde auf diesem Wege fast jede Verbindung zwischen den Kirchen des Morgen- und Abendlandes abgeschnitten; und viele Jahrhunderte lang verschwindet die abyssinische Kirche beinahe gänzlich aus der Geschichte. Im heißen Kampfe mit den Arabern, welche ihr mit List und Gewalt ihre neue Religion aufzudringen versuchten, blieben die abyssinischen Christen in ihren Gebirgen ihrem Glauben unerschütterlich getreu; und Gott ließ es ihnen gelingen, ihre Unabhängigkeit vom muhamedanischen Joche standhaft zu vertheidigen, und das Kleinod des Glaubens zu bewahren, das sie von ihren frommen Vätern geerbt hatten.

Erst mit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts kommt die abyssinische Kirche, welche in dem verfinsterten Europa in gänzliche Vergessenheit gerathen war, aufs Neue zur Sprache. Einige Reisende, welche der König von Portugal, Johann II., nach Afrika gesendet hatte, um die unbekannten Länder desselben auszuspähen, hörten zum ersten Male wieder von einer christlichen Kirche, welche in den Hochgebirgen Abyssiniens aus den frühern Jahrhunderten her noch angetroffen werden solle, und welche durch alle Jahrhunderte hindurch die glücklichen Waffen der Sarazenen nicht zu überwältigen vermochten; und sie brachten diese frohe Botschaft an den königlichen Hof zurück. Der König, hocherfreut über diese Entdeckung, beschloß, einige Abgeordnete nach Abyssinien zu senden, um den wahren Zustand dieses Volkes genauer auszukundschaften. Nach einigen fruchtlosen Versuchen gelang es endlich einem gewissen Pedro Covilham im Jahr 1490 nach Abyssinien zu kommen, und nach seiner Rückkehr dem Könige zu melden, was er dort gesehen und gehört hatte. Seine Erscheinung in Abyssinien hatte auch dort große Aufmerksamkeit erregt, und der abyssinische

Kaiser Alexander, welchem die Botschaft des Freindlings willkommen war, hatte schon beschlossen: einige Abgeordnete an den portugiesischen Hof abzusenden; als der Tod, der ihn nicht lange hernach hinwegraffte, ihn an der Ausführung seines Vorhabens hinderte.

Erst Nahods Nachfolger, Lebna, welcher unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Kaiserinn Helena, Aethiopien beherrschte, sah sich veranlaßt: einige Abgeordnete nach Lissabon zu senden, nachdem er von den großen Eroberungen gehört hatte, welche die Portugiesen um diese Zeit in Indien machten. Der König Emmanuel saß damals auf dem Throne Portugals, und auch er fand es wünschenswerth, mit Abyssinien ein Bündniß zu schliessen, das im Jahr 1509 zu Stande kam. Auf Verlangen der Kaiserinn Helena wurden jetzt einige Gelehrte und Künstler nach Aethiopien geschickt, welche sich im Lande niederließen. Von jetzt an wurden diese Gesandtschaften zwischen beiden Ländern von Zeit zu Zeit erneuert. Eine der merkwürdigsten war die Sendung des Aethiopiers Zaga Zaba, welcher im Jahr 1527 in Lissabon ankam. Von seinem Hofe beauftragt, dort ein Glaubensbekenntniß zu unterzeichnen, das die weltlichen und geistlichen Interessen beider Höfe befriedigen sollte, trug er dennoch nach genauerer Kenntniß der römischen Hierarchie Bedenken: im Namen der äthiopischen Kirche in ein solches Bündniß sich einzulassen, was ihm in der Folge den gewaltsamen Tod zuzog.

Während seiner Abwesenheit waren nämlich die muhamedanischen Völkerstämme der benachbarten Gallas in Aethiopien eingefallen, weil sie das Bündniß fürchteten, welches die Kaiserinn mit Portugal zu schließen vorhatte; und ein muhamedanischer Fürst, Mahomed Gragne, nachdem er sich mit den Hülfsvölkern des Königes von Adel verstärkt hatte, war glücklich genug, die äthiopische Armee aus dem Felde zu schlagen, und als Sieger mehrerer Provinzen sich zu bemächtigen. Der Kaiser selbst mußte

in

in die Gebirge fliehen, indeß die feindlichen Heere sein Land verwüsteten.

In seiner hülflosen Lage sendete er einen Portugiesen, Bermudes, der in seinem Gefolge sich befand, an die Höfe von Rom und Lissabon ab, um ihre Hülfe anzusprechen. Noch ehe dieser Aethiopien verließ, mußte ihn zuvor der Abuna des Landes zum Bischofe weihen, und ihn zu seinem Nachfolger auf dem Patriarchenstuhle in Aethiopien ernennen. Bermudes kam im Jahr 1538 zu Rom an, wurde von dem Papste freundlich aufgenommen, durch diesen gleichfalls zum Patriarchen von Aethiopien geweiht, und mit Empfehlungen an den König nach Lissabon abgesendet. Aber wie willkommen auch dem portugiesischen Könige zur Förderung seiner eigenen Eroberungen ein Freundschaftsbündniß mit dem äthiopischen Kaiser war, so trug er dennoch Bedenken, an dem Kriege desselben gegen die Gallasvölker Theil zu nehmen. Unter dem Vorwande, einige hundert Soldaten zu Goa auf der Westküste Asiens als Hülfstruppen abzuholen, kam Bermudes im Jahr 1530 daselbst an, und sah sich bald in seinen Erwartungen getäuscht, da vom portugiesischen Könige kein Befehl hiezu dorthin gesendet worden war.

Indeß starb der äthiopische Kaiser David im Jahr 1540, und sein Sohn Claudius bestieg den Thron. Bald verbreitete sich die Nachricht, daß eine portugiesische Flotte im rothen Meere sich gezeigt habe, welche dorthin gesendet worden war, um die muhamedanischen Gallas, welche immer weiter vordrangen, zu vertreiben. Alsobald wurden nun zwei Abgeordnete an den Admiral der Flotte abgesendet, um ihn um schleunige Hülfe zu ersuchen. Sie fanden die portugiesische Flotte im Hafen von Massowah, und bald wurde auf ihre dringende Bitte der Beschluß gefaßt, daß unter der Anführung des Don Christoph von Gama, eines Sohnes des berühmten Vasko de Gama, 400 Portugiesen zur Hülfe gesendet werden sollen. Im Juli 1541 setzte Gama zu Arkiko seine Trup-

pen ans Land, um ſich mit den Aethiopiern zu vereinigen, ehe der Galla-Fürſt Gragne die Armee angreifen würde. Allein Gama büßte in einem Treffen gegen die muhamedaniſchen Gallas ſein Leben ein, und ſein kleines Häuflein ging zu Grunde, während es Bermudes mit wenigen Uebriggebliebenen gelang, die Armee des äthiopiſchen Kaiſers zu erreichen. Nicht lange hernach wurden die Gallas geſchlagen, Gragne ſelbſt verlor ſein Leben, und der vertriebene Kaiſer gelangte wieder zum ruhigen Beſitze ſeines Thrones.

Aber bald machten die ſiegreichen Portugieſen unter der Anführung des Bermudes für ihre geleiſteten Dienſte übertriebene Forderungen an den äthiopiſchen Kaiſer. Sie verlangten weniger nicht, als daß er mit ſeinem Volke den römiſchen Glauben annehmen, und den dritten Theil ſeines Reiches ihnen zum Beſitze geben ſollte; und als der erzürnte Kaiſer Claudius dieſe übermüthigen Forderungen verwarf, wurde ihm mit dem Bannfluche gedroht. Der Kaiſer, der ſich hiedurch nicht ſchrecken ließ, erklärte nun, daß der Patriarch keine Gewalt in ſeinem Lande habe, und daß er den römiſchen Papſt ſelbſt für einen Ketzer halte; und um die Aufrichtigkeit ſeiner Liebe zu der alten Kirche Aethiopiens zu beweiſen, ſandte er alſobald Abgeordnete nach Alexandrien ab, um einen rechtgläubigen Abuna für ſeine Kirche dort abzuholen. Bermudes wurde nun ins Gefängniß geworfen, bis es ihm nach einiger Zeit gelang, auf die Meeresküſte im Lande Tigre zu entfliehen.

Indeß hatte Ignatius Loyola den Orden der Jeſuiten geſtiftet, und als er den unglücklichen Ausgang des Verkehres mit Aethiopien vernahm, ſo bot er ſich ſelbſt dem Papſte an, dorthin zu gehen, um eine Vereinigung der äthiopiſchen Kirche mit der römiſchen zu Stande zu bringen. Der Papſt, der ihn für noch größere Unternehmungen aufſparen wollte, fand es nicht für gut, ihm die Genehmigung hiezu zu ertheilen, und es wurden nun dreizehn Miſſionarien der neuerrichteten Jeſuiten-

Gesellschaft nach Abyssinien abgesendet, um dort das Bekehrungswerk zu beginnen. Ein Portugiese, Nunes Baretto, der in diesem Häuflein sich befand, wurde zum voraus zum Patriarchen des Landes, und zwei andere, Andreas Oviedo und Melchior Carneiro, als Bischöfe desselben ernannt; und diese mit zehn Gehülfen zuerst nach Goa abgesendet, um dort für ihre neue Mission sich so lange vorzubereiten, bis drei aus ihrer Mitte, Opretes, Rodriguez und Freyere, den Weg nach Abyssinien ihnen vorbereitet haben würden. Diese fanden sich wirklich im Jahr 1555 am kaiserlichen Hofe ein. Ihre Erscheinung war dem Kaiser keineswegs willkommen, und dieß um so weniger, da er vernahm, daß ein noch größerer Haufe derselben die Ueberfahrt nach Abyssinien zu Goa erwartete. Wie sehr sich auch Rodriguez Mühe gab, dem Kaiser zu beweisen, daß der Papst zu Rom der Stellvertreter Christi auf Erden sey, und daß kein Mensch selig werden könne, welcher nicht Theil an der römischen Kirche habe, so wies ihn doch der Kaiser mit der Bemerkung von sich, daß eine Kirchenversammlung über diese Punkte entscheiden müsse, und daß einem einzelnen Priester hierüber kein Urtheil zustehe; auch solle er nicht erwarten, daß das Volk von Aethiopien so leicht den Glauben seiner Väter verlassen werde. Rodriguez mit seinen Gefährten wurde jetzt entlassen, indeß der Kaiser eine Reise in eine Provinz seines Landes antrat.

Rathlos wurde nun der Jesuiten-Missionar von einem reichen Portugiesen in die Wohnung aufgenommen, wo er eine Abhandlung über die christliche Religion schrieb, die nur mit Mühe in die äthiopische Sprache übersetzt wurde, und die er nun dem Kaiser nach seiner Rückkehr überreichte. Aber auch dieses vermochte nicht, die Ueberzeugung des Monarchen zu ändern; vielmehr war sie das Mittel, das Herz des Kaisers nur noch mehr von diesen neuen Sendboten abzuwenden.

Als Rodriguez sah, daß er am kaiserlichen Hofe nichts weiter auszurichten vermochte, kehrte er nach der Meeresküste zurück, um dort den entflohenen Bermudes aufzusuchen, der sich noch immer als rechtmäßiger Patriarch von Aethiopien betrachtete, um mit diesem nach Goa zurückzukehren, um zu einer günstigern Zeit mit ihm und einer Anzahl von Jesuiten-Missionarien abermals im Lande zu erscheinen. Bei ihrer Ankunft daselbst wurde beschlossen, daß der Bischof Oviedo mit einigen Vätern nach Abyssinien vorausgehen, und daß, wenn dieser vom Stand der Dinge daselbst eine günstige Nachricht einsenden könnte, sodann der Patriarch mit den übrigen Gefährten nachfolgen sollte. Bald kam Oviedo auf der äthiopischen Küste zu Deborowah an, wo er den Küstenkönig (Baharnagasch) antraf, der sich immer als Freund der römischen Missionarien bewiesen hatte; und da letzterer gerade im Feldlager des Kaisers erscheinen sollte, so nahm er seinen Freund Oviedo dorthin mit. Dieser fand Gelegenheit, in einer Audienz dem Kaiser die Empfehlungsschreiben des römischen Papstes und des Königes von Portugal zu überreichen, worauf er mit Unmuth von dem Monarchen entlassen wurde. In einer zweiten Zusammenkunft mit dem Kaiser war der Bischof kühner, und fragte denselben geradezu, ob er sich dem Papste unterwerfen wolle oder nicht? mit der Versicherung, daß ohne dieses für ihn und sein Volk kein Heil zu finden sey. Mit ruhiger Milde erwiederte der Kaiser, daß die abyssinische Kirche von Anfang an mit dem Patriarchenstuhle zu Alexandrien verbunden gewesen sey, und ihm keine Gründe bekannt seyen, welche ihn und sein Volk veranlassen könnten, diese Verbindung aufzuheben. Da der Bischof seinen Antrag aufs Neue wiederholte, so wurde er von dem Kaiser mit der Bemerkung abgewiesen, daß die Sache einer Kirchenversammlung vorgelegt, und ihm der Bescheid derselben mitgetheilt werden solle.

Oviedo wurde bald gewahr, daß er durch solche Drohungen bei dem Monarchen nichts auszurichten ver-

mochte. Er versuchte nun den Weg der Freundlichkeit, und erließ ein zutrauliches Schreiben an den Kaiser, worin er ihn an das Verlangen nach gelehrten Männern erinnerte, das sie an den Papst und den König von Portugal gemacht hatten, und ihn darauf aufmerksam machte, wie er selbst früher den Bermudes als Patriarchen des Landes anerkannt habe. Zugleich warnte er ihn, sich vor den Einflüsterungen seiner Mutter, der Kaiserinn, und seiner Staatsdiener zu hüten, indem er ihm erklärte, daß man in Glaubenssachen Vater und Mutter hassen müsse, und daß oft in solchem Falle die eigenen Hausgenossen unsere größten Feinde seyen. Es ließ sich erwarten, daß Blendwerke dieser Art einen Mann wie Claudius nicht täuschen würden, welcher eine gesundere Schrifterkenntniß besaß, als dieß bei dem Jesuiten-Missionar der Fall war. Diese Vorstellungen hatten auch wirklich die Wirkung, daß das Herz des Kaisers je mehr und mehr von dem Manne und seiner Sache entfernt wurde. Als Oviedo dieß wahrnahm, ließ er an alle Gelehrten in Abyssinien die Aufforderung ergehen, über die vorliegenden Punkte in öffentlichen Streit mit ihm einzutreten. Diese Aufforderung ward wirklich angenommen; und weil der Kaiser fürchtete, daß seine Mönche durch die schlaue Gewandtheit dieses italienischen Jesuiten leicht in Verwirrung gebracht werden möchten, so trat er persönlich als Hauptgegner auf, und machte, wie selbst Geschichtschreiber der Jesuiten-Parthei erzählten, durch seine gründliche und nüchterne Schrifterkenntniß den streitsüchtigen Bischof zu Schanden.

Allein dieser konnte nicht so leicht zum Stillschweigen gebracht werden, und er machte daher den Versuch, durch Streitschriften die Gemüther der Abyssinier zu verwirren. Zuerst griff er in einer Schrift die Irrthümer der äthiopischen Kirche an, und sandte diese Schrift zur ernstlichen Betrachtung dem Kaiser zu. Dieser erwog reiflich den Inhalt derselben, und schrieb eigenhändig eine Widerlegung eines jeden Artikels, den sie in sich faßte. Als

nun der erzürnte Bischof jedes Mittel, das er bisher angewendet hatte, um die Abyssinier für Rom zu gewinnen, auf diese Weise vereitelt sah, nahm er zu einem Versuche seine Zuflucht, welcher die Sache entscheiden sollte. Es wurde nämlich von ihm am 5. Februar 1559 die ganze abyssinische Kirche in den Kirchenbann gethan. Ein solches Verfahren mußte dazu dienen, nicht nur den tyrannischen Geist des Papstthums und die Irrthümer der römischen Kirche öffentlich auszustellen, sondern auch den Kaiser in seinem eigenen religiösen Glauben noch mehr zu befestigen, der, wie ein Geschichtschreiber jener Tage bemerkt, nur um so mehr das Papstthum und seine Umtriebe hassenswürdig fand, je mehr er dasselbe kennen lernte. —

Aber während Claudius der Siege sich erfreute, welche er über den Bischof davon getragen hatte, zog sich ein Sturmgewitter anderer Art über seinem Haupte zusammen, das ihm selbst den Untergang drohte. Der Sohn des Königs von Adel-Nur, ein alter Widersacher Aethiopiens, hatte kaum die Grenzen des Landes unbewacht gefunden, als er mit einem mächtigen Heere dasselbe überfiel, und weithin seine Verheerungen verbreitete. Der Kaiser zog ihm mit seinen ungeübten Haufen entgegen; diese wurden gänzlich geschlagen, und er selbst fiel als Opfer auf dem Schlachtfelde. Mit ihm war ein Fürst gefallen, dem an Frömmigkeit, wissenschaftlicher Bildung und Mäßigung nur wenige seiner Vorgänger gleich kamen, und der, hätte ihm die Vorsehung Gottes das Leben länger erhalten, vielleicht die Blutströme aufgehalten haben würde, welche sich von jetzt an über Abyssinien ergossen. Da Claudius ohne Nachkommen starb, so folgte ihm sein Bruder Adam, ein stolzer und rachsüchtiger Fürst, auf dem Throne nach, welcher alsobald den römisch-katholischen Einwohnern seines Landes Rache schwur, weil er das Unglück, das seinen Bruder und Aethiopien betroffen hatte, ihren verrätherischen Planen zuschrieb. Er nahm daher den Portugiesen die Ländereien wieder

ab, welche ihnen sein Bruder für früher geleistete Dienste geschenkt hatte, und drohte dem Bischofe mit der Todesstrafe, wenn er fortfahren sollte, seine Unterthanen durch die Irrthümer Roms zu verwirren.

Ob die Jesuiten wirklich bei diesem feindlichen Ueberfalle ihre Hand im Spiele hatten, ist nicht leicht zu entscheiden; aber daß der Kaiser Ursache hatte, strenge Maßregeln gegen ihre Eingriffe zu gebrauchen, liegt am Tage, um so mehr, da auch der Küstenkönig, ein warmer Freund derselben, die Waffen gegen den Kaiser getragen, und, um dem Bekehrungswerke Nachdruck zu geben, portugiesische Truppen von Goa nach Afrika herüber gelockt hatte. Gegen ihn zog nun der erzürnte Kaiser zu Felde, und schlug sein Heer in die Flucht. Der Küstenkönig entfloh zu den Muhamedanern, und reizte diese durch die Erwartung neuer portugiesischer Hülfstruppen zu einem Feldzug gegen den Kaiser auf, welcher im Treffen gegen dieselben sein Leben einbüßte. Leicht hätten auch die Jesuiten-Missionarien das gleiche Loos mit dem Kaiser getheilt, der sie als Gefangene mit sich führte, wäre ihnen nicht ihr Freund, der Küstenkönig, im entscheidenden Augenblick noch zu Hülfe gekommen.

Jetzt wurde Adams Sohn, Malac Sascheb, auf den abyssinischen Thron erhoben, welcher, obgleich er an den Jesuiten-Missionarien keine Feindseligkeit verübte, die sich nach Fremona zurückgezogen hatten, doch ihre Grundsätze und ihr Betragen nicht weniger verabscheute, als dieß bei seinem Vater und seinem Oheim der Fall gewesen war. Noch hatten die Jesuiten die Hoffnung nicht aufgegeben, ihr früheres Ansehen und mit ihm die äthiopische Kirche wieder zu gewinnen, und brachten daher ihre Tage zu Fremona nicht in Unthätigkeit zu; auch bestürmten sie den Vizekönig von Goa mit ihren Bitten um portugiesische Hülfstruppen, mit welchen sie das Bekehrungswerk in Aethiopien innerhalb kurzer Zeit zu Stande zu bringen hofften. Ein solches Beginnen schien indeß mit der Staatsklugheit des indischen Vizekönigs nicht zusammen

zu ſtimmen, welcher vielmehr dem Könige von Portugal anlag, den Papſt zu bitten, daß die Jeſuiten-Miſſionarien aus Abyſſinien zurückgewieſen werden möchten. Wirklich wurde auch Oviedo im Jahr 1560 von dem Papſte nach Japan gerufen, wo er einen beſſern Erfolg ſeiner Miſſionsarbeiten hoffen durfte. Dieſer Ruf ſtimmte indeß mit den Wünſchen des ehrſüchtigen Biſchofs nicht zuſammen, welcher in einem demüthigen Schreiben den Papſt benachrichtigte, daß er zwar jederzeit bereit ſey, dem Willen ſeiner Heiligkeit zu folgen, daß er aber getroſt hoffen dürfte, mit Hülfe von 600 guten portugieſiſchen Soldaten die ganze äthiopiſche Kirche dem apoſtoliſchen Stuhle unterwerfen zu können. Zugleich machte er dem heiligen Vater zu Rom bemerklich, wie in allen Provinzen Abyſſiniens reiche Adern des feinſten Goldes im Ueberfluß zu finden ſeyen, und wie zugleich das Land eine reiche Seelenerndte erwarten laſſe. Indeß hatte der Papſt keine Luſt, in die Plane des Biſchofs ſich einzulaſſen, und es kamen Schiffe auf der afrikaniſchen Küſte an, um die Väter von Abyſſinien hinweg nach Goa hinüberzubringen.

Auf dieſe Weiſe endigte die erſte Miſſion der Jeſuiten in dieſem Lande, welcher in Hinſicht auf den ausgebreiteten Schaden, den ſie daſelbſt anrichteten, ſo wie auf die Schlechtigkeit der Mittel wohl nur die zweite Miſſion der Jeſuiten gleich kam, die vierzig Jahre ſpäter in derſelben Abſicht und mit denſelben nichtswürdigen Mitteln von den Jeſuiten in Abyſſinien unternommen wurde.

Nachdem ihre erſte Miſſion in Abyſſinien auf dieſe Weiſe fehlgeſchlagen hatte, ſcheinen die Jeſuiten eine Zeitlang die Hoffnung aufgegeben zu haben, die Kirche dieſes Landes unter die Herrſchaft des päpſtlichen Stuhles zurückzuführen. Als aber Philipp II. den Thron von Portugal beſtieg, wurde die Sache aufs Neue in Anregung gebracht, und am Ende beſchloſſen, daß zwei Väter dieſer Geſellſchaft, Antonio de Montſerado und Peter Pays, als verkleidete armeniſche Kaufleute nach Abyſſinien geſendet

werden ſollen. Dieſe ſegelten wirklich im Jahr 1588 von Goa ab; aber ein Sturm jagte ſie an die arabiſche Küſte, wo ihr Schiff zu Grunde ging. Sie ſelbſt wurden als chriſtliche Prieſter vom Volke erkannt, und in ein Gefängniß geworfen, in welchem ſie ſieben lange Jahre ſchmachten mußten.

Als man zu Goa, dem damaligen Hauptquartier der indiſchen Miſſion, dieſes Unglück vernahm, wurden zwei andere, Abraham de Georgys, ein maronitiſcher Jeſuite, und mit ihm ein abyſſiniſcher Jüngling nach Aethiopien geſendet. Dieſe landeten als Türken verkleidet auf der kleinen Inſel Maſſowah, an der abyſſiniſchen Küſte. Als aber der Gouverneur daſelbſt die Entdeckung machte, daß Georgys ein chriſtlicher Prieſter ſey, ſo erklärte er ihm rund heraus: weil er ſich zum Schein in einen Muhamedaner verkleidet habe, ſo müſſe er wirklich ein ſolcher werden, oder den Kopf verlieren. Georgys wählte das letztere, und alſobald wurde ihm der Kopf abgeſchlagen. Jetzt wurde ein Italiener, Johann Baptiſta, zum Biſchof dieſer Miſſion geweiht, und nach Aethiopien geſendet. Dieſer wurde auf der Inſel Comera von den Türken entdeckt, und hatte das nämliche Schickſal zu erdulten, wie Pater Georgys.

Als nun Don Alexio de Menezes, welcher damals Erzbiſchof auf Goa war, und mit dem Schwert und brennenden Scheiterhaufen das Chriſtenthum auf der malabariſchen Küſte verbreitete, dieſe wiederholten Unfälle der abyſſiniſchen Miſſion vernahm, ſo glaubte er den Beruf zu haben, für die Unterjochung der äthiopiſchen Kirche unter die päpſtliche Herrſchaft etwas zu thun. Er veranlaßte nun einen bekehrten Braminen auf Goa, Belchior Sylva, eine Miſſion nach Aethiopien zu unternehmen. Sylva nahm den Ruf an, und erreichte glücklich die abyſſiniſche Küſte. Da Menezes die Ankunft des Sylva vernahm, ſo ſchrieb er dem Abuna Aethiopiens, ſich ungeſäumt dem Papſte zu unterwerfen, wie ſein geiſtliches Oberhaupt, der Patriarch zu Alexandria, dieß ſchon

längſt gethan habe. Um dieſem Schreiben den nöthigen Eindruck auf das Gemüth des Abuna zu verſchaffen, wurde dasſelbe mit einem anſehnlichen Geſchenk, ſo wie mit dem Verſprechen begleitet, daß ſeine äußern Umſtände beträchtlich verbeſſert werden ſollen, falls er ſich der Aufforderung fügen würde. Zugleich ſandte Menezes ein Schreiben an den Papſt ab, worin er dieſen bat, ſeinen ganzen Einfluß bei dem Patriarchen von Alexandrien anzuwenden, um den Abuna Aethiopiens zur Unterwerfung zu nöthigen; aber zum Unglück für die Plane des Erzbiſchofs hatte der Patriarch von Alexandrien die Oberherrſchaft des römiſchen Papſtes niemals anerkannt, und ſein Entwurf wurde zu Schanden.

Der Eifer, den Menezes für das ſogenannte Bekehrungswerk des abyſſiniſchen Volkes zu Tage legte, weckte die Geſellſchaft der Jeſuiten zu neuer Thätigkeit auf, um ſich abermals in einem Unternehmen zu verſuchen, das ihnen bereits ſo viele Kränkungen eingebracht hatte. Es gelang ihnen, den König von Portugal zu bewegen, einige Miſſionarien nach Aethiopien auf ſeinen Schiffen ſegeln zu laſſen, an welche ſich Peter Pays anſchloß, der kürzlich aus ſeiner Gefangenſchaft mit Geld losgekauft worden war. Pater Peter kam im Sommer 1603 glücklich in Aethiopien an, und alſobald benachrichtigte er den damaligen Kaiſer des Landes, Jakob, von ſeiner Ankunft und ſeinem Wunſche, ihn zu ſprechen, der ihn auf weitere Befehle warten hieß. Da nun gerade eine Empörung im Lande ausbrach, in welcher Jakob abgeſetzt, und Za Dangel auf den kaiſerlichen Thron erhoben wurde, ſo beſchäftigte ſich Peter indeß damit, einige Aufſätze über die chriſtliche Religion auszufertigen, und ſie in die äthiopiſche Sprache zu überſetzen. Za Dangel war ein ſchwacher Mann, dem es nur darum zu thun war, ſich auf dem Throne zu befeſtigen, auf welchen ein unerwartetes Glück ihn erhoben hatte, und Jakobs Parthei im Lande zu unterdrücken. Als er nun von Peters Ankunft auf der abyſſiniſchen Küſte vernahm, trug er kein Bedenken,

den ausländischen Priester an seinen Hof zu rufen, wahrscheinlich weil er hoffen durfte, durch ihn portugiesische Hülfstruppen zur Unterstützung seiner unrechtmäßigen Regierung zu erlangen. Der schlaue Peter, welcher diesen Zustand des Landes als günstiges Ereigniß für seine herrschsüchtigen Zwecke ansah, nahm die Einladung Za Dangels an seinen Hof mit Vergnügen an, und machte sich dorthin auf den Weg, nachdem er zuvor den bekehrten Braminen Sylva, seinen Mitarbeiter, nach Indien zurückgeschickt hatte, um desto freiere Hand im Spiele zu haben.

Aber kaum war Peter am Hofe angekommen, so wurde er bald gewahr, daß ein neuer Bürgerkrieg dem Ausbruch nahe war, und daß der eingedrungene Kaiser sich nicht auf dem Throne zu halten vermochte. Er zog sich demnach unter einem scheinbaren Vorwande vom Hofe zurück; und kaum war ein Monat verflossen, so brach wirklich eine Empörung aus, in welcher der neue Kaiser das Leben einbüßte. Der Rebellenanführer Athanateus lud jetzt den fremden Pater zu sich in sein Feldlager ein, wohin sich auch dieser unverweilt auf den Weg machte. Indeß merkte er bald, daß die Aufrührer über die Thronfolge keineswegs unter sich einverstanden waren; und hielt es deßhalb der Klugheit gemäß, sich nach Fremona zurückzuziehen, und dieß um so mehr, da kürzlich eine kleine Schaar seiner Mitgehülfen daselbst angekommen war. Nach langem Streit wurde endlich der abgesetzte Kaiser Jakob von den Rebellen wieder auf den Thron erhoben; da aber ein gewisser Susneus, ein Nachkömmling des frühern Kaisers David, mit seinen Ansprüchen auf die Thronfolge hervortrat, so konnte Jakobs Regierung noch nicht als gesichert betrachtet werden. Da man sich indeß von der Ankunft portugiesischer Hülfstruppen eine baldige Entscheidung des Streites versprach, so hielt der Jesuiten-Missionar für angemessen, sich an den Hof des Kaisers Jakob zu begeben, um dort den Ausgang der Sache abzuwarten. Allein in kurzer Zeit war der zweite Thron-

bewerber Susneus glücklich genug, eine bedeutende Armee unter seiner Fahne versammelt zu sehen. Jakob mußte gegen ihn ins Feld rücken, und büßte in einem Treffen das Leben ein, indeß Susneus unter dem Namen Seltem Sasched als Kaiser ausgerufen wurde.

Jetzt versäumten die Jesuiten-Sendlinge keinen Augenblick, dem neuen Kaiser ihre Aufwartung zu machen; und weil ihr Mitarbeiter, Peter, es mit Jakobs Parthei gehalten hatte, so wurde es der Klugheit angemessen gefunden, die beiden Väter, Lorenz Romano und Anton Fernandez, für diesen Zweck zu erwählen. Am Hofe angekommen, wurden sie freundlich aufgenommen, und hatten mit dem neuen Kaiser mehrere Unterredungen. Dieser fragte alsobald nach dem Pater Peter, von dessen Ruf er gehört hätte, und den er zu sehen verlangte. Peter erschien am kaiserlichen Hofe; und als er dort eine warme Aufnahme fand, so ergriff er die erste Gelegenheit, dem Kaiser die großen Vortheile zu schildern, die aus einer Verbindung mit Rom und Portugal für ihn hervorgehen würden, und durch welche sein neuer Thron erst vollkommen gesichert werden könnte.

Auf die Vorstellung des Jesuiten-Missionars sandte der neue Kaiser Susneus Briefe an den Papst und den König von Portugal, in welcher er um schleunige Absendung von Hülfsvölkern nach Abyssinien bat. Zu gleicher Zeit stellten die Jesuiten dem Kaiser die Nothwendigkeit vor, den römischen Glauben anzunehmen; wobei Pater Peter ihm zu zeigen versuchte, wie sehr ihre eigene Religionsweise mit der römischen übereinstimme. Wirklich gelang es ihnen auch, des Kaisers Bruder, den Ras Cella Christos, auf ihre Seite zu bringen. Jetzt wurde eine Gesandtschaft an den Hof von Portugal abgesendet, welche jedoch unverrichteter Dinge wieder zurück kam. Mittlerweile sparten die Jesuiten keine Mühe, um der Herrschaft über die abyssinische Kirche sich zu bemächtigen, und es wurden mit den Landespriestern öffentliche Disputationen über die Religion gehalten. Ihre Bemühungen

schienen auch bald mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt zu seyn, indem der Kaiser verordnete, daß nur denjenigen Priestern öffentliche Stellen anvertraut werden sollen, welche bereitwillig seyn würden, das römische Glaubensbekenntniß anzunehmen, und zugleich eine schwere Strafe denjenigen auferlegte, welche behaupten würden, daß nur Eine Natur in Christo sey.

Als der Abuna Aethiopiens dieß vernahm, eilte er an den Hof, und drohte dem Kaiser mit dem Kirchenbanne, weil er gestattet hatte, daß ohne seine Erlaubniß diese Disputationen mit den Priestern gehalten werden durften. Der Kaiser entschuldigte sein Verfahren mit dem Wunsche, einer Trennung in der Kirche auf diesem Wege zuvorzukommen; erklärte aber zugleich, in seiner Gegenwart mit den römischen Priestern eine nochmalige Disputation über die Frage zu veranstalten: ob zwei Naturen in Christo seyen? wie die römische Kirche lehre; oder ob der Glaube der abyssinischen Kirche, daß in Christo nur Eine Natur sich befinde, als richtig festgehalten werden müsse? Der Abuna war damit zufrieden, und in einer öffentlichen Versammlung ward die Frage aufs Neue erörtert, wobei von den gewandten und kampfgeübten Jesuiten-Missionarien der schlichte Abuna mit seiner Priesterschaft aus dem Felde geschlagen wurde.

Schon glaubten die Jesuiten den vollen Sieg davon getragen zu haben; und drangen in den Kaiser, einen zweiten Befehl ausgehen zu lassen, nach welchem ein jeder, welcher läugne, daß zwei Naturen in Christo seyen, mit dem Tode bestraft werden solle. Allein der Abuna des Landes, welcher wußte, daß das ganze Volk und der größere Theil des Hofes auf seiner Seite sich befinde, sprach jetzt den Kirchenbann über alle aus, welche es wagen würden, den römischen Glauben anzunehmen. Dieß versetzte den Kaiser eine Zeitlang in Verlegenheit; allein der Zuspruch des Paters Peter machte ihm Muth, diesen Bannfluch nicht zu achten, sondern allen seinen Unterthanen zu befehlen, dem römischen Glauben zu huldigen.

Nun forderte der Abuna die ganze Geistlichkeit des Landes mit dem Volke auf, zur Vertheidigung ihres alten Glaubens zu den Waffen zu greifen. Diese Aufforderung machte einen tiefen Eindruck auf die Gemüther, und Elius, ein Verwandter des Vicekönig es in Tigre, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, und machte Anstalt, die eingedrungenen Priester von Fremona fortzujagen. Als die Freunde des Kaisers diese ernstliche Wendung der Dinge wahrnahmen, drangen sie in ihn, von einem Beginnen abzustehen, welches ihn selbst und sein Reich ins Verderben stürzen würde. Allein der Kaiser weigerte sich, ihren Ermahnungen Gehör zu geben, indem er erklärte, daß er bis zum letzten Hauche seines Lebens den römischen Glauben vertheidigen würde.

Indeß hatte die Aufforderung des Abuna zur Vertheidigung des Glaubens ihrer Väter die Herzen des Volkes ergriffen, und der Kaiser fand gut, nicht völlig mit ihm zu brechen, sondern ihn zu einer Unterredung mit dem Pater Peter an den Hof einzuladen. Wirklich erschien der Abuna, begleitet von einem großen Theile seiner Geistlichkeit, und auch der Pater Peter mit seinen Missions-Gehülfen fand sich am kaiserlichen Hofe ein. Der Streit über den Glauben fing jetzt aufs Neue zwischen beiden Partheien an; und beide gingen, wie es zu geschehen pflegt, nur desto erbitterter auseinander. Indeß machte der Abuna einen zweiten Versuch, den verirrten Kaiser zurückzubringen; er warf sich ihm, von seinen Geistlichen begleitet, zu den Füßen, und mit dem Ausdruck des tiefsten Kummers beschwor er ihn, den trügerischen Einflüsterungen der Jesuiten nicht länger Gehör zu geben, und seinem Volke keine tödtliche Wunde zu schlagen, sondern seiner Geistlichkeit und ihren Untergebenen zu gestatten, bei ihrem alten Glauben zu beharren. Allein der Kaiser verschloß Ohr und Herz gegen ihre Bitten, und tief bekümmert verließ der Abuna mit seinen Geistlichen den kaiserlichen Hof.

Elius, ein Mächtiger des Landes, und Tochtermann des Kaisers, hatte kaum erfahren, daß der Kaiser entschlossen war, die Jesuiten und ihre Religion zu unterstützen, so erließ er einen Aufruf an das Volk im Lande Tigre, worin er gebot, daß alle Leute, welche den römischen Glauben anzunehmen bereit wären, an den Kaiser sich anschließen, diejenigen aber, welche bei ihrem alten Glauben zu verharren gedächten, unverweilt unter seine Fahne treten sollten. Bald sah er ein zahlreiches Heer um sich her versammelt, mit welchem er ohne Aufenthalt auf das kaiserliche Feldlager zuzog, entschlossen, den alten Glauben im Lande festzustellen, oder im Kampfe zu sterben. Der Abuna Simeon, ein Greis von hundert Jahren, fand sich jetzt bei der Armee der Glaubensvertheidiger ein, sprach feierlich über das versammelte Heer den Segen, und versicherte die Soldaten, daß ein jeder, welcher in diesem Feldzuge falle, als Märtyrer sterben würde. Diese Versicherung machte den gewünschten Eindruck auf ihre Gemüther, und sie brannten vor Begierde, sich mit den Feinden ihres Glaubens im Kampfe zu messen. Als der Vizekönig von Tigre, Elius, mit seiner Armee vor dem königlichen Feldlager erschien, sandte ihm der Kaiser seine Tochter, die Gemahlinn desselben, entgegen, um ihn zu fragen, was er verlange, und ihm zugleich, wenn er unverweilt die Waffen niederlegen würde, die Verzeihung seines Vergehens anbieten zu lassen; falls er aber sich dessen weigern würde, einen Waffenstillstand von einigen Tagen von ihm zu begehren. Elius, welcher in diesem Verlangen einen Ausdruck der Schwäche und den Wunsch des Kaisers wahrzunehmen glaubte, mit den Kriegstruppen seines Bruders, des Ras Cella, sich zu vereinigen, schlug rund die Aufforderung ab, und rüstete sich augenblicklich zum Angriff auf das kaiserliche Feldlager. Kaum war die Fürstinn zu dem Zelte ihres Vaters zurückgekommen, als bereits der Angriff begann. Unaufhaltsam drangen die Soldaten des Vizeköniges in das Feldlager ein; und schon war er selbst an der Spitze

ſeiner Soldaten zu dem Zelte des Kaiſers vorgedrungen, als ein feindlicher Pfeil ihn todt zu Boden ſtreckte. Ein paniſcher Schrecken ergriff jetzt ſeine Truppen; ſie warfen die Waffen nieder und flohen, und viele derſelben büßten das Leben ein. Der alte Abuna ſtand nun allein da, denn zu ſchwach zu fliehen, war er an der Stelle geblieben, auf welche er ſich beim Angriffe geſtellt hatte. Sein Alter und ſeine Würde ſchützten ihn gegen die Mißhandlungen der abyſſiniſchen Soldaten; aber ein Portugieſe, mitleidslos gegen die grauen Haare des Greiſen, lief auf ihn zu, und ſtreckte ihn mit ſeinem Speere zu Boden.

Wohl wäre die Flamme der Zwietracht mit dem Tode des Vizekönigs und des Abuna leicht erlöſcht, hätte nicht der Kaiſer, der dieſen glücklichen Unfall für einen Sieg deutete, einen Befehl erlaſſen, durch welchen dem Volke verboten wurde, den jüdiſchen Sabbath länger zu feiern, welcher doch neben dem Sonntag von der älteſten Zeit her von demſelben für heilig gehalten worden war. Dieſer Befehl kam auch in die Hände des Vizekönigs der Provinz Begemder, Joanel, und die Ueberzeugung, daß der Kaiſer in ſeinen Neuerungen immer weiter vorwärts zu ſchreiten gedachte, entflammte ihn zum Widerſtand. Das Volk, welchem die Herrſchaft der Fremdlinge unerträglich geworden war, ſtrömte jetzt von allen Seiten zu ihm herbei, und flehte ihn, für die Religion und Freiheit des Vaterlandes mit ihnen aufs Neue in den Kampf zu ziehen. Dieß gerade hatte der Vizekönig gewünſcht; und als ihm auch die benachbarten Gallas ihren Beiſtand verſprachen, ſo zögerte er keinen Augenblick, ſich an die Spitze der mißvergnügten Nation zu ſtellen. Die Nachricht hievon gelangte bald an den kaiſerlichen Hof, und die zahlreichen Freunde des Königes baten den Kaiſer flehentlich, ſein Leben und ſeine Krone zu ſchonen, und einen Entwurf aufzugeben, der ſeinen Untergang zur Folge haben müßte. Allein der Kaiſer, der ſich nicht leicht

durch

durch Bitten bewegen ließ, gab zur Antwort: seinen Unterthanen komme nicht zu, Vorstellungen zu machen, sondern allein zu gehorchen. Und er erneuerte seine Erklärung, jeden mit dem Tode zu bestrafen, welcher sich ihm widersetzen würde.

Der Vizekönig von Begemder erließ nun ein Schreiben an den Kaiser, in welchem er von demselben forderte, die Jesuiten aus Aethiopien zu verjagen, und ihn als lebenslänglichen Vizekönig seiner Provinz anzuerkennen. Statt einer Antwort marschirte er ihm mit einer zahlreichen Armee entgegen. Der Vizekönig, zu schwach, mit seinen Truppen sich in ein Treffen einzulassen, warf sich in die Gebirge, und als ihm dort von den kaiserlichen Soldaten jede Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten wurde, so nahm er am Ende seine Zuflucht zu den Gallas, von welchen er verfolgt, durch die Bestechungen des Kaisers verrathen, und ums Leben gebracht wurde.

Nun schien für einige Zeit der Friede in Aethiopien hergestellt; allein kaum waren die Unzufriedenen zu ihren Wohnungen zurückgekehrt, als die Damoten, ein Volk, das die Ufer des Nils bewohnt, und welchem die sträflichen Einmischungen der Jesuiten unerträglich geworden waren, bis auf den letzten Mann sich empörten, und den Beschluß faßten, den Kaiser, welcher von Fremdlingen sich beherrschen ließ, vom Throne zu stoßen, und ihre Ruhestörer aus dem Lande zu jagen. Bald sammelte sich ein Heereshaufen von 14,000 streitbaren Männern, unter welchen Schaaren von Mönchen und Einsiedlern sich befanden. Aber der Bruder des Kaisers, der Ras Cella, wurde mit einer Armee gegen sie ausgesendet; dieser schlug sie aufs Haupt, und große Haufen der Ermordeten bedeckten das Schlachtfeld.

Die Nachricht von diesem Siege erregte die lauteste Freude am Hofe, und der thätige Pater Peter deutete laut diesen siegreichen Waffenerfolg als augenscheinlichen Beweis, daß die Vorsehung Gottes die Verbreitung des

römischen Glaubens begünstige, und die Widersacher desselben zu vernichten begonnen habe. Jetzt trug der Kaiser nicht länger Bedenken, sich öffentlich für die Kirche Roms zu erklären, und dem Pater Peter seine Sünden zu beichten. Letzterer, der sich dem Ende seines Lebens nahe fühlte, schrieb nun einen Brief nach Goa, in welchem er einen Patriarchen nebst zwanzig Geistlichen für die äthiopische Kirche verlangte, mit der Bemerkung, daß die Erndte im Lande ungemein groß, der Arbeiter aber bis jetzt nur wenige seyen. Da die römische Kirche in Indien nicht im Stande war, diesem Begehren zu entsprechen, so wurde dasselbe nach Rom gesendet; und der Jesuiten-General selbst, Mutio Vitelesci, bot sich freiwillig an, nach Aethiopien zu ziehen, um das so glücklich begonnene Werk zu vollenden. Allein auch ihm, wie seinem Vorgänger Loyola, ward diese Bitte vom Papste abgeschlagen, jedoch gestattet, daß er einen gewissen Manuel d'Almeyda dorthin senden durfte. Dieser Jesuite kam mit drei andern Vätern im Jahr 1624 zu Fremona an, und sie wurden bald darauf mit großer Freude am kaiserlichen Hofe aufgenommen.

Mittlerweile hatten die Höfe von Rom und Madrid beschlossen, einen Patriarchen nach Abyssinien zu senden, wozu ein gewisser Alphonso Mendez geweiht wurde, welcher mit zwei Bischöfen, Seco und da Rocha, fast um dieselbe Zeit im Lande eintrafen, und unter großen Feierlichkeiten am kaiserlichen Hofe eingeführt wurden. Alsobald drangen sie in den Kaiser, den 11. Dezember desselben Jahres als den Tag festzusetzen, an welchem die Unterwerfung der abyssinischen Kirche unter den römischen Stuhl Statt finden sollte. Wirklich wurde auch an diesem Tage unter dem Vorsitze des Kaisers und des neuen Patriarchen eine festliche Versammlung im Pallaste gehalten, und das bisherige alexandrinische Glaubensbekenntniß der Landeskirche auf immer für abgeschafft erklärt, auch wurden alle diejenigen mit dem Bannfluche belegt, welche sich dieser Erklärung widersetzen sollten. Zugleich erließ

der Kaiser zwei Verordnungen, nach welchen allen Landespriestern untersagt wurde, gottesdienstliche Verrichtungen zu halten, so lange sie nicht von dem neuen Patriarchen die Genehmigung dazu erhalten hätten; auch wurde allen Unterthanen des Reiches befohlen, sich unverweilt dem römischen Papstthum zu unterwerfen, und diejenigen anzuzeigen und der Strafe auszuliefern, welche noch länger der alten Religion anhangen sollten. Sofort wurde dem neuen Prälaten und seinem Gefolge ein großer Pallast am Dembea-See zur Wohnung angewiesen, und mit reichen Grundstücken begabt; als aber der Raum nicht für zureichend gehalten wurde, ward in Doncaz ein neuer Pallast gebaut, und ein großes Collegium aufgerichtet, in welchem sechszig äthiopische Jünglinge unter seiner Leitung zum Priesterdienst erzogen werden sollten. Da der Jesuiten-Missionarien vorerst nur noch wenige waren, so wurden diejenigen abyssinischen Priester, welche am meisten Anhänglichkeit an den römischen Glauben gezeigt hatten, als Missionarien im Lande umher gesendet; und auf diese Weise schien das Werk der Unterwerfung glücklich von Statten zu gehen.

Indeß konnte es dem Kaiser und dem Patriarchen nicht lange verborgen bleiben, daß mehr Schein als Wirklichkeit in der Sache zu finden war. Denn kaum hatten zwei dieser Missionarien im Lande Tigre eine Kirche betreten, um Messe zu lesen, so wurden sie des andern Tages auf ihrem Lager todt gefunden. Auch hatte das traurige Loos, das einen Elius, Joanel und Andere betroffen hatte, die Gemüther keineswegs abgeschreckt, um nicht nach ihrem Beispiele ähnliche Versuche zu wagen. Selbst ein Tochtermann des Kaisers, Tecla Georg, an den sich im Stillen viele Unzufriedene angeschlossen hatten, griff zu den Waffen, um die Religion seiner Väter mit seinem Blute zu vertheidigen. Sein Anhang nahm in kurzer Zeit mit jedem Tage zu; und der Kaiser sah sich am Ende genöthigt, eine Armee gegen ihn auszusenden, welche die empörten Haufen in die Flucht schlug,

und jeden ermordete, der ihnen in die Hände fiel. Georg und seine Schwester Adera flohen in eine Felsenhöhle, in welcher sie nach drei Tagen entdeckt und vor den Kaiser geführt wurden. Georg wurde nun als Ketzer zum Scheiterhaufen verurtheilt; da sich aber noch hoffen ließ, daß er seinen Schritt bereuen würde, so wurde von ihm verlangt, daß er öffentlich um seine Aufnahme in die römische Kirche den Patriarchen anflehen sollte. Als man aber bald gewahr wurde, daß es ihm mit der Sache nicht Ernst war, so wurde der Unglückliche vor dem kaiserlichen Pallaste in Gegenwart des ganzen Hofes aufgehängt. Georgs Schwester theilte fünfzehn Tage später dasselbe Loos an demselben Baum, obgleich von den Hofleuten selbst jeder Versuch zu ihrer Rettung gemacht worden war. Um seiner Tyrannei die Krone aufzusetzen, erließ der Kaiser eine öffentliche Erklärung, daß hinfort keinem, welcher ein ähnliches Verbrechen begehen würde, Schonung widerfahren sollte, nachdem sein eigener Tochtermann seine Widerspenstigkeit mit dem Tode bezahlt habe. —

Ein solches Verfahren in Religionsangelegenheiten war in Aethiopien vollkommen neu, und erst mit der Religion der Jesuiten ins Land gebracht worden. Der Jesuiten-Missionar Antony selbst, welcher diesem schauerlichen Auftritte beiwohnte, macht die Bemerkung: „Wer die Geschichte Aethiopiens mit Aufmerksamkeit liest, wird bemerken, daß ein solcher Eifer für die Religion nie zuvor im Lande Statt fand, und es für ein Wunder Gottes gehalten werden muß, daß der Kaiser zu solcher Kraft sich erhob, seinen eigenen Schwiegersohn erhängen zu lassen." Welch eine schauerliche Verkehrung aller sittlichen und religiösen Begriffe, und welch ein schneidender Gegensatz gegen das Beispiel Dessen, der umher ging, und Gutes gethan hat, und dessen Augen von Thränen überflossen, als er die Stadt Jerusalem ansah, deren Einwohner um leigener Missethaten willen dem Untergang entgegen eilten.

Schon lange hatte Gott im Augenblick des Zorns sein Angesicht vor Aethiopien verborgen; allein der Zeitpunkt rückte allmählig heran, in welchem seine mächtige Hand diesem Gräuel der Zerstörung ein Ende machte. Das Jammergeschrei und die Thränen so vieler, welche in den Felsenklüften des Landes sich verborgen hatten, um nicht blutige Opfer der Verfolgungswuth zu werden, stiegen empor zu den Ohren des Allerbarmenden, und sein Herz vernahm die Wehklagen derer, welche unter dem Beile des Henkers bluteten. In übermüthiger Betäubung über das Glück, das bisher jeden ihrer Schritte begleitet hatte, ließ sich der Patriarch nebst den Gefährten seiner Verbrechen zu einem Wagniß verleiten, das am Ende ihre Vertreibung aus diesem unglücklichen Lande zur Folge hatte. Sie zettelten nämlich in Verbindung mit dem Ras Cella eine Verschwörung an, welche nichts Geringeres als den Sturz des Kaisers zum Ziele hatte. Und als dieß zu den Ohren des Monarchen kam, so war nun auf einmal der Zauber verschwunden, womit die Kunstgriffe der Jesuiten ihn bisher benebelt hatten. Noch trat ein anderer Umstand hinzu, welcher den Fall der Jesuiten im Lande beschleunigen mußte. Einer der vornehmsten Geistlichen der abyssinischen Kirche, der sich bis jetzt dem Patriarchen nicht unterworfen hatte, war gestorben; und als man ihn nach alter Gewohnheit in einer Kirche begraben hatte, so mußte er auf Befehl des Patriarchen wieder ausgescharrt, und den Wölfen zur Speise vorgeworfen werden. Ein solches Verfahren steigerte den Abscheu der Aethiopier auf den höchsten Grad gegen Männer, welche zwar die Religion im Munde führten, aber nicht bloß die Lebenden bis zum Martertode verfolgten, sondern selbst den Todten die Ruhe versagten, welche auch Heiden und Muhamedaner niemals zu stören wagen.

Im Jahr 1629 griff der Agas von Begemder aufs Neue zu den Waffen, um den Glauben seiner Väter zu vertheidigen; und nachdem er den Vizekönig Za Mariam aus der Provinz gejagt hatte, sandte er Boten zu Melca

Christos, dem Nachkömmling eines frühern Kaisers, welcher sich zu den Gallas geflüchtet hatte, und bot diesem die kaiserliche Krone an, wenn er sich zur Vertheidigung des Glaubens seiner Väter an ihn anschließen würde. Der Fürst willigte ein; und aus allen Provinzen strömten nun die Bauern in großen Haufen, und besonders die Einwohner von Lasta, die Tapfersten des Landes, zu seiner Fahne herbei. Um dem Aufruhr schnell ein Ende zu machen, ließ der Kaiser eine Armee von 25,000 Mann in Godscham einrücken, und die Bauern in ihrer stärksten Bergfeste angreifen. Allein seine Truppen wurden zurückgeschlagen, und der größte Theil seiner Offiziere mit 700 Soldaten bedeckten das Schlachtfeld. Den erbitterten Landleuten gelang es, die einflußreichsten Stützen der Jesuiten-Herrschaft in ihre Gewalt zu bekommen, und dieselbe von allen Seiten zu erschüttern. Abgeordnete wurden jetzt an den Hof gesandt, um dem verirrten Kaiser die Bitte vorzutragen, daß er das Unglück seiner Unterthanen beherzigen, und die bösen Rathgeber von sich entfernen solle, welche seit einer langen Reihe von Jahren sein Land in das größte Elend gestürzt hätten. Diese Aufforderung machte einen Eindruck auf den Kaiser; und er verlangte nun von dem Patriarchen, ihm mildere Maßregeln für die Einführung der neuen Religion vorzuschlagen. Allein dieser weigerte sich, solches zu thun; und bald darauf forderte ein Sendschreiben des Papstes den Kaiser zum beharrlichen Kampfe gegen seine widerspenstigen Unterthanen auf, welche sich seinen Verordnungen nicht fügen wollten. Um jedoch die aufgereizten Abyssinier zu gewinnen, sollte ein allgemeiner Ablaß aller ihrer Sünden im Namen des Papstes im ganzen Lande ausgeschrieben werden. Die unglücklichen Einwohner verlachten dieses Possenspiel, da sie nicht begreifen konnten, aus welcher Macht der Papst ihnen die Sünden zu vergeben vermöge.

Mit wechselndem Erfolge wurde nun der unglückliche Empörungskrieg fortgesetzt, bis am Ende der Kaiser die

unausweichliche Nothwendigkeit fühlte, zur Sicherstellung seines Thrones und zur Beruhigung seiner Unterthanen dem Patriarchen einen Vermittlungstraktat abzunöthigen, nach welchem die alte Liturgie in den Kirchen Abyssiniens beibehalten, die alten Festtage zur festgesetzten Zeit gehalten, und wie bisher gestattet seyn solle, auch den Sabbath der Juden neben dem Sonntage zu feiern. Die Abyssinier waren im Allgemeinen mit diesen Gestattungen wohl zufrieden, weil sie, wie der Patriarch zum Voraus argwöhnte, es sich erlauben zu dürfen glaubten, sie auf den ganzen unverletzten Bestand ihrer alten Kirchenordnung auszudehnen. Jedoch glaubten sich die Bauern der Provinz Lasta, welche bisher den Krieg am glücklichsten geführt hatten, mit diesen Zugeständnissen nicht zufrieden stellen lassen zu dürfen, sondern verlangten die ausdrückliche Wiederherstellung ihrer ganzen alten Kirchenverfassung, und die Vertreibung der Fremdlinge aus dem Lande. Jetzt ließ der Kaiser eine Armee gegen sie ausrücken, nachdem er zuvor die Truppen der heidnischen Gallas als Verbündete an sich gezogen hatte. Die Bauern, ihres Sieges gewiß, zogen, 20,000 Mann stark, von ihren zerstreuten Bergfesten auf die Ebenen herab, um den Soldaten des Kaisers zu begegnen. Beide Armeen sahen sich eine Zeitlang mit einem Entsetzen an, welches der dumpfen Windstille glich, die einem Erdbeben vorausgeht. Nun fiel die Reiterei der Gallas in die Haufen ein, brachte sie in Verwirrung; und nach einer fürchterlichen Schlacht, welche bis zum Sonnenuntergang dauerte, bedeckten 8000 Erschlagene das blutige Schlachtfeld.

Die Ueberwundenen warfen sich nun trostlos dem erzürnten Kaiser zu Füßen, und laut ertönte ihre Wehklage. „Wer sind die Männer, fragten sie schluchzend, welche hier erschlagen vor dir im Blute liegen? Sind es Muhamedaner? Sind es Heiden? Sind es Feinde deines Reichs? Nein, sie sind es nicht; sie sind alle Christen; sie sind deine Unterthanen, welche durch die zartesten Bande des Blutes und der Liebe an unsere Herzen ge-

knüpft ſind. Dieſe Tapfern, die nun leblos zu deinen Füßen liegen, ſie wären unter der Herrſchaft einer beſſern Staatsklugheit das Bollwerk deines Thrones und der Schrecken der Feinde geweſen, unter deren Hände ſie gefallen ſind. Aber dieſe Heiden ſelbſt erröthen über unſere Grauſamkeit; ſie brandmarken uns mit dem Namen von Mördern, welche den Glauben ihrer Väter verlaſſen haben. Höre auf, Kaiſer, in einem Kampfe zu beharren, der den Umſturz deines Thrones und den Untergang unſerer Religion zur Folge haben muß.“ Die Kaiſerinn ſelbſt miſchte ihre Klagen in das Jammergeſchrei der Verwundeten, und beſchwor den Kaiſer, bei der Furcht vor Gott und dem Namen der künftigen Geſchlechter nicht länger hart und mitleidslos gegen ſeine Unterthanen zu wüthen, und ſich ſelbſt und ſeiner Familie die Grube des Verderbens zu graben. Was iſt denn mit dieſer Niederlage gewonnen worden? fragte ſie. Tauſende von Heiden haſt du ins Land gelockt, welche dich und deine Religion haſſen, um einen neuen Gottesdienſt in Aethiopien aufzurichten, der den Meiſten unbekannt iſt, und dem alle, welche ihn kennen, bis zum letzten Blutstropfen zu widerſtehen entſchloſſen ſind.

Dieſe Vorſtellungen machten einen ſo tiefen Eindruck auf das Gemüth des Kaiſers, daß er, ſtatt im Triumph zu ſeinem Hoflager zurückzukehren, mit gepreßtem Herzen ſich in die Einſamkeit zurückzog, um den erlittenen Verluſt zu beweinen. Alſobald ward eine Kirchenverſammlung zuſammenberufen, und dieſer der Beſchluß des Kaiſers verkündigt: daß es den Abyſſiniern geſtattet ſeyn ſolle, zu der Religion ihrer Väter zurückzukehren. Kaum kam dieß dem Patriarchen zu Ohren, ſo eilte er, von allen Jeſuiten-Vätern begleitet (den 20. Juni 1632), an den kaiſerlichen Hof, um dort vor dem Kaiſer die Gefühle ſeines wilden Unmuthes auszuſchütten; und indem er nebſt ſeinen Geſellen ſich demſelben zu Füßen warf, beſchwor er ihn, entweder ſeinen Beſchluß zurückzunehmen, oder ihnen allen alſobald die Köpfe abſchlagen zu laſſen.

Der Kaiser, welcher kurz zuvor auf den Ebenen von Lasta das Blutbad gesehen hatte, hieß unmuthig die Jesuiten aufstehen, indem er ihnen erklärte, daß seine Anhänglichkeit an den römischen Glauben ihn bereits um einen großen Theil seiner Unterthanen gebracht habe, und daß nichts weiter für denselben von ihm zu erwarten sey. Den verblendeten Prälaten fielen nun die Schuppen von den Augen, indeß die Freunde der äthiopischen Kirche alle ihre Kräfte vereinigten, um den Beschluß der Kirchenversammlung ins Leben zu rufen. Das Gerücht verbreitete sich: am Gedenktage Johannis des Täufers soll der alte Glaube der Väter überall im Lande wieder hergestellt werden; und Tausende strömten an diesem Tage herbei, um dieser Feierlichkeit am Wohnsitze des Kaisers beizuwohnen. Sie sahen sich zwar getäuscht; allein dem Kaiser war bei diesem Anlasse klar geworden, daß diese Handlung der Gerechtigkeit sich nicht länger ohne Gefahr verschieben lasse. Der Patriarch fuhr fort, seine Einwendungen dagegen zu machen; und dem Kaiser blieb am Ende nichts übrig, als den harten Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen. Ein kaiserlicher Herold mußte auf den Straßen der Hauptstadt im Namen seines Gebieters ausrufen: „Hört! Hört! früher haben wir Euch den römischen Glauben empfohlen, in der Meinung, daß er der wahre sey. Da aber große Schaaren unserer Unterthanen im Kampfe für den alten Glauben ihrer Väter das Leben aufgeopfert haben, so soll Euch die freie Ausübung desselben für immer gestattet seyn. Eure Priester mögen wieder ihre Kirchen in Besitz nehmen, und darin dem Gott unserer Väter dienen."

Die lärmende Freude ist nicht zu beschreiben, mit welcher diese Verkündigung vom Volke aufgenommen wurde. Unter lauten Lobpreisungen des Kaisers wurden die Rosenkränze der Jesuiten aus allen Häusern zusammen getragen, und in großen Haufen öffentlich verbrannt, und der Jubel der Freude funkelte aus jedem Auge.

Nicht lange überlebte der Kaiser diesen Sieg über sich selbst; denn ein Zehrfieber raffte ihn schon im September desselben Jahres (1632) hinweg, und sein Sohn, Basilides (Wassil), wurde als Kaiser ausgerufen. Kaum hatte derselbe den Thron bestiegen, und eine Verschwörung, welche die Jesuiten gegen ihn angezettelt hatten, zernichtet, so wurden diese ihrer Waffen und Kriegsvorräthe beraubt, und alsobald nach Fremona verwiesen. Der hartnäckige Patriarch weigerte sich lange, diesen letzten Schritt zu thun, bis er von bestellten Räubern auf der Straße völlig ausgeplündert, im April 1633 bei seinen Streitgefährten in Fremona eintraf. Aber noch hatten die verbannten Väter die letzte Hoffnung nicht aufgegeben, eine neue Verschwörung im Lande anzuzetteln, und einen der Rebellen, O Kay, bestellt, welcher nach Goa ziehen, und portugiesische Truppen zu ihrem Schutz herüber holen sollte. Dieß wurde bald dem Kaiser verrathen, der ihnen unverweilt den Befehl zusandte, Aethiopien zu verlassen, und sich nach Massowah zu begeben, wo ein bereits bestelltes Schiff sie weiter bringen werde. Jetzt flohen die verjagten Fremdlinge von Fremona hinweg, und ihr Freund, O Kay, verbarg sie in den Gebirgen, bis die erwarteten Hülfsvölker kommen sollten. Da sich aber auch hier der Patriarch nicht sicher sah, so floh er unter den größten Schwierigkeiten nach Massowah, und von dort nach Suakin, auf der nubischen Küste, wo er von Räubern gefangen und genöthigt wurde, Sklavendienste zu verrichten.

Ehe er seinen Freund O Kay verließ, hatte der Patriarch demselben befohlen, vier der zurückgelassenen Väter in den Höhlen des Gebirges so lange zu verbergen, bis von Goa her Hülfe erscheinen würde. Aber fünf Jahre flossen dahin, ohne daß sie ihre Hoffnung erfüllt sehen durften; sie wurden am Ende einem abyssinischen Fürsten ausgeliefert, der sie als Landesverräther in das Gebiet der Agows verbannte, wo sie einem wüthenden Pöbel in die Hände fielen, und als Opfer ihres herrsch-

süchtigen Eifers an einem Baum aufgehängt wurden. Der Patriarch war nach langer und schwerer Trübsal so glücklich, losgekauft zu werden, und nach Goa zu entrinnen, wo er jeden Versuch wagte, zur Eroberung von Abyssinien Truppen anzuwerben. Allein da jeder seiner Versuche fehl schlug, so sah er sich am Ende genöthigt, sein Werk als hoffnungslos aufzugeben.

Auf diese Weise endigte sich ein Missions-Versuch, welcher in Hinsicht auf die angewandten Mittel der Arglist, Herrschsucht und Grausamkeit keinen ähnlichen in den Jahrbüchern der Welt findet. Nur die tiefste sittliche Ausartung des römischen Papstthums konnte in einem Zeitalter, da ihm in der abendländischen Kirche eine tödtliche Wunde um die andere geschlagen wurde, unter dem Vorwande der Völkerbekehrung ein Werk unterstützen, das in seinen Zwecken sowohl als in seinen Mitteln dem Reich der Finsterniß angehörte, und ein unvertilgbarer Schandfleck der Religionsgeschichte bleiben wird.

Kaum war der Jesuiten-Patriarch aus Abyssinien geflohen, so wurde von den Landeseinwohnern nach alter Väter Sitte ein neuer Abuna aus Egypten geholt, welchen ein Deutscher, Peter Heyling, ein Mitglied der lutherischen Kirche, dorthin begleitete. Beide wurden von dem Kaiser aufs freundlichste empfangen; aber über ihre Wirksamkeit sowohl, als über ihr letztes Schicksal hat uns die Geschichte keine Nachricht aufbewahrt.

Es war eine natürliche Wirkung der vielfachen Verbrechen, deren sich die Jesuiten in Abyssinien schuldig gemacht hatten, daß die Einwohner dieses Landes, vor allem aber die Geistlichen und Mönche, denen der Kampf am meisten gegolten hatte, jeden Fremdling von Herzen haßten, der es wagen würde, sich in ihre kirchlichen Angelegenheiten einzumischen, und gewaltsame Neuerungen in denselben anzuregen. Dennoch unternahm die römische Propaganda noch zu den Lebzeiten des Kaisers Basilides

zweimal das Wageſtück, franzöſiſche Kapuziner nach Abyſſinien zu ſenden, um den Faden der Miſſion daſelbſt da wieder aufzufaſſen, wo ihn wenige Jahre zuvor die Jeſuiten hatten fallen laſſen. Allein von ſieben Miſſionarien, die ſich dorthin auf den Weg machten, gelangten nur drei derſelben an den abyſſiniſchen Hof, wo ſie alſobald zu Tode gemartert wurden; zwei büßten unterwegs unter den Händen der Räuber ihr Leben ein, und drei andere, welche ſpäter dorthin zogen, wurden auf Befehl des türkiſchen Paſcha von Suakin in Nubien enthauptet.

Nun floſſen beinahe fünfzig Jahre vorüber, ehe der römiſche Hof zur Erneuerung ähnlicher Miſſionsverſuche in Abyſſinien ſich ermuthigt fühlte. Erſt im Jahr 1700 bot ſich ein franzöſiſcher Jeſuite, Karl von Brevedent, aufs Neue an, mit ſichtbarer Lebensgefahr die vermoderte Spur der äthiopiſchen Miſſion wieder aufzuſuchen. Ein franzöſiſcher Arzt, Poncet, fand ſich bereitwillig, ihn dorthin zu begleiten; und beide machten ſich nach Egypten auf den Weg. Allein der Miſſionar Brevedent unterlag ſchon unterwegs den Anſtrengungen der Reiſe, und nur dem Arzte Poncet gelang es, durch Nubien und Sennaar bis zu dem Hoflager des äthiopiſchen Kaiſers zu gelangen. Derſelbe hat uns eine noch immer beachtungswerthe Beſchreibung ſeiner Reiſe, und Bemerkungen über den Zuſtand von Aethiopien zurückgelaſſen, welche in die Lettres edifiantes et curieuses der auswärtigen römiſchen Miſſionen, Tom. 3. Seite 260—421. eingerückt ſind, und für die allgemeine Miſſionsgeſchichte benutzenswerthe Nachrichten in ſich faſſen. Hier nur einige derſelben:

„Der Abſcheu, welchen die Aethiopier gegen jeden Europäer haben, kommt nur ihrem Haſſe gegen die Muhamedaner gleich. Die Letztern hatten ſich im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts der Regierung bemächtigt. Die Abyſſinier, denen es unerträglich war, unter dem muhamedaniſchen Joche zu leben, riefen nun die Portugieſen zu Hülfe, welche damals in Indien mächtig geworden waren. Dieſen neuen Eroberern war es will-

kommen, einen offenen Zutritt zu dem benachbarten Aethiopien zu finden. Sie zogen daher gegen die Muhamedaner zu Felde, schlugen dieselben, und setzten die kaiserliche Familie wieder auf den Thron. Ein so wichtiger Dienst verschaffte den Portugiesen großes Ansehen am kaiserlichen Hofe; viele derselben ließen sich in Abyssinien nieder, und gelangten zu den höchsten Aemtern am Hofe. Ihre Anzahl mehrte sich immer mehr; ihre Sitten arteten aus, und sie wurden allmählig so übermüthig, daß sie die Eifersucht der Aethiopier reizten, welche argwöhnten, daß die Fremdlinge darauf umgingen, das abyssinische Reich der Krone von Portugal zu unterwerfen. Dieser Argwohn machte das Volk gegen die Portugiesen im höchsten Grade aufgebracht. Man griff von beiden Seiten zu den Waffen, und es entstand ein fürchterliches Gemetzel. Wer von den Portugiesen dem Tode entging, erhielt die Gestattung, aus dem Lande zu ziehen. Auf diese Weise wanderten 7000 portugiesische Familien aus Aethiopien aus, welche sich in Indien und auf der afrikanischen Küste ausbreiteten. Nur einige blieben im Lande zurück, von denen die weißen Abyssinier abstammen, welche man jetzt noch sieht, und auch die gegenwärtige Kaiserinn soll zu denselbigen gehören."

Man sieht, wie klug dieser Reisebeschreiber die Geschichte der Jesuiten im Lande und den schmachvollen Antheil zu verbergen weiß, den sie vorzugsweise an den oben erzählten Auftritten der Grausamkeit genommen hatten. Zugleich aber auch wird die obige Geschichte durch Poncet's Bemerkungen ergänzt, und man erstaunt, von ihm zu vernehmen, zu welcher Menge bereits die portugiesische Bevölkerung im Lande angewachsen war, wenn anders diese Angabe nicht übertrieben ist. So viel ist in jedem Falle gewiß, daß die Nachkömmlinge der in Aethiopien zurückgebliebenen Portugiesen noch immer in bedeutender Anzahl daselbst zu finden sind, und sich von den Ureinwohnern des Landes deutlich unterscheiden.

„Die Muhamedaner, so erzählt Poncet weiter, werden zu Gondar geduldet, aber sie müssen ein eigenes Quartier in der untern Stadt bewohnen. Man nennt sie Gebertis, das heißt: Sklaven; und die Aethiopier betrachten sie noch immer mit so großem Abscheu, daß sie mit denselben nicht zu Tische sitzen. — Das äthiopische Reich hat einen ungeheuern Umfang, und ist aus mehreren Königreichen zusammengesetzt. Das Reich Tigre allein, welches ein Vizekönig regiert, zählt vier und zwanzig Provinzen, welche zu demselben gehören. Das Reich Agaut war zuvor ein Freistaat, der seine eigenen Gesetze hatte. Der äthiopische Kaiser hält immer zwei Armeen im Felde, die eine an den Grenzen des Reiches Nerea, die andere in Godscham, wo die reichsten Goldminen sind. Der ganze Ertrag derselben wird nach Gondar gebracht, wo man im kaiserlichen Schatze die reichen Goldstangen aufbewahrt, welche nur für den Hof und die Unterhaltung der Truppen verwendet werden. Der Kaiser ist unumschränkter Beherrscher über das Leben und die Güter seiner Unterthanen, und er beraubt diese ihres Eigenthums, wie es ihm wohlgefällt. Stirbt ein Familienvater, so fällt immer ein volles Drittheil seines Vermögens dem kaiserlichen Schatze zu.

„Es gibt wohl kein Land in der Welt, das so fruchtbar und so bevölkert ist, wie Aethiopien; alle Thäler und selbst die Berge sind größtentheils angebaut. Man sieht weite Ebenen mit Gewürz- und Ingwer-Pflanzen angefüllt, welche einen herrlichen Geruch verbreiten. Diese Pflanzen sind viermal größer als in Indien. Nie sah ich in Europa wie hier eine so große Menge von Flüssen und Bächen, welche Aethiopien bewässern, und deren Ufer mit einer reichen Mannigfaltigkeit der schönsten Blumen prangen; auch sind die Wälder mit Orangen-, Zitronen- und Granat-Bäumen angefüllt, welche die lieblichsten Düfte verbreiten. Man findet dort Rosenbäume, welche viel stärker und gewürzreicher duften, als dieß bei unsern Rosen der Fall ist.

„Ich wohnte drei Wochen lang bei dem Kaiser (Adiam Saged), der oft mit mir über die Religion sprach, und ein Verlangen äußerte, sich in derselben zu unterrichten, und zu erfahren, worin unser Glaube von dem Glauben der Kopten abweiche, zu welchem sie sich bekennen. Ich suchte seine Wißbegierde, so gut ich konnte, zu befriedigen, bezeugte ihm aber, daß ich die spitzfindigen Fragen der Theologie nicht studirt habe, daß ich ihm jedoch gern einen Mann gebracht hätte, der im Stande gewesen wäre, ihm jede Frage dieser Art zu beantworten, der aber unterwegs gestorben sey. Dieß ist ein großer Verlust für uns, versetzte der Kaiser." —

Wie weit übrigens den Nachrichten eines Poncet Glauben zugestellt werden darf, bleibt immer zweifelhaft, da selbst seine Glaubensgenossen seinen Charakter bedenklich gefunden haben. Poncet sollte nämlich nach seiner Rückkehr nach Rom und Paris im Jahr 1703 eine zweite Reise nach Abyssinien unternehmen, auf welcher ihn der Pater Du Bernat begleiten sollte, und wozu er mit ansehnlichen Geschenken für den Kaiser und die Vornehmen des Reiches ausgestattet worden war. Allein mit diesen nahm er auf dem rothen Meere die Flucht, segelte nach Surat in Indien, und begab sich von da nach Ispahan in Persien, wo er mit dem Rufe eines Betrügers gestorben seyn soll.

Später wurden (im Jahr 1714) von dem Papst Clemens XI. vier deutsche Franziskaner als Missionarien nach Aethiopien gesendet, wo damals der Kaiser Justus auf dem Throne saß. Dieser nahm die Sendboten freundlich auf, und versprach ihnen, sie und ihr Werk selbst mit seinem Leben zu vertheidigen. Ihre Armuth und die Uneigennützigkeit, mit welcher sie jeden irdischen Besitz von sich wiesen, hatte sein Herz gerührt, und er begünstigte ihre Missionsarbeit; jedoch verbot er ihnen, öffentlich zu predigen, um die Eifersucht des Volkes nicht aufzureizen. „Euer Werk ist schwer, erklärte der Kaiser, es erfordert Zeit, Schonung der Vorurtheile und ein

kluges Benehmen; allein Gott hat ja auch die Welt nicht in einem Augenblick, sondern in sechs Tagen geschaffen." Die Missionarien fanden da und dort im Stillen Zutritt; allein die Mönche hatten kaum die Zuneigung des Kaisers für sie, und den Zweck ihres Aufenthaltes im Lande wahrgenommen, als sie öffentlich die europäischen Sendlinge für Feinde der Mutter Gottes erklärten, und denselben viel Böses nachredeten. Bald wurde der Aufruhr allgemein, und man drohte, den Kaiser abzusetzen, oder denselben zu vergiften. Allein dieser blieb seinem Versprechen getreu, und ließ die Missionarien an einen Ort der Sicherheit bringen. Das Volk, welches auf diese Weise der Schlachtopfer seines Zornes sich entrissen sah, ward desto ungestümer, und rief jetzt einen Jüngling der kaiserlichen Familie, David, zum Kaiser aus. Der neue Monarch ließ die Missionarien nach Gondar zurückführen, wo sie den 17. Februar 1718 anlangten, und zur Steinigung verurtheilt wurden. Man machte ihnen das Anerbieten, daß ihnen die Todesstrafe erlassen werden sollte, falls sie sich von der römischen Kirche lossagten; allein sie wiesen mit Abscheu diesen Antrag von sich ab. Der Kaiser, gerührt durch ihre Standhaftigkeit, begnügte sich damit, sie des Landes zu verweisen; allein die Mönche zogen den Tod vor, der im Merz desselben Jahres durch die Steinigung wirklich an ihnen vollzogen wurde.

Nicht ohne tiefen Schmerz werden Auftritte dieser Art in der Missionsgeschichte gelesen, und das Herz kann sich des Wunsches nicht enthalten, daß dieser standhafte Muth und diese unbedingte Hingebung, welche für das begonnene Werk auch zu sterben bereit ist, einer bessern Sache, als die der römischen Curie war, gegolten haben möchte. Der christliche Menschenfreund muß es beklagen, daß so viel Zeit und Mühe, so viel Muth und Menschenleben an Zwecke verschwendet wurden, welche der erleuchtete Sinn des Evangeliums verwerflich finden muß. Hätte dieser Aufwand von Eifer und Kraft dem großen und

heiligen

heiligen Ziele gegolten, mit der rettenden und seligmachenden Erkenntniß Christi dem armen abyssinischen Volke zu Hülfe zu kommen; wer könnte es mit Recht Verschwendung nennen, wenn ein hundertfaches Menschenleben für denselben aufgeopfert worden wäre? Aber es galt bei allen diesen Missionsversuchen der fleischlichen und selbstsüchtigen Aufgabe, die Herrschaft des päpstlichen Stuhles über die abyssinische Kirche auszubreiten, und diese an den Siegeswagen der römischen Kirche in schnöder Knechtschaft anzuketten, und als Mittel, zu diesem Ziele zu gelangen, sollte ein religiöser Aberglaube gegen den andern umgetauscht werden. Gelingen konnte dieser selbstsüchtige Versuch schon darum nicht, weil bei demselben von der allgemeinen Verbreitung des Wortes Gottes und seiner lautern Erkenntniß unter dem abyssinischen Volke nimmermehr die Rede war, und weil nach dem Plane des Reiches Gottes eine Pflanze, welche auf diese Weise nicht der Vater im Himmel, sondern die fleischliche Herrschsucht der Menschen gepflanzet hat, früher oder später als ein Stück des todten Weltwesens untergehen muß.

Abermals floß ein volles Jahrhundert vorüber, ehe unter den Christen des Abendlandes der zerfallenen abyssinischen Kirche mit theilnehmender Liebe gedacht wurde. Noch hatte die protestantische Kirche nichts für die Wohlfahrt derselbigen versucht; und erst diesen späten Tagen war es vorbehalten, bei den Missions-Unternehmungen der evangelischen Kirchengemeinschaften auch Aethiopiens in Liebe zu gedenken. Es war ein ganz zufällig scheinender Gedanke, daß etwa um das Jahr 1808 ein französischer Vizekonsul zu Kairo in Egypten einen gelehrten Aethiopier, Abraham, welcher früher den Schottländer Bruce auf seiner Reise durch Abyssinien begleitet hatte, und der nun hülflos in Egypten umherpilgerte, damit nützlich machen wollte, daß er ihm die

Ueberſetzung der neuteſtamentlichen Schriften in die amhariſche Sprache zu genußreicher Beſchäftigung in die Hände gab. Abraham war nicht blos ein in ſeinem Fache gelehrter, ſondern er war auch ein frommer und thätiger Mann, welcher mit gottſeliger Freude zehn Jahre lang in dem Hauſe des Herrn Aſſelin an dieſer Bibelüberſetzung arbeitete. Wirklich gelang es ihm, dieſelbe zu vollenden; und jetzt griff Abraham wieder nach ſeinem Wanderſtab, um eine Reiſe nach Jeruſalem zu machen, wo ihn bald nach ſeiner Ankunft die Peſt hinwegraffte.

Um das Jahr 1818 ward von Herrn Jowett, einem engliſchen Miſſionar, dieſes koſtbare Bibelmanuſcript im Hauſe des Herrn Aſſelin entdeckt, und von der brittiſchen Bibelgeſellſchaft angekauft. Nicht lange hernach wurde zum Beſten der abyſſiniſchen Kirche der Druck der vier amhariſchen Evangelien ſo wie der Apoſtelgeſchichte, und bald darauf der noch übrigen neuteſtamentlichen Schriften von derſelben begonnen; und jetzt, nachdem dieſe heiligen Schriften zu zweckmäßiger Verbreitung bereit lagen, gelangte die engliſch-biſchöfliche Miſſionsgeſellſchaft zu London zu dem Entſchluſſe, einen einfachen Miſſionsverſuch zur Verbreitung des in Abyſſinien völlig unbekannt gewordenen Wortes Gottes durch einige Sendboten in dieſem Lande zu wagen. Bald gelangte von derſelben die Anfrage an unſere evangeliſche Miſſions-Geſellſchaft zu Baſel: ob nicht in unſerer Miſſionsſchule ein Paar für dieſe wichtige Sendung taugliche Zöglinge gefunden werden könnten? Unter Gebeth und Flehen wurden zwei derſelben, Samuel Gobat von Cremine im Kanton Bern, und Chriſtian Kugler von Schopfloch im Königreich Würtemberg, im Jahr 1825 zu dieſem ſchönen Berufe auserſehen, welche, nachdem ſie zu Paris und London weitern Unterricht in der arabiſchen Sprache erhalten hatten, im September 1826 zu Kairo in Egypten ankamen, und nach einem halbjährigen Aufenthalt, da ſich kein Weg nach Abyſſinien vor ihnen aufſchließen wollte, im Februar 1827 die Reiſe nach Syrien und Jeruſalem antraten, um ſich dort in

der Kenntniß der amharischen und Tigre-Sprache zum Behuf ihrer Sendung nach Abyssinien zu vervollkommnen.

Im August 1827 nach Egypten zurückgekehrt, mußten sie in harrender Sehnsucht bis zum Oktober 1829 daselbst verweilen, weil der zerrüttete Kriegszustand Abyssiniens die Reise dorthin unrathsam machte. Diese Zeit des Wartens benutzten sie nun, um sich theils die nöthigen Vorkenntnisse zu ihrem künftigen Berufe zu erwerben, theils durch Predigten in der arabischen, englischen und französischen Sprache für das Reich Gottes in Egypten thätig zu seyn. Endlich schlug die lang ersehnte Stunde, welche sie ihrem eigentlichen Missionsberufe näher führen sollte, und sie reisten den 22. Oktober 1829 von einem christlichen Bruder, dem Zimmermann Aichinger begleitet, von Kairo ab, und langten den 18. Dezember desselben Jahres an der abyssinischen Seeküste zu Massowah an. Nach kurzem Aufenthalt daselbst traten sie im Namen des HErrn den 15. Januar 1830 ihre gefahrvolle Reise in das Innere des Landes an, und gelangten nach einer vierwöchentlichen Reise wohlbehalten zu Adigrat im Königreiche Tigre an, wo sie von dem Regenten des Landes, Saba-Gadis, freundlich aufgenommen wurden. Nach kurzer Zeit kamen unsere beiden Brüder in dem Entschlusse überein, daß Missionar Kugler nebst seinem Begleiter, Aichinger, im Lande Tigre bleiben, und die ersten Anlagen zu einer bleibenden Missionsstelle unter dem Segen Gottes daselbst vorbereiten sollte, da er zunächst die besondere Sprache dieses Landes und Volkes gelernt hatte. Missionar Gobat, welcher sich vorzugsweise die Kenntniß der amharischen Sprache erworben hatte, glaubte es den Umständen angemessen, und seinem Berufe gemäß, allein nach Gondar, der Hauptstadt des Königreiches Amhara, zu ziehen, um sich als Bote Christi unter diesem Volke nach Mitteln und Wegen umzusehen, demselben in seiner tiefen Versunkenheit durch die Verbreitung des Wortes Gottes und evangelischer Erkenntniß nützlich zu werden.

Wir schließen unsere einleitenden Vorerinnerungen zu dem Tagebuch des Missionars Gobat mit der kurzen Bemerkung, daß der Herausgeber desselben die nicht selten ausführlichen Religionsgespräche, welche darin vorkommen, hie und da abgekürzt, oder, wie dieß nur bisweilen der Fall war, in seiner Uebersetzung ganz ausgelassen haben würde, hätten ihn nicht bestimmte Gründe veranlaßt, dieß nicht zu thun. Er glaubte nämlich, in diesen religiösen Unterhaltungen, welche meist durch spitzfindige Fragen über theologische Gegenstände veranlaßt wurden, eine meist wohlgelungene Anwendung des christlichen Religions-Unterrichtes zu finden, so wie derselbe den Zöglingen unserer evangelischen Missionsschule gegeben zu werden pflegt, und worüber sich unser letzter Jahresbericht ausführlicher ausspricht. Auch scheint ihm in der Art und Weise dieser Unterhaltungen durch Thatsachen die Ueberzeugung gerechtfertigt zu werden, daß sich die spitzfindigen Streitfragen unserer kirchlichen Theologie in den meisten Fällen mit dem einfachen und klaren Bibelworte gründlich beantworten lassen, sobald der Lehrer des Christenthums nicht weiser seyn will, als das Wort Gottes selbst ist, und sich bisweilen der öfters ehrenvollen Antwort nicht schämt: Ich weiß es nicht! von welcher unsere alten Concilienväter, unsere ehrwürdigen Reformatoren und viele unserer gelehrtesten Theologen vielleicht zu selten Gebrauch gemacht haben.

Tagebuch des Missionars S. Gobat, von seinem dreijährigen Aufenthalte und seinen Reisen in Abyssinien.

(Von den Jahren 1830—1832.)

Dritter Abschnitt.

Missionar Gobats Reise nach Gondar.

Den 25. Februar 1830 um 8 Uhr Morgens verließ ich Adigrat (in der Provinz Tigre), indeß mich meine beiden Mitarbeiter, Kugler und Aichinger, welche hier zurückblieben, ungefähr eine halbe Stunde weit begleiteten. Der Trennungsschmerz, den ich im fremden Lande beim Scheiden von denselben fühlte, ließ mich mehr als je meine Schwachheit und meine gänzliche Abhängigkeit vom HErrn empfinden. Ich fühlte mich auf dem Wege gedrungen, Gott meine Sünden zu bekennen, und Ihn zu bitten, mich zu begleiten, mich vor Gefahren, denen ich in diesem Lande gänzlicher Unsicherheit entgegen zog, und vor Allem vor der Sünde zu bewahren, und meine Reise zur Rettung einiger Seelen zu segnen. Die äußern Umstände gestatteten nicht, daß ich mehr als 60 Exemplare der amharischen vier Evangelien, einige Exemplare der Apostelgeschichte und des Briefs an die Römer mit mir nehmen konnte. Noch diesen Morgen machte ich dem Saba-Gadis (Gouverneur der Provinz Tigre) einen Besuch, welcher mich wie seinen eigenen Sohn meinem Begleiter, dem Beleta Darkopti, Gesandten des Ras Marie, empfahl. Man gibt dem

Marie den Titel eines Ras (Königes) wegen seines Vaters, des berühmten Ras Gougsa; allein es regiert kein regelmäßiger Ras im Lande. Alle Statthalter im Innern, jenseits des Flusses Tacazze, sind von Marie abhängig, der Gouverneur von Semen und der König von Schoa ausgenommen. Eben so freundlich übergab er mich der Aufsicht eines Abgeordneten des Gouverneurs von Semen, der zugleich mit mir und dem Beleta Darkopti die Reise machen sollte. Nachdem wir ungefähr eine halbe Stunde auf der Ebene weiter gezogen waren, führte uns der Weg über den Berg Rahi-Adem, an welchem wir 1½ Stunde hinauf, und zwei Stunden hinab stiegen. Am Fuße dieses Berges läuft ein Bach, Anader genannt, Nordosten zu; aber keiner meiner Begleiter konnte mir sagen, wohin er sich ergießt.

Nachdem wir ein wenig am Ufer des Baches ausgeruht hatten, legten wir noch eine Stunde Wegs zurück, um nach Dencanoi, einem kleinen Dorfe, zu kommen, das am Ende eines Thales, Namens Basete, liegt, und außer dem Anader noch von drei bis vier Bächen bewässert wird, welche sich weiter unten mit demselben vereinigen. Unser Weg führte uns in gerader Richtung von Osten nach Westen. Bei unserer Ankunft im Dorfe setzte ich mich aufs Gras nieder, und die Leute des Beleta Darkopti lagerten sich um mich herum. Einer derselben fing sogleich an, von unserm Girgis Gutes zu reden; er nannte ihn einen Engländer, der zu seinen englischen Freunden zurückgekehrt sey, weil er gefunden habe, daß seine Landsleute, die Abyssinier, keine guten Christen seyen. Da gerade ihr Fasttag war, so suchte ich ihnen aus einigen Stellen der Schrift klar zu machen, daß ohne eine wahre Veränderung des Herzens die bloße Gewohnheit des Fastens sie nichts nütze; worin sie mir Alle Recht gaben.

Wir (die Missionarien) hatten Anfangs im Sinne gehabt, mit den Abyssiniern die Fasten zu beobachten; aber der Gedanke, auf diesem Wege mit ihnen in tausend

Mißbräuche hineingezogen zu werden, und die Beſorgniß, daß ſie unſer Betragen als eine Billigung dieſer Mißbräuche betrachten möchten, brachte uns bei unſerem Eintritt in Abyſſinien zu dem Entſchluſſe, die Faſten nicht zu beobachten, ſie aber auch nicht zu verwerfen, um immer ſagen zu können: Wir befolgen das Wort Gottes, die Bibel; jede menſchliche Einrichtung kann eben darum nur ſo weit von uns gebilligt werden, als ſie mit dem Worte Gottes übereinſtimmt. Wir ſprachen hierüber offen mit Saba-Gadis, der unſer Benehmen nicht tadelnswerth fand; vielmehr gab er Befehl, daß man jeden Abend, wenn ich es verlange, eine Ziege oder ein Schaf zur Speiſe für mich und meine Leute zuſtellen ſoll.

Den 26. Februar. Wir zogen im Thal Baſete einige Stunden in nordöſtlicher Richtung hin, und übernachteten in dem Dorfe Maaya unter einem großen Baum, in der Tigreſprache Daro, im Amhariſchen Warca genannt, deſſen Stamm etwa zehn Fuß im Durchmeſſer hatte. Dieß iſt die größte Gattung von Bäumen, welche ich in der Provinz Tigre geſehen habe. Es iſt eine Art egyptiſcher Feigenbaum, deren Frucht eine kleine Feige von angenehmem Geſchmack iſt, welche jedoch der gewöhnlichen Feige nachſteht. Eine Stunde nordöſtlich von Maaya liegt der Berg Debra Damo, auf deſſen Gipfel ſich ein Dorf befindet, das nur von Mönchen bewohnt iſt. Es iſt eine ſenkrechte Felſenburg, auf die man nur an einem Strick hinaufgezogen werden kann. Man verſicherte mich, daß es keiner Perſon vom weiblichen Geſchlecht erlaubt ſey, hinauf zu kommen.

Den 27. Februar. Geſtern Abend brachte man uns zwei Zelte, das eine für unſern Beleta Darkoptk, und das andere für mich, nebſt zwei Betten. Alle unſere Abyſſinier waren ſehr vergnügt neben dem bedeutenden Vorrath guten Weines, oder vielmehr eines aus Honig und Waſſer bereiteten Getränkes (Hydromel), den man uns zugleich gebracht hatte. Heute legten wir drei Stunden Weges nach Weſten zurück, und übernachteten zu

Antitscho Duga Sone, wo alle Montage ein Markt gehalten wird. Antitscho ist ein großer Distrikt, den ein Bruder des Saba-Gadis, Fit Accrari, regiert. Er scheint mir seinem Charakter nach hinter seinem Bruder weit zurück zu stehen; aber er ist ein guter Krieger, der im Kriege die Vorhut befehligt. Bei unserer Ankunft sah ich einen Mann einen Knaben von dreizehn bis vierzehn Jahren unbarmherzig mißhandeln, der mit uns von Adigrat gekommen war, und in diesem Augenblick Niemand beleidigt hatte. Ich fragte nach der Ursache dieser Mißhandlung, und man gab mir zur Antwort: der Knabe sey Knecht bei diesem Manne gewesen, habe mit seiner Einwilligung den Dienst desselben verlassen, sey aber in die Dienste eines Meisters getreten, mit dem sein früherer Herr in Feindschaft stehe. Die abyssinischen Dienstboten sind in manchen Beziehungen frei, in andern werden sie als Sklaven gehalten; denn wenn einer in die Dienste eines andern Meisters tritt, so muß der zweite Herr zuerst die Genehmigung des ersten hiezu haben, wenn sie nicht Feinde werden sollen. Ich beschwerte mich über diesen Vorfall bei Fit Accrari, der hierüber in großen Zorn gerieth, und mich fragte, ob der Knabe in meinen Diensten stehe? Als ich dieß verneinte, erklärte er mir: er könne solche Vergehen nicht strafen, weil er sonst den ganzen Tag mit ähnlichen Klagen belästigt würde. „Wie, sagte ich zu ihm, ihr seyd ein Richter, und gebt zu, daß einer euer Untergebenen ein Kind, das ihm nichts gethan hat, unglücklich machen darf?" „Nun gut, antwortete er, schlage mir einmal eine Strafe vor, und ich will thun, was du verlangst." „Nein, versetzte ich, ich bin nicht in euer Land gekommen, um euer Gesetzgeber zu seyn; aber wissen möchte ich gerne, wie ihr richtet." Es wurde nichts ausgemacht. Dieser Landesdistrikt steht in schlimmem Ruf wegen der Schlechtigkeit seiner Einwohner.

Den 28. Februar. Wir hatten heute ungefähr vier Stunden in südöstlicher Richtung nach Hassai gemacht,

wo wir von dem Statthalter freundlich empfangen wurden; und Tags darauf kamen wir nach drei Stunden Wegs wohlbehalten zu Adowa, der Hauptstadt des Distriktes Tigre an, welche am Fuße eines Hügels liegt. Die Häuser, welche meist kegelförmig sind, bilden ziemlich unregelmäßige Straßen, zwischen welchen keine Gärten sich befinden. Die Zahl der Einwohner wird auf 8000 Seelen angeschlagen. Fast jedes Haus ist von Bäumen umgeben, welche dem Orte eine freundliche Ansicht gewähren. Sogleich besuchte ich die hier wohnende Gattinn des Herrn Coffin, mit welchem Bruder Kugler früher die Reise nach England gemacht hat; und am folgenden Tage kamen Leute aller Art, Abyssinier, Armenier und Griechen auf Besuch in meine Wohnung, um mich zu meiner Ankunft zu bewillkommen.

Den 3. Merz. Ich hatte eine lange Unterhaltung mit einem abyssinischen Mönche von Walkait, in Gegenwart vieler Andern, von denen jedoch manche die amharische Sprache nicht verstanden, in der wir uns unterhielten. Ich fing an ihn zu fragen: „Warum sind doch die Abyssinier so ängstlich gewissenhaft, das Fasten zu beobachten, das im Worte Gottes nicht geboten ist, während sie sich kein Gewissen daraus machen, die Gebote des HErrn zu übertreten?" „Sehet, versetzte er, in euerm Lande hat euch Gott mit Erkenntniß erleuchtet, und ihr seyd geneigt, das Gute zu thun, und das Böse zu lassen. Aber so ist es nicht bei uns; wir sind gar böse Leute. Wenn wir einen Menschen sehen, der uns nicht gefällt, so wollen wir ihn gleich ums Leben bringen; kommt uns eine Sache zu Gesicht, die uns wohlgefällt, so wollen wir sie gleich an uns reißen. Wir sind Lügner und Böswichte, darum finden wir das Fasten für nöthig, um unsern Leib zu kreuzigen; aber das habt ihr nicht nöthig." — „Das ist gerade euer Irrthum, versetzte ich. Ihr wollt euch selbst rechtfertigen vor Gott durch euer Fasten, und einige Werke, die ihr gut nennet, und doch dabei in groben Lastern leben. Aber das ist nicht die

Lehre des Evangeliums, welches uns sagt, daß der Sünder nur durch den Glauben an Jesum gerecht werde vor Gott; daß dieser Glaube, durch den wir gerechtfertigt werden, mit der Liebe zu dem Erlöser unzertrennlich verbunden sey, und daß diese Liebe uns dringe, die Gebote Gottes zu halten." — „Das ist wahr, erwiederte der Mönch, aber unser ganzes Volk liegt in Unwissenheit begraben; es kennt das Evangelium nicht." — „Wirklich habe ich mit Jammer dieß überall sehen müssen, sagte ich, wohin ich bis jetzt gekommen bin; aber ihr Priester und Mönche, ihr traget die Schuld davon, warum unterrichtet ihr das Volk nicht?" — „Ihr habt Recht, versetzte der Mönch, aber es fehlen uns ja alle erforderlichen Unterrichtsmittel. Schon lange habe ich sagen hören, man könne jetzt das Evangelium in der amharischen Sprache haben; ich habe ganz Abyssinien durchlaufen, und bin einzig deßhalb nach dem Lande Tigre gekommen, um mir ein Exemplar des Wortes Gottes zu verschaffen; und schon hatte ich alle Hoffnung aufgegeben, ein solches zu finden; und machte mich daher ganz traurig auf den Weg nach Hause, als ich Euch gestern zu Maaya antraf. Gebet mir nun, ich bitte Euch, das Evangelium; ich will damit in mein Kloster in Walkait zurückkehren, dasselbe gründlich für mich studiren, und mein ganzes Leben damit zubringen, die Jugend im Worte Gottes zu unterrichten. Schreibt auch Euern Namen in dieses Buch, damit man Euch in Abyssinien lieb gewinne. Sobald man in meinem Lande erfahren wird, daß man Exemplare der Evangelien in unserer Muttersprache in Tigre finden kann, so werden die Leute haufenweise kommen, um sich dieselbigen zu verschaffen." — „Ich gebe euch das Evangelium, sagte ich zu ihm, aber unter der einzigen Bedingung, daß ihr die Jugend nichts anderes lehret als das Wort Gottes." „Dieß verspreche ich Euch! versetzte der Mönch." Ich habe viel Liebe zu diesem jungen Manne gefaßt; er reist morgen nach Walkait ab. Alle Kennzeichen der Aufrichtigkeit habe ich bei ihm gefunden.

Den 5. Merz. Ich besuchte heute den jungen Warque, der einen Armenier zum Vater hat, und im Lande geboren ist. Er hat sich bei mir in die Kammer eingeschlossen, um am Fasttage etwas zu essen. Ich nahm daher Veranlassung, von der Menschenfurcht mit ihm zu reden, welche nur da statt finde, wo man ein böses Gewissen habe, und fügte hinzu: Fürchtet Gott, dann habt Ihr die Menschen nicht zu fürchten. Ich zeigte ihm hierauf das Gefährliche des Irrthums, seine eigene Rechtfertigung vor Gott durch Fasten zu suchen, und bewies ihm aus Stellen der Schrift, wie die wahre Gerechtigkeit nur aus dem Glauben komme. Er schien gerührt zu seyn, und gab, gleich den übrigen Abyssiniern, alles zu, obgleich ihm aus Mangel an Unterricht eine gründliche Ueberzeugung gebrach.

Den 6. Merz. Der fromme Pilger Heila Michael, der mit mir von Egypten hergekommen ist, saß heute nachdenkend neben mir; und auf einmal fing er an, laut zu weinen, und sein sündliches Verderben zu bekennen, indem er sagte: kein Tag seines Lebens sey vorübergegangen, an welchem er nicht Böses verübt habe; und dennoch habe Gott nicht aufgehört, ihn mit Wohlthaten zu überschütten.

Sonntag den 7. Merz. Heute haben mich die Leute eine gute Weile allein gelassen. Seit mehr als zwei Monaten bin ich nie allein in einem Hause gewesen. Ich dachte viel an meine Freunde in Europa, welche sich heute versammeln, um den Ewigen anzubethen, und sein Wort zu hören. Möge mein Gott überall in ihrer Mitte seyn, um sie zu segnen. Ein junger Mann von Godscham bat mich so flehentlich, ihm das Evangelium zu geben, daß ich seiner Bitte nicht länger widerstehen konnte, ob ich mir gleich vorgenommen hatte, auf der Reise in der Provinz Tigre keine auszutheilen. Nachmittags sprach ich in Gegenwart mehrerer Personen mit Heila Michael über den rechten Gebrauch, den wir von der Geschichte der Heiligen machen sollen, ihnen nämlich nachzuahmen, und nicht göttlich zu verehren.

Den 8. Merz. Um 9 Uhr Morgens reisten wir von Adowa nach Axum ab, wo wir um 2 Uhr Nachmittags ankamen. Der Weg führt über Hügel und schöne Thäler hin. Im Nordosten der Stadt liegt auf der Spitze eines nackten Felsen die Kirche Abba Pantaleon, und im Südwesten derselben das Kloster Tecla Haimanut. Ueberall um die Stadt umher liegen Trümmer einer alten Zerstörung, welche den Untergang einer großen Hauptstadt verkündigen. Wir wollten alsobald nach unserer Ankunft die Kirche besuchen, aber man ließ uns nicht hinein. Ich hoffte, wenigstens einen Tag in Axum zu verweilen; allein Abends spät sagte mir Beleta Darkopti, er werde sich hier nicht aufhalten. Anfangs wurden wir sehr kalt aufgenommen; aber bald ward der Gouverneur der Stadt, Walda Michael Nebrid, freundlicher, und versprach, wenn ich zurückkomme, mir zu Axum alles zu zeigen, was sehenswürdig sey. Er behauptet, es liege hier viel Gold verborgen, und namentlich seyen in einem der Obelisken, welche Salt beschrieb, neun Goldsäcke zu finden. Ich nahm dabei Gelegenheit, ihm in Gegenwart von etwa vierzig Personen zu zeigen, wie eitel alles Irdische sey in Vergleichung mit der lebendigen Erkenntniß Christi und der ewigen Güter, welche Er denen verheißen habe, die Ihn lieben.

Den 9. Merz. Ich glaubte, diesen Morgen vor unserer Abreise mich noch ein wenig auf den Ruinen von Axum umsehen zu können, aber als ich eben weggehen wollte, so entstand ein Zank unter unsern Leuten, der bis zur Abreise dauerte. Axum liegt am Fuße von zwei Bergen, an denen sich eine fruchtbare Ebene fortzieht; etwa 1½ Stunde führte uns der Weg durch wohl angebautes Land, aber dann fing wieder wildes Buschwerk und Steinboden an. Nach einem Marsch von drei Stunden lagerten wir uns unter einem Baume neben dem Dorfe Segamo; von hier ging der Zug ungefähr zwei Stunden weit über eine lange Ebene hin bis nach Ado Waga, wo wir übernachteten. Der Gouverneur, Melco,

war noch nicht zu Hause, und darum war unser Empfang eben nicht gar freundlich, und erst spät in der Nacht konnten wir etwas zu essen bekommen, ob wir gleich seit gestern nichts gegessen haben.

Den 10. Merz. Der Regen, welcher diese Nacht fiel, machte uns um unser weniges Reisegeräthe besorgt, denn wir brachten die Nacht in einem Stalle zu, der kein Dach hatte. Schon in den vorhergehenden Tagen hatten wir etwas Regen, und so kündigt sich seit dem Monat Februar durch kurze Regengüsse mit Blitz und Donner die herannahende Regenzeit an. Wir zogen heute vier Stunden lang durch einen Distrikt, welcher fruchtbaren Boden zu haben scheint, der aber gänzlich verlassen, und mit Dornen und Disteln überwachsen ist. Hierauf gelangten wir zwei Stunden lang auf einen Boden, der zum Anbau vorbereitet wird, das heißt, Gras und Gesträuche werden auf demselben abgebrannt. Wir übernachteten zu Tembera bei dem Gouverneur Walda Amidan, der einem stolzen Krieger vollkommen ähnlich sieht. Sein Distrikt, der sich am Ufer des Tacazze-Flusses weit ausdehnt, wird Adiete genannt. Tembera liegt etwa fünf Stunden südlich von Ado Waza. Ich war ein wenig unwohl, und darum beklagte man sich über mein Stillschweigen. „Ich erwiederte: Wo viel Worte sind, da sind gewöhnlich auch viel Sünden;" was dem Gouverneur eben nicht wohl gefiel, der ein großer Schwätzer ist, besonders wenn es darauf ankommt, seine Person zu rühmen.

Den 11. Merz. Während ich diesen Morgen im Busche schrieb, glaubten meine Leute, ich sey vorausgegangen, und zogen ab. Als ich nun den Berg hinab ging, auf welchem das Dorf Tembera gebaut ist, so begleitete mich ein Haufen von Knaben, die mich baten, sie als meine Kinder zu betrachten, und sie zu segnen. Die abyssinischen Kinder haben große Hochachtung gegen die Erwachsenen, und besonders gegen die Fremden; sie sind im Allgemeinen besser, als ich in allen Ländern, die ich bis jetzt durchwanderte, die Jugend angetroffen habe.

Die Knaben fangen erst an, schlecht zu werden, wenn man sie veranlaßt, zu glauben, sie seyen Männer geworden, und die Töchter, wenn sie als Gattinnen von ihren Ehemännern mißhandelt oder vernachläßigt werden. Unser Weg führte uns drei Stunden lang über Berge hin, welche sehr wild aussehen, und wir legten uns zu Emfara, in einem tiefen Bergthale, zum Schlafen nieder, wo die Hitze um so beschwerlicher war, je mehr wir auf dem Berge von der Kälte gelitten hatten. Diesen Abend kam ein Eilbote von Ubie, dem Gouverneur der Provinz Semen, der sich weigerte, die Friedensbedingungen anzunehmen, welche ihm Saba-Gadis vorgeschlagen hat.

Den 12. Merz stiegen wir einen hohen Berg zum Ufer des Tacazze herab, an der Stelle, wo ein bedeutender Fluß, die Attaba, sich in denselben ergießt, die am Berge Buahed ihren Ursprung hat. Der Tacazze-Fluß ist hier einen guten Steinwurf breit, und man kann zu Fuß bis in seine Mitte hineingehen, ohne daß das Wasser weit über die Kniee reicht. Es wimmelt in demselben von Flußpferden und Krokodillen. Hierauf führte uns der Weg einen hohen und sehr steilen Berg hinauf, der nur schwer zu besteigen war. Wegen eines bösen Fußes konnte ich nicht gehen, aber mein Maulthier trug mich ohne Schwierigkeit bis auf die höchste Spitze. Oft führten im Hinaufsteigen unsere Begleiter das Wort Tacazze im Munde, das in der Tigresprache Betrübniß ausdrückt. Oben auf dem Berge schlugen wir unser Lager neben dem Dorfe Turfoge auf, indem die Einwohner des Dorfes eine Hütte von Gesträuch für uns errichteten. Kaum hatten wir uns niedergelassen, so kam ein Eilbote von Ubie, welcher uns den Befehl brachte, hier zwei Tage zu verweilen, bis er gewiß erfahren habe, wie es gegenwärtig im Innern des Landes aussehe.

Den 13. Merz. Fast den ganzen Tag las ich mit einem Priester unserer Reisegesellschaft, Namens Hiskias, in Gegenwart der Andern das Evangelium, und fragte ihn über den Inhalt des Gelesenen aus. Ich glaubte,

seine Unwissenheit unserer Reisegesellschaft fühlbar machen zu müssen, und erklärte ihm am Ende: Wie darfst du es wagen, ein Priester zu seyn, ohne etwas vom Evangelio zu wissen? worauf einer der Umstehenden zur Antwort gab: Diese Priester brauchen nur eine Summe Geldes dem Abuna (Oberpriester) zu bezahlen, so legt er ihnen die Hände auf. Es waren viel aufmerksame Leute in unserer Gesellschaft.

Den 14. Merz. (Sonntag). In der letzten Nacht fiel viel Regen in unsere unbedeckte Hütte. Ich wickelte mich, so gut ich konnte, in meinen Teppich ein, um trocken zu bleiben. Unsere armen Leute wurden ganz durchnäßt, und dabei war es empfindlich kalt; indeß können unsere Abyssinier den Nachtfrost vortrefflich aushalten, denn sie schlafen oft ganz nackt auf dem bloßen mit Reif bedeckten Boden. Für mich war die Kälte um so beschwerlicher, da unten im Thale die Hitze fast unerträglich war. Mittags brachte mir der Priester Hiskias ein kleines äthiopisches Gebethbuch. Ich las der Reisegesellschaft einige Blätter daraus vor, und bemerkte ihnen von Stelle zu Stelle, was im Inhalte mit dem Worte Gottes zusammenstimmte, und was die Menschen hinzugefügt hatten; worauf ich ihm das Buch mit der Bemerkung zurückgab, daß sein Inhalt nicht viel tauge. Ich ermahnte ihn, die blos menschlichen Meinungen fahren zu lassen, und sich von ganzem Herzen an das Wort Gottes zu halten, das uns allein den Weg des Heils sicher zu führen vermöge. Ich gab ihm hierauf das siebente Kapitel des Evangeliums Marci zu lesen; und da er nur sehr schlecht lesen konnte, so baten mich die Leute, ich möchte ihnen doch einige Kapitel vorlesen, was ich mit Vergnügen that, indem ich das Gelesene mit den nöthigen Bemerkungen begleitete. Mehrere junge Leute aus der Gesellschaft ersuchten mich nun angelegentlich, ich möchte sie doch unterrichten. Möchten sie die Stimme ihres himmlischen Vaters vernehmen, um zu Jesu zu kommen, und in seiner Erkenntniß selig zu werden.

Den 15. Merz. Ehe wir diesen Morgen aufbrachen, kamen noch einige Priester herbei, um die Evangelien von mir zu begehren. Da ich aber nur einen kleinen Vorrath derselben mit mir in das Innere des Landes nehmen konnte, so mußte ich diese guten Leute meinem Bruder Kugler in der Provinz Tigre zuweisen. Unser Weg führte uns in südöstlicher Richtung weiter; und nach einer guten Stunde gelangten wir unten im Thale zu dem ansehnlichen Dorfe, Walia, das zu unserer Linken lag. Von hier traten wir über einen Berg in das Thal des Flusses Attala ein, in welchem wir nach einer Stunde Weges an einem Dorfe, Querbera, vorüber kamen. Eine Stunde weiter liegt die Bergfeste Sequenquen auf einer hohen Felsenspitze. Von Querbera wendeten wir uns westlich, und gelangten nach einer kleinen Stunde zum Dorfe Schinaco, wo wir uns unter einem Baume neben einer Quelle niederließen. Die Leute des Beleta Darkopti beschwerten sich bei mir über das Fasten auf der Reise, das alle ihre Kräfte verzehre. Ich nahm dabei Veranlassung, sie nachdrücklich darauf aufmerksam zu machen, wie gewissenhaft sie bloße Menschensatzungen beobachten, während sie nach den Geboten Gottes nur wenig fragen. Nun wandte ich mich zur ganzen Reisegesellschaft, und sagte ihnen: „Ich weiß, wie strenge ihr eure Fasten haltet, denn ich kenne die bösen Gedanken eures Herzens, und höre eure Flüche, und sehe, wie wenig euer Betragen mit dem Worte Gottes übereinstimmt. Ist dieß nicht alles ein Beweis, daß ihr sowohl als eure Priester im Irrthum und auf dem Wege des Verderbens euch befinden?" Einstimmig gaben sie mir Alle zur Antwort: „Ja, du hast recht." Ich werde immer freimüthiger unter ihnen; denn schon oft hörte ich sie unter einander sagen: Einen so guten Menschen haben wir noch nie gesehen. Ich kümmere mich wenig um die Meinung, die sie von mir haben, denn ich kenne die Verkehrtheit meines Herzens, aber ich möchte ihr gutes Vorurtheil gerne benützen, um ihnen Gutes zu thun.

Den 16. Merz. Heute legten wir längs des Flusses Attaba in südöstlicher Richtung in einem tiefen Thale nur zwei Stunden Weges zurück, und übernachteten bei dem Dorfe Attaba unter einem Baume. Der Priester Hiskias verlangte für einige Augenblicke die Evangelien von mir. Ich gab ihm das 18te Kapitel des Evangeliums Lucä zu lesen, und ermahnte ihn, es zuerst für sich sorgfältig zu lesen, und mir sodann den Inhalt desselbigen zu erzählen. Nach einer guten Weile kam er wieder zu mir zurück mit der Bemerkung, er habe diesen Abschnitt gelesen; aber als er mir den Inhalt desselben angeben sollte, sagte er ganz andere Dinge. Ich nahm hierauf das Buch, und las dasselbe Kapitel unserer Reisegesellschaft vor, die sich höchlich darüber verwunderte, wie der Priester den Inhalt desselben so unrichtig angegeben hatte. Hierauf gab ich ihm das 15te Kapitel des Lukas zu lesen, aber er verstand es nicht besser. Jetzt legte ich seinen Inhalt den Anwesenden aus, und hatte die Freude, zu bemerken, wie sich nach und nach alle unsere Leute um mich her gesammelt hatten. Einige schienen über die Liebe Gottes zu den Sündern sehr gerührt zu seyn, wovon sie eben ein Beispiel in der Geschichte des verlorenen Sohnes vernommen hatten. Der Priester wollte abermals lesen; aber die Leute nahmen ihm das Buch aus der Hand, weil er es nicht verstehe, und baten mich, ihnen doch noch ein wenig daraus vorzulesen, was ich mit Vergnügen that. Indeß legt immer noch der Priester große Anhänglichkeit gegen mich an den Tag.

Den 17. Merz. Wir legten diesen Morgen zwei Stunden bis nach Ebena zurück, wo wir ein wenig ruhten, und sodann in südöstlicher Richtung noch eine Stunde weiter nach dem Dorfe Dongosge zurücklegten. Der Distrikt vom Tacazze-Fluß an bis hieher wird Telemt genannt, und hier beginnt nun die Provinz Semen. Zu Ebena theilt sich die Attaba in zwei Arme; der eine derselben kommt von Mittag, und der andere

von Südoſten her. Unterwegs war in unſerer Reiſegeſellſchaft die Frage entſtanden: Worauf die Gewalt der Prieſter ruhe, zu binden und zu löſen? Als ich bemerkte, daß unſer Prieſter Hiskias und Andere bei dieſer Frage empfindlich werden wollten, ſo blieb ich bei derſelben ſtille, weil ein Diener Gottes nicht ſtreitſüchtig ſeyn ſoll. Als wir dem Dorfe nahe kamen, liefen uns die Weiber deſſelben entgegen, um uns zu ſagen, wie Unrecht wir daran gethan hätten, den Weg nach ihrem armen Dorfe zu nehmen. Indeß ſchickte uns ein Freund des Beleta Darkopti ein gutes, aus Teff bereitetes Stück Brod. Ich wohne mit meinen Leuten in einer runden Hütte, welche zehn Fuß im Durchmeſſer hat.

Den 18. Merz. Wir beſtiegen nun den hohen Berg Silqui, und brauchten vier volle Stunden, hinauf zu kommen. Der Gipfel deſſelben iſt mit Schnee bedeckt; jedoch ſtiegen wir nicht ſo hoch. Eine Stunde weſtlich vom Berge liegt das große Dorf Sona, wo die Gouverneurs von Semen bisweilen ihren Wohnſitz aufſchlagen. Auf der Höhe des Berges genießt man eine maleriſche Ausſicht, wie ich ſie noch ſelten in Abyſſinien geſehen habe. Eine Stunde ſüdöſtlich liegt der hohe Toloka, den ehemals die Fallaſcha (Juden) im Beſitz gehabt haben ſollen. Auf mehreren Spitzen deſſelben erblickt man das Dorf Hawuaſa, das von Muhamedanern bewohnt iſt, welche von Juden abſtammen. Zwiſchen beiden Bergen fließt die kleine Buga, und jenſeits des Toloka ein anderer Bach, Antſia, welche beide ſich in den Tacazze ergießen. Meine Leute zeigten mir in der Ferne das berühmte Kloſter Waldabba, oder vielmehr einen ganzen von Mönchen und Nonnen bewohnten Bezirk, welche in Abyſſinien nicht im beſten Rufe ſtehen. Man behauptet, daß ſie Zeitlebens weder Brod noch Fleiſch genießen. Noch weiter nördlich verliert ſich das Auge in den kleinen Bergen des Diſtriktes Walkait. Bisher war der hohe Silqui unſer Führer gegen Südoſten geweſen; jetzt wendeten wir uns ganz dem Süden

zu, und zogen, ungefähr 800 Fuß tiefer als sein Gipfel, um einen Theil desselben herum. Noch legten wir an diesem Tage zwei Stunden zurück, um im Dorfe Lori zu übernachten. Ein sehr kalter, starker Regen überfiel uns bei unserer Ankunft daselbst, und ungefähr 400 Fuß höher fiel Schnee. Wir mußten uns in einer kleinen Feldhütte übereinander legen, bis wir eine bessere Wohnung erhalten konnten. Noch waren unsere Träger nicht angekommen, denn der Weg war sehr schlecht. Zu Lori glaubte ich auf einem Schweizerberge zur Frühlingszeit zu seyn; und ob es gleich sehr kalt ist, so können doch die Einwohner aus Mangel an Holz ihre Hütten nicht erwärmen, die ganz durchlöchert sind; auch haben sie nur ein schlechtes Stück Leinwand und ein Schaffell um die Schultern bei Nacht zur Bedeckung.

Den 19. Merz. Nochmals führte uns der Weg zwei Stunden weit einen steilen Berg hinauf, bis wir an den Fuß des hohen Buahed kamen, dessen Gipfel fast das ganze Jahr mit Schnee bedeckt ist. Einige Stunden südöstlich von diesem Berge liegt die Bergfeste Amba Hai, welche die höchste Bergspitze Abyssiniens sein soll. Wir zogen noch, zum Theil in westlicher Richtung, drei Stunden weiter auf dem Berge Aina, zu dem Dorfe Ambaras, wo man uns jedoch Anfangs nicht aufnehmen wollte. Lange mußten wir vor dem Dorfe in kalter Abendluft sitzen, bis es anfing zu regnen und zu schneien. Sogleich lief ich nach meinem Maulthier, wie wenn ich weiter reisen wollte, was die Einwohner des Dorfes so sehr in Schrecken setzte, daß sie mich baten, gleich das nächste Haus als Wohnung anzunehmen. Die Dorfbewohner umher haben keinen Befehl erhalten, uns aufzunehmen, weil wir von Lori aus einen andern Weg einschlagen sollten, um nach Antschateab, der Residenz des Ubie, zu gelangen. Da wir aber vernahmen, daß dieser gegen Marie ins Feld gezogen war, so schlugen wir den kürzesten Weg ein, um nach Gondar zu kommen.

Beleta Darkopti fürchtet sehr, Ubie möchte ihn gefangen nehmen, um ihm die 300 Talaris abzunöthigen, welche ihm Saba-Gadis gegeben hat. Er war von dem Ras Marie zu Saba-Gadis und Ubie gesendet worden, um Frieden zu verlangen; aber während er mit Saba-Gadis unterhandelte, gerieth sein Gebieter mit Ubie aufs Neue in Streit, und dieser zog augenblicklich gegen ihn, ohne auf die Friedensvorschläge weiter zu hören. Auch mir wollte man von allen Seiten her Furcht einjagen, daß ich nicht nach Gondar gehen sollte; allein ich habe keinen zureichenden Grund, mein Vorhaben aufzugeben. Seit ich über den Tacazze gegangen bin, ist in den Gebirgen von Semen das Wetter sich immer gleich geblieben. Am Morgen ist es schön, der Himmel ist klar, und die Sonne brennt sehr bis 11 Uhr; dann fängt der Himmel an trübe zu werden, der Wind erhebt sich, gegen 1 Uhr Nachmittags hört man Donnerschläge, und um 4 Uhr fällt Regen bis zu Sonnenuntergang.

Den 20. Merz. Unser Gastwirth, der uns Anfangs nicht aufnehmen wollte, hat sich sehr ordentlich gegen uns betragen, und ebenso auch seine Frau. Diesen Morgen begleitete er uns eine halbe Stunde weit, uns den Weg zu zeigen, den wir vor Sonnenaufgang nicht leicht hätten finden können. Wir hatten uns frühe auf den Weg gemacht, um eine weitere Strecke als gewöhnlich zurückzulegen, weil mein Führer, Beleta Darkopti, sich in großer Angst befindet. Der Morgen war so kalt, daß wir den Zügel unserer Maulthiere nicht mehr halten konnten, obgleich wir die Hände wohl einwickelten. Wir hatten ungefähr drei Stunden in südöstlicher Richtung bis Sancaper zurückgelegt, als wir von den Soldaten des Ubie angehalten wurden, bis bestimmter Befehl von Antschateab her angekommen seyn würde, weshalb wir sogleich einen Eilboten dorthin absandten. Sancaper besteht aus etwa dreißig kleinen Hütten, welche von Soldaten besetzt sind. Es ist ein Engpaß, der zwischen zwei ungeheuern Schluchten durchführt, wo es

unerträglich kalt ist. Man wies mir die größte dieser elenden Hütten an, worin ich meinen Reisegefährten das 11te und 17te Kapitel Johannis vorlas; bis der Wind das Dach wegnahm; und nun zog ich in eine andere, welche sieben Fuß breit und vier Fuß hoch war. Ich gab meinen Leuten ein wenig Pfeffer zum Geschenk, um in einer Entfernung von zwei Stunden einige Lebensmittel zu holen. Sie kamen bei Sonnenuntergang mit ein wenig Gerstenbrod, einigen gerösteten Gerstenkörnern und einem Krug Bier zurück, was wir brüderlich unter einander theilten. In diesen Gebirgen von Semen gibt es nichts anders zu essen, als ein wenig Gersten- oder Bohnenbrod. Teff gibt es nicht, und nur sehr wenig Korn (Spelt).

Den 21. Merz. In verflossener Nacht war das ganze Land umher mit Feuern beleuchtet, welche auf den Bergen tiefer unten brannten. Da die Regenzeit heranrückt, so wird alles verdorrte Gras, das noch übrig geblieben ist, in Feuer gesetzt. Der Anblick der Felder in dieser Jahreszeit ist eben nicht schön; man sieht verdorrtes Gras, oder es ist verbrannt, und der Boden so schwarz wie eine Kohle geworden. Diesen Mittag kam unser Eilbote von Antschateab zurück; und alsobald machten wir uns auf den Weg, und legten noch zwei Stunden in südöstlicher Richtung nach Belli Gebs zurück. Die Einwohner des Dorfes gaben uns nichts als ein wenig Gerstenbrod, das wir mit unsern Thieren theilten. Da wir seit zwei Tagen fast nichts gegessen hatten, so würde uns der Hunger gequält haben, hätte uns nicht der Priester des Dorfes für ein Exemplar der Evangelien eine schöne Ziege gegeben. Kaufen kann man in diesen Gebirgen nichts.

Den 22. Merz. Wir legten ungefähr zwei Stunden bis nach Kuara zurück, als ein Befehl von Ubie kam, daß wir nicht weiter ziehen sollten, bis er wieder zurückgekehrt sey; und so mußten wir auf dem nämlichen Weg eine halbe Stunde weit nach Kedus Georgis Faras

Sabar (heiliger Georg, das Pferd iſt gebrochen) zurück. Vor langer Zeit wollte ein Offizier mit ſeinen Soldaten in dieſes Dorf eindringen und dasſelbe plündern; aber ſein Pferd fiel nieder, und konnte nicht weiter gehen. Dieſen Unfall ſchrieb der Offizier dem Schutzpatron des Dorfes, dem heiligen Georg, zu. Er ging nun zu Fuß zu ihm, und bat den Schutzheiligen, ſein Pferd zu heilen; und als er zurückkam, war das Pferd nicht nur geſund, ſondern hatte auch ſeine braune Farbe in eine weiße verwandelt. Seitdem wird das Dorf Faras Sabar genannt, und kein Menſch zweifelt an der Wahrheit dieſer Geſchichte. Der Vorfall brachte den Dorfeinwohnern ihren Vortheil; denn ſeither wagt es kein Soldat, in das Dorf hinein zu gehen, weil er fürchtet, ſeine Beine zu verlieren. Auch die Landesregenten verlegen niemals Soldaten in dasſelbe. Wenn nun Krieg entſteht, was ſo häufig der Fall iſt, ſo flieht jedermann mit ſeinem Vermögen ins Dorf; und auf dieſe Weiſe iſt dasſelbe eines der wohlhabendſten im Lande geworden. Kaum ſaßen wir einige Stunden neben der Kirche, ſo wurden wir in ein anderes Dorf geſchickt.

Hier wurde ich von einigen Prieſtern und andern Einwohnern beſucht, denen ich zu zeigen ſuchte, wie nöthig es ſey, das Wort Gottes kennen zu lernen, und ſein Leben nach demſelben einzurichten, um ſelig zu werden. Nun fragte mich einer der anweſenden Prieſter nach meinem Glauben. „Ich glaube alles, antwortete ich, was das Wort Gottes ſagt; nicht weniger, aber auch nicht mehr.“ — „Was hältſt du von dem Glauben an Alexandrien?“ fragte mich der Prieſter. „Wie? ſagte ich, gibt es denn einen Glauben an Alexandrien, und einen Glauben an andere Länder?“ — „Du weißt ja, verſetzte der Prieſter, die Griechen z. B. haben ihren eigenen Glauben, und die Franken ihren eigenen, und eben ſo auch die Armenier. Welchen Glauben haſt du?“ „Alle dieſe verſchiedenen Namen, erwiederte ich, haben nichts mit dem wahren Glauben zu thun, ſie ſind viel-

mehr ein Zeichen des Unglaubens der Menschen; weil sie das Wort Gottes verlassen haben, um menschlichen Meinungen zu folgen, so sind auch diese Trennungen unter ihnen entstanden. Der heilige Paulus sagt: es gebe nur Einen Glauben; und in dem Gebeth Jesu Christi flehte Er zu seinem Vater, daß sie alle Eines seyen, nämlich geheiliget in der Wahrheit, welche ist das Wort Gottes." — „Auch Arius und seine Anhänger behaupteten, versetzte der Priester, sie folgen nur dem Evangelium; und dennoch lehrten sie: Jesus Christus wäre nur ein bloßes Geschöpf. Was hältst du davon?" — „Arius gab dieß vor, sagte ich, nicht weil er wirklich seinen Glauben auf die klaren Aussprüche des Wortes Gottes gründete, sondern weil er mit diesem Vorgeben seine Partheisache rechtfertigen wollte. Der Apostel Paulus behauptet von Christo im Briefe an die Römer: Er sey Gott über Alles, hochgelobet in Ewigkeit; und in andern seiner Briefe sagt er von Ihm: Er habe alle Dinge geschaffen, was im Himmel und auf Erden ist, und Er trage alle Dinge mit seinem kräftigen Wort. Und der Apostel Johannes behauptet von Ihm: Er sey der wahrhaftige Gott und das ewige Leben." — „Einige, versetzte der Priester, behaupten, der heilige Geist gehe aus vom Vater und vom Sohne; wir behaupten blos, er gehe vom Vater aus. Was sagst du hievon?" — „Auch hier halte ich mich allein an das klare Wort Gottes, erwiederte ich, und bleibe bei dem, was dasselbe ausspricht. Der Heiland sagt: „Der Geist, der vom Vater ausgehet, der wird zeugen von mir." — „Andere, fuhr der Priester fort, behaupten, die Gottheit habe sich mit der Menschheit Jesu Christi erst damals vereinigt, als der Mensch Christus mit dem heiligen Geiste gesalbt wurde, und dann habe bald Gott und bald der Mensch in Ihm gehandelt." — Ich wußte, daß dieß ein Hauptgegenstand ihrer theologischen Streitigkeiten ist, und antwortete hierauf: „Von diesem Allem weiß ja das Evangelium nichts; man mischt sich aus Stolz in Dinge, die man nicht versteht

und nicht gesehen hat; wie Paulus Koloſſer Kap. 2. ſagt. Iſt es doch genug, zu wiſſen, daß Jeſus Chriſtus der wahrhaftige Gott iſt, und ein wahrhaftiger Menſch wurde, der Mann der Schmerzen, um uns aus der Gewalt der Finſterniß zu erretten; in welchem wir haben die Erlöſung durch ſein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden. Dächten wir immerdar an dieſen höchſten Beweis der Liebe Gottes gegen uns, ſo würden auch wir Ihn von Herzen lieben, und ohne Zorn und Streit als Brüder mit einander leben." — Hierauf verlangte einer der Prieſter die Evangelien von mir; und da die Kirche dieſes Dorfes eine der berühmteſten in Abyſſinien iſt, ſo ließ ich ihr ein Exemplar derſelben umſonſt zurück, und wir ſchieden als Freunde von einander.

Wir ſchlugen jetzt zu Dabarek, einem Dorfe, zwei Stunden weſtlich von Faras Sabar, unſer Nachtlager auf. Kaum hatten wir uns niedergelaſſen, als wir vernahmen, daß der Gouverneur Ubie den Befehl gegeben habe, daß Beleta Darkopti bis zu ſeiner Rückkehr hier gefangen gehalten werden ſoll, während er (Ubie) mir einen Mann zuſchickte, welcher mich nach Gondar führen ſollte.

Den 23. Merz. Ich brachte dieſen Morgen allein in meiner Hütte zu, und erquickte mich in meiner Einſamkeit am Worte Gottes. Ich hoffe, in zwei Tagen mit einer Karawane nach Gondar abzureiſen. Wir brachten die Nacht zu Amberko auf einem Berge, ungefähr eine Stunde öſtlich von dem hohen Berge Lemalmon, zu, und wurden freundlich aufgenommen. Da dieſes Dorf in einiger Entfernung von der Landſtraße liegt, ſo ſind auch die Leute freundlicher gegen die Fremden, als dieß in andern Gegenden der Fall iſt.

Den 24. Merz. Wir kehrten heute nach dem Dorfe Debarek zurück, wo wir auf dem Marktplatze übernachteten. Ein ſtarker Regen mit ſchwerem Hagel überraſchte uns. Neben uns lag ein Mann auf dem Boden, dem man ſo eben die Beine abſchnitt, weil er ſich gegen Ubie

empört hatte. Man führte mich nun in eine Hütte, als in meine Nachtherberge. Hier fand ich eine alte Frau an einen Mann angekettet, welcher den Bruder derselben ermordet hatte. Die Frau ließ man bald los; und jetzt kettete man den Mann an einen Jüngling, welcher ein Verwandter des Ermordeten ist. Letzterer war ein Priester gewesen, welcher jedoch, um desto ungebundener zu leben, seinem Beruf entsagt hatte. Er suchte Streit mit dem Manne, der ihn umgebracht hat, und verstümmelte ihn; und dieser faßte nun, um seine Schmach zu rächen, den Entschluß, ihn umzubringen; und da er ihn einmal allein auf dem Felde fand, so erschlug er ihn, ohne daß ein Zeuge dabei war. Die Verwandten des Erschlagenen wollten nach dem Vergeltungsrecht, das überall in Abyssinien in seiner vollen Strenge herrscht, den vermutheten Mörder plötzlich ums Leben bringen; aber dieser nahm seine Zuflucht zu Ubie, dem er die ganze Geschichte erzählte. Dieser ließ nun die Verwandten des Ermordeten kommen, und ermahnte sie, sich durch ein Lösegeld vom Mörder versöhnen zu lassen, dem er 200 Talaris Strafe auferlegte. Jetzt stellt er sich täglich auf den Markt, um diese Summe zu erbetteln; und vom Morgen bis Abends hört man ihn rufen: Ganafsi! ganafsi! (für mein Leben!) Der Markt zu Deharek ist einer der größten in Abyssinien. Jede Woche kommt eine Karawane von Gondar, bisweilen von 1200 bis 1500 Menschen auf demselben an, hauptsächlich um Salz einzukaufen, gegen das sie Vieh und Tücher vertauschen. Dieser Markt trägt jährlich dem Gouverneur von Semen bei 3000 Thaler ein, und der Negad Ras, oder Oberzollbeamte, steckt nicht weniger in seine Tasche.

Den 25. Merz. Heute reiste ich mit der Karawane nach Gondar ab. Wir zogen in einer Ebene hin, die von kleinen Bächen bewässert wird, und mehrere Stunden lang erblickten wir nur ein einziges Dorf auf unserer linken Seite. Auf dem weitern Wege, der über Hügel führte, sahen wir die Trümmer mehrerer Dörfer,

welche der Ras Gugſa vor 25 Jahren zerſtört hat. Nach einem Marſch von ſechs Stunden kamen wir endlich zu Tſchambelge an, wo ich unter einem Baume mich niederließ. Die Bäume, die wir unterwegs antrafen, hielt Bruce für Cedern, und Salt für Tannen; aber mit beiden haben ſie keine Aehnlichkeit; ihre Nadeln ſind noch ſpitziger, als die der Cedern, und ihre Frucht iſt der Frucht der Wachholderſtaude ſehr ähnlich. Dieſer Baum liefert wohl das einzige Bauholz, das in Abyſſinien zu finden iſt. Unterwegs wollten mich die Leute mit Gewalt zu ihrem Abuna (Biſchof, Patriarchen) machen; ſie kamen haufenweiſe, und fielen vor mir auf die Erde nieder, um Vergebung ihrer Sünden von mir zu verlangen, was mein Herz mit tiefer Wehmuth erfüllte. Unerträglich iſt mir der Anblick, wenn ich ſehe, wie die Einwohner des Orientes ſich vor ihren Oberhirten niederwerfen.

Den 26. Merz. Geſtern Abend wurde ich von einem Fieberfroſt ſo ſtark ergriffen, daß ich mich nicht mehr aufrecht halten konnte, worauf eine brennende Fieberhitze folgte. Ich trank drei große Gläſer Waſſer, und ſchlief ein. Aber bald fiel ein ſtarker Regen, der mein Lager gänzlich durchnäßte. Ich bot einen Talari für ein trockenes Nachtquartier, aber es fand ſich keines; und ſo legte ich mich abermals auf den naſſen Boden nieder, indeß der Regen immer heftiger ſich ergoß. Doch ich konnte bis zum Aufbruch am Morgen herrlich ſchlafen. In dieſem Dorfe war nichts zu kaufen, als ein wenig Bier, und ſeit geſtern früh hatte ich nichts als einen Biſſen Gerſtenbrod genoſſen. Nur Weniges hatten meine Leute dieſen Morgen übrig gelaſſen, und nachdem wir zwei Stunden Weges zurückgelegt hatten, theilte ich es unter ſie aus; wobei etwa zwei Loth Brodes für den ganzen Tag auf den Mann kam. Wir zogen noch fünf Stunden weiter, ohne ein Dorf zu Geſicht zu bekommen. Seit dreißig Jahren ward hier faſt immer zwiſchen dem Hauſe Gugſa und dem Gouverneur von Semen Krieg geführt,

und darum iſt dieſer ſonſt fruchtbare Bezirk gänzlich verwüſtet. Ein weiterer Marſch über Berge und Hügel brachte uns nach vier Stunden Weges in die Nähe von Gondar, das wegen der Menge von Bäumen, die ſeine 44 Kirchen umſchließen, in der Ferne mehr einem Walde als einer Stadt ähnlich ſieht. Noch ehe wir in die Stadt traten, erhielt ich die Nachricht, das Haus des Tſchelolargai, an den ich von Saba-Gadis empfohlen war, ſey abgebrannt. Ich nahm nun in dem Hauſe des Führers, Emmaha, Herberge, den dieſer freundliche Fürſt uns mitgegeben hatte; weil man uns aber nicht erwartete, ſo war in demſelben nicht das geringſte vorhanden, das unſern großen Hunger und Durſt ſtillen konnte. Seine Frau lief nun, ſo gut ſie konnte, in der Stadt herum, um etwas Brod und Bier herbeizuſchaffen; und als ſie vernahm, daß ich kein Bier trinke, ſo ging ſie mit einem Bedienten auf den Markt, um Honigwein einzukaufen. Aber auf dem Rückwege nahm man ihnen denſelben nebſt ihren Kleidern ab, und ſelbſt das Hemd wollten die Räuber der armen Frau ausziehen; und als ſie ſich vertheidigte, ward ihr eine tüchtige Tracht Stockſchläge zu Theil. Bei ihrer Rückkunft nach Hauſe äußerte ſie jedoch nicht die geringſte Klage darüber. Ubie hat ſich mit ſeinen Soldaten auf einem Berge bei Gondar gelagert.

Vierter Abſchnitt.

Miſſionar Gobat's Aufenthalt zu Gondar, der Hauptſtadt des Amhara-Landes.

Den 27. Merz. Dieſen Morgen erfuhr ich mit Tagesanbruch, daß Ubie mit ſeiner Armee nach der Provinz Semen aufbreche; und augenblicklich ſchickte ich mich an, ihm auf dem Wege zu begegnen. Es waren gerade ſieben Prieſter bei mir, die ihn gleichfalls mit Kreuzen und

andern kirchlichen Zierrathen in der Hand begrüßen wollten. Ich hielt mich ein wenig zurück, bis er mit den Prieſtern fertig wäre; aber kaum hatte er mich erblickt, ſo ſtieg er von ſeinem Maulthiere ab, und ging mir entgegen. Die Prieſter, deren Begrüßungen er etwa drei Minuten zuhörte, hieß er nun warten, indeß er mich neben ſich niederſitzen hieß. Da er mich auf ſeine Koſten durch ſein Land bis nach Debarek hatte ziehen laſſen, ſo glaubte ich, ihm mit meiner ſchönen Piſtole ein Geſchenk machen zu müſſen, die ihm ausnehmend wohl gefiel. Indeß hatte er kein Geſchenk von mir erwartet. Während er die Piſtole genau betrachtete, überreichte ich ihm ein Exemplar der vier Evangelien in ſeiner Mutterſprache. Augenblicklich legte er die Piſtole auf die Seite, und bezeugte, daß er dieſe Evangelien mit dem größten Vergnügen annehme. „Aber, fuhr er fort, warum kommt Ihr in dieſes ſchlechte Land zu einer Zeit, wo alles voll Krieg und Unruhe iſt?" Ich gab ihm zur Antwort: Ich hätte den Zuſtand von Gondar nicht gekannt, als ich die Provinz Tigre verließ; übrigens fürchte ich Gott, und wiſſe, daß der HErr auch unter den fürchterlichſten Kriegesſtürmen herrſche, und diejenigen zu bewahren wiſſe, welche Ihn anrufen. Nun wandte er ſich plötzlich zu ſeinen Offizieren, die um ihn her ſtanden, und ſagte zu ihnen: „Nun haben wir einmal einen wahren Weißen! Ja, das iſt die Wurzel der Weißen! Etwas Aehnliches haben wir noch nicht geſehen. Aber wie konnte Saba-Gadis einen ſolchen Mann mitten unter den Unruhen des Landes ziehen laſſen?" Hierauf verlangte ich von ihm einen Mann, der bei mir zu Gondar bleiben, und mich dann bei meiner Rückkehr zu ihm zurück begleiten ſolle. Mit Thränen antwortete mir Ubie: „Einen ſolchen Mann will ich Euch gerne geben; aber bin ich einmal fort, ſo bringt man ihn um, und darüber würdet Ihr zu leiden haben. Kommt lieber ſogleich mit mir, und wenn Ihr heute nicht gehen könnt, ſo warte ich auf Euch bis Morgen. Ich antwortete ihm: Da ich erſt geſtern Abend in

Gondar angekommen sey, so könne ich nicht gleich wieder weggehen. Hierauf rief er die Priester herbei, und sagte zu ihnen: „Ich stelle diesen Fremden unter euern Schutz; habet Acht auf ihn, daß ihm nichts Böses widerfahre, und führt ihn zu dem Etschege (dem Oberhaupt sämmtlicher Mönche des Landes, welcher gegenwärtig zu Gondar vielleicht allein noch im Ansehen steht). Begegnet ihm ein Unfall, so werde ich es von euern Händen fordern." Hierauf nahmen wir von einander Abschied.

Ubie ist ein junger Mann von etwa 24 Jahren, von kleiner Statur, gefälligen Gesichtszügen, funkelnden Augen, und einem freundlichen Lächeln auf den Lippen. Seine schwarzen Haare hangen in Zöpfen über seine Schultern herab; seine Kleidung ist weiß und ohne irgend eine fürstliche Auszeichnung. Er ist weniger abergläubisch als Saba-Gadis, und eben darum auch weniger vom Einflusse der Priester abhängig. Wo ihn immer nicht der Stolz beherrscht, da trägt sein ganzes Benehmen deutliche Spuren der Scheu vor Gott, und der Menschenliebe. Ich werde suchen, noch einige Tage bei ihm zu verweilen. Sein Kriegsvolk, das er bei sich führte, und ungeordnet war, mochte aus 3000 bis 4000 Mann bestehen.

Bei meinem ersten Eintritt in die Stadt ging ich in das Haus des Tschelolargai, der mich so freundlich aufnahm, als wenn ich Saba-Gadis selbst gewesen wäre. Er ist einer der reichsten Kaufleute Abyssiniens. Während ich bei ihm war, kam ein Bote nach dem andern, ihm zu sagen, die ganze Stadt sey in Bestürzung, und der Marktplatz wimmle von Räubern. Die Soldaten des Ubie laufen in der Stadt hin und her, und handeln wie wenn Krieg wäre. Ubie selbst hat sich in einer kleinen Entfernung von der Stadt aufgestellt. Was die Angst der Einwohner vermehrt, ist der Umstand, daß Ubie den Priestern und dem Etschege (Oberhaupt der Mönche) einen letzten Streich spielen will. Ubie hatte nämlich die Tochter des verstorbenen Gouverneurs der Stadt, Maru,

zur Frau. Diese starb, und hinterließ ihm einige Kinder. Nach Marus Tode griff seine Schwester nach seinem ganzen Vermögen, und floh mit demselben nach dem Quartier des Etschege, wo sie jetzt noch wohnt. Dieses Quartier der Stadt, in welchem der Erschege wohnt, ist nämlich selbst unter den fürchterlichsten Kriegsstürmen eine unverletzliche Freistätte; und bisher wagte es kein Häuptling, mit Gewalt in dasselbe einzudringen. Wohl hätte Ubie bereits das Vermögen seiner Frau und mehrerer seiner Feinde an sich gebracht, hätten sie nicht ihre Zuflucht in dieses Quartier genommen. Ubie macht jetzt die Priester für die Auslieferung seines Eigenthums verantwortlich, und droht, die ganze Stadt zu plündern, wenn ihm dasselbe nicht innerhalb einer kurzen Zeitfrist herausgegeben werde. Während ich bei Tschelolargai war, brachte man alle meine Reisegeräthschaften in eine Kirche, und mir selbst wird ein Haus neben dem Etschege zugerichtet. Auch die Familie des Emmaha hat sich dorthin geflüchtet, bis weiterer Befehl kommt.

Den 28. Merz. Sonntag. Diesen Morgen hatte ich einen Besuch von einem Schüler des Alaka Waldab, welcher Habeta Selasse heißt. Dieser junge Mann ist einer der merkwürdigsten Abyssinier, welche ich bisher gesehen habe. Er ist aus der Provinz Schoa gebürtig. Er unterhielt sich lange mit mir über die Kirchenversammlungen, und wollte meine Meinung über dieselbigen wissen. „Das Wort Gottes ist die einzige Regel unsers Glaubens, sagte ich zu ihm; wir halten uns blos und lauterlich an die klaren Aussprüche desselben, weil wir wissen, daß es vollkommen zureicht, um uns weise zu machen zur Seligkeit. Wir lesen zwar die Beschlüsse der Kirchenversammlungen, und vergleichen dieselben mit dem Inhalt des Wortes Gottes, aber eine selbstständige Beweiskraft haben diese Beschlüsse nicht für uns. Wir nehmen sie an, wenn und so weit sie mit dem Worte Gottes übereinstimmen; ist dieß nicht der Fall, so verwerfen wir dieselben." — „Hast du auch das Buch Kidane Mariam?"

fragte Habeta Selasse. „Ich habe es gesehen, antwortete ich, aber wir nehmen dasselbe nicht als kirchlich an; denn wir haben keinen Beweis dafür, daß sein Inhalt von Gott eingegeben ist; auch wissen wir, daß es erst mehrere Jahrhunderte nach dem Tode der Maria geschrieben ist." — „Aber der heilige Ephrem ist ja sein Verfasser?" versetzte er. — „Ob Ephrem ein Heiliger war oder nicht, das weiß ich nicht. Ich glaube, es war viel Gutes in ihm; aber er ist einer von denen, die sich in Dinge mischen, die sie nicht gesehen haben, und Sachen behaupten, die sie nicht wissen. Vielleicht sind es seine Schriften, welche den Koran der Muselmanen erzeugt haben; wenigstens gebraucht sie Muhamed als Mittel, die Schüler desselben auf seine Seite zu bringen." — „Warum ist, fragte er weiter, der Unterschied zwischen den Glaubensbekenntnissen der christlichen Sekten so groß?" — „Mich dünkt, antwortete ich, es kommt hauptsächlich daher, weil sie das Wort Gottes hintansetzen, um menschlichen Satzungen zu folgen, welche immer dem Irrthum unterworfen sind. Jesus Christus will, daß sie alle in Ihm Eines seyen; und der Apostel Paulus behauptet, es sey nur Ein Glaube und Ein Geist, welcher den Gläubigen gegeben ist; und dieser Geist müsse im Herzen der Christen wohnen, wenn sie dem HErrn Christo angehören wollen. Wo nun der Geist Christi ist, da ist auch Einigkeit des Herzens und der religiösen Gesinnungen. Wie der HErr selbst sagt: „Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt." Alle diese Trennungen beweisen demnach, daß es nur erst wenige wahre Christen in der Welt gibt; darum müssen wir uns wohl hüten, uns blos mit dem Namen der Christen zu begnügen. Lebt Christus durch seinen Geist in unsern Herzen, so werden wir, ungeachtet alles äußern Unterschiedes, dennoch wahre Brüder in Ihm seyn, und einander lieben, wie uns Christus geliebet hat."

Diesen Nachmittag kam Habeta Selasse noch einmal mit einem seiner Mitschüler zu mir, und that mancherlei Fragen über Adam an mich. „Wann hat Adam den heiligen Geist empfangen? fragte er; wie lange Zeit blieb er im Paradiese? u. s. w.“ Meine Antwort auf solche Fragen ist immer einfach diese: „Ich weiß es nicht, die Bibel sagt nichts davon, und andere Erkenntnißquellen haben wir nicht.“ Nun fragte er mich, was ich von den kleinen Kindern halte, welche sterben, noch ehe sie getauft sind? „Ich weiß es nicht, erwiederte ich; es hat Gott nicht gefallen, uns etwas hierüber zu offenbaren; aber nach der Stelle der Schrift: Den Kindern gehört das Himmelreich, bin ich geneigt zu glauben, daß kleine Kinder, welche ohne die Taufe sterben, dennoch selig werden.“ „Wie ist das möglich, fragte er, da doch die Kinder erst bei ihrer Taufe den heiligen Geist empfangen?“ — „Das sagt das Evangelium nicht, versetzte ich; im Gegentheil empfing der Hauptmann Kornelius und die Seinen den heiligen Geist, noch ehe sie getauft waren; und der Apostel Petrus behauptet: die Taufe, welche uns selig macht, sey nicht die Taufe mit Wasser, sondern die Wiedergeburt und die Erneueruug des Herzens durch den heiligen Geist, wovon die Taufe ein sichtbares Zeichen ist.“ — „Wir glauben, sagte Habeta Selasse weiter, daß die Heiligen des alten Bundes erst nach dem Tode Jesu Christi in das Paradies eingegangen sind; was haltet ihr hievon?“ — „Ihr glaubet lauter Dinge, antwortete ich, von denen das Wort Gottes nichts gesagt hat. Ich weiß es nicht; aber aus einigen Stellen der heiligen Schrift erhellt, daß sie vor dem Tode Jesu in der Ruhe waren. Ueberdieß dünkt es mich, es wäre keineswegs folgerichtig, zu glauben, daß Leute, welche mit Gott auf der Erde wandelten, welche Ihn gesehen und mit Ihm gesprochen haben, dieselben Segnungen nach ihrer Befreiung vom Leibe des Todes nicht sollen genossen haben; denn was ist das Paradies anders, als eine nähere Gemeinschaft mit

Gott?

Gott? Hat es noch andere Genüsse, so sind diese immer diesem höhern Zwecke untergeordnet." — „Aber sagt denn der Apostel Petrus nicht, daß Jesus nach seinem Tode hingegangen sey zu den Geistern im Gefängniß, um sie zu erretten?" — „Diese Stelle ist sehr schwer zu verstehen, versetzte ich; aber sie betrifft keineswegs die Heiligen des Alten Testamentes, denn es ist ja in derselben nur von Leuten zur Zeit Noä die Rede, und zwar von solchen, welche nicht glaubten, indeß Abraham der Vater der Gläubigen genannt wird. In jedem Falle sind sie gerettet worden durch den Glauben an den Sohn Gottes, der vor Grundlegung der Welt gewesen war; und dieser Glaube an Jesum ist es auch allein, durch welchen wir vor Gott gerechtfertigt, und von dem zukünftigen Zorn gerettet werden."

Habeta Selasse wandte sich nun zu seinen Mitschülern, und sagte: „Er ist mit der Schrift wohl bekannt." Und einer derselben erwiederte ihm: „Der Mann schämt sich nicht, zu bekennen, daß er nicht wisse, was er nicht in der Bibel gelesen hat. Dazu sind wir zu hochmüthig, dieß einzugestehen, selbst wenn wir es fühlen." Nun fragte Habeta Selasse weiter: „Was ist wohl die Ursache des Todes?" — „Der Tod, erwiederte ich, ist nach der Behauptung des Apostels Paulus der Sünde Sold." — „Aber, fragte er weiter, warum ist die Jungfrau Maria gestorben, da sie doch ohne Sünde war?" — „Hier könnet ihr sehen, gab ich zur Antwort, welchen Irrthümern man ausgesetzt ist, wenn man, wie ihr, menschlichen Lehrmeinungen folgt; denn, ohne die allgemeinen Stellen des Bibelbuches anzuführen, welche deutlich behaupten, daß alle Menschen Sünder sind, will ich euch aus zwei Stellen des Evangeliums beweisen, daß Maria so gut, wie jeder andere Mensch, vor und nach der Geburt Christi eine Sünderinn war. Ihr gestehet ja selbst zu, daß die Gesunden keines Arztes, und die, welche nicht zu den verlornen Sündern gehören, keines Erlösers bedürfen; nun

aber nennt Maria ſelbſt, Lucä Kap. 1., den HErrn ihren Heiland." Verwundert ſahen ſie alle einander an, und ſagten: „Das läßt ſich nicht läugnen." — „Eine zweite Stelle, fuhr ich fort, findet ſich Lucä Kap. 2. Als Maria und Joſeph mit dem zwölfjährigen Knaben Jeſus nach Jeruſalem kamen, wird geſagt, „das Kind Jeſus ſey zu Jeruſalem geblieben, ohne daß Maria dieß wahrgenommen hätte." — „Ja, fiel mir Habeta in die Rede, man muß geſtehen, daß das nicht recht war, dieſes Kind alſo zu verlaſſen." — „Indeß, fuhr ich fort, kenne ich weder in der heiligen Schrift noch in andern Büchern ein ſo ſchönes Muſter einer Jungfrau; ihr Glaube, ihre Hingebung an Gott, ihre Demuth verdient von allen Chriſten nachgeahmt zu werden; aber da ſie ein Geſchöpf, und ſelbſt eine Sünderinn war, ſo glaube ich nicht, daß es recht iſt, ſie im Gebeth anzurufen, oder gar ſie wie Gott anzubethen." — „Aber, verſetzte Habeta Selaſſe nach einer kleinen Pauſe, iſt der Tod der Lohn der Sünde Einzelner, oder nur der Sünde Adams?" — „Der Apoſtel Paulus behauptet (Röm. 5.), antwortete ich: durch Einen Menſchen ſey die Sünde, und durch die Sünde der Tod in dieſe Welt gekommen, und der Tod zu allen Menſchen hindurchgedrungen, dieweil ſie Alle geſündigt haben. So gab demnach die Sünde Adams Veranlaſſung zum Tode Aller; aber Alle ſterben, weil ſie Alle geſündigt haben." — „Eine ſo deutliche Erklärung habe ich noch nie gehört," rief Habeta Selaſſe aus. Und wir ſchieden nun von einander als Freunde, ja ich darf ſagen, als Brüder in Chriſto.

Den 29. Merz. Ich hatte heute einen Beſuch von einem reichen Kaufmann der Stadt, Kidane Mariam, der mit einem Prieſter und einem andern Einwohner zu mir kam. Kidane Mariam iſt der Negad Ras oder Karawanenanführer, mit welchem unſer Girgis die Reiſe von Maſſowah nach Adowa gemacht hat. Girgis hatte viel von uns mit ihm geſprochen, darum kannte er meinen Namen, und hatte einige Vorſtellungen von meiner

religiösen Ueberzeugung. Er fing die Unterhaltung mit der Frage an: Warum wir nicht die Jungfrau Maria liebten, und im Gebeth uns an sie wendeten? — „Weil es uns das Wort Gottes nicht befiehlt, sagte ich, sondern vielmehr uns anweist, uns an Jesum, den einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, zu halten. Ja, die Bibel behauptet: Verflucht sey der Mann, der auf Menschen sich verläßt, weil Menschenhülfe eitel ist." — „Aber bekennet ihr auch eure Sünden?" fragte Kidane Mariam. „Ja, versetzte ich, wir bekennen sie Gott, bei welchem allein Vergebung ist; auch bekennen wir freiwillig einander unsere Fehler, aber nur deßhalb, um gemeinschaftlich von Gott die Vergebung derselben zu erbitten." — „Aber Jesus hat doch zu den Aposteln gesagt, fuhr er fort: Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen." — „Das ist wahr, antwortete ich; aber dieß hat ja mit dem Ablaß unserer Priester nichts gemein; auch sehen wir in den Schriften der Apostel nicht, daß sie jemals einen ähnlichen Gebrauch von diesen Worten Christi gemacht haben, wie eure Priester thun." — „Schreibt ihr Christo zwei Naturen oder nur Eine Natur zu?" fragte er weiter. — „Die Christen, antwortete ich, haben zum Beweise, daß sie den Geist Christi nicht hatten, Jahrhunderte lang über das Wort „Natur" gestritten, das doch in jeder Sprache eine mehrfache und unbestimmte Bedeutung hat. Die Bibel spricht weder von Einer noch von Zwei Naturen in Christo; aber das behauptet sie, daß der Sohn Gottes, Jesus Christus, wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch sey." — „Wer ist denn am Kreuze gestorben, fragte er, als Christus an demselben starb? Ist in Ihm Gott und der Mensch zugleich, oder ist nur der Mensch Christus gestorben?" — „Dieß sind lauter Dinge, sagte ich, die keiner von uns versteht, sobald wir nicht die Bibel zu unserm Führer erwählen. Paulus schreibt seinem Timotheus: Gott sey unsterblich." — „Wie hat uns Jesus erlöset? fuhr er zu fragen fort, hat Er es als Gott oder

als Mensch gethan?" — „Er hat uns mit göttlicher Liebe geliebet, sagte ich. Aber der Apostel Paulus sagt uns im Briefe an die Hebräer und in andern Stellen: um uns zu erlösen, sey er Mensch geworden; denn durch seinen Tod hat Er den besiegt, der des Todes Gewalt hatte, und durch das Blut seines Kreuzes uns mit Gott versöhnt, und uns eine ewige Erlösung erworben. Diese überschwängliche Liebe Gottes gegen uns strafwürdige Sünder, die sich im Tode Christi offenbarte, sollte billig die einzige Triebfeder unserer Herzen, und der einzige Gegenstand unserer Unterhaltung seyn, statt uns über Dinge zu zanken, die doch keiner versteht, und statt unsere Herzen nur von irdischen Dingen beherrschen zu lassen. Wäre dieß die Wirkung unseres Glaubens, dann erst würde unser Glaube ein wahrer Glaube seyn."

Den 30. Merz. Bis heute mußte ich mich wie ein Gefangener in meiner Wohnung halten, weil die Stadt voll Schrecken war. Aber diesen Morgen ging ich zum Zollbeamten, Achaber, weil man ihm gesagt hatte, daß ich viel Waaren in die Stadt eingeschleppt hätte. Wir verstanden uns gütlich mit einander, und er erklärte mir, ich könne unbesorgt in der Stadt gehen, wohin ich wolle, indem Beleta Darkopti ihn versichert habe, ich sey kein Kaufmann. Nun machte ich alsobald dem Etschege Philippos einen Besuch, nachdem er mir hatte sagen lassen, er wünsche sehr, mich nach der Fastenzeit zu sehen, da er vor der Fasten mit Niemand sprechen könne; auch hatte er mir einen Mann zugesendet, um mein Begleiter in der Stadt zu seyn.

Hierauf machte ich dem Könige Gigar meine Aufwartung. Dieser Mann hat nur den Namen eines Königs; sonst fehlt ihm, mit der irdischen Größe, zugleich Verstand und Herz. Er war zuvor ein Mönch gewesen, hatte aber nach dem Tode seines Vaters, des Königes Joas, die Mütze des heil. Antonius gegen die königliche Krone vertauscht, indeß die erstere ihm viel besser angestanden wäre. Er wohnt in einem kleinen runden Hause, das sein

Vater Joas auf einem Theil der Trümmer des Pallastes aufgerichtet hat, welchen einst die Portugiesen an dieser Stelle erbaut hatten. Nach der gewöhnlichen Begrüßung war seine erste Frage: ob ich kein Geschenk für ihn hätte? — „Nein, antwortete ich, nur das Nöthige habe ich mit mir genommen; aber wenn Sie ein Exemplar des Evangeliums annehmen wollen, so steht ein solches zu Ihren Diensten." — „Ich möchte es gerne sehen," versetzte er. — „Ich werde es Ihnen morgen schicken," sagte ich. Nun ließ er mir durch einen seiner Bedienten den Pallast zeigen, der, obgleich gänzlich zerfallen, doch noch schöner war, als Alles, was ich je in Abyssinien erwarten konnte. Es sind in demselben drei große Zimmer und einige kleinere noch in gutem Zustande, aber mit Staub und Unrath bedeckt. Der König nimmt Eines derselben ein, das nach abyssinischer Weise ziemlich gut eingerichtet ist. Er fragte mich: ob ich je in meinem Leben ein solches Haus gesehen hätte? „Ja, antwortete ich ihm, in meinem Lande gibt es ziemlich ähnliche." Dieß setzte ihn in Verwunderung; und er fragte mich: ob es wohl noch Leute in der Welt gebe, welche ein solches Haus bauen können? Ich glaubte bisher, durch einen Dollmetscher mit ihm reden zu müssen, der bis jetzt seine Sache gut gemacht hatte; aber nun fiel unsere Unterredung auf einige Punkte der Religion, wobei ich eine der seinigen entgegengesetzte Ansicht äußern mußte, und jetzt sah ich, was für ein nutzloses und gefährliches Geschäft es ist, das Evangelium durch einen Dollmetscher verkündigen zu wollen, welcher kein bekehrter Christ ist; denn als es darauf ankam, dem Könige zu widersprechen, sagte der Dollmetscher nicht nur nicht, was ich gesagt hatte, sondern er sagte oft gerade das Gegentheil.

Man schreibt dem Könige ein Alter von 86 Jahren zu; ich würde ihn nur für etwa 65 Jahre alt halten. Er wartet sehnlich auf die Ankunft eines Abuna, der einen andern König an seine Stelle einsetzen soll, was nur der Oberpriester durch seine Salbung thun kann.

ſtanten und Papiſten ſtatt findet, welche Letztere in dieſem Lande unter dem Namen der Franken bekannt ſind.

Den 2. April. Ich machte heute dem Zollaufſeher, Achaber, einen Beſuch, und fand bei ihm nebſt andern Einwohnern, auch mehrere Prieſter, welche mit Cantiba Caſſai, dem Gouverneur von Gondar, im Streite lagen. Seine Soldaten hatten einige Sachen geſtohlen, und da er ſich weigerte, dieſelben zurückzugeben, ſo hatten ihn, wie ich verſtand, die Prieſter von der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen. Letzteres fürchten die Abyſſinier beinahe ſo ſehr wie die Todesſtrafe, und die Verbannung aus der Kirche iſt das einzige Mittel, die Gewalthaber des Landes in Verlegenheit zu bringen. Auch Cantiba Caſſai war darüber ſehr bekümmert, doch wie man wohl ſah, nicht ohne bittern Unwillen, wie ſehr er auch denſelben zu verbergen ſuchte. Von hier ging ich zu Alaka Waldab, welcher mich mit der Aeuſſerung empfing: Er habe von allen Seiten her gehört, ich wiſſe Alles, und man könne keine Frage an mich thun, welche ich nicht wohl zu beantworten verſtehe. Ich antwortete ihm: dieß ſey ganz und gar nicht der Fall; meine Hauptbeſchäftigung ſey die Erforſchung der heiligen Schriften, und je mehr ich dieſelben leſe, deſto klarer werde es mir, daß ich nichts wiſſe. Nur Eines thue vor Allem Noth im Leben, nämlich die Erkenntniß Gottes in Chriſto Jeſu, und die Liebe, welche unzertrennlich mit derſelben verbunden ſey. Es waren fünf bis ſechs Prieſter zugegen, welche mancherlei ſchwierige Fragen an mich thaten, die ich immer mit einer paſſenden Bibelſtelle beantwortete. Sie fragten z. B.: „War Chriſtus mit dem heiligen Geiſte eben ſo geſalbt wie die Chriſten?“ — „Das weiß ich nicht; nur das weiß ich, daß der Apoſtel Petrus Apoſtelgeſch. 10, 38. behauptet, daß Gott Jeſum von Nazareth geſalbet habe mit dem heiligen Geiſt und Kraft; und daß der Heiland ſpricht: Wer Sein Zeugniß annimmt, der verſiegelt,

daß Gott wahrhaftig ist. Denn welchen Gott gesandt hat, der redet Gottes Worte, denn Gott gibt den Geist nicht nach dem Maaß." Joh. 3, 33. 34. Weiter fragten die Priester: „In welchem Maaße hat der heilige Geist zur Menschwerdung Jesu Christi beigetragen?" — „Welcher Mensch vermag dieß zu verstehen, sagte ich. Der Engel Gabriel erklärt in der Schrift der Maria: Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten." — „Welches ist die Salbung, fragten sie weiter, welche der heilige Geist in Christo bewirkt hat?" — „Ihr müßt euch deutlicher erklären, antwortete ich, was ihr mit dieser Frage meinet." — „Hat Ihn der heilige Geist nicht geweiht?" fragten sie. — „Allerdings, erwiederte ich, denn dieß ist die gewöhnliche Bedeutung des Wortes." — „Aber zu welchem Geschäft hat er Ihn denn geweiht?" fuhren sie fort. — „Im alten Testamente, versetzte ich, weihte man die Priester, die Könige, die Propheten, indem sie mit Oel gesalbt wurden; sie sollten Vorbilder seyn der Salbung des heiligen Geistes, welchen Jesus empfangen sollte, um unser Hoherpriester zu seyn, und uns durch die Aufopferung seiner selbst mit Gott zu versöhnen. Auch zu unserm Könige ist Er gesalbet worden, und zum Propheten des Menschengeschlechtes, um uns von unsern Feinden zu erlösen, und uns mit dem Weg zur Seligkeit bekannt zu machen."

„Genug, sagte Alaka Waldab zu den Priestern, man hat mir nicht zu viel von ihm gesagt; er kennt die heiligen Schriften." Die Priester fuhren fort zu fragen: „Ist Jesus als Gott, oder ist Er als Mensch zu unserm Hohenpriester gesalbt worden?" — „Paulus schreibt im Briefe an die Hebräer, antwortete ich: Jeder Hoherpriester werde aus den Menschen genommen; Jesus Christus habe den Samen Abrahams an sich genommen; Er sey in allen Dingen seinen Brüdern gleich geworden, um ein treuer und mitleidiger Hoherpriester zu werden, und die Sünden des Volkes zu versöhnen.

ſtanten und Papiſten ſtatt findet, welche Letztere in dieſem Lande unter dem Namen der Franken bekannt ſind.

Den 2. April. Ich machte heute dem Zollaufſeher, Achaber, einen Beſuch, und fand bei ihm nebſt andern Einwohnern, auch mehrere Prieſter, welche mit Cantiba Caſſai, dem Gouverneur von Gondar, im Streite lagen. Seine Soldaten hatten einige Sachen geſtohlen, und da er ſich weigerte, dieſelben zurückzugeben, ſo hatten ihn, wie ich verſtand, die Prieſter von der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen. Letzteres fürchten die Abyſſinier beinahe ſo ſehr wie die Todesſtrafe, und die Verbannung aus der Kirche iſt das einzige Mittel, die Gewalthaber des Landes in Verlegenheit zu bringen. Auch Cantiba Caſſai war darüber ſehr bekümmert, doch wie man wohl ſah, nicht ohne bittern Unwillen, wie ſehr er auch denſelben zu verbergen ſuchte. Von hier ging ich zu Alaka Waldab, welcher mich mit der Aeuſſerung empfing: Er habe von allen Seiten her gehört, ich wiſſe Alles, und man könne keine Frage an mich thun, welche ich nicht wohl zu beantworten verſtehe. Ich antwortete ihm: dieß ſey ganz und gar nicht der Fall; meine Hauptbeſchäftigung ſey die Erforſchung der heiligen Schriften, und je mehr ich dieſelben leſe, deſto klarer werde es mir, daß ich nichts wiſſe. Nur Eines thue vor Allem Noth im Leben, nämlich die Erkenntniß Gottes in Chriſto Jeſu, und die Liebe, welche unzertrennlich mit derſelben verbunden ſey. Es waren fünf bis ſechs Prieſter zugegen, welche mancherlei ſchwierige Fragen an mich thaten, die ich immer mit einer paſſenden Bibelſtelle beantwortete. Sie fragten z. B.: „War Chriſtus mit dem heiligen Geiſte eben ſo geſalbt wie die Chriſten?“ — „Das weiß ich nicht; nur das weiß ich, daß der Apoſtel Petrus Apoſtelgeſch. 10, 38. behauptet, daß Gott Jeſum von Nazareth geſalbet habe mit dem heiligen Geiſt und Kraft; und daß der Heiland ſpricht: Wer Sein Zeugniß annimmt, der verſiegelt,

daß Gott wahrhaftig ist. Denn welchen Gott gesandt hat, der redet Gottes Worte, denn Gott gibt den Geist nicht nach dem Maaß." Joh. 3, 33. 34. Weiter fragten die Priester: „In welchem Maaße hat der heilige Geist zur Menschwerdung Jesu Christi beigetragen?" — „Welcher Mensch vermag dieß zu verstehen, sagte ich. Der Engel Gabriel erklärt in der Schrift der Maria: Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten." — „Welches ist die Salbung, fragten sie weiter, welche der heilige Geist in Christo bewirkt hat?" — „Ihr müßt euch deutlicher erklären, antwortete ich, was ihr mit dieser Frage meinet." — „Hat Ihn der heilige Geist nicht geweiht?" fragten sie. — „Allerdings, erwiederte ich, denn dieß ist die gewöhnliche Bedeutung des Wortes." — „Aber zu welchem Geschäft hat er Ihn denn geweiht?" fuhren sie fort. — „Im alten Testamente, versetzte ich, weihte man die Priester, die Könige, die Propheten, indem sie mit Oel gesalbt wurden; sie sollten Vorbilder seyn der Salbung des heiligen Geistes, welchen Jesus empfangen sollte, um unser Hoheprieſter zu seyn, und uns durch die Aufopferung seiner selbst mit Gott zu versöhnen. Auch zu unserm Könige ist Er gesalbet worden, und zum Propheten des Menschengeschlechtes, um uns von unsern Feinden zu erlösen, und uns mit dem Weg zur Seligkeit bekannt zu machen."

„Genug, sagte Alaka Waldab zu den Priestern, man hat mir nicht zu viel von ihm gesagt; er kennt die heiligen Schriften." Die Priester fuhren fort zu fragen: „Ist Jesus als Gott, oder ist Er als Mensch zu unserm Hohenpriester gesalbt worden?" — „Paulus schreibt im Briefe an die Hebräer, antwortete ich: Jeder Hoheprieſter werde aus den Menschen genommen; Jesus Christus habe den Samen Abrahams an sich genommen; Er sey in allen Dingen seinen Brüdern gleich geworden, um ein treuer und mitleidiger Hoherprieſter zu werden, und die Sünden des Volkes zu versöhnen.

das achte und neunte Kapitel seines Briefes an die Römer, und jeden Augenblick hielt er stille, um mich um die Anwendung des Gelesenen zu fragen. Seine Ansichten über die Erwählung sind nicht klar; aber er bekämpft die Lehre nicht, sondern sucht vielmehr einen Trost in derselbigen zu finden. Als die Nacht einbrach, sagte er: „Jetzt muß ich fort, damit mir die Räuber auf der Straße nicht die Kleider nehmen. Ich weiß nicht, warum es mir so wohl bei Dir gefällt. Nicht wahr, die Jünger Christi kennen sich einander, und lieben einander weit mehr als die Kinder dieser Welt.?" Ich erzählte ihm viel von unsern Bibel- und Missions-Gesellschaften, was ihm sehr wohl gefiel. Aber er sagte darauf mit betrübtem Herzen: „Es gibt viele, die sich Christen nennen, und dennoch den Weg des Verderbens wandeln. Der wahren Christen sind immer nur wenige." Ich gab ihm ein Exemplar der Evangelien, das er mit Thränen empfing. Er wollte mir die Füße dafür küssen; allein ich hielt ihn zurück, indem ich ihm sagte: ich halte dieß für eine Sünde. Beim Weggehen sagte er mir: er bleibe noch ein Jahr lang zu Gondar, bis ich wieder hieher zurückkomme, und dann werde er mit mir nach Schoa gehen. Indeß wünsche er sehnlich, die ganze Bibel in der amharischen Sprache von mir zu erhalten.

Den 5. April. Gestern Abend um 9 Uhr brach Feuer aus ganz nahe bei dem Hause, in dem ich wohne, und nach wenigen Stunden lagen dreißig Wohnungen in der Asche. Wir erwarteten nichts anders, als daß auch unsere Hütte ein Raub der Flammen werde; aber als das Haus unseres Nachbars Feuer faßte, änderte sich der Wind, und wir entgingen dem Brande. Es brennt sehr häufig in Gondar, und die Häuser sind auf diesen Fall eingerichtet, indem eigentlich nichts als das Dach verbrennen kann. Unter diesem befindet sich gewöhnlich eine Terrasse von Lehm, welche das Feuer vom Innern des Hauses abhält. Fängt das Dach Feuer,

so werden alle Habseligkeiten in das Innere des Hauses gebracht, und die Thüre desselben verschlossen, bis das Stroh auf dem Dache verzehrt ist.

Diesen Morgen machte ich dem Oberzollbeamten, Achaber, einen Besuch, bei welchem ich unsern Beleta Darkopti antraf. Sein Benehmen gab mir Anlaß zur Unzufriedenheit; denn statt sich meiner anzunehmen, bewies er sich als meinen Widersacher. „Hast du nicht dem Saba-Gadis versprochen, sagte ich zu ihm, Alles für mich zu thun? habe ich dir nicht meine ganze Reisegeräthschaft unterwegs gezeigt? was hindert dich, die Wahrheit zu sagen? Ich will Gerechtigkeit, und wenn ich gegen die hergebrachte Sitte für die Bücher, die ich bei mir führe, Zoll bezahlen soll, so will ich bezahlen was recht ist; verlangt ihr mehr, so möget ihr alles nehmen, was ich habe. Ihr wisset, daß ich ein Fremdling in diesem Lande bin; aber Gott ist Zeuge zwischen mir und euch, und Er wird am Ende richten nach Gerechtigkeit." Beleta Darkopti sprach nun dem Achaber zu, mich in Ruhe zu lassen; dieser aber verlangte 50 Talaris für meine Bücher, welche ich aus Liebe zu Darkopti zu geben bereit war. Die Priester wollten nun durchaus nicht, daß ich auf dem Zollamte etwas bezahlen soll, und ließen mir diesen Morgen sagen: sie halten mich für einen ihresgleichen, und sie wollten lieber mit mir sterben, als zugeben, daß ein Priester, der die Evangelien bringt, Zoll von denselben bezahle. Indessen hatte ich keine große Lust, mich sobald ihnen gleich zu stellen.

Hierauf hatte ich eine lange Unterredung mit dem Etschege über Bibelstellen, welche meist Namen oder Ortsbestimmungen enthielten, und fand mitunter Gelegenheit, einige Evangelien an lernbegierige Abyssinier auszutheilen; auch dem Gouverneur Marie, der zu Debra Tabor, drei Tagreisen von Gondar, residirt, schickte ich ein Exemplar zu.

ich heute, daß er vor Mehreren seinen Fehltritt reumüthig bekannte, und um denselben wieder gut zu machen, mehrere der angesehensten Männer in der Stadt besuchte, um mich ihnen, wie seinen eigenen Sohn, zu empfehlen.

Den 7. April. Diesen Morgen machte ich dem Oberzollbeamten, Achaber, einen Besuch, und überreichte ihm in Gegenwart mehrerer Großen der Stadt die Evangelien. Da niemand seine Muttersprache fliessend lesen kann, so baten sie mich, ihnen ein Kapitel vorzulesen. Ich las ihnen nun das fünfte Kapitel Matthäi, und sie hörten mit einer Aufmerksamkeit zu, welche manchen europäischen Christen beschämen müßte. Hierauf ging ich zu dem Etschege, um ihm zu wissen zu thun, daß ich meine Sache bei dem Oberzollbeamten in Richtigkeit gebracht habe, und mit Achaber freundlich stehe. Er hatte mich nämlich wissen lassen, ich solle es ihm alsobald sagen, wenn mir irgend ein Hinderniß in den Weg gelegt werde. Nun besuchte ich den Alaka Waldab, welcher gerade sieben bis acht seiner Schüler theologischen Unterricht gab. Das Wort Alaka bezeichnet nämlich überhaupt einen Großen; gewöhnlich aber wird es in der Bedeutung genommen, welche das Wort Rektor in der englischen Kirche hat. Uebrigens muß ein Alaka nicht gerade ein Priester seyn; denn es gibt deren sehr wenige, welche Alaka sind; ein solcher hat die Pflicht, Priester in die Kirchen einzusegnen, und das Nöthige für dieselben herbeizuschaffen. Es gibt Kirchen in Abyssinien, welche, nach Abzug aller Kosten, dem Alaka noch 1000 Talaris eintragen.

Ich machte dem Waldab mit den vier Evangelien in der amharischen Sprache ein Geschenk, die er Anfangs nicht annehmen wollte, was mir um seiner anwesenden Schüler willen leid that. Aber nach einem Augenblicke der Besinnung sagte er: er wolle das Buch gerne annehmen; aber er habe gerade jetzt kein Geld,

dasselbe

dasselbe zu bezahlen. Ich äußerte ihm: ich verlange dafür von ihm nichts anderes, als seinen freudigen Gehorsam gegen die göttlichen Zeugnisse dieser Schriften und die Fortdauer seiner Freundschaft. Nun nahm er mit sichtbarem Vergnügen das Buch an, und küßte es mehrere Male, indem er es so lange in seiner zitternden Hand hielt, bis ich von ihm ging.

Nun ging ich in das Haus des Tschelolargai, wo ich mich wie ein Kind des Hauses heimatlich fühle. Er ist ein ehrwürdiger Greis, welcher zwar nicht viele Kenntnisse besitzt, aber er sowohl als seine Frau sind aufrichtige, demüthige und gastfreundliche Leute. Ich brachte dort einen guten Theil des Nachmittags mit Habeta Selasse zu, der mich nach der Bedeutung einiger hebräischen Eigennamen des Bibelbuches fragte, indem die Abyssinier einen großen Werth auf die biblischen Eigennamen zu legen pflegen.

Den 8. April. Gestern hatte mich Achaber zu sich eingeladen, um, wie er mir sagen ließ, seinen Wein zu versuchen. Ich brachte mitten unter einer Anzahl von Richtern, welche schon seit vier Tagen mit einem Prozesse sich beschäftigen, einige Stunden bei ihm zu. Mit Vergnügen wurde ich gewahr, daß sie mit großer Gewissenhaftigkeit auch die kleinsten Umstände untersuchten, um die Wahrheit kennen zu lernen, aber nicht fertig werden konnten. Bekanntlich gibt es in Abyssinien keine Advokaten... Endlich rief Achaber einen Jüngling herbei, und hieß ihn vor allen anwesenden Richtern, abyssinischen Christen und Muselmannen einige Kapitel aus dem Evangelium vorlesen, welche sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit anhörten. Als sie weggegangen waren, entschuldigte sich Achaber, daß er mich so kalt empfangen habe. „Vor einem Jahre, setzte er hinzu, kam ein Armenier zu mir, den ich mit aller Freundlichkeit aufnahm; allein er spielte mir einige schlimme Streiche, und darum verwandelte sich meine

Hochachtung gegen die Weißen in Verachtung, weil ich glaubte, sie seyen alle wie der einzige, den ich näher kennen gelernt habe. Ebenso sah ich auch dich Anfangs an, aber ich habe mich nun vom Gegentheil überzeugt, und bitte dich, mir zu verzeihen, und meiner Hochachtung und Freundschaft gegen dich versichert zu seyn. Kann ich dir in irgend etwas dienen, so sage es mir frei und offen, und ich werde jederzeit für dich thun, was ich kann."

Achaber hat gegenwärtig den größten Einfluß zu Gondar, den Etschege ausgenommen, der aber nur Macht hat, Böses zu verhindern. Achaber hat zwar kein vielversprechendes Gesicht, allein ich achte ihn, je näher ich ihn kennen lerne. Nicht jener Armenier allein hat dem Namen der Weißen unter den Schwarzen in Abyssinien Schande gemacht; auf meinem ganzen Wege von Tigre nach Gondar, wo der Name eines Engländers kaum bekannt ist, hörte ich die Leute häufig den englischen Fluch wiederholen: God damn! Sie kennen zwar die Bedeutung desselben nicht, aber sie sagen, dieses Wort sey immer im Munde der zornigen Engländer gewesen. Diesen Nachmittag kam der junge Vorleser von heute Morgen zu mir, und wir lasen mit einander einige Stellen des Evangeliums. Gar zu gerne hätte er, wie ich wahrnahm, ein solches Buch gehabt, aber er wagte es nicht, mich darum zu bitten. Die Einwohner im Lande Tigre können nichts ansehen, ohne es für sich zu verlangen; aber die Leute von Gondar sind viel bescheidener und artiger. Bis jetzt hat noch keiner zu Gondar, außer dem König, etwas von mir verlangt, den freundlichen Wunsch, eine Prise Tabak von mir zu erhalten, etwa ausgenommen.

Hierauf machten mir ein Paar alte Greise einen Besuch, von denen der jüngere mir sein Vorhaben entdeckte, eine Reise nach Jerusalem zu machen. Ich rieth es ihm ab, indem ich ihm sagte, daß er nur Mühe, und keinen Gewinn davon haben würde. Vielmehr gab

ich ihm den Rath, das Evangelium zu lesen, und zu Jesu zu kommen, welcher hier so gut wie zu Jerusalem gefunden werden könne, und immer bereit sey, jeden zu erretten, der durch Ihn zu Gott sich nahe. Ich las ihnen nun das 11te Kapitel des Evangeliums Matthäi vor; und als ich zu der Stelle kam: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken;" so standen plötzlich alle anwesenden Frauen auf, und riefen mit Thränen in den Augen aus: „So süße Worte haben wir in unserm ganzen Leben noch nicht gehört." „Ja, sagte der Greis, welcher nach Jerusalem pilgern wollte, ich will zu Hause bleiben, das Evangelium lesen, und mich meinem Gott überlassen."

Den 10. April. Gestern und heute bin ich nicht ausgegangen; aber ich hatte mehrere Besuche von Leuten, welche mir ihren Wunsch mittheilten, eine Pilgerreise nach Jerusalem zu machen. Sie glauben nämlich, in demselben Augenblick, als sie die Steine von Jerusalem küssen, seyen ihnen alle ihre Sünden vergeben. Ich rieth ihnen ab, wie ich immer zu thun pflege, und suchte sie zu Jesu, dem einzigen Sündenvergeber, hinzuführen. Sie schienen meine Ermahnung gerne anzunehmen; aber nur der Geist Gottes vermag das Wort lebendig zu machen. In Abyssinien wird der Same nur allzuoft auf steinichten Boden ausgestreut, wo das Wort zwar mit Freuden aufgenommen wird, aber keine Wurzel im Herzen fassen kann, und verdorrt. Indessen will ich eben ausstreuen; vielleicht fällt auch ein Samenkörnlein auf ein gutes Land, das der HErr zubereitet hat, und am großen Erndtetag wird die Frucht davon zum Vorschein kommen.

Den 12. April. Osterfest. Heute, so wie alle Tage in der verflossenen Woche, lebte ich oft im Geiste unter meinen Brüdern in Europa, und dankte mit ihnen Gott für seine große Liebe gegen die Sünder, welche Er

durch die Leiden und den Tod unseres Erlösers geoffenbaret hat. Aber wie schmerzlich fühlte ich nicht das Bedürfniß, das im Herzen lebt, so lange wir in dieser Welt wandeln, einige christliche Brüder an der Seite zu haben, um unsere Liebe zum HErrn und unsern Eifer für seine Sache zu beleben. Diesen Morgen ließ mich Achaber zu sich rufen; allein als ich kam, äußerte er sein Bedauern, sich nicht so lange, als er wünsche, mit mir unterhalten zu können, weil eine Karawane von Debra Tabor heute erwartet werde.

In Abyssinien wird keineswegs die Sonntagsfeier so strenge gehalten, wie man sich in Europa erzählt. Zwar arbeiten die Männer nicht, auch sieht man die Weiber nicht Korn mahlen und spinnen; aber alle übrigen Geschäfte gehen am Sonntage wie an jedem andern Tage fort. Im Allgemeinen arbeiten die Männer sehr wenig, und laufen dem Müßiggange nach; aber desto thätiger ist das weibliche Geschlecht. Sie haben alle die Vorstellung, welche auch in Europa viele Namenchristen mit ihnen theilen, der Sonntag sey nur zum Essen und zum Trinken gemacht; selbst in der Fastenzeit wird am Samstag und Sonntag dreimal gespeist. Achaber führte mich allein in sein Zimmer, und wartete mir zum ersten Mal mit abyssinischem Weine auf, welcher nicht übel schmeckt. Er hält zwischen dem Weine von Bordeaux und dem Burgunderweine die Mitte, und hat eine dunkelrothe Farbe. Nach einigen Augenblicken traten zwei Priester herein, welche in einem Buche, Sinquekar genannt, zu lesen anfingen. Sie hatten zwei Abschriften in den Händen; und da sie jeden Augenblick eine Verschiedenheit des Inhaltes zwischen beiden antrafen, so suchte ich ihnen zu zeigen, wie ungewiß, und eben darum auch wie gefährlich es sey, sich an menschliche Satzungen zu halten, indeß nur das Wort Gottes volle Gewißheit habe, und allein den Menschen weise machen könne zur Seligkeit. Jetzt legten sie,

ohne etwas zu ſagen, ihre Bücher auf die Seite, und ich verabſchiedete mich von ihnen.

Einen großen Theil des Nachmittags brachte ich mit zwei Prieſtern zu, welche mit Habeta Selaſſe mich beſuchten. Ich äußerte gegen ſie: Der große Mangel an Bruderliebe, den ich überall in Abyſſinien finde, laſſe mich den ſchmerzlichen Schluß machen, daß die Anzahl wahrer Chriſten im Lande nur klein ſeyn müſſe. Der Heiland habe ſeinen Jüngern nicht geboten, ſich durch vierzigtägiges Faſten oder durch Eheloſigkeit als ſeine Verehrer kennbar zu machen; ſondern Er habe die Liebe, die ſie unter einander haben, als Merkmal genannt, woran jedermann erkennen ſolle, daß ſie ſeine Jünger ſeyen. Der Apoſtel Johannes ſagt ſogar: Wer ſeinen Bruder nicht liebe, der liebe auch Gott nicht; er halte Gottes Gebote nicht, und er bleibe im Tode. „Nun fordere ich euch ſelbſt zu Zeugen auf, fuhr ich fort, ob der Haß und Neid, die Rachſucht, Unwiſſenheit und Laſterhaftigkeit nicht überall im Charakter des abyſſiniſchen Volkes wahrzunehmen ſey?" Mit ſichtbarer Betrübniß gaben alle drei zur Antwort: „Ja, du ſprichſt nur allzu wahr." — „Nun erlaubt mir, fuhr ich fort, euch frei heraus zu ſagen, daß ihr, Prieſter, die eigentliche Urſache der Unwiſſenheit und des ſittlichen Verderbniſſes unter dem Volke ſeyd, und der HErr wird dieß einmal von euren Händen fordern. Wenn ihr, ſtatt euch immer nur um Dinge zu zanken, welche ihr nicht verſtehet, und ſtatt euren irdiſchen Sinn überall kund zu thun, das arme Volk im Worte Gottes unterrichtetet, ihr würdet ſehen, daß bald Alles ganz anders ginge; wenigſtens würdet ihr eure eigenen Seelen vor dem Verderben gerettet haben."

Keiner ſprach ein Wort, und tiefes Stillſchweigen währte lange in unſerer Mitte. Endlich fiel das Geſpräch auf diejenigen, welche Chriſto Zwei Naturen zuſchreiben. „Du folgſt, ſagte Habeta Selaſſe, der Lehre des Neſtorius, und wir, die wir nur Eine Natur in

Christo annehmen, sprechen den Fluch über sie aus." — „Daran thut ihr sehr Unrecht, sagte ich; denn so wenig ich auch die Lehre und das Betragen des Nestorius in allen Stücken rechtfertigen möchte, so muß ich euch doch sagen, daß er besser war, und sich mehr an das Wort Gottes hielt, als ihr. Wir tadeln ihn darüber, daß er sich nicht in allen Punkten ausschließlich vom Worte Gottes leiten ließ; aber was den Bannfluch betrifft, so gestatten wir uns nur, mit dem Apostel Paulus zu sagen: Wer den HErrn Jesum Christum nicht lieb hat, der sey Anathema. Derselbe Paulus sagt im Briefe an die Philipper (Kap. 3, 15.): So ihr in etwas anders gesinnet seyd, so wird euch Gott auch dieses offenbaren; und ungeachtet er bei den Philippern voraussetzt, daß sie in verschiedenen Punkten anders denken als er, so nennt er sie dennoch seine geliebten Brüder; und auch hierin sollen wir sein Beispiel nachahmen. Das Bibelbuch spricht nirgends weder von Einer noch von Zwei Naturen in Christo; es sagt blos: Er sey Gott über Alles, und sey Mensch, und uns in allen Stücken ähnlich geworden, die Sünde ausgenommen, um uns zu erretten, indem Er uns Gott erkaufet hat mit seinem Blut. Die Leiden und der Tod Christi und seine ewige Liebe gegen uns sollen eben darum unsere ganze Seele erfüllen, und zwar nicht blos an unsern Festtagen, sondern alle Tage und Stunden unseres Lebens."

Den 12. April. Diesen Morgen ging ich zum ersten Mal zum Gouverneur von Gondar, Cantiba Cassai, einem jungen Manne von ungefähr 24 Jahren. Er hatte einen Streit mit einem alten Priester, dessen sich eine Frau annahm. Die Sache ist diese: Bei dem letzten Brande wurden dem Gouverneur mehrere Sachen gestohlen, welche man am andern Tag bei diesem Priester antraf. Cantiba Cassai schloß daraus, daß er auch das entwendete Geld haben müsse. Er ließ ihn acht Tage lang in Eisen setzen, und forderte jetzt zwölf Talaris

von ihm. Der Priester behauptete immer, die Sachen seien ohne sein Wissen bei ihm niedergelegt worden; und so ward der Streit dem Richter überantwortet. Ich machte dem Gouverneur ein Geschenk mit den Evangelien, die er mit großer Freude annahm. Ich habe noch Niemand in Abyssinien gefunden, der ein so sichtbares Vergnügen über dieses Geschenk ausgedrückt hätte, ungeachtet er nicht lesen kann. Jeden Augenblick rief er aus: „Was will doch das sagen!? Ein Fremdling, der mich nicht kennt, und dem ich noch nichts Gutes gethan habe, bringt mir das Wort des Lebens! Hätte er mir auch tausend Talaris geschenkt, ich würde es nicht so hoch anschlagen wie dieses Buch; das Evangelium ist ja der Weg, der mich zum ewigen Leben führen soll." Während ich dieß schreibe, schickt mir Cassai einige Flaschen Traubenwein. Sein Diener, der sie brachte, erzählte meinen Leuten: sein Herr habe die Evangelien den ganzen Tag in der Hand gehalten, und zeige sie jedem, der zu ihm komme.

Von hier ging ich zu einer abyssinischen Dame, welche vor wenigen Jahren noch die vornehmste im Lande war, Tochter des berühmten Ras Gugsa, und Gemahlinn des Dedschadi Maru; aber seitdem beide todt sind, sieht sie sich genöthigt, sich ein wenig zurückzuziehen. Sie hatte mich zu sich einladen lassen; aber als ich kam, empfing sie mich mit dem Stolz einer vornehmen Abyssinierinn. Schon früher hatte ich den Ausdruck solchen Stolzes bei andern wahrgenommen; jedoch hatte jene Dame nicht Charakterfestigkeit genug, um lange ihre Rolle fortzuspielen. Kaum begrüßte sie mich beim Hineintreten, und fragte mich mit kaltem Tone, wie ich mich befinde, und sodann wickelte sie ihr Gesicht in ein Tuch. Ich setzte mich zwei Minuten stille nieder, und stand dann auf, um fortzugehen, fest entschlossen, ihre Schwelle nicht wieder zu betreten. Kaum war eine Stunde vorüber, so schickte sie ihren Bedienten, ihre Entschuldigungen zu machen, daß sie mich so

kalt empfangen habe. Dieß thue ihr leid, ließ sie mir sagen; allein die Frauen ihres Ranges müssen sich immer also benehmen, wenn sie einen Mann zum erstenmal sehen, weil man ihnen sonst Böses nachrede. Ueberdieß habe sie in meiner Gegenwart große Angst gehabt; sie bitte mich, ihr zu verzeihen, und daß ich dieß gethan hätte, durch einen zweiten Besuch zu beweisen. Ich ließ ihr zurücksagen: „Wenn ich unaufgefordert zu ihr gekommen wäre, so hätte mich ihr Benehmen nicht befremdet; selbst eingeladen, habe ich nach der Landessitte eben keine zuvorkommende Freundlichkeit erwartet; aber der ausnehmende Stolz, den ich an ihr wahrgenommen, habe mir so sehr mißfallen, daß ich entschlossen gewesen sey, ihre Schwelle nicht mehr zu berühren. Da sie nun ein solches Betragen bereue, so sey ich bereit, ihr mit aufrichtigem Herzen zu vergeben, wie ich wünsche, daß Gott mir meine Fehler verzeihen wolle. Sobald sie mich demnach zu sich rufen lasse, so werde ich erscheinen.

Man sagt dieser Dame zu Gondar schreckliche Dinge nach; sie soll z. B. mehrere kleine Kinder gegessen haben u. s. w. Als ich dieß Anfangs hörte, fand ich es lächerlich; allein als ich mich sorgfältig erkundigte, und selbst mein Freund Tschelolargai mir eines seiner Kinder zeigte, das, wie er behauptete, kaum noch ihrem Rachen entrissen werden konnte, so mußte ich wenigstens für ihren Charakter manchen Zweifel schöpfen. Man behauptet, ihr Gemahl Gugsa habe aus der kannibalischen Gewohnheit, Menschen zu fressen, gar keinen Hehl gemacht. Ich bin keineswegs geneigt, dieß zu glauben; aber möglich ist es, daß er um irgend eines andern Zweckes willen kleine Kinder ermordete. Die heidnischen Edschau-Gallas nämlich, von denen die Familie des Gugsa abstammt, sollen, wie man mich versicherte, Menschen erwürgen, um ihre Götter zu versöhnen; allein ich habe niemand gefunden, welcher dieß wirklich gesehen hätte. Einige Tagreisen westlich von

Gondar wohnt ein Stamm, die Zindschero (Affen) genannt, welche den Gallas ähnlich sind, aber eine andere Sprache reden. Wenn eine Karawane von Fremdlingen in ihr Gebiet eintritt, so wirft der Häuptling des Distrikts das Loos über sie; und auf wen das Loos fällt, der wird erwürgt, um, wie der Erzähler mir sagte, aus den Eingeweiden des Erschlagenen die Begebenheiten des künftigen Jahres zu weissagen. Wenn eine öffentliche Noth, z. B. Theurung, ansteckende Krankheit u. s. w. die Gallas trifft, so opfern sie einen Ochsen oder ein Schaf, um die Gottheit zu versöhnen. Dieser Gebrauch ist bei allen Gallas derselbige. Ebenso bringen sie auch gerne Weihrauch und Myrrhen als Opfergeschenk dar; eine andere Religion haben sie nicht.

Den 13. April. Diesen Morgen ging ich zu Alaka Stephanos, der meinethalben sehr bekümmert war. Man hatte ihm gestern gesagt, man betrachte mich in der Stadt als einen Ausspäher, und man werde mich wahrscheinlich unter diesem Vorwande greifen, und in Ketten legen, um mir eine beträchtliche Geldsumme abzunöthigen. Er versicherte mich, er habe in der vergangenen Nacht nicht schlafen können, weil ihn der Gedanke gequält habe, daß ich keinen Verwandten im Lande habe, der sich meiner annehme. Auch mit Tschelolargai hatte er meinetwegen gesprochen, der noch grössern Kummer hat als er. Sie hatten beschlossen, daß ich abermals das Haus des Emmaha, wo ich seit acht Tagen wohne, verlassen soll, um mich im Quartier des Etschege niederzulassen. Ich antwortete ihnen: Ich sey für ihre Sorgfalt gegen mich sehr dankbar; aber von ihrem Rath könne ich keinen Gebrauch machen, weil ich Ursache habe zu glauben, die beiden angesehensten Männer der Stadt meinen es gut mit mir; wenn aber auch dieß nicht wäre, so stehe mein ganzes Vertrauen auf Gott, der mir nichts begegnen lassen werde, was mir nicht gut wäre. Zudem halte ich ihren Rath für unklug; denn wenn ich mich zum zweiten Mal im

Quartier des Etschege niederlassen wollte, so würde man glauben, ich fürchte mich, und deshalb muthmaßen, daß ich entweder viel Geld bei mir führe, oder mit einer schlechten Sache umgehe; und so würde ich mich selbst in ein Gefängniß einsperren, aus dem ich nicht leicht wieder herauskommen könnte." — „Vielleicht hast du Recht, versetzte er; aber du bist eben unserm Schutz anvertraut worden. Unser Land ist in einem schlechten Zustande, und die Bibel gebietet uns, für die Fremdlinge Sorge zu tragen; deswegen hatte ich auch keine Ruhe, bis ich mit dir gesprochen hatte." — Schon habe ich bei mehreren Gelegenheiten wahrgenommen, wie bald die Leute zu Gondar in Schrecken gejagt werden können.

Den 14. April. Heute fiel viel Regen. Den Nachmittag brachte ich mit Habeta Selasse zu, welcher anfängt einzusehen, was für eine gefährliche Sache es ist, in der Religion irgend etwas anzunehmen, was nicht auf das Wort Gottes gegründet ist. Diesen Abend gab ich ein Exemplar der Evangelien meinem Schreiber, der mich mit seinem Sohne besuchte. Ich ermahnte ihn, seinen Sohn in den Lehren des Evangeliums, und nicht in eiteln Menschensatzungen zu unterrichten. Und indem er die Augen zum Himmel aufhob, antwortete er: So Gott will, will ich selbst zuerst Unterricht in diesem Buche suchen.

Den 15. April. Abermals brachte Habeta Selasse einige Stunden bei mir zu, und erzählte mir: er habe gestern Abend mit einigen Priestern und Alaka Waldab einen Streit gehabt, und sie seyen über ihn aufgebracht. Er hatte nämlich behauptet: die Christen dürfen nichts als Regel des Glaubens und Lebens annehmen, was nicht im Worte Gottes deutlich gegründet sey; weil das Wort Gottes zureiche, den Menschen weise zu machen zur Seligkeit. Erst heute habe ich von ihm erfahren, daß er kein Priester ist. Man hat ihn oft überreden wollen, sich zum Priester weihen zu lassen;

aber er hat sich bisher beharrlich geweigert, dieß zu thun, weil, wie er sagte, er sehe, daß die meisten Priester schlechte Leute seyen, und den Weg des Verderbens wandeln. „Besonders werde ich gewahr, fügte er hinzu, daß die Liebe zum Geld sie gefesselt hält; und ich fürchte, ich möchte blos darum ein Priester werden wollen, um meinen Lebensunterhalt auf diesem Wege zu erwerben. Ich werde demnach noch einige Monate zu Gondar bleiben, um das neunte Jahr meiner Studien zu vollenden, und dann werde ich nach Schoa in den Dienst des Königes zurückkehren, und mich bemühen, sie zu unterrichten, und ihnen so nützlich wie möglich zu werden. Auf diese Weise entgehe ich dem Vorwurf, daß ich nur lehre, um Geld zu gewinnen; und man wird auch bereitwilliger annehmen, was ich sage. Was hältst du von diesem Plan?" — „Ich billige ihn vollkommen, sagte ich; aber ich muß dich dringend bitten, dich dabei allein ans Wort Gottes zu halten; denn so wirst du nicht nur dich selbst, sondern auch die selig machen, welche dich hören.

Den 16. April. Heute ist der heilige Freitag. Man schickt seine Dienstboten herum, um seine Verwandten zu grüßen, und läuft von einer Kirche zu der andern. Auch ich ging in eine Kirche, und fand dort eine Anzahl junger Leute mit ein Paar Priestern, welche eine Schrift des Chrysostomus ohne alle Aufmerksamkeit lasen. Die Kirchen in Abyssinien sind sehr reinlich, und der Boden derselben ist mit kostbaren Fußteppichen belegt. Als Bilder sieht man gewöhnlich in denselben: die Dreyeinigkeit in verschiedenen Gestalten, den Erlöser am Kreuz, den heiligen Geist in der Gestalt einer Taube, die Jungfrau Maria mit dem Kinde Jesus auf dem Arme, den heil. Georg, so wie den Schutzpatron der Kirche. Auch Bilder guter und böser Engel werden gesehen; letztere brennen mit dem Teufel in den Feuerflammen; auch der Erzengel Michael fehlt niemals. Die Kirchen werden gewöhnlich von einigen Großen des

Landes erbaut, und durch die Sünden der Wohlhabenden bereichert; das heißt: wenn ein reicher Mann etwas Böses thut, so legt ihm sein Beichtvater ein langes und beschwerliches Fasten auf; macht ihm aber zugleich den Vorschlag: wenn ihm das Fasten zu schwer falle, so wolle er, der Priester, an seiner Statt fasten, nur müsse er, der Schuldige, eine gewisse Geldsumme an eine bestimmte Kirche bezahlen. Man sagt auch ziemlich unverhohlen, daß der Priester sich selbst für sein Fasten bezahlen lasse. — Ich sah heute einen Mann aus der königlichen Familie, der sein Brod mit Handarbeit verdient. Er ist Schreiber, Maler und Schreiner. Laut klagte er über das Verderben des Volks; ich fürchte aber blos darum, weil man ihn in der Armuth läßt. Indeß wurde ich mit Vergnügen gewahr, daß er das Evangelium Johannis bei sich hatte.

Den 17. April. Schon mit Tagesanbruch waren die Priester der beiden Kirchen, St. Georg und St. Michael, bei mir, um in meiner Wohnung zu singen. Nachher ging ich zu dem Etschege, der nach den Fasten sich zum erstenmal sehen ließ. Ich konnte nicht viel mit ihm reden, weil die Priester aller Kirchen herbei kamen, ihm zu singen, wie sie es auch mir gethan hatten. Ihr Anblick betrübte mich Anfangs sehr, denn ihre Kleidung sah mehr einer Maske, als dem anständigen Anzug von Knechten Gottes ähnlich; aber ich suchte alle Empfindungen eines Europäers zu verdrängen, und die Sache so, wie sie ist, anzuschauen. Nie fühlte ich so viel Gebethsdrang und so viel Mitleiden in meiner Seele, als es in dieser Stunde der Fall war. Gewöhnlich sind es zwei Priester und mehrere Knaben, welche eine seidene Bedeckung und eine Art von Krone tragen. Einer der Priester hat ein großes Kreuz in der Hand, und einer der Knaben eine Glocke. Außer diesen sind noch sechs bis acht andere Priester da, welche nach Landessitte weiß gekleidet sind. Sie singen ziemlich bäurisch, jedoch nicht ohne einen gewissen Takt; und der

Inhalt ihres Liedes hatte die Worte Pauli Röm. 4, 25. zum Gegenstand: „Jesus ist gestorben um unserer Sünden willen, und auferstanden um unserer Gerechtigkeit willen.“ Unter dem Singen machen sie gewisse Zeichen mit der rechten Hand, welche sich zum Text eben nicht wohl schicken; und am Schluß stoßen sie sanft den Boden mit den Füßen, und beugen sich nieder, so daß sie beim letzten Wort die Erde küssen. In dieser Stellung blieben sie, bis der Etschege sein Gebeth für das ganze Land geschlossen hatte, und nun sprachen sie zum Schluß das Gebeth des HErrn leise nach. In andern Häusern hält ein Priester ein Gebeth für das Wohlergehen der Familie.

Beim Weggehen machte ich noch einige Besuche, und unter andern bei der Schwester des verstorbenen Dedschadi Maru, Oisoro Walda Teklit, die ich zum erstenmal sah, und mit der ich eben darum mich auch nicht lange unterhalten konnte. Sie ist viel weniger stolz als andere Damen, welche weit unter ihrem Range stehen. Meine Uhr machte ihr so wie allen Umstehenden viel Vergnügen. Wenn ich überhaupt von den Vorzügen Europas rede, so ist man eben nicht sehr geneigt, mir zu glauben; aber so oft man eine Uhr sieht, so sagt Jedermann, daß da, wo man solche Arbeiten macht, man Alles wissen müsse. — Den Nachmittag brachte ich mit Habeta Selasse zu. Wir sprachen über die Taufe; und er begriff bald, daß die Wassertaufe nicht die Wiedergeburt seyn könne, von welcher der Heiland Joh. 3. redet. Nichts desto weniger wollte ihm die Vorstellung lange nicht behagen, daß das bloße Begiessen mit Wasser in der Taufe ohne lebendigen Glauben im Herzen nur ein äußerliches Zeichen sey, bis er nach einigem Nachdenken bemerkte: Die Sache müsse sich also verhalten, weil die meisten von denen, welche mit Wasser getauft wurden, nur dem Namen nach Christen seyen. Wir sprachen hierauf über mein Vorhaben, mich nach einigen Jahren in Schoa niederzulassen.

Christen im Gehorsam des Evangeliums Christi die Bruderhand reichen möchten.

Den 20. April. Diesen Morgen ließ mich Alaka Waldab zu sich rufen, um mit ihm zu frühstücken; allein ich konnte keine Unterhaltung mit ihm anknüpfen, weil er mit der Besorgung des Tisches sich zu viel zu schaffen machte. Er hatte so guten Honigwein, daß er, ohne berauscht zu seyn, unter dem Essen einschlief. Nur Habeta Selasse blieb in der Gesellschaft nüchtern genug, ein ernsthaftes Gespräch mit mir zu führen. Wir sprachen von der Erziehung seines kleinen Sohnes. Er hat im Sinne, recht bald wieder nach Gondar zurückzukommen, um unter den Gallas eine Mission anzufangen, von denen er große Hoffnung hat. Seitdem ich ihm von den evangelischen Missionen gesprochen habe, beschäftigt er sich viel mit dem Plan, selbst als Missionar den heidnischen Gallas das Evangelium zu predigen.

Den ganzen Nachmittag war mein Haus mit Männern und Weibern angefüllt. Unter ihnen war ein Priester, der sich gar hochmüthig geberdete, und viel sprach. Ich gab ihm die amharischen Evangelien zu lesen; aber er las so schlecht, daß ihn niemand verstand; und als ich ihm zeigte, wie er lesen soll, so sagte er, um seine Unwissenheit zu bedecken: er könne nicht amharisch lesen, aber das Aethiopische lese er desto besser. Ich gab ihm alsobald die Psalmen in der äthiopischen Sprache, und er fing an, in größter Eile etwas Unverständliches herauszuplappern. Nun wollte ich ihn Zeile für Zeile übersetzen lassen; und in der Meinung, ich verstehe das Aethiopische nicht, [illegible] ihm die Sache ganz geläufig wäre[illegible] kein einziges Wort im Origina[illegible], als vor allen Anw[illegible]e Sprache nicht, [illegible]e. Ich nahm Ge[illegible]ollen Zustand sein[illegible]issenheit vor

vor Augen zu ſtellen, und ihm das Wort des Heilandes zu Gemüth zu führen: „Wenn ein Blinder den andern leiten will, ſo fallen ſie beide in die Grube.“ Die Anweſenden erinnerte ich nun, auf ihrer Hut zu ſeyn, und ſich nicht durch unwiſſende Prieſter täuſchen zu laſſen; worauf ich ihnen einen Abſchnitt aus dem Worte Gottes vorlas. Der Prieſter, ohne auf mich böſe zu ſeyn, ſagte mir: er habe eben Niemand, der ihn unterrichte, und wenn ich einige Zeit hier bleibe, ſo wolle er gerne alle Tage kommen, um bei mir zu lernen.

Den 21. April. Ich brachte den Nachmittag bei dem Gouverneur Cantiba Caſſai zu, der mir abermals ſeine Dankbarkeit für die geſchenkten Evangelien ausdrückte. Er ſagte mir: er ſey ein Verwandter von dem Ras Marie, und ſtamme von den Gallas ab. Aber ſein Stamm beſtehe aus Nachkömmlingen der Franken (Portugieſen), die ſich eben darum eine Ehre daraus machen, die Wahrheit zu reden. Bei ihm befanden ſich zwei Prieſter, von denen der eine mich wegen ſeiner Reiſe nach Jeruſalem rathfragte. Ich rieth ihm ab, und wies ihn auf das Wort des Heilandes: Joh. 4, 21—23. Nun fragte er mich: Was es heiße: Gott im Geiſte anbethen? Da das Zimmer mit Menſchen angefüllt war, ſo ſprach ich umſtändlicher über dieſe Stelle, und zeigte ihnen, auf welchem Wege man zu einer richtigen Gotteserkenntniß gelangen könne. Alle waren voll Aufmerkſamkeit, und ſchienen von dem, was ich ihnen ſagte, überzeugt zu ſeyn.

Den 22. April. Ich brachte einen großen Theil des Tages bei Tſchelolargai zu. Sein Haus war mit [illegible] angefüllt, denen er Brod und Bier vorſetzen [illegible] viel ſie verlangten. Die ganze Woche wird [illegible] betrachtet, in welcher ſich jeder gütlich thut, [illegible] vermag; und wer ein wenig Vermögen hat, den Armen Speiſe mit.

Den 24. April. Ich verlebte heute bei dem Etschege vier sehr angenehme Stunden; und ich bin überzeugt, daß der HErr es ist, der mir meine Zunge gelöset hat, um auf alle seine Fragen zu antworten. Die Frage: ob wir Eine oder zwei Naturen in Christo annehmen? war auch hier die erste. Ich nahm ein Stückchen Brod, und fragte ihn: „Was dünket dich von diesem Brod? Schreibst du ihm eine oder zwei Naturen zu?" — „Dieses Brod hat nur Eine Natur," antwortete der Etschege. — „Indeß, fuhr ich fort, hat es doch die Natur des Teff (Weizen) und die Natur des Wassers, welche auch in ihrer Vereinigung zu Einer Substanz als verschieden betrachtet werden können. Dieß ist ein schwaches Bild von dem Göttlichen und Menschlichen, das in Christo in Einer Person vereinigt ist. In eurer Sprache macht der Ausdruck Natur (Baher), den ihr mit dem eben so unbestimmten Ausdruck Person (Acal) vermenget, eine Verwirrung, und er taugt nicht zur Bezeichnung dessen, was damit gesagt werden soll." — „Ich begreife wohl, erwiederte er, wie die Sprachenverwirrung auch eine Verwirrung in der Kirche erzeugt hat." — „Glaubest du, fragte ich ihn nun, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott und wahrer Mensch ist?" — „Ja, antwortete er, das glaube ich von ganzem Herzen." — „Nun denn, fuhr ich fort, so sind wir ja Brüder, die dasselbe glauben, wenn wir uns auch verschieden über die Sache ausdrücken. Nur meinen wir, man sollte mit dem Apostel Paulus das Anathema nur für die gelten lassen, welche den HErrn Jesum nicht lieb haben."

Der Etschege wandte sich nun zu seinem zahlreichen Priestergefolge, und sagte: „Eunate nao, eunate nao" (das ist die Wahrheit). Zu mir sich wendend, fragte er: „Wie ist denn der Heiland unser Bruder? Ist Er es nach dem Fleisch, oder ist Er es nach dem Geist?" — „Einige Stellen des Bibelbuches, sagte ich, zeigen deutlich, daß Er dem Fleische nach unser

Bruder genannt wird; denn, ſagt der Apoſtel Paulus im Briefe an die Hebräer: Er iſt in allen Stücken ſeinen Brüdern gleich geworden, ohne die Sünde. Auch wird Er der Same Davids nach dem Fleiſche genannt. In einer andern Stelle deutet das Wort auf eine Geiſtesähnlichkeit hin, welche zwiſchen Ihm und ſeinen Gläubigen Statt findet. So ſpricht z. B. der Heiland nach ſeiner Auferſtehung: „Saget meinen Brüdern: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“ — „Schon oft, fuhr der Etſchege fort, war ich über dieſen Punkt verlegen; aber jetzt glaube ich, ihn gefaßt zu haben. Aber wie kann denn der Menſch ein Bruder Jeſu nach dem Geiſte werden?“ — „Dieß geſchieht durch die Wiedergeburt, antwortete ich, welche eine Geburt aus Gott, ein Wiedergeborenwerden aus dem Geiſte genannt wird.“ — „Gerade recht, rief er aus; aber wer hat denn, abgeſehen von dem Werk des heiligen Geiſtes, ſichtbarlich das Werk der Wiedergeburt im neuen Bunde angefangen? Iſt es Jeſus Chriſtus, oder ſind es ſeine Apoſtel? Wir laſen nun, um ihm die Sache deutlich zu machen, das 19te Kapitel des Evangeliums Matthäus; und als wir an die Stelle kamen: „Ihr, die ihr mir ſeyd nachgefolget in der Wiedergeburt,“ — ſchlug der Etſchege auf ſeine Bruſt, und rief aus: „Wahrlich, das iſt ja ſo klar wie der helle Mittag.“ Die andern ſahen ſich einander an, und ſchwiegen ſtille.

Nach kurzem Stillſchweigen fuhr der Etſchege fort: „Sage mir doch, wann fängt die Wiedergeburt im Menſchen an?“ — „Um alles Zweideutige zu vermeiden, erwiederte ich, muß ich zum Voraus erklären, daß die Menſchen ſich ſehr irren, wenn ſie glauben, dieſe Wiedergeburt ſey nichts anders als die Taufe mit Waſſer. Allein dieſes Waſſer bei der Taufe iſt ja nur ein ſichtbares Zeichen einer unſichtbaren Veränderung, welche in dem Herzen eines jeden geſchehen muß, der

Landes erbaut, und durch die Sünden der Wohlhabenden bereichert; das heißt: wenn ein reicher Mann etwas Böses thut, so legt ihm sein Beichtvater ein langes und beschwerliches Fasten auf; macht ihm aber zugleich den Vorschlag: wenn ihm das Fasten zu schwer falle, so wolle er, der Priester, an seiner Statt fasten, nur müsse er, der Schuldige, eine gewisse Geldsumme an eine bestimmte Kirche bezahlen. Man sagt auch ziemlich unverhohlen, daß der Priester sich selbst für sein Fasten bezahlen lasse. — Ich sah heute einen Mann aus der königlichen Familie, der sein Brod mit Handarbeit verdient. Er ist Schreiber, Maler und Schreiner. Laut klagte er über das Verderben des Volks; ich fürchte aber blos darum, weil man ihn in der Armuth läßt. Indeß wurde ich mit Vergnügen gewahr, daß er das Evangelium Johannis bei sich hatte.

Den 17. April. Schon mit Tagesanbruch waren die Priester der beiden Kirchen, St. Georg und St. Michael, bei mir, um in meiner Wohnung zu singen. Nachher ging ich zu dem Etschege, der nach den Fasten sich zum erstenmal sehen ließ. Ich konnte nicht viel mit ihm reden, weil die Priester aller Kirchen herbei kamen, ihm zu singen, wie sie es auch mir gethan hatten. Ihr Anblick betrübte mich Anfangs sehr, denn ihre Kleidung sah mehr einer Maske, als dem anständigen Anzug von Knechten Gottes ähnlich; aber ich suchte alle Empfindungen eines Europäers zu verdrängen, und die Sache so, wie sie ist, anzuschauen. Nie fühlte ich so viel Gebethsdrang und so viel Mitleiden in meiner Seele, als es in dieser Stunde der Fall war. Gewöhnlich sind es zwei Priester und mehrere Knaben, welche eine seidene Bedeckung und eine Art von Krone tragen. Einer der Priester hat ein großes Kreuz in der Hand, und einer der Knaben eine Glocke. Außer diesen sind noch sechs bis acht andere Priester da, welche nach Landessitte weiß gekleidet sind. Sie singen ziemlich bäurisch, jedoch nicht ohne einen gewissen Takt; und der

Inhalt ihres Liedes hatte die Worte Pauli Röm. 4, 25. zum Gegenstand: „Jesus ist gestorben um unserer Sünden willen, und auferstanden um unserer Gerechtigkeit willen.“ Unter dem Singen machen sie gewisse Zeichen mit der rechten Hand, welche sich zum Text eben nicht wohl schicken; und am Schluß stoßen sie sanft den Boden mit den Füßen, und beugen sich nieder, so daß sie beim letzten Wort die Erde küssen. In dieser Stellung blieben sie, bis der Etschege sein Gebeth für das ganze Land geschlossen hatte, und nun sprachen sie zum Schluß das Gebeth des HErrn leise nach. In andern Häusern hält ein Priester ein Gebeth für das Wohlergehen der Familie.

Beim Weggehen machte ich noch einige Besuche, und unter andern bei der Schwester des verstorbenen Oedschadi Maru, Oisoro Walda Teklit, die ich zum erstenmal sah, und mit der ich eben darum mich auch nicht lange unterhalten konnte. Sie ist viel weniger stolz als andere Damen, welche weit unter ihrem Range stehen. Meine Uhr machte ihr so wie allen Umstehenden viel Vergnügen. Wenn ich überhaupt von den Vorzügen Europas rede, so ist man eben nicht sehr geneigt, mir zu glauben; aber so oft man eine Uhr sieht, so sagt Jedermann, daß da, wo man solche Arbeiten macht, man Alles wissen müsse. — Den Nachmittag brachte ich mit Habeta Selasse zu. Wir sprachen über die Taufe; und er begriff bald, daß die Wassertaufe nicht die Wiedergeburt seyn könne, von welcher der Heiland Joh. 3. redet. Nichts desto weniger wollte ihm die Vorstellung lange nicht behagen, daß das bloße Begiessen mit Wasser in der Taufe ohne lebendigen Glauben im Herzen nur ein äußerliches Zeichen sey, bis er nach einigem Nachdenken bemerkte: Die Sache müsse sich also verhalten, weil die meisten von denen, welche mit Wasser getauft wurden, nur dem Namen nach Christen seyen. Wir sprachen hierauf über mein Vorhaben, mich nach einigen Jahren in Schoa niederzulassen.

Den 18. April. Heute wurde in Abyssinien Ostern gefeiert. Dieß ist ein Tag der Schwelgerei, wie er es bei allen Sekten ist, welche nach der Bibel nichts fragen. Gestern ging die Sage, ein berüchtigter Räuberhauptmann habe in der Nähe von Gondar einige Dörfer geplündert; und darum schlossen die Priester alle diejenigen von der Kirche aus, welche heute nicht fasten würden. Allein glücklicherweise hat sich die Sage nicht bestätigt, und seit Mitternacht hat nun das Festgepränge angefangen. Ich hatte für meine Leute eine Kuh aufs Fest gekauft, wollte sie aber, weil es Sonntag war, nicht schlachten lassen, was die Leute, jedoch nicht zu meinem Nachtheil, in große Verwunderung setzte. Ich suchte den Armen, die ich zu meinem Tische einlud, begreiflich zu machen, daß das Andenken an die Auferstehung Jesu Christi für die Christen ein geistiger, und nicht ein fleischlicher Genuß seyn sollte. Heute werden keine Besuche gemacht.

Den 19. April. Diesen Morgen ließ mich der Etschege zu sich rufen, um mich mit zwei Männern bekannt zu machen, welchen Ubie in diesen Tagen die Freiheit geschenkt hat. Aus ihrer Loslassung schließt man, daß der Frieden Statt finden wird. Einer derselben ist ein Bruder des Ras Gugsa, und der andere ein Neffe desselben. Ersterer bat mich, ihn in meine Wohnung zu nehmen, um sich zu einer Reise nach Jerusalem anzuschicken, wozu ich ihm jedoch nicht rathen konnte. Ich brachte den ganzen Vormittag bei dem Etschege zu, ohne jedoch zu einem fortgesetzten Gespräch mit ihm kommen zu können, weil die Leute immer ab- und zugingen. Er fragte mich unter anderm: ob wir den heil. Petrus als Oberhaupt unserer Kirche erkennen, wie die Franken thun, oder nach der Griechen Weise den heil. Johannes? Ich antwortete ihm hierauf: Der Apostel Paulus habe den für einen fleischlichen Menschen erklärt, welcher paulisch, oder apollisch, oder kephisch seyn wollte. Nur Jesum Christum erkennen wir

als Oberhaupt der Gemeinde an, und lassen nichts als Glaubenslehre gelten, was nicht klar und lauter im Worte Gottes gegründet ist. Dieß mißfiel ihm nicht, und er äußerte sein Bedauern, daß er mir nicht so nützlich seyn könne, wie er gerne wünschte, weil weder ein König noch ein Ras im Lande sey. Sein Quartier wurde kürzlich zum erstenmal von einer Räuberbande geplündert, welche unter der Regierung des Marie nichts zu fürchten hat. Er sagte mir am Ende: wohin ich immer in Abyssinien reise, soll ich ihn meinen Freund nennen, und es werde mir nichts Böses wiederfahren. Der Etschege ist ein Mann von etwa 60 Jahren. In seiner Jugend war er Soldat gewesen, und daher mag es wohl kommen, daß er nicht die Gestalt eines Heuchlers hat, wie dieß bei den Mönchen so häufig der Fall ist; vielmehr liegt ein schlichtes, redliches Wesen in seinen Augen, das mich zu ihm hinzieht. Er hat nicht viele Kenntnisse, aber mehr gesunden Verstand, als dieß bei andern Leuten des Landes der Fall ist. Seine Freundschaft, wenn sie anders fortdauert, kann nicht anders als vortheilhaft für mich seyn.

Nachmittags kamen mehrere Personen mit Habeta Selasse auf Besuch zu mir. Da es Festtag war, so ließ ich ihnen auf abyssinische Weise ein Gastmahl, nämlich etwas rohes und etwas gebratenes Fleisch vorsetzen. Es ist für einen Missionar von großer Wichtigkeit, die Gebräuche des Landes zu befolgen, so weit er dieß ohne Versündigung thun kann. Ich that dieß gerne; aber während des Essens unterhielt ich sie von der Liebe Gottes gegen die Sünder, und der Liebe, welche wahre Christen gegen einander üben sollen, indem ich verschiedene Punkte nannte, über welche Christen wohl verschiedene Ansichten haben können, ohne daß darum der wahre Glaube und die Bruderliebe leide. Sie gingen sehr vergnügt hinweg, und, wie ich glauben darf, voll des Wunsches, daß sich doch alle

Christen im Gehorsam des Evangeliums Christi die Bruderhand reichen möchten.

Den 20. April. Diesen Morgen ließ mich Alaka Waldab zu sich rufen, um mit ihm zu frühstücken; allein ich konnte keine Unterhaltung mit ihm anknüpfen, weil er mit der Besorgung des Tisches sich zu viel zu schaffen machte. Er hatte so guten Honigwein, daß er, ohne berauscht zu seyn, unter dem Essen einschlief. Nur Habeta Selasse blieb in der Gesellschaft nüchtern genug, ein ernsthaftes Gespräch mit mir zu führen. Wir sprachen von der Erziehung seines kleinen Sohnes. Er hat im Sinne, recht bald wieder nach Gondar zurückzukommen, um unter den Gallas eine Mission anzufangen, von denen er große Hoffnung hat. Seitdem ich ihm von den evangelischen Missionen gesprochen habe, beschäftigt er sich viel mit dem Plan, selbst als Missionar den heidnischen Gallas das Evangelium zu predigen.

Den ganzen Nachmittag war mein Haus mit Männern und Weibern angefüllt. Unter ihnen war ein Priester, der sich gar hochmüthig geberdete, und viel sprach. Ich gab ihm die amharischen Evangelien zu lesen; aber er las so schlecht, daß ihn niemand verstand; und als ich ihm zeigte, wie er lesen soll, so sagte er, um seine Unwissenheit zu bedecken: er könne nicht amharisch lesen, aber das Aethiopische lese er desto besser. Ich gab ihm alsobald die Psalmen in der äthiopischen Sprache, und er fing an, in größter Eile etwas Unverständliches herauszuplappern. Nun wollte ich ihn Zeile für Zeile übersetzen lassen; und in der Meinung, ich verstehe das Aethiopische nicht, that er, als ob ihm die Sache ganz geläufig wäre; allein er verstand kein einziges Wort im Original. Nun blieb ihm nichts übrig, als vor allen Anwesenden zu bekennen, er verstehe die Sprache nicht, was sie in große Verwunderung setzte. Ich nahm Gelegenheit, ihm ernstlich den gefahrvollen Zustand seiner Heuchelei und seiner stolzen Unwissenheit

vor

vor Augen zu stellen, und ihm das Wort des Heilandes zu Gemüth zu führen: „Wenn ein Blinder den andern leiten will, so fallen sie beide in die Grube.“ Die Anwesenden erinnerte ich nun, auf ihrer Hut zu seyn, und sich nicht durch unwissende Priester täuschen zu lassen; worauf ich ihnen einen Abschnitt aus dem Worte Gottes vorlas. Der Priester, ohne auf mich böse zu seyn, sagte mir: er habe eben Niemand, der ihn unterrichte, und wenn ich einige Zeit hier bleibe, so wolle er gerne alle Tage kommen, um bei mir zu lernen.

Den 21. April. Ich brachte den Nachmittag bei dem Gouverneur Cantiba Cassai zu, der mir abermals seine Dankbarkeit für die geschenkten Evangelien ausdrückte. Er sagte mir: er sey ein Verwandter von dem Ras Marie, und stamme von den Gallas ab. Aber sein Stamm bestehe aus Nachkömmlingen der Franken (Portugiesen), die sich eben darum eine Ehre daraus machen, die Wahrheit zu reden. Bei ihm befanden sich zwei Priester, von denen der eine mich wegen seiner Reise nach Jerusalem rathfragte. Ich rieth ihm ab, und wies ihn auf das Wort des Heilandes: Joh. 4, 21—23. Nun fragte er mich: Was es heiße: Gott im Geiste anbethen? Da das Zimmer mit Menschen angefüllt war, so sprach ich umständlicher über diese Stelle, und zeigte ihnen, auf welchem Wege man zu einer richtigen Gotteserkenntniß gelangen könne. Alle waren voll Aufmerksamkeit, und schienen von dem, was ich ihnen sagte, überzeugt zu seyn.

Den 22. April. Ich brachte einen großen Theil des Tages bei Tschelolargai zu. Sein Haus war mit Armen angefüllt, denen er Brod und Bier vorsetzen ließ, so viel sie verlangten. Die ganze Woche wird als Festzeit betrachtet, in welcher sich jeder gütlich thut, so viel er vermag; und wer ein wenig Vermögen hat, theilt auch den Armen Speise mit.

dich doch für mich bei deinem Gebieter; würde nicht der Diener selbst dein Verkläger seyn, und sein Herr dich der Verachtung seines Wortes und des Unglaubens beschuldigen müssen?" — „Das muß ich zugeben," sagte er. — „Nun denn, antwortete ich, so magst du selbst urtheilen; denn du glaubst ja, daß Gott allenthalben gegenwärtig ist?" — „Ja, das glaube ich." — „Auch das gibst du zu, daß die Heiligen nicht überall gegenwärtig sind?" — „Allerdings." — „Nun sagt Gott in seinem Wort, fuhr ich fort: Er wolle nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe; und der Heiland, der Sünderfreund, ladet alle Mühseligen und Beladenen ein, zu Ihm zu kommen, um Ruhe für ihre Seelen bei Ihm zu finden. Damit Niemand glaube, dieses Wort gehe Ihn nicht an, so spricht er: „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen." Und, um eure Heiligen-Anrufung in ihrer Verwerflichkeit recht klar zu zeigen, sagt der Apostel Paulus: „Es ist nur Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Jesus Christus." — „An dieses alles habe ich zuvor nie gedacht, versetzte Selasse. Ja ich muß es eingestehen, daß die Anrufung der Heiligen ein Mangel an Glauben und selbst eine Sünde ist für die, welche besser unterrichtet sind. Aber thut man es aus Liebe zu Gott, so ist es nicht so schlimm, denn diese Liebe ist ja die Hauptsache." — „Ich wollte dir nur beweisen, sagte ich, daß sie auf Unglauben ruht; aber weil du mich auf diesen Punkt führst, so will ich dir auch noch aus dem Worte Gottes und aus der Erfahrung zeigen, daß sie ein Mangel an Liebe zu Gott ist. Denn der Apostel Johannes sagt uns: Wer Gottes Gebote hält, der ist es, der Ihn liebt. Dieses Gebot Gottes fordert uns nun auf, Ihm allein unser ganzes Vertrauen zu schenken. Auch zeigt die tägliche Erfahrung, daß wir dem, welchen wir lieb haben, gerne unser Zutrauen schenken, und ihm das

Herz aufschließen." — „Du schlägst mich auf allen Punkten, sprach Selasse; und nun ist es Zeit, unsere Unterhaltung abzubrechen."

Den 30. April. Heute war abermals mein Haus voll von Besuchenden, unter denen auch mehrere Priester waren, welche mir mit ihren Fragen zusetzten. Eine ihrer ersten Fragen ist immer diese: Zu welchem von den vier großen Patriarchenstühlen wir gehören? Ich pflege auf diese Frage immer zu antworten: Der Apostel Paulus mache es den Korinthern zum Vorwurf, daß sie sagen: ich bin paulisch, ich bin apollisch u. s. w. Die Eintheilung der Kirchen in solche Patriarchate, und die vermeintliche Heiligkeit, welche man denselben zuschreibe, sey fleischlich, und gehöre nur dieser Welt an. Ein jeder Mensch, der so gesinnet sey und so handle wie der Apostel Petrus, sey auch der wahre Nachfolger Petri, in welchem Lande er sich immer befinden möge; und so verhalte es sich auch mit den übrigen Aposteln. Aber ein jeder Bischof oder Priester, der einen dem Sinne Petri und Pauli entgegengesetzten Sinn und Wandel habe, sey ein Feind Gottes und ein Diener des Satans, wie heilig auch sein Patriarchenstuhl von den Menschen gehalten werden möge. Sie sahen jetzt einander an, und sagten: „Der Mann hat Recht." Einer der Priester wendete sich zu mir, und äußerte: „Wir müssen es gestehen, unsere Bischöfe haben noch den Sinn dieser Welt, und leben nicht, wie die Apostel gelebt haben; aber du bist ein Nachfolger der Apostel; denn sie sind in die fremden Länder gegangen, um das Wort Gottes zu verkündigen, und du kommst zu uns, um uns das Evangelium zu bringen. Dieß ist ja das Gleiche." — Ich antwortete ihnen: „Ich sey weit entfernt, mich mit den Aposteln zu vergleichen; aber sie fordern uns in ihren Schriften auf, ihre Nachfolger zu seyn, gleichwie sie selbst Nachfolger Jesu Christi seyen. Mir sey es nun darum zu thun, ihnen zu gehorchen, weil ich fest überzeugt sey, daß jeglicher, der dieß nicht

zu thun trachte, auf dem Wege des Verderbens sich befinde. Diese Priester fragten mich weiter: ob unsere Kirchen Schutzheilige hätten, wie z. B. den Georg und Andere? „Auch unsere Voreltern, sagte ich, so lange sie noch in der Unwissenheit lebten, haben ihre Kirchen den Schutzheiligen geweiht, wie ihr thut; aber wir haben aus dem Worte Gottes erkannt, daß alle Heiligen und alle Engel Diener sind wie wir, und daß jede religiöse Verehrung, die man einem Geschöpf erzeigt, Götzendienst und darum Sünde ist; deßwegen sind alle unsere Kirchen so wie alle Tage des Jahres der Anbethung Gottes geweiht.

Ich schenkte hierauf dem Alaka Tauta ein Exemplar der Evangelien, welcher darüber ausnehmend erfreut war. Ich nahm hiebei Veranlassung, alle anwesenden Priester dringend zu ermahnen, in Religionssachen nur das Wort Gottes zu lehren, und ihnen vorzustellen, wie gefährlich es sey, in einer so wichtigen Sache bloßer Menschenmeinung zu folgen, da ja doch von unserem religiösen Glauben die Seligkeit, oder die ewige Verdammniß unserer Seele abhänge. Als mein Haus leer war, ging ich zu Cantiba Cassai, welcher gerade damit beschäftigt war, einen Korb voll Gerstenbrod unter seine Soldaten auszutheilen, von denen jeder kaum so viel erhielt, als er auf einmal in den Mund nehmen konnte. Er selbst sagte mir: er leide Hunger, um seinen Soldaten etwas zu essen zu geben. Als ich nach Hause kam, fragte ich meine Leute, ob sie Hunger hätten? (es war 3 Uhr Nachmittags, und wir hatten noch nicht gegessen) Einer von ihnen gab mir zur Antwort: „Als ich mit Ihnen zu Cassai ging, glaubte ich zu hungern; aber seitdem ich an seinen Soldaten gesehen habe, was Hunger heißt, fühle ich kein Bedürfniß mehr. Während ich bei Cassai mit meinem Nachbar mich unterhielt, sagte dieser leise zu seinen Soldaten:" „Was dünkt euch? so oft ich diesen Mann sehe, bin ich in der That zweifelhaft, ob er ein Mensch

oder ein Engel ist. Ich habe wohl schon mehrere Weiße gesehen, aber noch keinen wie diesen." Ein anderer sagte: „Wenn er mir auf dem Felde begegnete, so würde ich davon fliehen, oder vor Furcht sterben. Diese Haare, welche über seine Schultern hinabrollen, dieser lange, rothe Bart, und dieses weiße Gesicht machen ihn zu einem höhern Wesen, als der Erzengel Michael ist."

Den 1. Mai. Es regnete viel, und ich ging nicht aus. Nur Habeta Selasse kam zu mir, und brachte einige Stunden bei mir zu. Er begriff endlich, daß das Fasten gut seyn könne, wenn es freiwillig geschieht, wenn das Gefühl unseres eigenen Elends uns dazu veranlaßt, wenn es mit Gebeth verbunden ist, und aus eigener und anderer Noth hervorgeht; macht man aber aus dem Fasten irgend ein verdienstliches Werk, so ist es Sünde, und in dieser Beziehung strafbar vor Gott. Dieses Gespräch führte uns auf den wichtigen Punkt von der Rechtfertigung durch den Glauben. In diesem Stück ist der Lehrbegriff der Abyssinier fast eben so falsch, wie dieß bei der römischen und griechischen Kirche der Fall ist. Selasse machte keine Einwendung gegen diese Lehre; indeß ist er mit derselben noch nicht im Klaren. Er hält vom Apostel Paulus hoch, und wagt es nicht, ihm zu widersprechen; aber welche Erklärungen man auch über diesen wichtigen Punkt der Bibellehre geben mag, das Herz des Sünders begreift ihn nie, so lange ihm die Erfahrung fehlt.

Zu meinem tiefen Schmerz werde ich gewahr, daß auch unter dem abyssinischen Volke die unnatürlichen Laster im Schwange gehen, welche der Apostel Paulus Röm. 1, 26. 27. nennt, und von denen ohne Scheu gesprochen wird. Es würde das sittliche Gefühl empören, ihre Namen auch nur in die Feder zu nehmen. Da den ganzen Tag Regen fiel, und daher auf dem Markte nichts zu kaufen war, so hatten wir bis in die Nacht nichts zu essen. Das Bedürfniß trieb indeß die Käufer und Verkäufer noch spät zusammen, und der

Marktplatz füllte sich mit großem Ueberfluß. Ich kaufte einen jungen Ochsen für einen Thaler. Die Lebensmittel haben zu Gondar keinen bestimmten Preis. Sind derselben viele vorhanden, so ist es sehr wohlfeil. — Habeta Selasse besuchte mich einen Augenblick, und klagte, daß die Priester so lange Erklärungen über Bibelstellen machen, deren Sinn doch so klar ist.

Den 3. Mai. Diesen Morgen ließ mich die Oisoro Waleta Teklit, eine der vornehmsten Frauen von Gondar, frühe rufen, um ihren Bruder zu besuchen, welcher vor einiger Zeit wahnsinnig geworden ist. Diese gute Frau hat fast alle Priester zu Gondar in Bewegung gesetzt, daß sie für ihn bethen sollen, damit der Teufel, der ihn besitzt, ausgetrieben werde. Immer sind einige Priester um ihn her mit Lesen beschäftigt, und haben Verstand genug, unter ihrem Lesen ihm immer frisches Wasser auf die Brust zu gießen. Als ich ihn zum erstenmal sah, sagte ich seiner Schwester: ich halte ihn nicht für einen Besessenen, sondern schreibe seine Krankheit einem Uebermaß von erhitztem Blut zu. Sie sowohl als die Mönche und Nonnen, die um sie her standen, schüttelten den Kopf. Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, sondern bemerkte nur, wenn sie den Unglücklichen dazu bewegen können, sich zur Ader zu lassen, so sey ich bereit, dieß zu thun, wenn sie es wünschen. Allein noch drei Tage lang ließ sie die Priester, welche ihn für einen Besessenen erklärten, ihr Geschäft fortsetzen. Da sie aber sah, daß an ihrem Bruder keine Aenderung vorging, so ließ sie mich gestern Morgen rufen. Allein ich weigerte mich, zu kommen, um ihr zu zeigen, daß es mir keineswegs darum zu thun sey, den Priestern in einem besondern Falle zuwider zu seyn, und ließ sie wissen, daß ich heute kommen würde, wenn sie es noch einmal verlange. Nun schickte sie mir diesen Morgen drei ihrer Bedienten auf Einmal zu, um mich zu bitten, ihren Bruder zu besuchen, und mit demselben anzufangen, was ich immer

für nöthig erachte. Ich ging zu ihm; und um sein Zutrauen zu gewinnen, fing ich an, ihm zu sagen: „Jedermann will deiner Schwester glaublich machen, du seyest von dem Teufel besessen; ich bin der einzige, welcher das Gegentheil glaubt. Man will auch mir beweisen, du habest einen Dämon im Leibe, weil deine Augen so roth und erhitzt sind; wenn du mir aber erlaubst, dir ein wenig Blut abzulassen, so will ich allen diesen Leuten beweisen, daß du so wenig besessen bist als sie; denn dein Zustand rührt blos daher, daß du zu viel Blut hast." Augenblicklich hieß nun der Kranke die Beschwörer und Zauberer hinausgehen, und sagte zu mir: „Du allein bist mein wahrer Freund, thue mit mir, was dir wohlgefällt; denn ich setze ein volles Zutrauen in dich." Sogleich ließ ich ihm zur Ader; und wohl hatte er in seinem Leben kein so großes Vergnügen, wie in diesem Augenblick, da er aus seiner vollen Ader das Blut auf die Umstehenden spritzen sah. Nachdem er ungefähr ein Pfund Blut verloren hatte, fingen die Damen an zu weinen, und zu mir zu sagen: jetzt sey es doch genug. Allein, da er bemerkte, daß mir dieß nicht gefiel, so rief er ihnen in gebieterischem Tone zu: „Schweigt, mein Freund weiß allein, was er mir thun muß, und ich weiß, daß er mir Gutes thut." Ich ließ ihm bei drei Pfunden Blutes ab; und sobald ich merkte, daß er einer Ohnmacht nahe war, hieß ich ihn auf sein Bett liegen, und befahl seinen Leuten, ihn ruhen zu lassen.

Nachmittags hatte ich einen Abschiedsbesuch von einem Hofbedienten des Königes von Schoa, der mich öfter besucht hatte, und jetzt in seine Heimath zurückkehrte. Ich gab ihm für den König Schela Selasse die heiligen Schriften in der amharischen Sprache und einen Brief an denselben mit, nebst einem Exemplar für ihn selbst, mit der Erlaubniß, es im Königreiche Schoa nach seinem Gutdünken dem rechten Mann in die Hände zu geben.

Den 4. Mai. Mit Anbruch des Tages ließ mich die Oiſoro Waleta zu ſich rufen, und ſagte zu mir in Gegenwart vieler Umſtehenden: „Ich habe Sie rufen laſſen, um Ihnen meinen herzlichen Dank zu bezeugen für die große Wohlthat, welche Sie meinem Bruder erwieſen haben. Seit Sie bei ihm geweſen ſind, iſt er ſo vernünftig, wie wenn er niemals den Verſtand verloren hätte. Ich will nun Alles thun, was Sie verordnen. Glauben Sie wohl, daß man ihn ohne Gefahr von ſeiner Kette loslaſſen kann?" — „Ich war überzeugt, verſetzte ich, daß ein Uebermaß von Blut die Urſache ſeiner Krankheit war; dabei muß ich Sie verſichern, daß ich zuvor ernſtlich zu Gott gebethet habe, Er möchte Ihnen in dem vorliegenden Falle zeigen, daß das, was Ihnen die Prieſter ſagen, nicht immer die Wahrheit iſt. Hier, Frau, hier iſt das Buch (indem ich ihr die Evangelien überreichte), aus welchem Sie die Wahrheit erkennen können. Ihren Bruder habe ich ſeit geſtern Morgen nicht geſehen; aber in jedem Fall rathe ich Ihnen, ihm die Kette nicht abzunehmen, bis Sie ihn geſehen haben; denn während ſeiner Krankheit ſind Sie hauptſächlich der Gegenſtand ſeiner Wuth geweſen." — „Das iſt ein hartes Gebot für mich, ſagte ſie; denn ich weiß, ſobald er mich ſehen wird, wird er mich vor jedermann mit Schimpfworten überhäufen; aber wenn Sie es verlangen, will ich es thun." Hierauf ließ ſie jedermann aus ihrem Gemach abtreten, und ſagte zu mir: „Sie ſind der einzige, welcher die Krankheit meines Bruders erkannt hat, und darum ſetze ich auch ein großes Zutrauen in Sie. Oft habe ich ſo heftige Kopfſchmerzen, daß ſie mir den Verſtand zu rauben drohen; und in ſolchem Falle bin ich immer genöthigt, mich zu verbergen, um nicht für wahnſinnig gehalten zu werden. Glauben Sie nicht, daß auch mir das Aderlaſſen wohlthun würde?" Nachdem ich ſie umſtändlicher nach den Urſachen ihres Uebels ausgefragt hatte, ſagte ich zu ihr, ich glaube nicht, daß das Ader-

lassen in dem gegenwärtigen Falle das geeignete Mittel für sie seyn würde. Und nun hieß sie mich am andern Tage wieder zu sich kommen. Ihren Bruder, den ich jetzt besuchte, fand ich viel besser. Er ersuchte mich, ihm noch einmal zur Ader zu lassen, und vor allem ihm die Ketten abzunehmen. Ich versprach ihm, morgen seine Hände losbinden zu lassen, und wenn ich es für zweckmäßig erachte, übermorgen auch seine Füße. — „Thue doch das, sagte er, ich bitte dich, und verspreche dir zugleich, keine Thorheit mehr zu begehen. Ich war außer mir; aber seitdem du mir zur Ader gelassen hast, bin ich wie zuvor beim vollen Gebrauch meines Verstandes.

Als ich nach Hause zurückkam, trat eine Schaar von Knaben zu mir herein, welche mich dringend baten, ihnen ein Exemplar der Evangelien zu geben, damit ihr Lehrer sie in der Lehre Jesu Christi unterweisen könne. Ich gab ihnen ein solches mit einer freundlichen Ermahnung, dasselbe fleißig zu lesen, und nach seinen Belehrungen zu thun. Gerade war ein armer Mann bei mir, der hiebei Veranlassung nahm, am ganzen Leibe zitternd, diesen köstlichen Schatz von mir zu begehren, um sich und seine Kinder darin zu unterrichten. Kaum hatte er das Buch empfangen, so küßte er es einmal über das andere, und konnte seine Freude nicht genug darüber bezeugen, endlich einmal den Schatz gefunden zu haben, den er so sehnlich gesucht habe.

Indem ich dieß schreibe, ziehen die Soldaten des Ras Marie an meinem Hause vorüber, um sich in Gondar einzuquartiren. Es sind Räuberhorden, welche Marie zusammengerafft hat, und jedermann ist im tiefsten Schrecken. Meine Hausbewohner flüchten ihre Sachen in die Kirchen, und ich erwarte ruhig vom HErrn, was die künftige Nacht bringen wird.

Den 5. Mai. Fast alle Einwohner der Stadt haben die vergangene Nacht in den Kirchen zugebracht; aber die Soldaten, die gestern vorüber zogen, sind nicht hier geblieben, sondern haben ihren Marsch weiter fortge-

setzt. Indeß bleiben alle Geräthschaften und alle Lebensmittel in den Kirchen. Diesen Morgen wurde ich zu der Frau Oisoro Waleta gerufen, um ihr zur Ader zu lassen. Ihre ganze Dienerschaft widersetzte sich, und ich selbst hatte keine große Lust zu der Sache. Indeß gelang die Aderlässe doch sehr gut, obgleich die Blutader kaum aufzufinden war; und bald verbreitete sich das Gerücht, ich sey ohne Zweifel der Erzengel Michael. Sie ersuchte mich hierauf, ihren Bruder zu besuchen, und auf dem Rückwege wieder zu ihr zu kommen. Ich fand ihn bei vollem Verstandesgebrauch; indeß bat er mich doch dringend, ihm noch einmal Blut heraus zu lassen, und ich konnte nicht umhin, seinen Wunsch zu erfüllen, da ich die Sache immer noch für zweckmäßig hielt. Diesen Morgen ließ er alle Priester aus seinem Hause jagen, indem er ihnen vorwarf, daß sie und seine Schwester ihn zum Narren gemacht hätten. „Als meine Schwester mich in Ketten legen ließ, sagte er, war ich nicht wahnsinnig, sondern betrunken; aber als ich sah, daß mich jedermann für einen Narren hielt, und besonders, als eine Menge von Priestern meine Wohnung anfüllten, um den Teufel auszutreiben, bin ich erst ein Narr geworden, und ich war nicht bei gutem Verstande, als du mir den ersten Besuch machtest. Da man aber, fuhr er fort, einem Narren nach seiner Genesung nicht sogleich trauen kann, so verlange ich nun nicht weiter meiner Bande los zu werden, und ich bitte dich nur, meiner Schwester zu sagen, meine Kette etwas länger machen zu lassen, damit ich meine Lage freier ändern kann. Ich weiß nicht, wie ich mit meiner Schwester stehe; sie ließ mich dann erst in Ketten legen, als ich sagte, ich sey entschlossen, zu Marie zu gehen; denn ich weiß, daß sie und ihr Sohn sich der Verrätherei schuldig gemacht haben. Wohl fürchtete sie, ich werde dieß dem Ras hinterbringen, und sie hielt es daher für angemessen, mich als einen Narren zu behandeln, damit mir der Ras nicht glaube. Inzwischen sage meiner

Schweſter nichts hievon, ſondern nur, daß ſie auf meine brüderliche Freundſchaft rechnen könne, wenn ſie mir die Regierung über die Provinz wieder zurückgibt, die ſie mir genommen hat. Sie hatte wohl manche Gründe, mir dieſe Provinz zu entziehen, weil ich mit einem Feinde ihres Sohnes Freundſchaft geſchloſſen hatte."

Dieſen Nachmittag ging ich zu Oiſoro Waleta Teklit. Ihr Haus war voll Menſchen, denen ſie ſagte, daß ihr das Aderlaſſen ſo gut gethan habe. Alle nun, Große und Kleine, verlangten jetzt dringend, daß ich ihnen eine Ader öffnen ſoll. Da Leute daſelbſt waren, mit denen ich nur durch einen Dolmetſcher zu reden pflege, ſo gab ich ihnen zu verſtehen: ſie ſeyen nicht körperlich krank, aber ſie hätten eine geiſtliche Krankheit, und ſollen daher zu Chriſto, dem Gekreuzigten, ihre Zuflucht nehmen, um von Ihm geheilt zu werden. Es war einer in der Geſellſchaft, welcher für mein Gefühl eine ausnehmend abſtoßende Geſichtsbildung hatte. Als ich mich nach ihm erkundigte, und man mir ſeinen Namen nannte, ſo hatte ich genug, um mir dieſes mächtige Gefühl des Abſcheues zu deuten. Es iſt der Oheim des Ubie, welcher große Zuneigung zu ihm hatte. Vor kurzer Zeit hatte ein Verläumder dieſem Ungeheuer ins Ohr geblaſen, daß ein gewiſſer Mann mit einer ſeiner Beiſchläferinnen zu thun gehabt habe, und daß zwei andere in demſelben Falle ſich befinden. Wie natürlich konnte kein Zeuge dafür aufgebracht werden; indeß ließ er doch die ſechs Beſchuldigten herbeikommen, und ſie auf eine grauſame Weiſe peitſchen, ohne daß irgend einer zu einem Geſtändniſſe zu bewegen war. Hierauf wurden den drei beſchuldigten Männern gewiſſe Theile des Körpers abgeſchnitten, und am Feuer gebraten, und ſeine drei Kebsweiber genöthigt, ſie zu eſſen. Alle ſechs Perſonen ſind alſobald geſtorben. Als Ubie dieß hörte, ſagte er weinend zu ſeinen Leuten: „Wie iſt es möglich, daß ein ſolcher Gräuel unter meiner Regierung geſchehen kann?! Geht, und thut

ihm, was er gethan hat, und laßt ihn nicht länger leben; ich will ihn nicht sehen." — Indeß wußte der Böſewicht durch eine ſchnelle Flucht nach Gondar der gedrohten Strafe zu entrinnen.

Den 6. Mai. Heute kam ein Prieſter, der die Knaben unterrichtet, denen ich kürzlich die Evangelien ſchenkte, mit mehreren derſelben zu mir, um mir ſeinen Dank dafür auszudrücken. Ich ermahnte ſie, den Weg des Heils nur in dem Worte Gottes zu ſuchen. Nach ihnen kam ein Alaka (Gelehrter), der ſich lange mit mir über den Unterſchied unterhielt, welcher zwiſchen dem Worte Gottes und blos menſchlichen Schriften Statt findet. Hierauf machte er mancherlei Fragen über den Gottesdienſt, und beſonders über die Feier des heil. Abendmahls. Bald kam auch Habeta Selaſſe nebſt mehreren Prieſtern, welche ſehr niedergeſchlagen waren, weil man gegenwärtig in der Stadt von nichts als von Krieg und Feindſchaft ſpricht. „Nur unſere Sünden ſind die Urſache, ſagte Selaſſe, daß jetzt unſer Land ſo voll Jammer und Elend iſt. Wir haben viele Bücher, und dennoch iſt unſer Volk ganz unwiſſend. Es ſind unſer dreihundert zu Gondar, welche leſen können; aber dennoch ſind wir eben ſo ſchlecht, wie das unwiſſende Volk. Die erſten Chriſten, fuhr er fort, hatten nicht ſo viele Bücher wie wir, und doch waren ſie viel beſſere Leute. Die einzige Wahrheit, daß das Wort Fleiſch geworden iſt, war hinreichend, ſie zur Liebe gegen Gott und gegen ihren Nächſten zu entflammen." — „Und dennoch, fiel ich dem guten Selaſſe in die Rede, dennoch wichen unſere Väter ſo wie ihr vom Worte Gottes ab, um Menſchenſatzungen zu folgen; und die Folge davon war, daß ſich Unwiſſenheit, Laſterhaftigkeit und Elend auch über unſere Abendländer verbreiteten. Aber ſeitdem wir zu dem Worte Gottes als zur einzigen Richtſchnur unſeres Glaubens und Lebens zurückgekehrt ſind, hat Gott angefangen, eine Fülle von Segnungen über das Land auszugießen. Freilich wandelt auch bei

uns noch der größere Theil der Menschen auf dem breiten Wege des Verderbens; aber wir durften es inne werden, daß auch heute noch unser Gott ein Land um der Gläubigen willen segnet, welche in demselbigen wohnen. So oft die bloßen Namenchristen eines Landes die Schriften der Menschen dem Worte Gottes gleichstellen, so werden sie eine Beute des Verderbens. Dieß wird auch in Abyssinien so lange der Fall seyn, bis ihr aufhöret, eitle Menschensatzungen mit den Vorschriften des Wortes Gottes zu vermengen." — „Aber, fuhr Habeta Selasse fort, wir lassen ja nichts in unserer Kirche gelten, was dem Worte Gottes zuwider ist." — „Ich habe euch bereits bewiesen, versetzte ich, daß in den Schriften der Menschen, besonders seit dem vierten Jahrhundert, und vor allem in den Schriften eures Udasse Mariam von Ephrem viele Irrthümer sich befinden. Für jetzt will ich nur Einen Beweis anführen, um euch zu zeigen, woraus das leibliche und geistliche Elend herfließe, das sich nunmehr über euer ganzes Land verbreitet hat. Wir wollen einmal voraussetzen, es finde sich wirklich in den Schriften der Kirchenväter nichts, was dem Worte Gottes zuwider ist; habt ihr nicht selbst zugestanden, daß viele Dinge in denselben gelehrt werden, welche nicht im Worte Gottes stehen? ihr habt also gar keinen Beweis dafür, daß Dinge dieser Art von Gott eingegeben sind. Um mich auf einen der besten Kirchenväter, den Chrysostomus, zu berufen, dessen Schriften ich besonderer Ehre werth halte, habt ihr nicht selbst zugestanden, daß gar manche Merkmale von Stolz und Eigenliebe sich in denselbigen finden? um nicht einmal seiner Vorstellungen von dem freien Willen des Menschen zu gedenken, welche mit der Lehre des Apostels Paulus im Widerspruche liegen. Habt ihr ferner nicht selbst zugestanden, daß in den Schriften des Cyrills von Alexandrien sich nicht selten ein fleischlicher Eifer und ein unchristlicher Verfolgungsgeist kund thue? Dieß muß euch beweisen, daß ihre Schriften,

wie nützlich sie auch in andern Beziehungen seyn mögen, eben nicht Gottes Wort, sondern menschliche Worte in sich enthalten. Nun vermag aber das Menschenwort nicht in das Herz einzudringen, um dasselbe von Grund aus umzuschaffen und zu bessern; denn es ist nur der schwache Ausdruck eines unmächtigen Geschöpfes. Aber das Wort Gottes ist lebendig und kräftig, und schärfer denn ein zweischneidiges Schwert. Es dringt in das Herz, erleuchtet den Geist, beruhigt die Seele, und ist allein im Stande, zu belehren, zu bessern und den Menschen weise zu machen zur Seligkeit. Begreifet ihr nun nicht, daß die Quelle alles Jammers, welcher Abyssinien niederdrückt, darin besteht, daß das Volk nicht im Worte Gottes unterrichtet wird." — „Das ist die Wahrheit, riefen die Priester aus. Schon früher, fügte Selasse hinzu, hast du durch deine Rede unser Zutrauen zu den Schriften der Heiligen erschüttert; aber was du jetzt sagst, hat uns überzeugt, daß wenn auch diese Schriften gut und nützlich sind, sie dennoch nicht wie das Wort Gottes die Kraft haben, das Herz zu bekehren, und den Menschen gut zu machen."

Nachdem die Priester sich entfernt hatten, sagte Habeta Selasse zu mir: „Seitdem du mit mir über die Missionen gesprochen hast, kommt es mir immer vor, ich solle zu den Gallas ziehen, und diesen das Evangelium von Christo verkündigen. Du willst, wie du sagst, in dein Vaterland zurückkehren, aber in ungefähr einem Jahr wieder zu uns zurückkommen. Ich will dich hier erwarten; eile nur so gut du kannst, denn ich möchte gerne mich bei dir als Bote Christi unter den Gallas niederlassen. Wir dürfen hoffen, dort nicht ohne gesegneten Erfolg zu arbeiten. Die Gallas sind gute Leute; sie sind ganz unwissend, und man braucht nicht erst unter ihnen große Bollwerke niederzureißen, ehe man aufzubauen anfängt. Sie lieben den Unterricht, und sind geneigt zu glauben, wenn man ihnen von dem Evangelium etwas sagt. Sie machen es nicht wie die Abyssinier, sondern geben sich gerne dem Eindruck der Wahrheit hin, wenn ihnen dieselbe verkündigt wird."

(Die Fortsetzung dieses Tagebuchs folgt in dem nächsten Hefte.)

Miſſions-Lied.

Die Weiſen vom Morgenlande.

(Am Erſcheinungsfeſt den 6. Januar 1834.)

Aus der Ferne kamen ſie gezogen
Auf beſchwerdevoller langer Bahn,
Und der Stern in ſeinem hohen Bogen
Zog getreu nach Bethlehem voran:
Sieh', da liegt als Kindlein in der Wiege,
Welcher einſt nach heißen Kreuzesweh'n,
Wenn Er uns erkämpft die heil'gen Siege,
Sollte von den Todten auferſteh'n.

Ihre Kniee beugten ſie mit Freuden,
Kehrten dann zurück zu ihrem Land;
Mußten ſterbend von der Erde ſcheiden,
Eh' auf ihr das Feu'r des HErrn gebrannt.
Doch war ihre Reiſe nicht vergebens;
Denn der Augenblick, da ſie Ihn ſah'n,
Blieb der Lichtpunkt ihres ganzen Lebens,
Und ſein Strahl erhellte ihre Bahn.

Ihre Enkel waren auserſehen,
Boten des Gekreuzigten zu ſchau'n,
Die den Lebensſamen durften ſäen
Auch auf Perſiens verdorrte Au'n.

Und die Felder ſtanden bald im Segen,
Blühten lange; doch des Feindes Wuth
Konnte nimmer ruh'n, bis allerwegen
Durch die Furchen floß der Kirche Blut.

Und was half's, daß in den Wüſteneien
Der Verheerung Narbe überwuchs!
Bitt'res Weh ergoß ſich bald von neuem
Aus dem Zornkelch eines alten Fluchs.
Endlich, endlich ſieht man ganz erbleichen
Deinen hellen Stern, o Perſerland!
Und des Halbmonds kaltem Lichte weichen,
Da dein heilig Feuer ausgebrannt.

Lange, lange biſt du brach gelegen,
Einſt ſo ſchön beſtelltes Gartenland!
Wann wird ſich das alte Saatkorn regen,
Das noch ſchlummert, ſtill und unerkannt?
Diſteln wuchern jetzt auf deinen Beeten;
Wildes Gras wächst drüber her und hin;
Gift'ge Blumen ſchlingen ihre Fäden
Durch's Geſtrüpp', und Schlangen niſten d'rin.

Armes Volk! was deine Sufis ſagen,
Das erweckt dich nicht aus deinem Tod:
Nur in Chriſto kann dir Leben tagen,
Und von Zion kommt dein Morgenroth.
Ach! warum haſt du Ihn nicht umfangen,
Als Ihn Martyn dir ſo laut bezeugt?
Längſt wär' Jeſu Heil dir aufgegangen,
Hätteſt du dich damals Ihm gebeugt.

Nun wohlan! aus fernem Abendlande
Zieh'n jetzt neue Boten zu dir hin:
Der den Stern einst deinen Vätern sandte,
Schickt dir heut' unschätzbaren Gewinn.
Weihrauch bringen sie in heil'ger Schaale;
Bringen dir des Glaubens edles Gold;
Laden dich zum großen Abendmahle;
Bieten dir des Himmels Gnadensold.

O, verschmähe nicht die reiche Gabe,
Welche dir die Liebe Christi beut!
Steig' empor aus deinem finstern Grabe,
Altes Perservolk, es ist nun Zeit!
Werde Licht! und laß nach allen Seiten
Deine Strahlen durch die Nächte geh'n!
Sei ein Stern! und laß dich zubereiten,
Leuchtend vor des Höchsten Thron zu steh'n.

ihm, was er gethan hat, und laßt ihn nicht länger leben; ich will ihn nicht sehen." — Indeß wußte der Böſewicht durch eine ſchnelle Flucht nach Gondar der gedrohten Strafe zu entrinnen.

Den 6. Mai. Heute kam ein Prieſter, der die Knaben unterrichtet, denen ich kürzlich die Evangelien ſchenkte, mit mehreren derſelben zu mir, um mir ſeinen Dank dafür auszudrücken. Ich ermahnte ſie, den Weg des Heils nur in dem Worte Gottes zu ſuchen. Nach ihnen kam ein Alaka (Gelehrter), der ſich lange mit mir über den Unterſchied unterhielt, welcher zwiſchen dem Worte Gottes und blos menſchlichen Schriften Statt findet. Hierauf machte er mancherlei Fragen über den Gottesdienſt, und beſonders über die Feier des heil. Abendmahls. Bald kam auch Habeta Selaſſe nebſt mehreren Prieſtern, welche ſehr niedergeſchlagen waren, weil man gegenwärtig in der Stadt von nichts als von Krieg und Feindſchaft ſpricht. „Nur unſere Sünden ſind die Urſache, ſagte Selaſſe, daß jetzt unſer Land ſo voll Jammer und Elend iſt. Wir haben viele Bücher, und dennoch iſt unſer Volk ganz unwiſſend. Es ſind unſer dreihundert zu Gondar, welche leſen können; aber dennoch ſind wir eben ſo ſchlecht, wie das unwiſſende Volk. Die erſten Chriſten, fuhr er fort, hatten nicht ſo viele Bücher wie wir, und doch waren ſie viel beſſere Leute. Die einzige Wahrheit, daß das Wort Fleiſch geworden iſt, war hinreichend, ſie zur Liebe gegen Gott und gegen ihren Nächſten zu entflammen." — „Und dennoch, fiel ich dem guten Selaſſe in die Rede, dennoch wichen unſere Väter ſo wie ihr vom Worte Gottes ab, um Menſchenſatzungen zu folgen; und die Folge davon war, daß ſich Unwiſſenheit, Laſterhaftigkeit und Elend auch über unſere Abendländer verbreiteten. Aber ſeitdem wir zu dem Worte Gottes als zur einzigen Richtſchnur unſeres Glaubens und Lebens zurückgekehrt ſind, hat Gott angefangen, eine Fülle von Segnungen über das Land auszugießen. Freilich wandelt auch bei

uns noch der größere Theil der Menschen auf dem breiten Wege des Verderbens; aber wir durften es inne werden, daß auch heute noch unser Gott ein Land um der Gläubigen willen segnet, welche in demselbigen wohnen. So oft die bloßen Namenchristen eines Landes die Schriften der Menschen dem Worte Gottes gleichstellen, so werden sie eine Beute des Verderbens. Dieß wird auch in Abyssinien so lange der Fall seyn, bis ihr aufhöret, eitle Menschensatzungen mit den Vorschriften des Wortes Gottes zu vermengen." — „Aber, fuhr Habeta Selasse fort, wir lassen ja nichts in unserer Kirche gelten, was dem Worte Gottes zuwider ist." — „Ich habe euch bereits bewiesen, versetzte ich, daß in den Schriften der Menschen, besonders seit dem vierten Jahrhundert, und vor allem in den Schriften eures Udasse Mariam von Ephrem viele Irrthümer sich befinden. Für jetzt will ich nur Einen Beweis anführen, um euch zu zeigen, woraus das leibliche und geistliche Elend herfließe, das sich nunmehr über euer ganzes Land verbreitet hat. Wir wollen einmal voraussetzen, es finde sich wirklich in den Schriften der Kirchenväter nichts, was dem Worte Gottes zuwider ist; habt ihr nicht selbst zugestanden, daß viele Dinge in denselben gelehrt werden, welche nicht im Worte Gottes stehen? ihr habt also gar keinen Beweis dafür, daß Dinge dieser Art von Gott eingegeben sind. Um mich auf einen der besten Kirchenväter, den Chrysostomus, zu berufen, dessen Schriften ich besonderer Ehre werth halte, habt ihr nicht selbst zugestanden, daß gar manche Merkmale von Stolz und Eigenliebe sich in denselbigen finden? um nicht einmal seiner Vorstellungen von dem freien Willen des Menschen zu gedenken, welche mit der Lehre des Apostels Paulus im Widerspruche liegen. Habt ihr ferner nicht selbst zugestanden, daß in den Schriften des Cyrills von Alexandrien sich nicht selten ein fleischlicher Eifer und ein unchristlicher Verfolgungsgeist kund thue? Dieß muß euch beweisen, daß ihre Schriften,

wie nützlich sie auch in andern Beziehungen seyn mögen, eben nicht Gottes Wort, sondern menschliche Worte in sich enthalten. Nun vermag aber das Menschenwort nicht in das Herz einzudringen, um dasselbe von Grund aus umzuschaffen und zu bessern; denn es ist nur der schwache Ausdruck eines unmächtigen Geschöpfes. Aber das Wort Gottes ist lebendig und kräftig, und schärfer denn ein zweischneidiges Schwert. Es dringt in das Herz, erleuchtet den Geist, beruhigt die Seele, und ist allein im Stande, zu belehren, zu bessern und den Menschen weise zu machen zur Seligkeit. Begreifet ihr nun nicht, daß die Quelle alles Jammers, welcher Abyssinien niederdrückt, darin besteht, daß das Volk nicht im Worte Gottes unterrichtet wird." — „Das ist die Wahrheit, riefen die Priester aus. Schon früher, fügte Selasse hinzu, hast du durch deine Rede unser Zutrauen zu den Schriften der Heiligen erschüttert; aber was du jetzt sagst, hat uns überzeugt, daß wenn auch diese Schriften gut und nützlich sind, sie dennoch nicht wie das Wort Gottes die Kraft haben, das Herz zu bekehren, und den Menschen gut zu machen."

Nachdem die Priester sich entfernt hatten, sagte Habeta Selasse zu mir: „Seitdem du mit mir über die Missionen gesprochen hast, kommt es mir immer vor, ich solle zu den Gallas ziehen, und diesen das Evangelium von Christo verkündigen. Du willst, wie du sagst, in dein Vaterland zurückkehren, aber in ungefähr einem Jahr wieder zu uns zurückkommen. Ich will dich hier erwarten; eile nur so gut du kannst, denn ich möchte gerne mit dir als Bote Christi unter den Gallas mich niederlassen. Wir dürfen hoffen, dort nicht ohne gesegneten Erfolg zu arbeiten. Die Gallas sind gute Leute; sie sind ganz unwissend, und man braucht nicht erst unter ihnen große Bollwerke niederzureißen, ehe man aufzubauen anfängt. Sie lieben den Unterricht, und sind geneigt zu glauben, wenn man ihnen von dem Evangelium etwas sagt. Sie machen es nicht wie die Abyssinier, sondern geben sich gerne dem Eindruck der Wahrheit hin, wenn ihnen dieselbe verkündigt wird."

(Die Fortsetzung dieses Tagebuchs folgt in dem nächsten Hefte.)

Miſſions-Lied.

Die Weiſen vom Morgenlande.

(Am Erſcheinungsfeſt den 6. Januar 1834.)

Aus der Ferne kamen ſie gezogen
Auf beſchwerdevoller langer Bahn,
Und der Stern in ſeinem hohen Bogen
Zog getreu nach Bethlehem voran:
Sieh', da liegt als Kindlein in der Wiege,
Welcher einſt nach heißen Kreuzesweh'n,
Wenn Er uns erkämpft die heil'gen Siege,
Sollte von den Todten auferſteh'n.

Ihre Kniee beugten ſie mit Freuden,
Kehrten dann zurück zu ihrem Land;
Mußten ſterbend von der Erde ſcheiden,
Eh' auf ihr das Feu'r des HErrn gebrannt.
Doch war ihre Reiſe nicht vergebens;
Denn der Augenblick, da ſie Ihn ſah'n,
Blieb der Lichtpunkt ihres ganzen Lebens,
Und ſein Strahl erhellte ihre Bahn.

Ihre Enkel waren auserſehen,
Boten des Gekreuzigten zu ſchau'n,
Die den Lebensſamen durften ſäen
Auch auf Perſiens verdorrte Au'n.

Inhalt
des ersten Heftes 1834.

Abyssinien.

Abschnitt. Seite.

I. Abyssinien und seine Bewohner 5
II. Blicke in die frühere Missionsgeschichte Abyssiniens . 29

Tagebuch des Missionars S. Gobat, von seinem dreijährigen Aufenthalte und seinen Reisen in Abyssinien.

III. Missionar Gobats Reise nach Gondar 69
IV. Missionar Gobats Aufenthalt zu Gondar, der Hauptstadt des Amhara-Landes 91
Missions-Lied 157

Nro. X. Oktober 1833.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Westindien.

Aus Briefen des Predigers, James Thomson, von seiner Reise nach den westindischen Inseln in Geschäften der Bibelverbreitung.

St. Lucie den 20 April 1833.

Gestern Nachmittag kam ich nach einer langen Ueberfahrt von vollen zwei Tagen von St. Vincents auf dieser Insel an. Ich habe mir vorgenommen, auf jeder zwischen St. Vincents und Antigua gelegenen Insel einen Tag zuzubringen, um mich nach den Gelegenheiten und Mitteln umzusehen, das Wort Gottes auszubreiten. Da die Zeit meines Aufenthaltes auf dieser Insel sehr beschränkt war, so that es Noth, jeden Augenblick derselben zu Rath zu halten. Schon voriges Jahr schrieb ich Ihnen: ich hätte damals St. Lucie verlassen, ohne im Stande gewesen zu seyn, eine Bibelgesellschaft auf dieser Insel aufzurichten; bemerkte Ihnen aber später, daß einige Vorbereitungen gemacht worden seyen, bei meiner Rückkehr zu diesem Ziele zu gelangen. Kaum war ich daher hier angekommen, so machte ich mit meinen hiesigen Freunden Anstalt, diesen Plan auszuführen. Ich machte dem Gouverneur meine Aufwartung, welchen ich auch dießmal freundlich bereit fand, sich an die Spitze unserer kleinen Gesellschaft als Patron derselben

zu ſtellen. Nun wurde durch ein Umkaufſchreiben bekannt gemacht, daß im öffentlichen Stadthauſe Nachmittags 3 Uhr eine Verſammlung für dieſen Zweck gehalten werden ſoll. Wirklich fand dieſe Verſammlung ſtatt; und obgleich die Zahl der Anweſenden nicht groß war, ſo zeichnete ſie ſich doch dadurch aus, daß jeder Einzelne nicht aus bloßer Neugierde, ſondern darum gekommen war, ſeinen Namen, ſeine Unterſtützung und ſeinen Einfluß zur Förderung dieſes heilſamen Werkes herzugeben. Der Oberrichter der Inſel, Herr Bent, nahm den Vorſitz, und ein Bibelverein zur Verbreitung des Wortes Gottes auf dieſer Inſel wurde aufgerichtet. Wir hatten das Vergnügen, den Rector des Kirchenſprengels, Herrn Hall, den einzigen engliſchen Geiſtlichen auf dieſer Inſel in unſerer Mitte zu haben. Er kam kürzlich von Antigua hieher, und hat uns bei den erſten Anfängen unſerer Arbeit treulich beigeſtanden.

Inſel Martinique.

Den 22 April 1833.

Am 20ten dieſes ſegelte ich bei Sonnenuntergang von St. Lucie ab, und am Morgen des folgenden Tages legten wir vor dieſer Inſel glücklich vor Anker. Der 21ſte war Sonntag, ein Tag der Ruhe. Ich blieb im Angeſicht der Stadt St. Pierre auf dem Verdeck, und die Auftritte, welche an meinem Auge vorüberzogen, bewieſen mir deutlich, wie ſehr die Bewohner dieſer Stadt des Wortes Gottes bedürfen; und an welchem Orte der Welt ſollte dieſes Bedürfniß nicht ſtatt finden? Beim Anblick deſſelben erweckte es in meinem Herzen ein ſüßes Gefühl, daß mir das ſelige Loos zugefallen iſt, die Mittel ſeiner Befriedigung im weiteſten Umfange herbeibringen zu dürfen. Dieſer heilige Beruf müſſe

uns ſtets zum Dank gegen Gott, ſo wie zum Fleiß und zur Treue in demſelben reizen.

Heute gieng ich ans Ufer, und kehrte bei einem Buchhändler der Inſel, Herrn Tournier, ein. Die voriges Jahr aus Frankreich beſtellten Bibeln ſind richtig hier angekommen, und ich fand ſie hier in Reihe aufgehäuft. Dieß iſt ein Anblick, welcher nie zuvor auf dieſer Inſel geſehen wurde. Mir war dabei wie einem Wanderer zu Muthe, welcher lange in finſterer Nacht umher gewandelt hat, und der endlich in weiter Entfernung den erſten Schimmer eines Lichtes erblickt, das ihn in eine menſchliche Wohnung führen ſoll. Das Wort des Herrn verbreitet Licht; möge es recht bald dieſe ganze Inſel erleuchten!

Herr Tournier und ſein Mitarbeiter iſt von Herzen bereit, auf jeglichem Wege die Bibel kaufweiſe in Umlauf zu ſetzen, und ſie drücken ihr Vergnügen darüber aus, die Zwecke unſerer Geſellſchaft zu befördern.

Inſel Dominique.

Den 23 April 1833.

Geſtern Abend ſegelte ich von Martinique ab, und nach einer ungewöhnlich ſchnellen Fahrt von nur ſechs Stunden kam ich auf dieſer Inſel an. Sie erinnern ſich, daß ſchon voriges Jahr hier ein kleiner Bibelverein errichtet wurde, und daß der öffentliche Verkauf der heil. Schriften hier begonnen hat. Zwar ſind innerhalb dieſer Zeit nicht viele Exemplare derſelben abgeſetzt worden; aber wenigſtens etwas iſt geſchehen, um unter den engliſchen und franzöſiſchen Einwohnern dieſer Inſel, welche letzteren bei weitem die Mehrzahl ausmachen, das Wort Gottes bekannt zu machen. Obgleich der Wirkungskreis des hieſigen Bibelvereins noch ſehr klein iſt, ſo iſt er doch noch am Leben, und bildet einen Punkt

der Thätigkeit, von welchem aus jede Gelegenheit sorgfältig wahrgenommen wird, dem Worte des Lebens den Eingang in die Familienkreise aufzuschließen. Ich darf hoffen, daß bald eine Nachfrage nach der heiligen Schrift auf dieser Insel sich zeigen wird, da sich kürzlich auf verschiedenen Pflanzungen derselben einige Methodisten-Missionarien zur Arbeit niedergelassen haben. In einem Theil der Insel genießen 2000 Negersclaven ihren Religionsunterricht; die Missionarien wandern von einer Stelle zur andern, und die Neger eilen ihnen allenthalben nach, wo das Wort Gottes verkündigt wird. Wenn dieses Verlangen zunimmt, und zugleich Anstalten zum Leseunterricht gemacht werden, so dürfen wir getrost erwarten, daß die Verbreitung des Wortes Gottes auch hier einen empfänglichen Boden finden werde.

Insel Quadeloupe.

Den 24 April 1833.

Die Stelle, von wo aus ich dieses schreibe, ist Point-à-Pitre, die Hauptstadt dieser Insel, wohin ich schon voriges Jahr einen Vorrath französischer Bibeln bestellt habe. Ich habe diese Bibeln und Testamente auf den Schränken eines hiesigen Buchhändlers richtig angetroffen. Einige Exemplare sind bereits verkauft; auch ist überall auf der ganzen Insel bekannt gemacht worden, daß Jeglicher, wer da will, diese köstliche Perle um einen billigen Preis haben kann. Möge der Herr durch seinen Geist viele Herzen erwecken, daß sie sein Wort suchen, und fleißig betrachten, und durch dasselbe weise gemacht werden mögen, durch den Glauben an ihn!

Insel Antigua.

Den 1 Juli 1833.

Am 24 April segelte ich von Quadeloupe ab, und ein schwacher Wind führte uns langsam vorwärts. Ich hatte Zeit, mit meinen Augen die Insel zu überblicken, die ich nun verließ, und den beklagenswerthen, sittlichen und religiösen Zustand ihrer Einwohner in meiner Seele zu bedauern. Als ich voriges Jahr auf derselben ankam, glaubte ich, mit voller Zuversicht behaupten zu dürfen, daß nicht ein einziges Bibelexemplar auf dieser ganzen Insel angetroffen werden konnte. Ich ließ die einzige französische Bibel zurück, welche ich damals bei mir hatte; und jetzt habe ich die Freude, wenigstens einige Exemplare mehr auf derselben verbreitet zu wissen; und wenn auch der ganze hieher gesendete Vorrath nicht in Umlauf gesetzt werden konnte, so dürfen wir doch hoffen, daß auch für sie die Stunde ihrer Verbreitung kommen, und daß auch hier das Wort Gottes ausrichten wird, wozu Gott dasselbige sendet. Um Mitternacht ruderten wir an den kleinen Inselchen vorbei, welche die Heiligen genannt werden. Kurze Zeit, ehe ich voriges Jahr Antigua verließ, hatte ich vier Kisten mit Bibeln und Testamenten nach der Insel Dominica vorausgesendet, damit ich sie dort treffen möchte. Als ich später nach Dominica kam, fand ich diese Bücherkisten daselbst, vernahm aber, daß das Schiff, das sie überbringen sollte, an diesen Felseninselchen gestrandet, und sonst fast nichts als diese Bibeln aus dem Schiffbruch gerettet worden sey. Dieß erinnert mich an die erste Bibelsendung, welche Sie nach dem südlichen Amerika geschickt haben. Kaum hatte man die Bibeln zu Buenos-Ayres ans Land gebracht, so brach Feuer aus auf dem Schiff, und dasselbe, sammt allem, was darauf war, wurde vom Feuer verzehrt. Am 26 April kam ich glück-

lich auf Antigua an. Mein erstes Geschäft war, die Glieder des dortigen Hülfsvereines zu besuchen, und zu erfahren, was von ihnen im verflossenen Jahre zur Verbreitung des Wortes Gottes auf der Insel geschehen sey, und welche weitern Wege dafür eingeschlagen werden möchten? Bald fand eine zahlreiche Versammlung der Bibelcommittee statt, welche mich dringend ersuchte, meinen Aufenthalt auf dieser Insel zu verlängern, um die verschiedenen Vereine auf derselben zu besuchen, und wo möglich neue Vereine zum Zweck der Bibelverbreitung zu errichten. Ich gab gerne den Bitten unserer Freunde nach, ohne jedoch meinen Aufenthalt allzusehr zu verlängern, da noch ein großer Weg vor mir lag. Jetzt fieng ich an, einen Verein um den andern zu besuchen. Unsere Versammlungen waren zahlreich; und ich darf getrost glauben, daß die Theilnahme, welche voriges Jahr für die Bibelsache angeregt wurde, nicht abgenommen habe. Der Herr ließ es uns gelingen, mehrere neue Vereine aufzurichten; und so verzögerte sich mein Aufenthalt auf dieser Insel bis auf diese Stunde. Ich darf hoffen, daß meine Zeit zum bleibenden Gewinn für die Bibelsache verwendet worden ist. Innerhalb derselben hatte ich Gelegenheit, nicht nur die bereits vorhandenen zwanzig Bibelvereine zu besuchen, sondern auch an verschiedenen Stellen der Insel zwanzig neue Vereine aufzurichten. Die Mitglieder derselben, welche sie leiten, und ihre Scherflein zur Verbreitung des Wortes Gottes zusammenlegen, sind fast durchgängig Negersclaven, und unsere Vereine auf der Insel umfassen bereits den vierten Theil aller Sclavenpflanzungen.

Mit Vergnügen bemerke ich, daß die Eigenthümer dieser Pflanzungen mit Freuden die Gestattung gaben, eine Versammlung mit ihren Negersclaven zu halten, und daß sie gewöhnlich selbst derselben beiwohnten, und

der Bibelverbreitung das Wort redeten. Viele dieser Negersclaven auf der Insel haben lesen gelernt, da bereits eine schöne Anzahl von Schulen auf diesen Pflanzungen errichtet ist. Indeß läßt sich zum voraus erwarten, daß der größere Theil der Negerbevölkerung noch keinen Unterricht empfangen hat. Während wir in diesen Versammlungen in unsern Ansprachen diejenigen Neger, welche lesen gelernt haben, ermuntern, sich das Bibelbuch anzuschaffen, und ihren Kameraden aus demselben vorzulesen, legen wir den andern Negern, welche noch nicht lesen können, die Pflicht dringend ans Herz, die Schule fleißig zu besuchen, und emsig lesen zu lernen, indem wir ihnen zugleich versprechen, ein Exemplar des Bibelbuchs für sie aufzusparen, wenn sie lesen gelernt haben.

Im Allgemeinen wurden von den Negern auf dieser Insel unsere Versammlungen fleißig besucht, und es zeigte sich eine lebhafte Theilnahme für die Bibelsache unter denselben. Auf einer der größten und schönsten Pflanzungen wurde unsere Versammlung in der großen Wohnung eines Sclaven gehalten, die er für sich und seine Familie aufgebaut hatte. Diese gab er von Zeit zu Zeit zu gottesdienstlichen Versammlungen und für die Sonntagsschulen her, und am Ende entschloß er sich, aus seinem schönen Hause auszuziehen, und dasselbe ausschließend religiösen Zwecken zu widmen. Vor nicht langer Zeit hat der Kaiser Alexander von Rußland für das Werk der Bibelverbreitung ein großes steinernes Gebäude in St. Petersburg aufführen lassen, aber in den Augen Dessen, welcher einst dem Gotteskasten zu Jerusalem gegenüber saß, hat der Sclave Tschu auf Antigua mehr in denselben eingelegt, denn der Kaiser von Rußland, indem er seine eigene Wohnung für das Werk Gottes hingab.

Südafrika.

Aus einem Briefe des Missionars Schaw.

Kap der guten Hoffnung den 28 Merz 1833.

Die Kisten mit Bibeln und Testamenten sind glücklich hier angekommen, und schon sind viele derselben unter dem armen Heidenvolke in den Umgebungen dieser Stadt vertheilt worden. Sobald ich Gelegenheit finde, sie nach meiner alten Missionsstation im Namaqualande zu bringen, so werde ich den Einwohnern daselbst dieses köstliche Geschenk zusenden. Vor nicht langer Zeit traf ich dort einen Viehhirten auf dem Felde an, der einen kleinen Sack von Ziegenfell unter seinem Arme trug. Auf meine Frage: Was er in diesem Sacke habe? gab er mir zur Antwort: „Mein Herr, es ist ein Testament, das ich höher schätze als Gold und Silber, weil es mir den Weg zum Himmel zeigt.“ Dieser Hirte hatte noch in seinem Alter lesen gelernt, und ist jetzt Theilnehmer der seligen Freuden, welche der erste Psalm schildert. In den Wildnissen dieses Landes giebt es nunmehr manche Leute, welche, während ihre Heerden in der Mittagshitze ruhen, aus dem Brunnen des Heiles schöpfen, der ihnen im Worte Gottes eröffnet ist, und aus deren Herzen und Mund viele Gebete zu Gott für die Freunde der Bibelsache emporsteigen. Tausende lernen jetzt in Südafrika lesen; und was könnten wir thun, wenn die Bibelgesellschaft uns nicht mit dem Worte Gottes in ihrer Sprache versehen würde?

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Schluß des acht und zwanzigsten Jahresberichtes der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Mai 1832.

Unsere Committee würde sich großer Unempfindlichkeit und Undankbarkeit schuldig machen, wenn wir nicht am Schluße unseres Berichtes aufs Neue die mannigfaltigen und ausgezeichneten Gnadenerweisungen Gottes anerkennen würden, welche auch im verflossenen Jahre den Gang unserer Arbeiten begleitet haben, und bei deren Ueberblick wir eine reiche Quelle der Freude und Ermunterung für uns eröffnet finden. Jedoch gebietet uns unser Herz, dem mächtigen Zug dieser Freude uns nicht unbedingt hinzugeben. Wird doch in unsern Tagen ein heißer Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen, dem Licht und der Finsterniß in dieser Welt geführt, der uns wohl fühlen läßt, daß uns nur eine gemäßigte und nüchterne Freude geziemt. Noch ist die Zeit nicht gekommen, die Waffenrüstung Gottes abzulegen; denn noch dauert der Kampf fort, nicht länger, wie wir hoffen dürfen, unter uns selbst, sondern mit dem Gott dieser Welt, welcher uns in den verschiedenartigsten Gestalten des Götzendienstes, der Unwissenheit, des Aberglaubens, der Spaltung und einer falschen Weltweisheit bekriegt, welche sich für zu weise hält, als daß sie von Gott belehrt zu werden bedürfte, und nur solche Wahrheit sucht, die

mit Gottes Offenbarung nichts zu thun hat. Unser Gebet und Flehen zu Gott ist, daß ferner unserer Bibelgesellschaft gestattet seyn möge, in brüderlicher Gemeinschaft mit allen, die sich zu Christo bekennen, ein vereinigtes Zeugniß vor der Welt abzulegen, daß das Wort der Bibel ein Wort der Wahrheit und der Richterstuhl der Wahrheit sey, vor welchem sich alle Meinungen der Menschen beugen, und nach dessen Aussprüchen alle nach ihrem Werth oder Unwerth geprüft werden müssen.

Blickt unser Auge über die nächsten Umkreise hinaus, in welchen sich das Werk unserer Gesellschaft bewegt, so werden wir gar Vieles um uns her gewahr, was unsre Freude mäßigt, und uns einen lauten Triumphgesang nicht gestatten will, indem selbst der gedankenlose Mensch es eingestehen muß, daß eine eigenthümliche Bedeutsamkeit in den Umständen liegt, von denen wir umgeben sind. Der Arm des Herrn ist aufgehoben, und der Engel des Gerichts vollführt seinen Auftrag in verschiedenen Theilen der Erde. Auch unser hochbeglücktes Land hat sein Finger berührt; und wie wir in Demuth glauben dürfen, nur dem Gebete und der Demüthigung der Kinder Gottes vor dem Angesichte des Herrn ist es zuzuschreiben, daß die schwere Hand der verdienten Strafe dasselbe bis jetzt noch nicht heimgesucht hat. Aber die Zeit der Heimsuchung ist noch nicht vorüber; und während die vielfach gemilderte Gestalt, in welcher sie bis jetzt in England auftrat, uns mit erneuter Kraft die Frage nahe legen sollte: „Wie soll ich dem Herrn vergelten alle Wohlthat, die er an mir gethan hat?" so ertönt immer noch ein lauter Ruf zur Demüthigung und zum Gebet an unsere Herzen.

Wer kennt nicht den hohen Grad bürgerlicher Aufreizung, welche fast jedes Land in Bewegung setzt, und die leicht einen mittelbaren, aber mächtigen Einfluß auf das Werk der Bibelverbreitung üben dürfte? Denn wer

beſitzt ſo große Herrſchaft über ſich ſelbſt, daß ſelbſt bei dieſem Geſchäfte des Wohlwollens die Meinungsverſchiedenheit in weltlichen Dingen nicht leicht eine Entfremdung der Liebe und einen Zunder der Zwietracht in ihm zu entzünden vermöchte? weßen Herz iſt weit und ſtark genug, um über ſeinen Antheil am Werke der Bibelverbreitung jede untergeordnete Frage des bürgerlichen Lebens zum Stillſchweigen zu bringen? Hier gerade thut es Noth, daß wir uns zum Feſthalten am Gebet, an der Demuth, am Glauben und der Geduld vereinigen; mit einem Wort, ein tieferes Gefühl des Bedürfniſſes der Gaben des heiligen Geiſtes haben wir nöthig, um das Werk Chriſti ſo anzuſchauen, wie es in ſeinem Wort geoffenbaret iſt, um uns immer lebendiger zu überzeugen, daß unter allen Umſtänden die wahre Wohlfahrt der bürgerlichen Geſellſchaft nur durch den Glauben an dieſes Wort begründet wird, und um dieſes einzige Panier des Heils, das allein die Krankheit der Völker zu heilen vermag, nur deſto unerſchrockener in der Welt aufzurichten, je mehr der Geiſt der Verwirrung und der Bosheit ſeine Herrſchaft unter den Völkern geltend zu machen ſtrebt. Wir bedürfen mehr als je der Gabe des heiligen Geiſtes, um dieſe köſtlichen Wahrheiten dem Verſtand und Herzen unſerer Mitmenſchen mit ſolcher Kraft nahe zu legen, daß die unglückſeligen Zerſplitterungen verhindert werden, welche der Geiſt der Zeit ſo leicht in den Herzen der Menſchen anzuregen und zu nähren vermag. Dieſes Eine thut uns Noth in unſern Tagen, wenn, was Gott verleihen wolle, auch in der nächſten Zukunft unſer geſellſchaftlicher Verein bleiben ſoll, was er durch Gottes Gnade in den verfloſſenen Jahren ſo oft geweſen iſt, eine heilige Freiſtätte der Liebe, zu welcher aus den Kämpfen und Stürmen einer ſündigen Welt, die unter dem Druck widerſtreitender Gefühle und Intereſſen ſeufzt, die Herzen der Gläubigen

ihre Zuflucht nehmen. Aber nicht blos in der politischen Welt, selbst unter denen, welche es laut bekennen, daß ihr Heimwesen im Himmel ist, und daß sie ein Reich suchen, das nicht von dieser Erde ist; selbst unter diesen findet sich in unsern Tagen ein Gährungsstoff, welcher Zersplitterung droht, und zwar eine Zersplitterung, von welcher das Werk der Bibelverbreitung nicht ganz frei zu bleiben hoffen darf. Liegt nicht gerade hierin ein lauter Ruf zu vermehrter Wachsamkeit für alle, und besonders für diejenigen, welche berufen sind, an der Führung heilsamer Anstalten persönlichen Antheil zu nehmen? Das Gewicht der Verantwortung, das in solchen Tagen auf ihnen ruht, ist schwer genug, daß sie mit dem Apostel fragen: „Wer ist hiezu tüchtig?" und daß sie, wenn es der Freude gilt, sich nur mit Zittern freuen.

Besorgnisse dieser Art, wie wir sie hier ausgesprochen haben, dürfen keineswegs also gedeutet werden, als ob wir den Muth zum Werke des Herrn aufgegeben hätten. Mögen die Sturmwinde auch noch so heftig toben, der Glaube sieht ja Den, der über den Stürmen thront, und der die Stiftshütte seiner Kirche mitten durch die Fluthen des Weltwesens zu dem erwünschten Seehafen der Ruhe hinzuführen vermag. Wenn auch das Meer wüthete und wallete, und von seinem Ungestüm die Berge einstelen, so hält doch Er das Steuerruder fest, dessen Weg in großen Wassern ist, und von Dem in jenem Psalmliede, welches die Herrschaft Christi so würdevoll und kräftig besingt, gesagt wird: „Die Wellen des Meeres sind groß und mächtig; aber der Herr ist noch größer in der Höhe." In solchen Tagen ist es wichtige Aufgabe der Christen, mit ihren Schwachheiten wechselseitig Geduld zu tragen, und ein solches Gefühl der Gegenwart Gottes zu pflegen, das uns jeden Augenblick erinnert, Ihm allein für Alles und in allen Dingen die Ehre zu geben, und in seiner Furcht mit Muth

und Eifer das angewieſene Werk zu treiben, in der gewißen Zuverſicht, daß ſeine Hand für Alles ſorgen und Alles gut machen wird, und daß Er ſelbſt alsdann ſeinen Namen groß zu machen weiß, wenn dieſe lang gepflegten und zärtlich geliebten Anſtalten der Chriſtenliebe in Stücke zerbrochen und in den Wind geſtreuet werden ſollten.

Mehr als je zuvor dringt ſich unſern Herzen die Empfindung auf: wie das Werk unſerer Hände ſo ganz und gar in ſeinem Beſtehen und in ſeinen Wirkungen von dem göttlichen Erbarmen abhängt. So wie mit dem Wachsthum der Jahre der menſchliche Geiſt beim Rückblick auf die durchlaufene Bahn ſo manche Gefahr entdeckt, die er zuvor nicht ſah, und an welcher ihn die Hand des Herrn unbeſchädigt vorüber führte; ſo mögen es auch die Freunde chriſtlicher Anſtalten offenherzig bekennen, daß ſie oft aus Unbekanntſchaft mit den Gefahren auch die Beſorgniſſe derſelben nicht kannten, und eben darum auch das Bedürfniß nicht ſtark genug fühlten, mit ihren Blicken weniger bei bloßen Mittelurſachen zu verweilen, und ihren Darſtellungen einen kräftigern Anſtrich der Mäßigung zu geben. Aber, ſo wie die reifern Jahre das Auge Gefahren erblicken laſſen, die es zuvor nicht ſah, und des Herzens Dünkel dämpfen und die Vorſicht mehren; ſo deckt auch bei dem ſeligen Werke, das unſere Geſellſchaft betreibt, eine fortlaufende Erfahrung die Armuth und Schwäche aller menſchlichen Werkzeuge auf, zeigt die Größe widerſtreitender Gewalten, und bringt den eiteln Menſchen zu ſich ſelbſt zurück. Zwar lernt er auch im Lichte der Erfahrung erkennen, daß er keineswegs Urſache habe, den Muth ſinken zu laſſen, aber daß es ihm gezieme, mit tiefem Gefühle zu bekennen: „So iſt denn weder der da pflanzt, noch der da begießt, etwas, ſondern Gott, der das Gedeihen gibt.“ Die Erfahrung führt ihn zu der ſegensreichen Einſicht hin: daß wenn

er auch in der Hand Gottes ein Werkzeug des Guten seyn dürfe, er doch das, was er ist, allein der Gnade Gottes zu verdanken hat; und er findet Ursache, die Augen Anderer von ihm selbst hinweg auf diese Gnade hinzulenken, und zu sprechen: „Nicht ich, sondern die Gnade Gottes, die mit mir ist." Dieselbe Erfahrung wird ihn antreiben, viel und inbrünstig zu beten, und auch die Fürbitte seiner Brüder für sich und sein Werk in Anspruch zu nehmen, und mit den Worten des Apostels ihnen zuzurufen: „Nun bitte ich euch, Brüder, daß ihr mir helfet kämpfen mit Beten für mich zu Gott, daß Weisheit und Kraft und Liebe mir gegeben werde, daß mein Dienst zum Besten meiner Mitbrüder geschehe und Gott dadurch verherrlicht werde." Wie sehr haben wir eben darum Ursache, daß wir uns durch die demüthigende Ueberzeugung, wie sehr wir Alle mannigfaltig fehlen, zu erneuertem Ernste in der Erfüllung unserer Pflichten ermuntern, und uns einander mit dem Apostel zurufen: „So seyd nun unter einander freundlich, und vergebe einer dem Andern, gleichwie Gott euch vergeben hat in Christo. Seyd Nachfolger Gottes, und wandelt in der Liebe, gleichwie Christus uns geliebet, und sich selbst für uns dargegeben hat zur Gabe und Opfer, Gott zu einem süßen Geruch."

Das nördliche Indien.

Missionar Bowley (Boli), welcher von Chunar, am Ganges, an bis nach Lucknow hinauf seit Jahren sein volles Tagewerk gefunden hat, schreibt unter Anderem folgendes: „Als ich Lucknow verließ, hinterließ ich einem angesehenen heidnischen Hindu der Stadt eine Anzahl heiliger Schriften, um dieselben zu verkaufen, oder zweckmäßig auszutheilen. Ich war mit diesem

Manne durch Hyder Ali bekannt geworden, den ich kürzlich zu Chunar getauft habe, und der durch das Lesen der heil. Schriften ein eifriger Christ geworden ist. Dieser führte mir den obengenannten achtbaren Hindu herbei, welcher täglich meinem Religionsunterricht beiwohnte, und mit seiner Gattin getauft zu werden verlangte. Die Taufe verschob ich jedoch bis zu unserem Zusammentreffen zu Cawnpore, wo er eine Mutter, einen Bruder und eine Schwester hat, um auch diese durch Seile der natürlichen Liebe herbei zu ziehen. Diesen Vorrath heil. Schriften verbreitete er nun nach bestem Wissen und Vermögen. Und seitdem liegt eine Reihe von Briefen, von Einwohnern jener Gegend geschrieben, in meinen Händen, welche durch das Lesen dieser Schriften zur Erkenntniß der Wahrheit gelangten, und getauft zu werden wünschen. Sie drücken darin ihre feste Ueberzeugung aus, daß das Heil ihrer Seele nur durch den Glauben an den gekreuzigten Erlöser erlangt werden könne, und wünschen, daß Hyder Ali bei ihnen bleiben möchte, um von demselben noch weiter im Christenthum unterrichtet zu werden."

Die Bibelgesellschaft zu Calkutta hat in diesem Jahre 12,576 heil. Schriften ausgetheilt. Die Gesellschaft macht dabei die Bemerkung: „Den Umfang des Guten, das auf diesem Wege in Indien gestiftet wird, vermag kein Mensch zu berechnen. Da und dort kommen zwar Thatsachen ans Licht, welche die heilsamen Wirkungen des Werkes beurkunden; aber der unermeßliche Umfang seiner Segnungen liegt im Verborgenen, so wie der stille Wasserstrom unbemerkt dahin läuft, und die Fluren fruchtbar macht."

Aus einem Briefe von Edinburg in Schottland, vom 23 Mai 1833.

Das Lesen Ihres letzten Jahresberichtes machte meinem Herzen große Freude beim Ueberblick der segens-

reichen Bemühungen, wodurch Ihre Gesellschaft die Welt mit dem Worte Gottes bereichert. Aber auch Schmerzen verursachte dieser Bericht meinem Herzen durch die Bemerkung, daß die Einnahme der Gesellschaft im verflossenen Jahre um 6000 Pfund Sterling oder 72,000 Gulden geringer war als im vorhergehenden; und ich freute mich des Vorschlags, daß 600 Freunde der Gesellschaft jeder 10 Pfund Sterling zur Deckung dieses Ausfalles unterzeichnen möchte. Meinen Beitrag hiezu begleite ich mit dem inbrünstigen Gebete und der gewissen Zuversicht, daß recht bald die Freunde des Erlösers mehr, als diese Lücke der Rechnung fordert, beitragen werden. Sollte es denn nicht 300 Christen in London und ebenso viele in den Städten des Landes geben, die es für Gnade achten, 10 Pfund herbei zu bringen, um diesem Werke Gottes fortzuhelfen? Unter den Zeichen der Zeit, in welcher wir leben, ist eines, das keineswegs erfreulich ist; ich meine den Mangel an Selbstverläugnung, selbst unter wahren Christen, wenn es darauf ankommt, das Reich unseres Erlösers zu fördern. Sind wir nicht gewohnt, Gott nur das zu geben, was uns wenig oder nichts nützt, und nicht die geringste Verläugnung von uns fordert? Ich fürchte, die meisten Liebesgaben der Christen unserer Tage können kaum mit Recht ein Opfer genannt werden. Bei kluger Haushaltung und ein wenig Selbstverläugnung läßt sich im Laufe des Jahres in vielen unserer Familien eben nicht Unbedeutendes für die Sache Christi erspären; und wie kann der ein wahrer Jünger Jesu genannt werden, welcher nicht auch in diesem Stück sein Kreuz auf sich nehmen, und Christo nachfolgen will?

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. XII. Dezember 1833.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Türkische Staaten.

1.) Aus einem Briefe des Herrn Barker.

Montags den 20 August 1832 schiffte ich mich auf einem kleinen griechischen Schiffe nach Salonika ein, und nahm als Dollmetscher für die bulgarische Sprache einen jungen europäischen Juden mit mir, welcher im Unterrichte des Herrn Lewis gelernt hatte, daß in Jesu allein das Heil zu finden ist. Unsere Ueberfahrt dauerte nur vier Tage. Kaum war ich ins Schiff getreten, so sah ich die griechischen Matrosen nach den Karten greifen; und ich machte ihnen nun den Vorschlag, ihre schöne Zeit lieber auf das Lesen des Neuen Testamentes zu verwenden, und gab dem, welcher am besten lesen konnte, ein Exemplar desselben in die Hand. Jetzt bildete sich ein Kreis; und ich hatte die Freude zu sehen, wie auf dem ganzen Wege das Schiffsvolk sein Wohlgefallen am Lesen des Neuen Testamentes fand. Auch ihre Aeußerungen bezeugten, daß sie diese neuen Wahrheiten, die sie zum ersten Male hörten, nicht ohne Eindruck auf ihr Herz vernommen hatten. Einmal rief der Kapitän aus: „Wir sind ein verkehrtes Geschlecht, und in einem verlornen Zustande; denn wir haben nicht gethan, was uns das Evangelium gebietet.“ Ich blieb nur vier Tage zu

Salonika, weil mein Blick hauptsächlich auf einen Besuch in Servien gerichtet war, und theilte in dieser Zeit einige neue Testamente an Heilsbegierige und etwa 60 Exemplare desselben an eine neuerrichtete Schule aus. Mit Vergnügen wurde ich gewahr, daß das Neue Testament bereits als Lesebuch in dieser Schule eingeführt war, das sie von der Insel Syra her erhalten hatten. Während meines Aufenthaltes zu Saloniki suchte mein junger Reisegefährte jede Gelegenheit auf, die er auch reichlich fand, den dort wohnenden Juden das Heil in Christo zu verkündigen. Wie es bei neubekehrten Jüngern Christi so oft der Fall ist, so meinte auch er, man dürfe den Juden nur die im alten Testamente enthaltenen Weissagungen von dem Messias unter die Augen legen, so werden sie sich zu Jesu von Nazareth bekennen, denn sie seyen ja, sagte er, so klar und überzeugend, daß man nicht widerstehen könne; allein er wurde bald gewahr, daß er sich hierin täusche, so lange nicht der Herr selbst ihre Augen und Ohre öffne, um dem Worte zu glauben. Er sah nämlich, wie die Juden den klarsten Wortsinn verkehrt deuteten, und aus Weiß Schwarz, und aus Schwarz Weiß zu machen wußten. Indeß gereichte doch ihm selbst diese Arbeit zum Segen, und er wurde durch sie im Glauben an den Herrn Jesum befestiget.

Von Saloniki aus setzten wir unsere Reise nach der Donau weiter fort. Der Anblick dieses Landes ist herrlich, und die großen Ebenen von Ungarn breiteten sich vor uns aus, so weit das Auge reichen konnte. Zu unsern Füßen floß der edle Donaustrom, welcher hie und da kleine, mit Bäumen bewachsene Inselchen bildet, und rechts und links lagen die serviſchen Gebirge, die mit ihren alten Eichen prangen. Issargick, von den Serviern Grotzka genannt, wo wir einkehrten, liegt in einer herrlichen Gegend, nahe an der Donau, und

iſt nur fünf Stunden von Belgrad und vier von Collari entfernt. Ein ſchwacher Verſuch iſt hier gemacht worden, durch Aufrichtung einer Schule von etwa zwanzig Kindern die Ketten der Finſterniß zu durchbrechen. Ich ließ dem Lehrer ein ſerviſches Neues Teſtament zurück, welcher mir in deutſcher Sprache, die er gut redet, ſeinen Dank dafür ausdrückte. Auch das Serviſche verſteht er wohl, und glaubt, daß dieſes Neue Teſtament für die Servier wohl geeignet ſeyn werde. Mein junger Reiſegefährte, Joſeph, war ſo krank geworden, daß ich ihn zu Pferd nicht weiter fortbringen konnte, und einen Karren miethen mußte, um mit ihm nach Belgrad zu fahren. Dort kehrten wir in einem Han (Gaſthofe) ein, und ich fand Urſache, dem Herrn zu danken, der uns hieher gebracht hatte; denn mein armer Joſeph lag ſchwer am Fieber darnieder, und ich ſelbſt war durch die Anſtrengungen der Reiſe und die ganz verſchiedene Lebensweiſe in hohem Grade erſchöpft. Auch die Inſekten hatten uns heftig geplagt, denn wir mußten die Nächte in elenden Hans zubringen, wo die Leute an großen Feuern neben uns auf dem Boden lagen. In Belgrad bekamen wir einen eigenen Raum zur Wohnung, in welcher nicht das geringſte Hausgeräthe ſich befand; jedoch waren wir dafür dankbar, weil wir ungeſtört beten und das Wort Gottes leſen konnten. Ich ſchickte nun nach einem franzöſiſchen Arzte; und der Herr fügte es, daß ich in ihm einen Mann fand, der nicht nur meinem Joſeph gute Dienſte leiſtete, ſondern mit dem ich auch ein Wort von der zukünftigen Welt reden konnte. Ich ward nun bei den angeſehenſten Männern von Belgrad eingeführt, und erfuhr, daß der ſerviſche Fürſt nur drei Tagereiſen von hier wohnt. Der Arzt nahm freudigen Antheil an dem, was er über die Ausbreitung der heiligen Schrift unter den Völkern der Erde von mir vernahm, und äußerte ſeine Ueberzeugung, daß

dieß der sicherste Weg sey, der armen Menschheit wohlzuthun. Ich beschenkte ihn mit einer italienischen Bibel und einigen französischen Erbauungsschriften, und seine Freude darüber war so groß, daß er für seine viele ärztliche Mühe mit meinem Joseph keine Belohnung nehmen wollte.

Endlich kam die Kiste mit servischen Neuen Testamenten bei mir an, und ich gieng zu einigen Schullehrern, sie um ihre Meinung über dieses Buch zu fragen. Auf dem Wege sah ich eine Kirche offen; ich gieng hinein, und fand darin einen Priester, welcher über einem kranken Kinde, das in den Armen seiner Mutter lag, Gebete las. Die Ceremonie dauerte lange, obgleich der Priester mit möglichster Schnelligkeit seine Gebete herausmurmelte, während sein Priesterrock über dem kranken Kinde lag. Als Alles vorüber war, gieng ich zu dem Priester hin, und weil ich nicht servisch reden konnte, so legte ich blos das Neue Testament in dieser Sprache in seine Hand. Kaum hatte er darin zu lesen angefangen, so fragte er mich in türkischer Sprache: ob ich ihm das Buch nicht verkaufen wolle? Obgleich ich mir vorgenommen hatte, die Ankunft des Gouverneurs und des Metropolitans abzuwarten, bis ich mit der Bibelverbreitung einen Versuch machte, so konnte ich doch eine so schöne Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen lassen, um einem servischen Priester das Wort Gottes in die Hände zu bringen, und sagte ihm: daß ich ihm das Buch um zehn Piaster (einen halben spanischen Thaler) erlassen wolle. Er las noch einmal darin, steckte es in seinen Busen, bezahlte mir zehn Piaster, und eilte hastig davon. Aus der Kirche nahm ich den Weg nach einer Schule, wo ich den Lehrer antraf. Derselbe sprach griechisch, und ich hatte mit ihm eine lange Unterhaltung. Er sagte mir: es seyen drei Schulen in Belgrad, welche aber sehr schlecht geführt wür-

den. Er ſelbſt hatte 120 Kinder, welche er in der ſlavoniſchen Sprache unterrichtete; da er aber keinen Gehülfen hat, ſo kann ſein Unterricht nur ſehr mangelhaft ſeyn. Ich zeigte ihm das ſerviſche Neue Teſtament, das ihm große Freude machte; und er erklärte mir nach Durchſicht desſelben: es ſey in die geläufige Volksſprache überſetzt, die von Jedermann verſtanden würde. Dabei drückte er den Wunſch aus, daß es in den Schulen eingeführt und beſonders auch von den Prieſtern in den Kirchen gebraucht werden möchte, da die ſlavoniſche Sprache der Kirchenbücher von Niemand verſtanden werde.

2.) Aus einem Briefe des Herrn Benjamin Barker.

Smyrna den 17 Auguſt 1833.

Wie ſehr von den Griechen in Kleinaſien das Alte Teſtament in der türkiſchen Sprache und mit griechiſcher Schrift gedruckt gewünſcht werde, davon waren wir ſchon längſt überzeugt, und ein Brief des Griechen Lazarides, der in dieſen Tagen hier angekommen iſt, drückt dieſes Bedürfniß aufs neue aus. Derſelbe ſchreibt unter dem 14 Juli dieſes Jahres aus Konſtantinopel Folgendes:

„Ich ſchreibe Ihnen, um Ihnen die dringende Nothwendigkeit ans Herz zu legen, ſobald es ſeyn kann, die heil. Schriften, welche bereits in türkiſcher Sprache erſchienen ſind, in dieſer Sprache mit griechiſcher Schrift durch den Druck bekannt zu machen. Ich ſprach über dieſen Gegenſtand mit vielen meiner Freunde aus Kleinaſien, und verſicherte ſie, daß die Bibelgeſellſchaft zu London gewiß nicht ungeneigt ſeyn würde, ihrem geiſtlichen Bedürfniß bereitwillig entgegen zu kommen. Dabei ſchlug ich ihnen vor, daß ſie vor Allem zu An-

fang dieſes wichtigen Werkes unter ihren Freunden und Bekannten Geldbeiträge ſammeln, und Subſcription auf die türkiſch-griechiſche Bibel zu 40 Piaſter (2 ſpaniſche Thaler) auf Ein Exemplar einholen ſollten. In Hinſicht auf die apokryphiſchen Bücher ward beſchloſſen, daß dieſe bei einer ſolchen Bibelauflage für die Griechen Kleinaſiens weggelaſſen werden ſollen. Seitdem haben nun meine Freunde angefangen, Bibelbeiträge einzuſammeln, deren Summe ſich bereits auf 10,000 Piaſter beläuft, welche ſie ſo lange aufbewahren, bis ihnen, meinem Verſprechen gemäß, die heil. Schriften werden zugeſendet werden. Ich bin überzeugt, auf dieſe Weiſe innerhalb kurzer Zeit Unterſchriften für 500 weitere Exemplare einſammeln zu können. Es wurde lange darüber berathen, ob dieſe Bibelüberſetzung nach dem altgriechiſchen Texte der Septuaginta oder nach dem hebräiſchen Texte verfertigt werden ſoll, und am Ende mit Zuſtimmung des Metropolitans von Cäſarea, welcher mir immer auf die freundlichſte Weiſe zur Hand gieng, der Beſchluß gefaßt, daß ſie mit der türkiſchen Ueberſetzung des Profeſſors Kiefer zu Paris, die bereits in ihren Händen liegt, und mit der ſie vollkommen zufrieden ſind, übereinſtimmen ſoll. Das Neue Teſtament würde bei dieſer Auflage nicht wieder gedruckt, indem dasſelbe bereits unter den Griechen Kleinaſiens ausgebreitet worden iſt.“

Ich ſchickte dieſen Brief an Herrn Leeves nach Athen, wo derſelbe erwartet wurde, und dieſer ſchrieb kürzlich an Herrn Prediger Goodell zu Konſtantinopel, daß es mit der Ueberſetzung der türkiſch-griechiſchen Bibel ſchnell vorwärts rücke. Wir erwarten hier innerhalb eines Monats den Herrn Temple von Malta mit ſeiner Buchdruckerpreſſe, und dieſer wird ohne Zweifel mit Freuden den Druck dieſes wichtigen Werkes übernehmen. In den ſechs jüngſtverfloſſenen Monaten ſind zu Konſtantinopel 1211 Exemplare, zu Smyrna 671,

zu Adrianopel 154, und auf Syra durch Herrn Hildner 368, und demnach 2404 Bibelexemplare verkauft oder um herabgesetzte Preise unter dem Volke ausgebreitet worden, von denen ein Theil nach dem Berge Athos, nach Cäsarea, so wie in andere Gegenden Klein-Asiens geschickt worden ist.

Die mongolische Bibel.

Aus einem Briefe des Herrn W. Ellis zu London.

Den 12 September 1833.

Ich bin von den Direktoren der Londner-Missionsgesellschaft beauftragt, Sie zu benachrichtigen, daß die Missionarien unserer Gesellschaft in Sibirien die Uebersetzung des Alten Testamentes in die mongolische Sprache vollendet, und von den betreffenden Behörden die Gestattung zum Druck derselben erhalten haben, um dieselbe unter den zahlreichen Völkerstämmen zu verbreiten, welche Mittelasien bewohnen, und die mongolische Sprache reden.

Sämmtliche Uebersetzungskosten sind bis jetzt von der Londner-Missionsgesellschaft getragen worden; da diese aber bedeutend angewachsen sind, und die Einnahmen der Gesellschaft zur Befriedigung der wachsenden Missionsbedürfnisse und Anforderungen nicht zureichen, welche vor ihnen liegen; so wünschen die Vorsteher der Gesellschaft zu erfahren, ob die geehrte Committee der Bibelgesellschaft geneigt seyn dürfte, diese Uebersetzungsausgaben, so wie den Druck dieser mongolischen Bibelübersetzung zu übernehmen. Ihre Bekanntschaft mit der Tüchtigkeit der Uebersetzer, dem hohen Werthe, den die heilige Schrift in der mongolischen Sprache besitzt, und den großen Völkerhaufen, für welche sie unter dem Beistande Gottes ein gesegnetes Mittel zur Seligkeit werden kann, machen jede weitere Bemerkung unnöthig, welche über die Wichtigkeit dieses Werkes leicht beigefügt werden könnte.

Südamerika.

Aus einem Briefe des Missionars Wray von Berbice.

Den 11 April 1833.

Ihr werther Brief vom 29 September ist mir nebst einer Kiste mit Bibeln und Testamenten gerade zu rechter Zeit zugekommen; denn es ist Wonne für mein Herz, das Wort des Lebens unter meinen Mitmenschen zu verbreiten, besonders wenn ich sehe, wie die armen Negersklaven um mich her ihre Hände nach demselbigen ausstrecken. Vor wenigen Wochen erhielt ich 1000 ABCbüchlein, welche fast alle schon verkauft sind, indem die Neger aus allen Gegenden herbeiliefen, und das größte Verlangen ausdrückten, das Wort Gottes lesen zu lernen. Es thut dem Herzen wohl, so viele derselben am Sonntage mit dem Wort Gottes in den Händen zur Kirche eilen zu sehen, und eine Stunde vor dem Gottesdienst sich mit dem Lesen des göttlichen Wortes zu beschäftigen. Der Neger Topy, dem kürzlich eine Bibel in Quart geschenkt wurde, kommt mit ihr jeden Sonntag über den Fluß herüber, um aus ihr seinen Mitsklaven vorzulesen. Indeß haben auch viele andere derselben lesen gelernt, und können sich nicht satt am Worte Gottes lesen. Da sie nun so viele ABCbüchlein unter sich haben, so wird es in kurzer Zeit an großen Haufen von Negern nicht fehlen, welche zu uns herbeikommen, um uns zu zeigen, daß sie lesen gelernt haben, und jetzt einer Bibel bedürfen.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Jahrgang

1834.

Zweites Quartalheft.

Abyssinien.

Abyssinien.

Tagebuch des Missionars Samuel Gobat.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Fünfter Abschnitt.

Aufenthalt des Missionars Gobat zu Gondar.

Den 7. Mai 1830. Heute ist ein wahrer Wintertag; seit 8 Tagen fällt viel Regen. Ich wollte nach der Provinz Tigre zurückkehren, aber die Heere der beiden Statthalter, Marie und Ubie, haben den Weg besetzt, und lassen keinen Reisenden durch. Zwei Diener des Beleta Darcopti besuchten mich heute, welche mir erzählten, daß der Gouverneur von Godscham, als er zu Debra Tabor die von mir ihm zugesendeten Evangelien in die Hände bekam, über dieses Geschenk in Thränen ausgebrochen sey, und geäußert habe: Warum habt ihr gefürchtet, einen Mann mir zuzuführen, welcher uns das Evangelium in unserer Sprache bringt? Weit entfernt, ihm etwas Uebels zu thun, hätte ich ihn, wenn er zu mir gekommen wäre, auf den Schultern über alle Gefahren weggetragen.

Den 8. Mai. Gestern Abend war eine kleine Unruhe in meinem Hause. Die junge Tochter des Emmaha fiel schnell in schreckliche Nervenzuckungen, und lag bewußtlos da, und während alle ihre Glieder zitterten, fieng sie an, Töne von sich zu geben, welche dem Geheul einer Hyäne ziemlich ähnlich waren. Alle Umstehenden glaubten, sie stehe unter dem Einflusse der

Bondas (Zauberer.) Es wird nämlich von den Abyssiniern allgemein angenommen, daß die meisten Hyänen nichts anderes seyen als verwandelte Zauberer. Ich versicherte sie, die Tochter sey so wenig bezaubert, als ich selbst. Auch ein Priester, der zugegen war, stimmte mir hierin bei; doch meinte er, ein böser Geist habe Besitz von ihrem Körper genommen. Man fieng nun alsobald an, das arme Kind jämmerlich zu schlagen, wahrscheinlich um den bösen Geist auszutreiben; und der Auftritt war so ergreifend, daß ich den Anblick nicht länger aushalten konnte. Ich trieb nun alle Leute zum Hause hinaus, und ließ nur noch die Mutter bei dem Kinde zurück, das nach einer Stunde sich wohl befand. Man hatte während des Anfalles allerlei Zauberzettel herbei gebracht, welche ich für unnütz und schädlich erklärte. Die Mutter wollte meinem Urtheile nicht trauen; aber als ihre Tochter wieder besser war, sagte sie zu mir: „Wäret ihr nicht da gewesen, so hätte mich gewiß ein Amuletenschreiber um mehrere Thaler betrogen."

Je mehr ich dieses unwissende Volk kennen lerne, desto mehr muß ich mich wundern, wie Europäer, welche eine gesunde Urtheilskraft zu haben vorgeben, behaupten mögen: daß unwissende Völker noch glücklicher seyen als andere. Wenn die Abyssinier und überhaupt alle Schwarzen, welche ich bisher kennen gelernt habe, sich wohl befinden, so zeigen sie immer viel Munterkeit in ihrem Wesen; sind sie aber krank, so fühlen sie sich doppelt unglücklich durch die abergläubische Meinung, daß sie unter dem Einflusse der Zauberer oder bösen Geister stehen. Wirklich setzt es das Gefühl einer schrecklichen Qual voraus, wenn ein armer Abyssinier sich entschließen mag, bis 10 Thaler für einen Zauberzettel zu bezahlen, nachdem er sich die schnödeste Behandlung von seinem Gebieter hatte gefallen lassen, um ein Paar Groschen zu verdienen. Die Abyssinier glauben, daß alle Falaschas (Juden) so wie

manche Muſelmannen und Chriſten Zauberer ſeyen. Wie in Egypten ſchwache Geiſter veranlaßt werden können, an den Einfluß der Zauberei zu glauben, finde ich begreiflich; aber wundern muß ich mich, wie die beiden Reiſenden, Bruce und Salt, in Abyſſinien zureichende Gründe finden konnten, zu glauben, daß ein Einfluß der Zauberer wirklich Statt finde; denn bis jetzt habe ich in dieſem Lande nichts gefunden, was dazu geeignet wäre, dieſe Annahme für wahr zu halten.

Seit ich zu Gondar bin, gelang es mir nie, einen Falaſcha zu Geſicht zu bekommen, ob ich gleich viele Leute gebeten habe, mir einen ſolchen zu bringen, der leſen kann. Alles was ich bis jetzt von denſelben erfahren konnte, beſteht darin, daß ſie ſehr unwiſſend ſind, und daß es wenige unter ihnen giebt, welche leſen können. Man ſagt: ſie beſitzen kein anderes Buch als die heilige Schrift in der äthiopiſchen Sprache. Ein Prieſter erzählte mir kürzlich: die Juden ſeyen nach der Zerſtörung Jeruſalems durch die Römer in ihr Land gekommen. Auch noch ein anderer kleiner Heidenſtamm, die Camaunten genannt, welche die Berge von Gondar bewohnen, werden für Zauberer gehalten. Die Männer kommen nur ſelten nach Gondar; nur ihre Weiber tragen an den Samſtagen Holz in die Stadt. Sie haben große, ſchwere Gehänge von Eiſen oder anderm Metall an den Ohren, ſo lange ſie noch jung ſind; was zur Folge hat, daß ihre Ohren bis auf die Schultern herabhängen. Sie ſprechen faſt alle die amhariſche Sprache. Schon wollte ich ſie beſuchen, aber niemand wagt es, mich zu begleiten, wegen der vielen Räuberbanden, welche die Umgegend von Gondar umſchwärmen.

Ich hatte mit dem Alaca Waka eine lange Unterredung über die Rechtfertigung des Sünders vor Gott. Gleich den andern, mit denen ich ſchon hierüber geſprochen habe, iſt er der evangeliſchen Rechtfertigungslehre durch den Glauben eben nicht ſo abgeneigt, wie

viele Priester; aber er ist mit derselben nicht im Klaren, weil ihn die Stelle im Briefe des Apostels Jakobus (Kap. 2, v. 14—24.) in Verwirrung setzt. Ich gab mir Mühe, ihm die Uebereinstimmung derselben mit den Aussprüchen des Apostels Paulus ins Licht zu setzen. Er gab mir Recht; allein ich sah wohl, daß es nicht von mir abhängt, Licht in seiner Seele einzupflanzen. Hierauf besuchte mich ein Freund des Ras-Ubie, Lu Ateku, welcher diesen Morgen von Antschateab hier angekommen ist. Er sagte mir: Er habe bei Ubie die Evangelien gesehen, welche ich ihm zum Geschenk gemacht habe, und er sey deßwegen zuerst zu mir gekommen, weil er wünsche, während seines Aufenthaltes in der Stadt öfters über die Religion mit mir zu sprechen.

Den 9. Mai. Sonntag. Heute war mein Haus von Anbruch des Tages an bis tief in die Nacht hinein mit Besuchenden angefüllt, weil die Leute wissen, daß ich am Sonntag nicht ausgehe. Fast alle Leute, die zu mir kamen, thaten die Frage an mich: wie der Sünder vor Gott gerechtfertigt werden möge? Ich antwortete darauf immer mit Bibelstellen, welche ich ihnen erklärte und auf ihren Herzenszustand anwendete. Der in die amharische Sprache übersetzte Römerbrief kommt mir dabei wohl zu statten. Es besuchte mich unter andern eine Frau, welche mir ihren großen Jammer erzählte. Erst noch vor 7 Monaten, sagte sie, war ich eine angesehene Frau; aber man hat meinen Sohn ins Gefängniß geworfen, und mir mein ganzes Eigenthum genommen. Seit dieser Zeit bin ich immer krank, und ich komme daher, dich zu fragen, ob du keine Arznei für mich habest. Ich sagte ihr, ich hätte keine Arzneien mit mir gebracht; aber ich wisse ihr den besten Arzt zu nennen, der ihre Krankheit unfehlbar heilen könne: Dieß sey der Vater der Barmherzigkeit, der sich in Christo seinem Sohne der Welt geoffenbaret habe, bei dem auch sie Trost und

Ruhe für ihre Seele ſuchen ſolle. Schluchzend antwortete ſie mir: ſie hätte ihn ſchon oft angerufen, aber er habe ſie nicht erhört, weil ſie eine große Sünderin ſey. Ich ermahnte ſie, vor Allem Gott um Vergebung ihrer Sünden zu bitten, und den Balſam für ihre Noth in dem Leiden Chriſti zu ſuchen; weil, wenn einmal ihr Herz getröſtet ſey, auch ihre äußerliche Lage ſich gewiß beſſern werde.

Den 10. Mai. Dieſen Abend gieng ich in das Haus der Oiſoro Waleta, um die Bekanntſchaft ihres Sohnes, des Dedſchadſchy Comfu zu machen; das Haus war mit Menſchen angefüllt, die mir viel Freundſchaft erwieſen. Faſt der ganze Adel von Gondar war da. Meine Uhr ſo wie meine Haare und mein Bart haben ſie ſehr beluſtigt. Von hier machte ich dem Etſchege einen Beſuch, der ſich ſehr entſchuldigte, mich nicht mit allem Nöthigen verſehen zu können, indem die Heereshaufen, welche immer hin und her ziehen, alle Felder zu Grunde gerichtet haben. Ich bemerkte ihm, daß ich bis jetzt ſeiner Hülfe nicht nöthig gehabt habe, und daß ich hoffe, die 10 Thaler, welche meine ganze Baarſchaft noch ausmachen, werden zureichen, bis der HErr mir den Weg zur Rückkehr nach Tigre aufgeſchloſſen habe. Gegenwärtig dürfen nicht einmal die Prieſter dieſe Straße ziehen. Nun machte er viele Fragen über Krankheiten und Arzneimittel an mich, und oft ſuchte ich das Geſpräch auf unſere geiſtliche Krankheit und das einzige Mittel ihrer Heilung hinzulenken; aber wir wurden immer wieder durch den Andrang von Menſchen unterbrochen, und ich kehrte traurig nach Hauſe zurück. So lange ich da war, gab er 2 Exemplare der 4 Evangelien, die ich ihm früher eingehändigt hatte, zwei Vorſtehern von Klöſtern in der Gegend von Gondar, und empfahl ihnen vor allen Anweſenden das Leſen derſelben. So darf ich wenigſtens hoffen, daß die mitgebrachten heiligen Schriften nicht unbenützt bleiben werden.

Von ihm hinweg ging ich zu dem Alaca Stephanos, bei dem ich einen Falaſcha (Juden) antraf, der ſich höchlich verwunderte, als er von mir vernahm, daß es auch noch in andern Ländern außer Abyſſinien Juden gebe. Der Mann war ſo unwiſſend, daß ich nichts Bemerkenswerthes von ihm erfahren konnte; er verſprach mir aber, mir einen Juden zuzuführen, welcher leſen könne. Ich ließ ihn in ſeiner Sprache reden, fand aber in dem, was er ſagte, nur ein einziges hebräiſches Wort. Bald füllte ſich das Haus mit Menſchen, unter denen mehrere Prieſter mich um Erklärung von Bibelſtellen baten. Ich ſprach mit ihnen über die Nothwendigkeit der Wiedergeburt, zu welcher wir durch den Glauben an Chriſtum gelangen, welcher Glaube allein auf dem Worte Gottes ruhe. Das Geſpräch führte uns auch auf die Lehre von der Erwählung, bei welcher die Prieſter die einzige Bemerkung machten: „Gott hat von Ewigkeit her die Werke der Gläubigen erkannt, deswegen hat er ſie vor der Schöpfung der Welt zur Seligkeit erwählt.“ Ein junger Mann, welcher zugegen war, ſchien alles, was ich ſagte, mit großer Begierde gleichſam zu verſchlingen; auch war ein anderer Jüngling zugegen, der mich ſeit 14 Tagen überall auf dem Fuße verfolgte, um ein neues Teſtament von mir zu erhalten, welches ich ihm nun auch gegeben habe. Er ſagte nämlich zu mir: „Ich habe gehört, daß Ihr einem jungen Manne von Damot die Evangelien geſchenkt habt. Schon längſt wollte ich Euch auch um dieſes Buch bitten; aber ich glaubte, daß ihr es nur um Geld verkaufet, und ich habe kein Geld, um dasſelbe mir anzuſchaffen, nicht einmal, um die nöthigſten Lebensmittel zu kaufen. Zürnet nun nicht, wenn ich die Freiheit nehme, Euch um dieſes Buch freundlich zu bitten. Ich habe einen Vater und drei Brüder, welche eben ſo begierig wie ich verlangen, das Evangelium kennen zu lernen.“ Ich gab ihm nun ein Exemplar umſonſt; und nachdem er es oft geküßt hatte, fiel er auf ſeine Knie

nieder, um mir die Füße zu küssen, was ich jedoch nicht gestattete. Jetzt sagte er mit Thränen in den Augen: „Nun habe ich doch einmal, was mein Herz verlangt, und ich kann mit Freuden in meine Heimath zurückkehren. Seit 14 Tagen leide ich Hunger, und laufe Euch überall in der Hoffnung nach, diesen Schatz zu erhalten." — Heute hatte es so viel zu thun gegeben, daß ich erst in später Nacht dazu kommen konnte, etwas Speise zu mir zu nehmen.

Den 11. Mai. Schon mit Anbruch des Tages kam ein Priester in meine Wohnung und brachte mir einen Mönch, welcher ganz Abyssinien durchwandert hat. Dieser erzählte mir, er habe im Süden von Schoa einen Weg von 3 Wochen durch das Land der Gallas zurückgelegt, und dann ein kleines Land gefunden, das von Christen bewohnt werde; und über das Gebiet dieses Landes hinaus fange das Land eines Volkes an, das man die Kaffern zu nennen pflege. Ein junger Muselmann, welcher zugegen war, versicherte mich, er habe im Innern von Afrika große Reisen gemacht, und nach einer Reise von 30 Tagen südöstlich von Schoa ein kleines christliches Reich gefunden, in welchem eine eigene Sprache gesprochen werde, und wo man auch Bücher unter dem Volke antreffe. Der oben genannte Mönch fieng jetzt an, von der Liebe Christi mit mir zu sprechen, und bemerkte mir dabei: er habe schon oft den Etschege und die Priester des Landes darüber zu Rede stellen müssen, daß sie die Welt viel mehr lieben, als den HErrn, dem sie angehören. Jetzt ermahnte er mich dringend, nie den Abyssiniern zu trauen, indem sie alle Heuchler seyen. Er fügte hinzu: „Thut besonders nichts für das leibliche Wohl der Abyssinier, sonst fressen sie Euch auf. Beschränket Euch darauf, die heiligen Schriften auszutheilen, und ihnen Christum zu verkündigen." Ich mußte den Mann lieb gewinnen, obgleich er viel Eigenliebe in seinem Wesen und Reden verräth. Als er hinausgegangen war, sagte einer mit verächtlicher Miene: das ist ein Sabaki (Prediger).

Nun machte ich einen Besuch bei Kidane Mariam, mit welchem ich in Gegenwart Mehrerer ein langes Gespräch über die Beichte hatte. Ich bemerkte ihm, wie ich immer bei diesem Punkte zu thun pflege, daß das Bekenntniß der Sünden vor einem Priester immerhin nützlich wäre, wenn der Priester sich darauf beschränkte, die Menschen zu belehren, zu ermahnen und zu Christo hinzuweisen, um von Ihm Vergebung ihrer Sünden zu erhalten. Wenn aber der Priester, wie dieß gewöhnlich der Fall sey, den Beichtenden glauben mache, daß er die Gewalt besitze, die Sünden zu vergeben, sobald man sich der Buße unterwerfe, die er auferlege, und die gewöhnlich mit dem Worte Gottes im Widerspruche stehe; so müsse ich die Beichte für eine von den Hauptquellen erklären, aus welcher sich Unwissenheit, Lasterhaftigkeit und Verderben über Abyssinien ausgegossen habe. Sobald die Furcht vor Menschen die Stelle der Furcht vor Gott einnehme, so müsse der Glaube und die Liebe verschwinden. „Ich berufe mich dabei auf eure eigene Erfahrung, fügte ich hinzu. Habt ihr etwas gethan, was nicht recht ist, fürchtet ihr dabei nicht euren Beichtvater noch mehr als Gott?" — „Dieß ist allerdings oft der Fall, versetzte er; aber auch hierin liegt noch etwas Gutes: denn wenn bisweilen die Furcht vor Gott mich nicht abhalten würde, eine Sünde zu begehen, so ist wenigstens die Furcht vor dem Beichtvater das Mittel, mich vor derselbigen zu hüten." — „Dieß ist, sagte ich, ein gar schöner Firniß über eine gar schlechte Gesinnung; es heißt nämlich mit andern Worten: die Furcht vor Gott hielte mich bisweilen keineswegs zurück, etwas Böses zu thun, wenn ich nur weiß, daß ich bei meinem Beichtvater dadurch nicht in Ungunst falle; und das halte ich noch für was recht Gutes." — „Ihr gebt doch tüchtige Schläge!" versetzte Kidane Mariam. — „Um alle die unseligen Wirkungen nicht zu berühren, fuhr ich fort, welche die Beichte, so wie sie in eurer Kirche statt findet, mit sich

bringt, bemerke ich dieß einzige, daß ihr das Verdienst Christi nicht nöthig zu haben glaubt, sobald euch die Absolution des Priesters zu genügen scheint. Auf diese Weise macht ihr Gott zum Lügner; denn Er sagt uns in seinem Wort: daß das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, uns reinige von aller Sünde." Dagegen wußte er nun nichts weiter einzuwenden. Unstreitig ist Kidane Mariam der verständigste Abyssinier, den ich bisher gesehen habe. Er spricht auch das Arabische gut.

Nun besuchte ich das Stadtviertel, in welchem die Muselmannen wohnen. Es scheint mir, als ob eine unsichtbare Gewalt mir immer den Mund zuhalte, so oft ich in das Haus eines Muselmanns trete; immer gehe ich traurig aus demselben hinweg.

Den 12. Mai. Gestern Abend nach Sonnenuntergang sah man mehrere Soldaten an unserem Hause vorüberziehen, und alsobald machten sich meine Hausgenossen auf, um ihre Habseligkeiten in die Kirche zu flüchten. Nach einer halben Stunde ließ sich ein jämmerliches Geschrei von allen Seiten hören; die Soldaten plünderten in der Nachbarschaft. Jetzt rüsteten sich meine Leute zum Widerstand; aber ich gebot ihnen, nur zur Erhaltung ihres Lebens die Waffen zu gebrauchen, und besonders kein Gewehr abzuschießen. Sie gingen fort, und ich blieb so ruhig wie zuvor allein im Hause zurück. Ich weiß nicht, ob es lauteres Vertrauen auf Gott war, das mich ganz unbesorgt erhielt, oder ein gewisser stoischer Hochmuth, von dem ich mich nicht immer frei fühle. Wir hatten aber weder Waffen noch stoische Philosophie nöthig; denn die Soldaten drangen nicht in unser Haus ein. Diese Soldaten sind keine feindliche Truppen, sondern Leute, welche vor Hunger und Blöße fast umkommen.

Diesen Morgen besuchte mich Habeta Selasse mit einem alten Priester, während ich gerade mit dem Enkel des Königes, Teila Haimanot, im Gespräche war. Selasse forderte mich auf, ihm einmal recht klar und

deutlich zu sagen, wie ich die Stelle verstehe, in welcher behauptet wird, daß Christus mit dem heiligen Geist gesalbet worden sey. Apostg. 4, 27. — „Wir wissen hierüber nichts weiter, sagte ich, als was uns das Wort Gottes sagt." Der Heiland selbst wendet die Weissagung des Jesajas (Kap. 61, v. 1.) auf sich an, (Luc. 4, 18.) indem Er behauptet, daß Er als Christus gesalbet worden sey, um König, Hoheprieſter und Prophet zu seyn. Daß Er Prophet Gottes sey, spricht Er gleich in den folgenden Worten aus: „Gott hat mich gesandt zu verkündigen das Evangelium den Armen." Er ist aber auch Hoherprieſter; denn Er ist auch darum gesandt, zu heilen die zerstoßenen Herzen. Und seine königliche Würde übt Er dadurch aus, daß Er den Gefangenen eine Erlösung verkündigt, und die Zerschlagenen frei und ledig macht. Die Kopten behaupten: Jesus habe sich selbst gesalbt, und habe des Beistandes des heiligen Geistes nicht bedurft; aber dieß ist dem Worte Gottes zuwider (Apost. 10, 38.) Die Einwohner von Tigre behaupten: Diese Salbung Jesu heisse nur so viel, daß der heilige Geist in der Person Christi die Vereinigung seiner göttlichen und menschlichen Natur bewirkte; aber auf diese Weise geht die Vorbildlichkeit der Salbung verloren, welche die Könige, Hohenprieſter und Propheten im alten Bunde erhalten haben; und doch wird Christus von dem Geiste der Weissagung ein Prophet, ein König und ein Prieſter genannt. 5 Mos. 18, 15 — 19. Ps. 2 und Ps. 110. Nach dem Inhalt dieser Stellen glaube ich, daß Gott diesen Jesum von Nazareth oder das heilige Kind Jesus, wie Ihn der Apostel Petrus nennt, den Menschen Jesus mit dem heiligen Geist gesalbet hat, und zwar zu unserm Propheten, um uns den Weg Gottes zu lehren; zu unserm Hohenprieſter, um unsere geistlichen Krankheiten zu heilen, und zu unserm Könige, um uns aus der Knechtschaft der Sünde und aller unserer Feinde zu erlösen." — „Dieß ist gerade, versetzte Habeta

Selasse, was auch wir glauben. Deßwegen sind wir von nun an von der koptischen Kirche geschieden, und wir stimmen auch nicht mit den Leuten in Tigre und Godscham in diesem Punkte überein; indem wir glauben, die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo sei klar in der Stelle ausgedrückt: das Wort ward Fleisch." — „Sehr gut, sagte ich; aber ihr thut Unrecht, wenn ihr diese Salbung Jesu eine dritte Geburt heisset." — „Wenn Jesus als Mensch mit dem heiligen Geist gesalbt wurde, versetzte Selasse, so war diese Salbung dieselbe, wie sie bei uns, seinen Brüdern, ist. Nun wird aber die Wirkung des heiligen Geistes in uns eine neue Geburt genannt, wie der Heiland Joh. 3. sagt." — „Da gerathet ihr in großen Irrthum, erwiederte ich; denn was uns betrifft, so sind wir ja von unserm Ursprung abgefallen, und durch die Sünde Kinder des Teufels geworden. Der heilige Geist wirkt es in uns, daß wir wiedergeboren und erneuert werden, um aus der Finsterniß zum Licht, und aus der Gewalt des Satans zu Gott zurückzukehren; und diese Erneuerung heißt eine Geburt, weil wir erst durch sie Kinder Gottes werden. Aber dieser Wiedergeburt bedurfte der Mensch Jesus nicht, welcher ohne Sünde war." — „Ihr habt Recht, versetzten sie jetzt, und wir hatten Unrecht." Und nun schieden wir von einander.

Den 13. Mai. Diesen Morgen gieng ich zum erstenmal in ein Judendorf, und ließ den Rabbi herbeirufen. Der arme Greis zitterte vor Furcht am ganzen Leibe, und vermochte Anfangs kein Wort zu reden. Ich bat ihn, mich ihre Bücher sehen zu lassen; und er brachte mir sogleich das Psalmbuch nebst einigen christlichen Liturgien des Udasse Mariam herbei. Noch ließ er mich ein anderes Buch in zwei Abtheilungen sehen; die erste handelte vom Sanbat (Sonntag oder Sabbat), welcher als unser Stellvertreter vor Gott dargestellet ist, und woraus der Schluß gezogen wird, daß man deßwegen den Sonntag feiern müsse. Die zweite Abtheilung trug

die Ueberschrift: Die Weissagung des Gorgurius. Noch ein anderes Büchlein ohne Titelblatt ließ er mich sehen, welches von den Sternen redete; ich glaube, es war das Buch Enoch. Ich konnte keinen Sinn in demselben finden. Endlich kam noch ein kleines Büchlein zum Vorschein, das in ihrem Juden-Dialekt mit äthiopischen Buchstaben geschrieben war. — Von welchem Stamme seyd ihr? fragte ich den Alten. — Vom Stamm Levi. — Gibt es in Abyssinien keine Juden von andern Stämmen? — Wir sind alle vom Stamme Juda. — Wie das, fragte ich; ihr sagtet ja so eben, ihr seyet vom Stamme Levi? — Unser Vater Jakob, sagte er, hatte 12 Söhne; fünf derselben gab er Juda, dem Könige, und fünf Levi, dem Priester; und darum sind wir alle Könige und Priester. — Wann sind eure Voreltern nach Abyssinien gekommen? — Sie kamen mit Minelec, dem Sohne Salomos, des Königes von Israel. — Wann erwartet ihr den Messias? Der Rabbi verstand mich nicht, und antwortete: Die Welt soll noch 662 Jahre dauern. — Wie viel Jahre zählet ihr seit der Schöpfung der Welt? — 7338 Jahre. — Ihr wißt ohne Zweifel, daß Moses von einem Propheten spricht, welcher wie er selbst ist, der kommen soll, und welchen David und die Propheten den Messias nennen? wann wird Er erscheinen? — Ah, rief er aus, das ist Theodor! — Die Abyssinier besitzen nämlich ein Buch, welches behauptet, daß ein gewisser Theodor in Griechenland aufstehen, und die ganze Welt sich unterthan machen werde; und von seiner Zeit an werden sich alle Völker zum Christenthum bekennen. Und kürzlich sagte mir Habeta Selasse ganz traurig: Der von der Weissagung bestimmte Zeitpunkt ist vorüber, und Theodor ist noch nicht erschienen. — Wann glaubet ihr denn, fragte ich, daß Theodor erscheinen wird? — In 7 Jahren, antwortete der Falascha; wir wissen's nicht, sagte der Rabbi; die Einen sagen: die Zeit sey nahe; die Andern behaupten: sie sey noch ferne. — Habt ihr kein hebräisches Buch? fragte ich. —

Ja, versetzte der Rabbi schüchtern, wir haben das Gesetz; aber um der jetzigen Unruhe willen haben wir dasselbe mit andern Büchern im Quartier der Muselmannen versteckt. —

Da es heftig regnete und die Juden keinen Christen in ihre Häuser eintreten lassen, so war ich genöthigt, fortzugehen. Die Juden sind ein sehr ruhiges Volk, viel thätiger als die andern Abyssinier, aber arm, weil man ihnen von Zeit zu Zeit ihr Vieh wegstiehlt. Sie machen nie Gebrauch von den Waffen, weder zum Angriff noch zur Vertheidigung. Da man sie sämtlich für Bondas (Zauberer) hält, und daher fürchtet, so ist diese Furcht ihre Schutzwache. — Haben sie es mit den Christen oder Muselmannen zu thun, so waschen sie alsobald darauf ihren ganzen Körper, und kleiden sich um, ehe sie in ihre Wohnung zurückkehren. Im Ganzen sind sie sehr unwissend, und der abyssinische Aberglaube hat unter ihnen nur einen jüdischen Zuschnitt.

Als ich in meine Wohnung zurückkam, fand ich dort einen Jüngling, welcher mich dringend bat, ihn nach Jerusalem mitzunehmen. Ich sagte ihm, daß ich aus Erfahrung wisse, wie unnütz die Wallfahrt nach Jerusalem sey. — „Aber die Leute sagen mir doch immer, antwortete er, wenn ich nach Jerusalem gehe, so werde ich selig. Tilgt denn die Mühseligkeit des Weges die Sünden nicht aus?" — Ich zeigte ihm nun aus dem Bibelbuche, auf welchem Wege er zur Vergebung seiner Sünden gelangen könne, und rieth ihm, lieber das Wort Gottes lesen zu lernen, als nach Jerusalem zu wandern. „Das will ich auch herzlich gerne, versetzte er; gebt mir doch Unterricht." Das Gemüth dieses Jünglings schien sehr beunruhigt zu seyn.

Hierauf trat Habeta Selasse herein, zu welchem sich bald Lu Ateku nebst fünf Andern gesellten. Lu Ateku ist ein ziemlich unterrichteter Mann; aber er hat nicht die Demuth und die gesunde Urtheilskraft, welche Habeta Selasse besitzt. Bald brachten sie alle vorigen

Fragen ihrer Religionsſtreitigkeiten zur Sprache. Selaſſe war ungemuth, ihnen in dieſe Irrgänge zu folgen, und ſchien ſich ſehr unbehaglich zu fühlen, weil er die Nutzloſigkeit ſolches Streitens einſehen gelernt hat. Sie machten über die Natur Gottes, die Dreieinigkeit u. ſ. w. Fragen auf Fragen an mich; und ich gab ihnen immer zur Antwort: „Ihr könnet bei allen dieſen Dingen nicht ſagen: ſo ſtehet es geſchrieben. Was nun Gott uns von ſeinem Weſen nicht geoffenbaret hat, iſt zu ſehr über meinen Verſtand erhaben, als daß ich meinen Mund aufzuthun wagte.“ Habeta Selaſſe rief immer aus, indem er ſich auf die Bruſt ſchlug: „Ihr habt wohl recht; wir ſollten es machen wie Ihr, und die drei wichtigſten Dinge nicht vergeſſen: den Glauben, die Liebe und die Hoffnung.“ Endlich kamen alle darin überein, daß das Wort Gottes der einzig ſichere Führer auf dem Wege des Heiles ſey, und daß alles, was nicht in demſelben enthalten iſt, wenigſtens dem Verdacht des Irrthums unterliege.

Den 14. Mai. Während ich geſtern vor meiner Wohnung auf dem Boden ſaß und ſchrieb, ſchleppten meine Leute alle meine kleinen Habſeligkeiten in eine Kirche, und ließen mir nichts übrig als das Buch, das mir als Tiſch diente, und die Kleider, die ich anhatte. Endlich nahm mir auch die Schwieger der Emmaha meinen Schreibzeug und mein Papier hinweg und rief mir zu: Fliehe, ſo ſchnell du kannſt, in die Kirche. Und indem ſie dieß ſagte, eilte ſie mit allen Gliedern des Hauſes plötzlich hinweg, und nur noch ein Diener blieb bei mir zurück. Während ich dieſen fragte: was es gebe? eilte ein Greis herbei, der mich oft beſucht, und rief mir von Ferne zu: „Wie, biſt du wahnſinnig? Weißt du denn nicht, daß die ganze Stadt im Aufruhr iſt? Fliehe ſo ſchnell du kannſt in eine Kirche.“ Ohne zu wiſſen, was an der Sache war, glaubte ich dem Rathe eines Greiſes folgen zu müſſen, und begab mich in die Kirche, wo ich die Urſache der allgemeinen

meinen Bestürzung vernahm. Seit einigen Tagen hatten die Soldaten, die sich von allen Seiten sammeln, um gegen Semen und Tigre zu marschiren, viele Diebstähle verübt. Gestern war der Marktplatz mit Soldaten angefüllt, und der Ober-Zollbeamte Achaber, welcher in Abwesenheit des Cantiba Cassai Gouverneur der Stadt ist, hatte, um noch größeres Uebel zu verhindern, seinen Leuten befohlen, sich zurückzuziehen. Bald entstand Wortwechsel, und mitten in der Stadt wurde ein Treffen geliefert. Die Soldaten des Achaber, etwa 200 derselben, jagten die andern Soldaten, etwa 700 Mann stark, aus der Stadt hinaus. Letztere aber fielen auf einem Umweg über Achaber her, und machten ihn zum Gefangenen. Heute wurde er mit einigen der angesehensten Bürgern der Stadt in Ketten gelegt. Bei diesem Kampfe waren etwa 7 bis 8 Soldaten getödtet, und viele verwundet worden. Kaum war Achaber gefangen, so flohen seine Leute davon, und die andern fiengen an, die Stadt zu plündern. Da ich auf einem entfernten Hügel der Stadt wohne, und nur ein Paar arme Hütten in der Nähe umher stehen, so kamen die Räuber nicht zu uns. Diesen Morgen hatte die Plünderung noch nicht aufgehört, und man sah die angesehensten Männer der Stadt in Lumpen auf den Straßen umherziehen. Man glaubt, die Soldaten werden heute mit ihren beladenen Maulthieren fortziehen, um die Beute mit Marie zu theilen, welcher diese Unordnungen nicht ungerne sieht, obgleich Gondar unter seiner Gerichtsbarkeit steht und Achaber sein Freund ist. Marie soll den schlechtesten Charakter haben, den ein Regent haben kann. An Recht und Gerechtigkeit ist ihm nur gar nichts gelegen. Seine Soldaten mögen plündern und morden; statt sie zu bestrafen, werden sie noch als tapfere Leute von ihm gelobt. Man sagt: er habe ihnen befohlen, wenn sie in das Gebiet des Ubie einträten, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes, alle Einwohner ums Leben

zu bringen, und daß jeder Soldat, der ein Menschenleben schont, mit dem Tode bestraft werden soll.

Heute Mittag gieng der abgesetzte König und der Etschege auf den Markt, um wo möglich den Unordnungen zu steuern; aber ihre Ermahnungen halfen nichts, bis der Etschege anfieng, den Bannfluch über die Räuber auszusprechen. Jetzt versprachen die Häuptlinge, sich alsobald zum Könige zu begeben, um sich mit ihm zu verständigen. Achaber wurde sogleich von ihnen frei gelassen, mit dem Versprechen, ihm alles Gestohlene wieder zurückzugeben, wenn er bei Marie keine Klage führe. Nun sprach auch der Etschege den Bannfluch über alle Soldaten aus, welche das gestohlene Gut nicht wieder zurückgeben würden. Man glaubt, die meisten Soldaten werden dieß aus Furcht vor dem Bannfluche thun; indeß sind doch bald darauf einige derselben in meine Wohnung eingedrungen, in welcher sie jedoch nichts fanden, als ein wenig Pfeffer, den sie im Wasser getrunken haben. Ich bin froh, in die Kirche gegangen zu seyn; denn wäre ich zu Hause geblieben, so hätten meine Leute Gewalt mit Gewalt abgetrieben, und in meiner Wohnung wäre Blut geflossen.

Den 15. Mai. Heute ist alles ruhig; die Soldaten sind abgezogen, um sich an Marie anzuschließen, welcher sich in der Gegend von Debarek mit Ubie schlagen will. Dieser ließ ihn wissen: er möge so schnell wie möglich gegen ihm kommen, damit die Caravanen ungestört ihren Weg machen, und die armen Landleute ihre Felder anpflanzen können, auf daß nicht das Rachegeschrei der Armen über sie in den Himmel dringe, weil sie den Unordnungen nicht gesteuert haben. Jedermann spricht Gutes von Ubie, selbst seine Widersacher.

Heute brachte Habeta Selasse eine Anzahl Priester zu mir, und lenkte das Gespräch auf die vorigen Streitfragen, sichtbar blos um der Ursache willen, um den Priestern zu zeigen, daß mein Glaube von dem ihrigen nicht bedeutend abweiche. Ich suchte bei der Frage

über die Natur Christi ihre Aufmerksamkeit immer auf seine unendliche Liebe hinzulenken, womit Er uns bis in den Tod geliebet hat. Sie alle sagten mir, was ich oft hören muß: Ein solcher Weißer, wie ihr seyd, ist noch nie in unser Land gekommen. Wenn man die Andern fragt, so werden sie böse; und wenn wir ihnen sagen, worin unser Glaube bestehe, so behaupten sie, sie glauben dasselbe, indeß sie an andern Orten gerade das Gegentheil reden. Der Alaca, der bei ihnen war, verlangte, ich soll ihm frei heraus sagen, ob die Armenier die Lehre von drei Geburten Jesu Christi gleichfalls annehmen? — Ich habe noch nie mit Armeniern hierüber gesprochen, sagte ich, das weiß ich nicht. — Das ist das erste Mal, rief der Alaca aus, daß ich einen Weißen sagen höre: das weiß ich nicht. Die Andern machens wie wir, sie wollen Alles wissen, selbst wenn sie in manchen Stücken eben so wenig wissen wie wir. Habeta Selasse sagte jetzt zu den andern: Eben darum hat der Mann meine ganze Zuneigung und mein ganzes Vertrauen gewonnen, weil er immer sagte: ich weiß es nicht, wenn zwischen uns von Dingen die Rede war, über welche uns Gott in seinem Wort nichts geoffenbaret hat. — Glauben die Griechen an drei Geburten? fragte der Alaca. — So viel ich weiß, antwortete ich, so glauben die Griechen wie wir, daß Jesus gesalbet wurde mit dem heiligen Geiste, um König, Hoherpriester und Prophet zu seyn; aber von drei Geburten Jesu habe ich nie etwas gehört, als in Abyssinien. — Johannes, ein Grieche, der voriges Jahr hier war, und den ich für einen verschlagenen Menschen halte — Johannes, fuhr der Alaca fort, hat uns gewiß auch darin betrogen, daß er uns sagte: auch die Griechen nehmen drei Geburten Jesu an. Er hat uns den Rath gegeben, einen griechischen Bischof kommen zu lassen; aber wenn ein solcher kommt, so gibt es ja nur Streitigkeiten; und wer wird unser Schieds-

richter seyn? — Habeta Selasse fiel ihm ins Wort und sagte: Unsere Schiedsrichter können nur die Engländer werden. — Das meine ich eben nicht, versetzte ich; lernet das Wort Gottes, und macht das Volk gründlich mit demselben bekannt. Denn nichts als das Wort Gottes kann unser Schiedsrichter in Glaubenssachen seyn, und das abyssinische Volk zur Ehre Gottes, unsers Heilandes, in ein neues Volk verwandeln. — Das ist einmal klar, bemerkte Habeta Selasse, du allein bist im Stande, unsern unseligen Streitigkeiten ein Ende zu machen, weil du das Wort Gottes genau kennst, und nichts als dieses als Entscheidungsregel gelten lässest.

Den 16. Mai. Sonntag. Heute strömten mir so viele Leute zu, daß meine Wohnung sie nicht zu fassen vermochte, und wir setzten uns mit einander auf den Grasboden des Kirchhofes nieder, und lasen einige Kapitel aus den Evangelien, die ich in kurzen Bemerkungen auf ihre Herzens- und Lebensbedürfnisse anwendete. Lu Ateku war auch zugegen; er ist einer der unterrichtetsten Abyssinier, aber er spricht viel, und springt immer von einem Gegenstande zu dem andern über. Dieß mißfiel dem Habeta Selasse, welcher immer gern eine Frage erschöpfen möchte, ehe man zu einer andern übergeht. Sie fragten mich, ob die Verklärung Jesu auf dem Berge eine wesentliche Verklärung gewesen, oder ob sie ihm vom Vater wie die Salbung des heiligen Geistes gegeben worden sey? — Diese Frage kann ich nicht beantworten, sagte ich, die Bibel sagt nichts davon; ich glaube aber gewiß, daß die Person Jesu wirklich verklärt wurde. — So glauben wir auch, sagte Habeta Selasse; aber ich ließ mir sagen, als Yakub (Jakob Bruce) hierüber gefragt wurde, soll er geantwortet haben: es verhalte sich mit dieser Verklärung eben so, wie mit der Salbung des heiligen Geistes; weil aber die Bibel hierüber nichts sagt, so halte ich dieß für eine unbedeutende Sache. Lu Ateku bemerkte: Yakub war ein

gelehrter Mann; seitdem ist kein Weißer mehr nach Gondar gekommen, welcher unterrichtet gewesen wäre. Die Andern geben vor, die Sterne zu kennen, um glauben zu machen, daß sie gelehrt seyen, weil sie wissen, daß wir sie in diesen Dingen nicht widerlegen können. — „Habt ihr Yakub selbst gekannt?" fragte ich ihn. „Nein, das nicht, antwortete er, ich war noch zu jung; aber es leben noch viele alte Leute zu Gondar, welche ihn gekannt haben. Er war von allen Großen des Landes geliebt und hochgeachtet."

Den 17. Mai. Diesen Morgen ließ mich der König rufen, und mir zugleich sagen: ich möchte ihm die heiligen Schriften wieder bringen, welche er mir früher zurückgesandt hatte; und alsobald machte ich mich auf den Weg zu ihm. Als ich herein trat, machte er, so gut er konnte, eine königliche Miene, und sagte zu mir: Ich habe Euch eingeladen, recht oft zu mir zu kommen; aber Ihr habt Euch nie wieder sehen lassen. Warum seyd Ihr so böse auf mich geworden? — Ich war nicht böse auf Euch, antwortetete ich; aber wenn man in unserem Land ein einmal angenommenes Geschenk wieder zurücksendet, so will man damit sagen, daß alle freundschaftliche Verbindung aufgehoben sey. So habe ich die Sache auch verstanden. Ueberdieß verlange ich keine Verbindung mit dem zu haben, welcher das Wort Gottes verachtet. — Ihr solltet, versetzte der König, Euch nach den Gebräuchen des Landes richten, in welchem ihr Euch befindet, und nicht nach den eurigen, welche hier nichts gelten; und was das Evangelium betrifft, so besitze ich dasselbe in äthiopischer Sprache, welche ich verstehe. Der Afa Negus, der zugegen war, sagte zum Könige: Ihr habt in beiden Rücksichten Unrecht; denn auch in Abyssinien schickt man ein angenommenes Geschenk nur dann zurück, wenn man die Freundschaft brechen will. — Das wußte ich nicht, erwiederte der König; ich bitte euch um Verzeihung. Von ganzem Herzen, antwortete ich. Zudem,

fuhr der Afa Negus fort, zudem war es nicht einmal ein gewöhnliches Geschenk; es war ja das Evangelium des HErrn. Ihr seyd ein alter Mann, und nicht blos Euch hat er es geschenkt, sondern der königlichen Familie, in welcher mehrere Personen sind, die das lebhafteste Verlangen haben, die Evangelien in einer Sprache zu besitzen, welche sie verstehen. Das ist wahr, antwortete der König; aber laßt uns die Sache vergessen und Freunde seyn. Er ersuchte mich nun, seine kranke Base zu besuchen, und ich ging weiter.

Ich brachte den Nachmittag bei Lu Ateku zu; aber er ist in das Studium der Erdbeschreibung so vertieft, daß ich zu keiner Unterhaltung mit ihm kommen konnte. Er zeigte mir eine lateinische Bibel und einen kleinen Catechismus, welcher, wenn ich die Zahlen recht gelesen habe, im Jahr 1809 zu Rom gedruckt wurde. Vor fünf Jahren, sagte er mir, seyen vier spanische Priester nach Abyssinien gekommen, und sogleich wieder zurückgekehrt. Er selbst hat sie nicht gesehen. Noch ein anderes ziemlich dickes Buch in amharischer Sprache sah ich bei ihm, das von der Arzneikunde handelt. Den Namen des Verfassers konnte ich nicht finden; aber Lu Ateku sagte mir: es sey von Platon verfaßt. Er will es nicht verkaufen.

Den 18. Mai. Teela Selasse, ein Vetter des Königs, brachte den ganzen Nachmittag bei mir zu. Er kommt oft zu mir; aber der Mann wirft alles so bunt unter einander, das Wort Gottes und die Medizin; die Armuth der königlichen Familie und die Schätze, die im Boden verborgen seyn sollen; die bösen Geister und die Zauberer, daß, ist er fortgegangen, ich nie weiß, wovon wir gesprochen haben. Bei allem diesem hat er bei viel Aberglauben so viel frommen Sinn und Gutmüthigkeit, daß ich ihm kein scharfes Wort sagen kann. Auch Habeta Selasse war einen Augenblick bei mir; und aus Veranlaßung einer Hyäne, welche mein Diener in der letzten Nacht getödtet hat, sagte er mir:

daß die Zähne dieſes Thieres ein gutes Verwahrungsmittel gegen die Zauberer ſey. Ich bemerkte ihm, wohl begreifen zu können, wie unwiſſende Leute an Zauberer glauben mögen; aber es wundere mich, daß ein Mann, wie er, über ſolches Vorurtheil noch nicht erhaben ſey. Nun führte er mir viele Beiſpiele an, welche beweiſen ſollten, daß es Zauberer gebe. Man finde, z. B. wenn man einen Ochſen ſchlachte, oft leere oder mit Waſſer angefüllte Stellen in ſeinem Leibe, die mit Fleiſch angefüllt ſeyn ſollten; es gebe geſunde Menſchen mit großer Eßluſt, welche dennoch wie Todtengerippe ausſehen; dieß könne man nicht erklären, wenn man nicht vorausſetze, daß unſichtbare Zauberer ihr Fleiſch verzehrt haben. Ueberdieß finde man häufig Hyänen, deren Ohrenlappen durchlöchert ſeyen, und welche ſogar Ohrengehänge tragen. — Ihr begreift doch wohl, ſagte ich, daß ein ſolcher Mangel am Fleiſch ganz andere Urſachen als die genannten haben kann, da es ja auch bei ſolchen Menſchen vorkommt, welche mit Zauberzetteln überhängt ſind. Oder habt Ihr je einen Menſchen geſehen, der ſich unſichtbar machen kann, oder eine Hyäne, welche Ohrengehänge trägt? Nein, ſagte er, eine ſolche habe ich noch nie geſehen. Oder, fragte ich, habt Ihr je einen ehrlichen Mann gefunden, welcher etwas dieſer Art geſehen zu haben behauptet? Auch das nicht, verſetzte er; jedermann ſagt: ich habe ſagen hören. Aber, fuhr ich fort, Ihr habt ſchon oft gegen mich behauptet, euer Land ſey voll Lügner; iſt es Euch denn noch nie in den Sinn gekommen, daß die ganze Geſchichte der Zauberer ein Gemiſch von Lügen ſeyn könnte? Nein, verſetzte er, ſo etwas habe ich bis jetzt nicht gedacht; vielmehr glaubte ich, ſeit einiger Zeit ſelbſt das Spiel der Zauberer zu ſeyn; aber jetzt fange ich an zu zweifeln, ob es deren gibt. Indeß werdet Ihr doch nicht läugnen, daß es Beſeſſene gibt? Keineswegs, verſetzte ich; ich glaube vielmehr, daß alle diejenige, welche die Gebote Gottes und die Zeugniſſe Jeſu Chriſti nicht

halten, unter dem Einflusse des Teufels sich befinden. Da habt Ihr Recht, sagte Habeta Selasse. Gegen diesen sollen wir ja weit mehr auf unserer Hut seyn, als gegen alles, was nur auf unsern Körper wirkt. Aber glaubet Ihr nicht auch, daß der Wahnsinn eine Wirkung böser Geister sey? — Ich will nicht behaupten, erwiederte ich, daß dieß nie der Fall sey; denn die evangelische Geschichte erzählt uns Beispiele dieser Art; allein häufig schreibet ihr den Wahnsinn dem unmittelbaren Einflusse böser Geister zu, wenn er doch nur die Folge körperlicher Zerrüttung ist; wie dieß kürzlich bei dem Bruder der Oisoro Waleta der Fall war, welcher durch Abzapfen des Blutes geheilt wurde. — Auf allen Punkten, versetzte Selasse, auf welchen wir mit Euch zusammentreffen, zeiget Ihr, daß wir im Irrthum sind. Ich gestehe, daß wir weit mehr wachen sollten über das, was unsere unsterbliche Seele betrifft, als über das, was nur das körperliche Leben angeht.

Den 19. Mai. Heute war der Gedenktag des Abuna Teela Haimanot. Ich wollte Besuche machen, aber mein Haus ward von Besuchenden so angefüllt, daß ich kaum Athem schöpfen konnte. Es waren viele Priester da; aber Lu Ateku unterbrach immer das Gespräch, um dasselbe auf geographische Gegenstände hinzulenken. Es ward vom Götzendienst in China die Rede; und Habeta Selasse bemerkte, daß es doch in Abyssinien keine Götzen gebe. Das ist wahr, sagte ich; aber ist die Habsucht nicht auch ein Götzendienst? Was hat Paulus von derselben gesagt? Paulus nennt den Geiz eine Abgötterei, sagte er; aber er versteht es in einem andern Sinne. Keineswegs, fiel ich ein; denn Abgötterei treiben, heißt: Gott die Ehre und die Liebe rauben, welche ihm gebühren, um sie Kreaturen zu schenken. Euere eigenen Kirchen sind Götzentempel geworden, seitdem ihr sie mit Bildern angefüllt habt, vor denen ihr betend auf die Knie niederfallet. Wir beten die Bilder nicht an, bemerkte ein Priester; sie sind für uns bloße

Erinnerungen an Thatsachen, welche sich ehemals zugetragen haben, und vergegenwärtigen uns den Glauben und die Leiden der Knechte Gottes in den vergangenen Tagen. Gut, sagte ich, aber Ihr müßt wenigstens zugeben, daß das unwissende Volk die Bilder verehrt, gerade so wie die Heiden ihre Götzen zu verehren pflegen. Ihr gestehet selbst, daß dieß Sünde sey; aber eben darum sollten diese Bilder aus euren Kirchen weggeschafft werden. Ja, erwiederte Selasse, dieser Mißbrauch ist beklagenswerth. Die übrigen schwiegen alle stille.

Nun fiel das Gespräch auf die apokryphischen Bücher, und ich nannte ihnen die Gründe, um welcher willen wir diese nicht als Wort Gottes gelten lassen, besonders auch darum, weil die ersten Christen denselben nicht das gleiche Ansehen wie den heiligen Schriften beigelegt haben. Alle gaben mir hierauf zur Antwort: ich habe Recht, und nur sie und die Kopten haben sie bisher als heilige Schriften gebraucht. — Auch die römischen Franken, sagte ich, halten sie dem Evangelium gleich, und vermuthlich habt ihr von ihnen gelernt, sie dem Worte Gottes gleich zu stellen. Sie sahen einander an, und sagten: das mag wohl seyn. — Und was eure Didaskalia betrifft, fuhr ich fort, so habt ihr gar keinen Beweis, daß die ersten Christen sie je angenommen haben; und darum ist es nicht recht, dieselbe dem Worte Gottes gleich zu stellen. — Da hast du Recht, sagte Selasse, denn nur wir Abyssinier zählen sie zu den heiligen Schriften. — Was ferner die Kirchenversammlungen betrifft, setzte ich hinzu, so geben sich diese gar nicht dafür aus, uns neue Offenbarungen mitzutheilen; vielmehr wollen sie nur die Glaubenslehren erklären, welche im Worte Gottes enthalten sind, und darum haben wir das Recht, ihren Inhalt nach der heiligen Schrift zu beurtheilen. Was in ihnen mit der Bibel übereinstimmt, das nehmen wir an, das Uebrige verwerfen wir. Alle Anwesenden riefen jetzt aus: „Man kann nichts dagegen einwenden.“

Diesen Nachmittag schickte mir der Etschege einen Korb voll Weizenbrod und einen Krug Bier; beides zum Andenken an den Abuna Haimanot. Das gleiche hatte er an etwa 400 Menschen in seinem Hause ausgetheilt, und beides wird gleich hoch geachtet, wie Brod und Wein beim heiligen Abendmahl. Dreimal des Jahres wird das Fest dieses Heiligen auf diese Weise gefeiert. Auch mein Haus war mit Menschen angefüllt, und die tiefe Stille, mit welcher sie das Bier tranken, und die Glückwünsche, welche sie den Bewohnern des Hauses brachten, haben mich erbaut und mich an die Liebesmahle der ersten Christen erinnert.

Den 20. Mai. Ich hielt mich heute einige Stunden bei dem Etschege auf, bei dem ich viele Priester antraf. Auch er fragte mich über die Salbung Jesu Christi, wohl blos darum, um meine Ansicht hierüber zu vernehmen. Als er aber vernahm, daß ich sie mit der Salbung der Propheten und Könige des alten Bundes verglich, so setzte er mit sichtbarer Lernbegierde seine Fragen fort. Der Gedanke, daß Jesus als Mensch Hoheprieſter sey, gefiel ihm sehr. Er fragte mich, ob es wahr sey, das die Franken zwei Persönlichkeiten (acal) und zwei Naturen (batser) in Christo annehmen? „Nein, sagte ich, sie glauben, daß in Ihm die beiden Naturen und der zwiefache Wille in Einer Person sich vereinigen. Was denket Ihr hierüber?" fragte er. Der Ausdruck Eine Natur oder Zwei Naturen in Christo, versetzte ich, kommt gar nicht in der Bibel vor, und ist ein Wort, das seine Bedeutung in den Sprachen christlicher Völker vielfach ändert. Wir wissen, daß man in frühern Zeiten gar viel hierüber gestritten hat, ohne zum Ziel zu gelangen. Nun glauben wir aber, ein Streit ohne Liebe gezieme Christen nicht, darum bin ich und sind meine Freunde gewohnt, Ausdrücke dieser Art zu vermeiden, und uns zu begnügen, mit der heiligen Schrift zu behaupten, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch

ſey. Der Etſchege ſagte nun zu den umſtehenden Prieſtern: Man kann ſich ja nicht beſſer ausdrücken. Dieß müſſe auch unſer Glaube ſeyn.

Es geht die Rede umher, daß man mich zum Biſchof machen will; allein auch abgeſehen davon, daß ich nicht das geringſte Verlangen trage, dieſe Würde in Abyſſinien zu beſitzen, halte ich es nicht einmal für gut, die Abyſſinier zu ermuntern, einen engliſchen Biſchof zu verlangen. Am Abend machte mir ein Prieſter der ſchlechteſten Art einen Beſuch. Er war unwiſſend, und wollte doch Alles wiſſen. Ich gab ihm eine ernſte Ermahnung; und ſchon glaubte ich, ihn zu einigem Nachdenken über ſich ſelbſt gebracht zu haben, als er mich fragte: ob ich keine Frau hier habe? Auf meine Verneinung bot er ſich an, mir eine ſolche zu verſchaffen; worauf ich ihn zum Hauſe hinaus jagte, was allen Anweſenden viel Vergnügen machte.

Den 21. Mai. Dieſen Morgen ging ich zu Kidane Mariam, welcher im Sinne hat, vor dem Winter nach Tigre zu reiſen, um mit ihm zu berathen, welchen Weg wir mit einander nehmen wollten. Wir leben zu Gondar wie in der Gefangenſchaft, und mein kleiner Geldvorrath iſt aufgegangen. Wir haben uns vorgenommen, wenn in fünfzehn Tagen der Weg durch Wagara und Semen nicht offen ſeyn ſollte, die Straße über Antalo einzuſchlagen. Ich fand bei ihm mehrere Alakas und Prieſter, welche mit der größten Aufmerkſamkeit zuhörten, als ich von der Wiedergeburt des Menſchen und der Liebe zu unſerm Heilande mit ihnen ſprach, welcher ſich zu unſerer Rettung aufgeopfert hat. Nachmittags war mein Haus mit Prieſtern und Laien angefüllt, und ſie thaten neue Fragen an mich über die beiden Naturen in Chriſto. Ich tadelte ſie darüber, daß ſie nichts als dieß zu fragen wußten, gleich als ob das Wort Gottes nichts anderes in ſich enthielte, und bezeugte ihnen, daß ihre fortgeſetzten Streitigkeiten über ganz unweſentliche Dinge ein Beweis ſeyen, daß es ihnen

am wahren Chriſtenthum noch gar ſehr gebreche. Das Kennzeichen eines wahren Chriſten ſey Liebe; und wo dieſe Liebe wohne, da hören dieſe Streitigkeiten auf einmal auf. Ich ſetzte ihnen nun einfach und klar die Sache auseinander; worauf ſie bemerkten: Dieß ſey auch ihr Glaube, nur wiſſe ich mich beſſer als ſie darüber auszudrücken. Einer ſetzte hinzu: Er hat vollkommen Recht, zu ſagen: wenn wir nur chriſtliche Liebe hätten, ſo wären alle unſere Streitigkeiten an einem Tage zu Ende. Der Mann iſt ein ganz anderer als die übrigen Weißen, welche wir bisher geſehen haben. Statt zornig zu werden, ſpricht er in Liebe mit uns, und darum ſind wir auch alſobald mit ihm einverſtanden.

Ich bemerkte ihnen, es ſey lange nicht genug, in gewiſſen Punkten des Glaubens rechtgläubig zu ſeyn; man müſſe in ſeinem ganzen Sinne und Wandel nach dem Worte Gottes ſich richten. Ihr ſeyd, fügte ich hinzu, wie ein Baum, der ein Paar geſunde Aeſte und ſchöne Zweige hat, aber keine Früchte trägt. Nun wiſſet ihr aber, daß ein jeglicher Zweig, der nicht Frucht trägt, abgehauen und ins Feuer geworfen wird. Ja, fiel Habeta Selaſſe ein, wir gleichen dem unfruchtbaren Feigenbaume im Evangelium; er war kein wilder Baum, ſondern ein Feigenbaum. Ebenſo ſind auch wir nicht Heiden, ſondern rechtgläubige Chriſten; aber wir taugen nichts, weil unſere Werke böſe ſind.

Jetzt fieng der Haufe der anweſenden Prieſter an mich zu fragen: ob ich nicht Abuna in Abyſſinien werden wolle? Was hat ein Biſchof bei euch zu thun? fragte ich. Er ſetzt Geiſtliche ein, ſagten ſie, indem er ihnen die Hände auflegt. — Predigt er denn nicht das Evangelium? fragte ich. Nein, antworteten ſie, er iſt ein Fremdling, und kann die Sprache des Landes nicht ſprechen. — Aber das iſt ja eine Sünde, ſagte ich, einen Mann zum Biſchof zu berufen, welcher die Heerde Chriſti nicht weidet. Prüft er zuvor die Prieſter, ehe er ihnen die Hände auflegt? — Nein, gaben ſie zur Antwort. —

Darum gibt es auch so viele Wölfe unter euch, fuhr ich fort, welche das Erbe des HErrn zu Grunde richten. Wie kann ein solcher Mann sein Betragen vor Gott verantworten? Ja, fiel Selasse ein, er nimmt Theil an fremden Sünden, weil er ungeprüft Andern die Hände auflegt; denn so hat Paulus an seinen Timotheus geschrieben. — Soll ich euch sagen, fuhr ich fort, was ein Christ aus meinem Lande thun und fordern würde, wenn er euer Bischof werden sollte? Er würde es nicht dulden, daß ihr euch vor ihm niederwerfet; er würde die Absolution nicht auf dieselbe Weise ertheilen, wie es eure Bischöfe zu thun pflegen; er würde jedes Jahr das ganze Land durchziehen, um den Zustand der Kirche kennen zu lernen, und das Evangelium von Christo dem Gekreuzigten zu verkündigen; er würde keinem Einzigen früher die Hände auflegen, bis er ihn genau geprüft und erfahren hätte, ob er fähig und würdig sey, zu weiden die Gemeinde Christi, die er mit seinem eigenen Blut erworben hat. Unter diesen Bedingungen würde ich es mir gefallen lassen, euer Abuna zu werden; wobei ich noch begehren müßte, daß es dem Abuna freistehen muß, sich zu verheirathen; weil Paulus gesagt hat: Ein Bischof soll unsträflich seyn; Eines Weibes Mann. Was sagt ihr dazu? Sie schwiegen Alle still. Es währte nicht lange, so verbreitete sich mein Gespräch mit den Priestern in der ganzen Stadt.

Den 22. Mai. Diesen Morgen wurde ich zu der Schwester des verstorbenen Königs Teela Haimanot gerufen. Sie hat Bruce gekannt, und sagte mir, man habe ihn zu Gondar hochgeachtet; aber er habe kein Commando gehabt, und darum habe ihm der König einmal die Quellen des Nils oder den Markt von Sakala zum Geschenk gemacht. Ein alter Mann, der zugegen war, versicherte mich, Yakub (Bruce) habe eine Menge Goldes gefunden, das er mit sich nach Sennaar genommen habe. Die Abyssinier meinen, ihr Land sey

voll Gold, das nur die Weißen aufzufinden und zu reinigen verſtehen. Man mag ihnen ſagen, was man will, die Meiſten glauben, die Weißen kommen nur darum nach Abyſſinien, um Goldgruben zu ſuchen. Von hier ging ich zu der Oiſoro Waleta Teklite, bei der ich viele Prieſter antraf, welche mich abermals fragten, ob ich nicht ihr Abuna werden wollte? Ich antwortete ihnen wie geſtern, und fügte noch einige Bemerkungen über das wahre Chriſtenthum hinzu. Waleta Teklite war ſo aufmerkſam, daß ſie außer mir keinen Menſchen, nicht einmal die Prieſter ein Wort ſprechen ließ, bis nach und nach ihr Haus ſo mit Menſchen ſich anfüllte, daß es ihr nicht mehr möglich war, Stille zu erhalten. Beim Weggehen lud ſie mich ein, ſie recht oft zu beſuchen.

Den 23. Mai. Sonntag. Dieſen Morgen las ich mit den Prieſtern im Worte Gottes, und Nachmittags füllte ſich abermals mein Haus mit Menſchen. Nur Lu Ateku, der von allen ſehr hoch geachtet iſt, ſtörte unſere Unterhaltung, indem er immer von einem Gegenſtand zum andern überſprang.

Den 24. Mai. Ich machte dieſen Morgen einige Beſuche; aber um einiger Leute willen, welche durch Aderlaſſen von mir geheilt worden ſind, (denn ich habe keine Arzneien mit mir genommen) kann ich faſt nicht mehr durch die Stadt gehen. Alle Welt läuft mir nach, um mich zu bitten, ihre Kranken zu heilen. Hätte ich Glauben genug, den Krankheiten zu gebieten, daß ſie weichen ſollen, ſo würde es wenigſtens von Seiten der Kranken nicht an Zutrauen fehlen. Je mehr ich den Leuten ſage, ich ſey kein Arzt; deſto mehr iſt man überzeugt, daß ich die beſten Heilmittel verordne. Es gibt ſogar Leute, welche glauben, ich brauche die Kranken nur anzuſehen, um ſie geſund zu machen. Nachmittags kamen wieder Prieſter zu mir, und wir unterhielten uns über das geiſtliche Verderben des Menſchen und das große Heil, welches uns Chriſtus durch ſeinen Tod am Kreuze erworben hat. Die Leute ſind immer gerührt,

wenn man von der Verderbniß des menschlichen Herzens mit ihnen spricht; aber von ihrem ewigen Heil haben sie noch keine klare Erkenntniß.

Den 25. Mai. Ich hatte heute mit Kranken genug zu thun, worauf Habeta Selasse einige Stunden bei mir zubrachte. Ich sprach mit ihm von dem großen Verlangen unserer christlichen Freunde in England, Christum in Abyssinien bekannt zu machen, und das Volk aus seiner Unwissenheit heraus zu reißen; aber hiezu sey nöthig, daß ein im Worte Gottes wohlunterrichteter Abyssinier nach England gehe, um die ganze Bibel in die amharische Sprache zu übersetzen. Hiezu bedürfe es einen Mann, der bei diesem Geschäfte die Verherrlichung Gottes, unseres Heilandes, und die Rettung seiner Brüder allein beabsichtige. Er würde dabei keine Geldschätze gewinnen, weil derjenige, welcher auf die Sammlung irdischer Schätze ausgeht, nicht taugen würde, indem sein Herz nicht allein dem HErrn angehöre. Aber, fügte ich hinzu, wenn ein Mann, wie du bist, hinginge, so würde man ihm die Kosten seines Unterhaltes zukommen lassen, und du hättest dabei Gelegenheit, deinem Sohne eine gute Erziehung zu geben. Würdest du wohl einen solchen Ruf nach England oder Malta annehmen? — Ich verlange allein, versetzte Habeta Selasse, mein Leben dem HErrn zu weihen; glaubest du, daß ich auf diesem Wege zur Förderung des Reiches Christi etwas beitragen kann, so bin ich bereit, dorthin zu gehen. Ich verlange nichts weiter, als meine tägliche Nahrung. Aber lieber wäre es mir, mit dir zu den Gallas zu ziehen, um diesen das Evangelium zu predigen. Zwar verlangt der König von Schoa dringend, daß ich zu ihm zurück komme; allein ich gedenke noch ein ganzes Jahr zu Gondar zu bleiben, bis du hieher zurückkehrest.

Den 26. Mai. Kaum war ich diesen Morgen aufgestanden, als sich meine Wohnung mit Priestern, Mönchen und andern Leuten füllte. Ich las ihnen die

Geſchichte der Leiden Jeſu aus dem Evangelium Johannis vor, und begleitete ſie mit einigen Bemerkungen. Ich wollte nur Ein Kapitel leſen; aber ſie drangen immer in mich fortzufahren, bis es Mittag geworden war. Nach ihnen kamen die Prieſter von Coskuam mit vielen jungen Leuten zu mir. Sie hatten den Etſchege um ein Exemplar der Evangelien gebeten; aber dieſer ſchickte ſie zu mir, um meine Genehmigung einzuholen. Bald verloren ſie ſich in eine Menge nutzloſer Fragen, welche ich blos mit der Bemerkung beantwortete: Paulus habe den Chriſten geboten, leere Streitfragen zu vermeiden. Ich ermahnete ſie, ſich allein an die Bibel zu halten, weil alles, was nicht im Worte Gottes ſtehe, für den Glauben des Chriſten nichts austrage. Auf ihre Frage: ob ich ein Prieſter ſey? wollte mir ein Alaca die Hand küſſen, wie es im Lande gewöhnlich iſt; allein ich bemerkte, daß es einem Geiſtlichen nicht gezieme, ſich die Hand küſſen zu laſſen. Die abyſſiniſchen Prieſter ſind nämlich gewohnt, die Leute zu tadeln, welche bei ihrem Hineintreten in ein Haus nicht alſobald herbeikommen, ihnen die Hand zu küſſen.

Kaum waren die Prieſter von Coskuam fort, ſo füllte ſich meine Wohnung alſobald mit andern Leuten, denen ich Stellen der heiligen Schrift vorlas. Lu Ateka, welcher unter ihnen war, lenkte das Geſpräch auf das Gelübde der Eheloſigkeit. Er hatte eine hohe Meinung von den Mönchen; als ich aber von ihren böſen Werken ſprach, gab er es gerne zu; bemerkte jedoch, daß dieß nur auf einen Theil derſelben anwendbar ſey, und überdieß auch unter der Zahl der Apoſtel ein Judas ſich befunden habe. — Wenn auch wirklich alle Mönche fromme Leute wären, erwiederte ich, ſo würden ſie dadurch unrecht handeln, daß ſie ſich durch ihr Zurückziehen in ein Kloſter unbrauchbar für die Welt machen, da doch der Heiland von ſeinen Jüngern verlangt, daß ſie ihr Licht leuchten laſſen ſollen vor den Leuten. — Allerdings,

erwiederte

erwiederte er, würden die Mönche beſſer thun, wenn ſie das Volk unterrichteten, und den Familienvätern mit einem guten Beiſpiele voranleuchteten. — Das Gelübde der Eheloſigkeit, fuhr ich fort, iſt an ſich ſelbſt eine Sünde und demnach unerlaubt, wenn es ſich nur auf die eigenen Kräfte des Menſchen, und nicht auf die Gnade Gottes ſtützt. Denn nur dann können wir der Gnade Gottes vertrauen, wenn wir ſeine Gebote halten." — Lu Ateku erwiederte nachdenkend: „Ich habe die Sache nie in dieſem Lichte betrachtet. Ja, du haſt Recht, wir können nichts durch uns ſelbſt thun. Indeſſen glaubſt du nicht, daß die Mönche ſelig werden?" — „Sie werden ſelig, verſetzte ich, auf demſelben Wege, den uns der HErr angewieſen hat, wenn ſie mit Ernſt und Treue auf demſelbigen wandeln."

Den 27. Mai. Vormittags hatte ich viel mit Kranken zu thun, und nachher mit Lu Ateku eine der genußreichſten Unterhaltungen, wie ich ſie bis jetzt noch nie in Abyſſinien hatte, über die Liebe Gottes gegen uns, unſere Liebe zu Ihm, die Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge und das ewige Glück der Auserwählten bei dem HErrn. Es waren viele Leute zugegen, welche mit uns aufrichtig zu verlangen ſchienen, am Erbtheil der Heiligen Theil zu haben.

Den 28. Mai. Abermals war meine Wohnung von Sonnenaufgang bis 10 Uhr mit Menſchen angefüllt; aber ſie waren alle ſo ſtumpf, daß ich zu keiner Unterhaltung mit ihnen kommen konnte. Nachher beſuchte ich im Hauſe der Oiſoro Waleta, wo ſich die Leute wunderten, als ſie mich ſagen hörten, daß wir die Jungfrau Maria nicht anbeten. Aber kaum hatte ich einige Gründe genannt, warum wir dieß nicht thun, ſo ſagten Einige: er hat Recht; Andere ſchienen damit unzufrieden zu ſeyn. Da ich indeß für einen großen Gelehrten gelte, ſo wagte es keiner, mir öffentlich zu widerſprechen. Bei meiner Rückkunft nach Hauſe fand

ich zwei Brüder, Söhne des Königs Joas des Großen. Sie kamen von Begemder, um Marie zu bitten, mit Ubie und Saba Gadis Frieden zu schließen; aber er wollte sie nicht hören. Hierauf wendeten sie sich an die Priester, um Marie aufzufordern, sich mit seinen Gegnern zu versöhnen; aber diese tragen Bedenken, vom Frieden zu reden. Der Wuchs dieser beiden Männer so wie ihr Herz ist wahrhaft edel, und noch habe ich keine Glieder der königlichen Familie kennen gelernt, welche ihnen gleichen. Ihre Fragen an mich verriethen, wenn auch nicht große Kenntnisse, doch gesunde Urtheilskraft. Sie fragten viel über England, die Staatseinrichtungen des Landes und die Religion der Einwohner; und ich fühlte mich gerührt, die demüthige Lernbegierde dieser beiden Königssöhne zu sehen. Beim Abschied sagten sie zu mir: „Ihr seyd Christen wie wir, unsere Brüder, und darum bitten wir dich, unsere Familie und unser Land, das in großem Elend ist, deinem Volke zu empfehlen."

Den Nachmittag brachte ich mit Habeta Selasse und einem wohlunterrichteten Jüngling, Gebra Haiwat, und einigen Andern zu; und es lag mir daran, ihnen klar zu machen, wie schädlich es für den Glauben und die Liebe sey, in Sachen der Religion irgend eine andere Regel des Glaubens außer dem Worte Gottes gelten zu lassen. Nun denn, erklärten sie mit entschiedenem Tone: wir wollen nichts als das Bibelbuch. Die Anrufung der Heiligen erkannten sie alsobald als unnütz; auch das gaben sie zu, daß die bloße Wassertaufe nichts anderes sey, als ein sichtbares Zeichen von der Wiedergeburt des Herzens. Die Abyssinier glauben nicht an das Fegfeuer der Papisten; dennoch beten sie für die Todten, und glauben, daß die Seelen der Abgeschiedenen nur nach einer gewissen Zeit, deren Dauer sich nach ihrem Betragen, nach den Almosen und den Gebeten der Priester richtet, zur ewigen Seligkeit gelangen. Sie gaben alsobald zu, daß ihr Glaube in diesem Punkte

nicht auf das Wort Gottes gegründet sey. Ich höre von allen Seiten, daß der Etschege mich allen Priestern empfiehlt. Er schickte heute einige zu mir, daß ich über gewisse Glaubenspunkte, über welche sie mit einander streiten, nach dem Worte Gottes entscheiden soll.

Den 29. Mai. Diesen Morgen ging ich zu Alaka Stephanos, um mich mit ihm über den Weg zu berathen, den ich nach dem Lande Tigre einschlagen soll. Er sagte mir: er könnte mich jetzt durch die Provinz Lasta ziehen lassen; aber der Ras Marie habe von mir gehört, und es wäre nicht gut, wenn ich einen Umweg machen wollte, um ihm auszuweichen. Ich gedenke mit der nächsten Caravane vor dem Eintritt der wirklichen Regenzeit nach Adowa abzureisen. Der Alaka Stephanos meint es so gut mit mir, als ob ich sein Sohn wäre. Als ich in meine Wohnung zurück kam, fiel eine vornehme Dame mir zu den Füßen und sagte: „Ich habe sagen gehört, daß du Alles wissest; ich bitte dich, mir zu helfen. Ich habe Vermögen genug, dir zu geben, was du verlangst. Ich habe einen Sohn, welcher eine Frau hat, die ihm mehrere Kinder gebar. Nun hat ihm eine andere Frau einen Liebestrank eingegeben, und dieser läuft er jetzt beständig nach, ohne von seiner rechtmäßigen Frau und seinen Kindern etwas hören zu wollen. Ich bitte dich, mir ein Arzneimittel zu geben, daß er wieder zu den Seinigen zurückkehrt.“ — Nachher kam eine Schaar Jünglinge zu mir, denen ich die Natur des wahren Christenthums erklärte, woraus sie selbst den Schluß machten, daß die Abyssinier nur dem Namen nach Christen sind.

Den 30. Mai. Diesen Morgen ließ mich der Etschege zu sich rufen, um mit ihm zu frühstücken. Es waren einige der angesehensten Priester bei ihm, in deren Gegenwart er nun fast die ganze Glaubenslehre fragend der Ordnung nach mit mir durchlief. Am Ende der Unterhaltung sagte er: Wir sind in allen Haupt-

punkten einig, und haben jetzt den Abuna (Bischof) gefunden, den unsere Kirche bedarf. Hierauf fragte er mich, ob es auch Mönche in unserm Lande gebe? Nein, antwortete ich; zwar gibt es manche Leute, welche sich nicht verheirathen, aber sie begnügen sich, zu sagen: Heute bin ich ehelos, Gott allein weiß, was morgen für mich taugen wird.—Aber, fuhr der Etschege fort, die Mütze des heiligen Antonius und des Maccarius ist nicht nach England gekommen; bist du etwa mit dem Orden des heiligen Georg bekannt?— Wir kennen ihn, antwortete ich; aber wir glauben, daß das Gelübde der Ehelosigkeit eine Sünde ist, weil es auf eigener Gerechtigkeit ruht, mit Gottes Zwecken streitet, und auch im Worte Gottes nicht geboten ist.— Da denkst du anders als wir, sagte er; allein dieser Unterschied ist unbedeutend.— Nun ging das Gespräch auf die Priesterbeichte und die Absolution über. Da aber auf diesem Punkte die eigentliche Gewalt der Priester ruht, so wollte er mich hierin nicht verstehen, und sagte: Sobald wir uns wieder sehen, so fahren wir in dieser Unterhaltung weiter fort. Auf dem Wege nach Hause überfiel mich ein heftiger Hagelregen, und ich mußte in mehrern Häusern meine Zuflucht nehmen. Ich fürchtete, den Etschege mit meinen freimüthigen Aeußerungen beleidigt zu haben; allein bald schickte er mir einen seiner Bedienten nach, um sich freundlich zu erkundigen, ob ich wohlbehalten nach Hause gekommen sey.

Heute erhielt ich zum erstenmal Nachrichten von meinem Mitarbeiter Kugler von Adowa. Der Mann, der mir den Brief brachte, sagte mir: der Ras Marie wünsche, ich möchte zu ihm kommen. Ich weiß, daß wenn ich jetzt zu ihm ginge, ich Saba Gadis und Ubie beleidigen würde; wenn es aber wahr ist, daß er dem Cantiba Cassai befohlen hat, mich in 8 Tagen zu ihm zu bringen, so kann ich mich dessen nicht weigern. Man sagt, daß alle Häuptlinge den Frieden wünschen; aber geschlossen ist er noch nicht.

Den 31. Mai. Heute war ich zu Asoso, etwa 2 Stunden östlich von Gondar. Dieses Dorf gehört dem Etschege, und er selbst hat mich aufgemuntert, seine Kirche daselbst zu besuchen, welche sehr berühmt ist, weil der Abuna Tekla Haimanot hier gewöhnlich den Gottesdienst verrichtete. Indeß haben mir die Priester gesagt, daß sie vom Könige Basilides gebaut worden sey. Dieser König hat die Paptisten-Priester vor mehr als hundert Jahren aus dem Lande hinaus gejagt; und darum steht er in großem Ansehen in Abyssinien. Die Priester fragten mich, ob die Kirchen unseres Landes auf dieselbe Weise gebaut seyen wie die ihrigen? Ich machte sie nun mit der gewöhnlichen Gestalt unserer Kirchen bekannt, und nahm Gelegenheit, ihnen zu zeigen, wie sehr es Pflicht der Priester sey, das Evangelium zu predigen, und das Volk zu unterrichten, statt mit so vielen unnützen Ceremonien ihre Lebenszeit zuzubringen. Sie zeigten mir nun einige Bücher, einen großen goldenen Kelch, so wie ein Kreuz von Gold und Eisen, das als Geschenk für den Abuna Tekla Haimanot vom Himmel gefallen seyn soll. Solcher Kreuze gibt es noch mehrere in Abyssinien. Nun ging es an ein Fragen über die Salbung Jesu Christi. Ich ermahnte sie, bei diesem Punkte nicht stehen zu bleiben, sondern mit dem Inhalt der ganzen Bibel sich bekannt zu machen, und dem Volk in seiner Muttersprache die Lehre des Heils zu verkündigen. Asoso ist ein großes, wohlgelegenes Dorf; von dem Hügel, auf welchem die Kirche steht, überblickt man die ganze Ebene von Dembea und den Tzanna-See, so wie die Gebirge von Begemder, und jenseits des Sees die Berge von Kuogora, von denen das Bauholz für Gondar gebracht wird.

Auf dem Rückwege kehrte ich bei dem Cantiba Cassai ein, bei dem ich viele Leute antraf, welche alsobald Religionsgespräche mit mir anfiengen. Cassai sagte ihnen: Mich dünkt immer, ich sey nicht werth der Freund Samuels zu seyn; er ist ein Priester Gottes, wie wir

keinen im Lande haben, und ist nach Abyssinien gekommen, um uns das Evangelium zu verkündigen und uns zu unterrichten.

Sechster Abschnitt.

Verlängerter Aufenthalt des Missionars Gobat zu Gondar.

Den 1. Juni 1830. Früh Morgens, so fährt Missionar Gobat in seinem Tagebuch fort, machte ich dem König einen Besuch, um ihn, wie man zu sagen pflegt, über den Tod seiner Gemahlinn zu trösten, welche vorgestern gestorben ist. Ich fand in seinem Pallaste eine große Menschenmenge, welche weinten, indem sie nach dem dumpfen Tone einer Trommel ein Klagelied anstimmten. Gestern standen fast alle Einwohner der Stadt um den Pallast umher, welche den gleichen Todtengesang anstimmten. Wenn jemand stirbt, so sammeln sich acht Tage lang seine Verwandten und Freunde jeden Morgen in seinem Hause, um ihn zu trösten; das heißt: sie gehen in den Hof seiner Wohnung, wo der Trauernde in Trauerkleidern auf dem Boden sitzt, und schweigen eine Zeitlang stille, bis diejenigen, die weinen können, zu weinen anfangen; worauf die Uebrigen wenigstens also thun, als ob sie Thränen aus den Augen wegzuwischen hätten; und steht man auf, um wegzugehen, so sagt jeder mit leiser Stimme zu ihm: „Gott tröste dich." Wer bei dieser Ceremonie sich nicht einfindet, wird nicht als Freund des Trauernden betrachtet.

Von hier besuchte ich den Etschege, bei dem ich den Alaka Stephanos antraf, mit welchem ich Tags zuvor eine Unterhaltung über die Mittel gehabt hatte, den politischen Zustand Abyssiniens zu verbessern. Ich vermeide wo möglich jedes politische Gespräch; aber

aus Veranlaſſung der gegenwärtigen Unruhen und des Elendes der königlichen Familie that Stephanos die Frage an mich: ob wohl die Engländer nichts thun würden, wenn man ſie um ihre Beihülfe anſpräche? Ich antwortete: ich wiſſe nur, daß ſeit 20 Jahren die Engländer die Freundſchaft der Abyſſinier geſucht hätten, und daß ſie vielleicht bereit wären, ihnen Handreichung zu thun, wenn man ſie darum anſpräche. Hierauf fragte er mich: auf welche Weiſe man ſich dabei zu benehmen hätte? Und ich antwortete ihm: ich würde ihnen rathen, einen Brief zu ſchreiben, den ich nach England zu befördern mich anheiſchig mache; daß ich aber zum voraus erkläre, daß ich mich nie und auf keinerlei Weiſe in ihre bürgerlichen Angelegenheiten miſchen werde. Heute ſprach nun Stephanos mit dem Etſchege über dieſen Gegenſtand; und dieſer erwiederte ihm leiſe in äthiopiſcher Sprache: man müſſe langſam thun, weil man ſich nicht ſobald den Fremden anvertrauen könne. Hierauf erzählte er ihm die traurigen Unruhen, welche einſt unter der Regierung des Kaiſers Susneus und ſeines Sohnes Waſſil (Baſilides) im Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts durch die Einmiſchung der Fremdlinge Statt gefunden hätten. Der Etſchege meinte, ich verſtehe die alt-äthiopiſche Sprache nicht; und da ich nicht geheimnißvoll in der Sache handeln wollte, ſo fiel ich ihm in die Rede, indem ich ihm ſagte: daß mir dieſe ganze Geſchichte wohl bekannt ſey; worauf er mich bat, ich möchte ſie zuverläſſiger und umſtändlicher erzählen, als er ſie kenne.

Den 2. Juni. Dieſen Morgen ließ mich der König zu ſich rufen, um mich mit einem ſeiner Freunde bekannt zu machen, welcher mir ein eben ſo unbedeutender Mann, wie er ſelbſt, zu ſeyn ſcheint. Hierauf brachte ich einige Stunden mit Habeta Selaſſe zu, welcher mir ſagte, er und ſeine Freunde wären überzeugt, die Engländer ſeyen wahre Chriſten, weil ich die heiligen Schriften umſonſt verbreite. Wir ſind nur

dem Namen nach Christen, fügte er hinzu, denn wir geben nichts umsonst her; selbst unsere besten Priester unterrichten nur um Bezahlung. Er sagte mir auch, daß wenn ich bald nach Gondar zurückkomme, um mit ihm den Gallas das Evangelium zu predigen, so wäre sein Plan, einige Jahre in Schoa sich aufzuhalten, um dort zuerst eine Anzahl frommer Jünglinge zu unterrichten, und diese als Schullehrer mit uns zu nehmen. Indeß kam Gebra Haiwat herbei, und fieng sogleich an zu sagen: „Mich verlangt von Herzen, Jesum Christum kennen zu lernen; aber ich möchte aus dem Worte Gottes gerne Alles erfahren, was man von Ihm wissen kann; denn ich sehe ein, daß deine Behauptung richtig ist: daß der Christenglaube durch menschliche Schriften vielfach verdunkelt worden ist. Du hast vor einigen Tagen die Salbung der israelitischen Könige, der Hohenpriester und Propheten mit der Salbung Jesu Christi verglichen, welche durch dieselbe in dieses dreifache Amt eingeweiht wurden. Ich begreife wohl, daß Jesus nur als Mensch Hoherpriester und Prophet seyn kann; aber kannst du mir auch einige Stellen des Bibelbuches zeigen, welche darthun, daß Jesus gleichfalls als Mensch ein Richter und König der ganzen Welt ist? denn Er ist ja König und Richter wie Gott." — „Eine einzige Stelle mag genügen, sagte ich, um dir dieß klar zu machen. Lies nur das Ende des 25sten Kapitels im Evangelio Matthäi." — Nachdem er diese Stelle gelesen hatte, schlug er sich an den Kopf, und rief aus: „Dancoro, dancoro nagne! (ich Unwissender, ich Unwissender!) wie oft habe ich diese Stelle gelesen, ohne zu finden, was ich jetzt darin erblicke; es ist ja des Menschen Sohn, der die Welt richten wird. Diese Stelle ist vollkommen genügend." Nun kam noch ein dritter Schüler des Alaka Waldab hinzu, mit denen ich mich über die Mittel unterhielt, den religiösen Zustand Abyssiniens zu verbessern. Mein Hauptzweck dabei war ihnen zu zeigen, daß man das

Volk mit dem ganzen Inhalt der heiligen Schriften bekannt machen müsse, und daß außer der Schrift nichts als Quelle der Glaubenslehre gelten dürfe.

Den 3. Juni. Heute war mein Haus wieder den ganzen Tag mit Menschen angefüllt, unter denen auch der Oberpriester von Cosnam sich befand. Dieser hatte sich beleidigt gefunden, daß ich ihm vor wenigen Tagen gesagt hatte: es schicke sich nicht, daß sich ein Priester die Hände küssen lasse; und er fragte mich daher nach den Gründen dieser Aeußerung. Ich bemerkte ihm bloß: die Priester seyen die Brüder der Andern, und nicht die Beherrscher derselben, und haben deßwegen Ursache, demüthig zu seyn; in der Welt küsse man gewöhnlich nur dem die Hand, den man als den Obern anerkenne. Uebrigens sey dieß Landessitte, und habe so lange keine sittliche Bedeutung, als der Priester nicht eine Nahrung des Stolzes daraus ziehe, und die Andern nicht ein verdienstliches Werk daraus machen. Nun fragte er nach meiner Ansicht über die Priesterbeichte und die Absolution. „Euere Priesterbeichte, sagte ich, ist die Ursache von dem sittlichen Verfall des Landes. Ihr theilet die Sünden in gewisse Classen gröberer Vergehen und leichterer Uebertretungen ein, indeß doch das ganze Leben eines unwiedergebornen Menschen ein fortlaufender sündhafter Zustand ist, so daß es dem Menschen ganz unmöglich ist, seine Sünden zu zählen, um sie der Reihe nach dem Priester zu beichten. Nach dem Verhältniß des Sündenbekenntnisses stellet ihr nun eine Strafbusse fest, welche durchaus nicht biblisch, in vielen Fällen den klaren Aussprüchen des Wortes Gottes zuwider, und in jedem Falle mit dem Geist des Evangeliums im Widerspruche ist. Denn ihr weiset den Menschen an, seine Rechtfertigung in den Werken, und nicht im Glauben an Jesum Christum zu suchen. Der Priester setzt sich an die Stelle Gottes, und vergibt die Sünden, wie es ihm wohlgefällt. Auf diesem Wege schläfert ihr euer Volk in der Sünde ein, und führt

dasselbe an den Rand des Verderbens hin. Die Pflicht des Priesters ist: den Menschen ihren sündhaften Zustand fühlbar zu machen, und sie das Heilmittel für denselben in dem Evangelio Christi finden zu lassen. Wenn der Sünder, von seinem innern Verderben lebhaft durchdrungen, nicht bloß eine gewisse Anzahl von Sünden, sondern den ganzen Zustand seines Herzens einem erleuchteten Priester aufschließt; wenn ihm dieser nun aus dem Worte Gottes das Gefahrvolle seines Zustandes theilnehmend aufdeckt, ihn zum Kreuze des Erlösers hinführt, und ihn aus dem Evangelio Christi versichert, daß der Sünder, der wahrhaft Busse thut, und zu der Gnade Christi im Glauben seine Zuflucht nimmt, Vergebung von Gott empfangen soll: so ist dieß die wahre Beichte, welche Christen geziemt, die an das Evangelium von Herzen glauben." — Er konnte mir nichts hierauf antworten, und die Andern winkten mir Beifall zu.

Den 5. Juni. Die Regenzeit hat bereits begonnen. Der Alaka Stephanos versicherte mich heute, wenn ich vor Eintritt des Winters nicht wieder nach Tigre zurückkehren könne, so wolle er den 44 Kirchen, die im Distrikte Gondar sich befinden, die Verpflichtung auferlegen, mir den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen. Ich weigerte mich, dieses freundliche Anerbieten anzunehmen, so lange mir immer der HErr ein anderes Mittel verschaffe, meinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. — Meine kleine Baarschaft ist nun völlig ausgegangen, und noch ist keine Möglichkeit vorhanden, sicher nach dem Tigre-Lande zu kommen. Aber einer meiner Leute will mir zehn Thaler leihen, die er besitzt, und dann wird Gott wieder sorgen.

Fast alle Tage läßt mich die Oisoro Hiruti einladen, sie zu besuchen. Sie ist die Tochter der Oisoro Ester, von welcher Bruce in seiner Reisebeschreibung spricht, und war die Gemahlinn des Königs Tekla Georgis; auch wird sie jetzt noch Königinn (Itige)

genannt. Sie war vormals sehr reich, soll aber nunmehr in den dürftigsten Umständen sich befinden. Indeß fand ich heute mehrere Priester bei ihr, was immer ein Zeichen ist, daß sie noch etwas besitzt; denn bei den armen Leuten trifft man selten einen Priester an. Die Priester fiengen sogleich an, mich wieder über die Salbung Christi zu fragen. „Ihr laufet in ewigem Zirkel umher, sagte ich ihnen, gleich als ob der heilige Geist den ganzen übrigen Inhalt der Bibel nicht für euch hätte schreiben lassen. Wie viel besser wäre es, wenn ihr einmal die Frage ernstlich thätet: Was sollen wir thun, daß wir selig werden? und jetzt, wenn ihr selbst den Weg des Heils gefunden hättet und darauf wandeltet, auch euer Volk auf diesen Weg hinführen würdet. Denn ein Mensch kann in diesem Punkte so rechtgläubig wie möglich seyn, und dennoch seine Seele für immer verlieren. Ich bestreite ja euere Ansicht über diesen Punkt nicht; aber das sage ich: wenn ihr bei all eurer Rechtgläubigkeit nicht selbst mit dem heiligen Geiste gesalbt und von neuem geboren werdet, so könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen." — Hierauf machten sich einige Priester, ohne etwas zu sagen, fort, und die andern thaten noch einige Fragen über die neue Geburt.

Den 6. Juni. Sonntag. Es ist heute das Pfingstfest der Abyssinier; aber dennoch wußte ein Priester, welcher mich besuchte, nicht, warum die Kirche diesen Festtag feiert. Nachmittags kam der Beichtvater des Königs und ein junger Mann von Begemder zu mir, welcher ziemlich gut unterrichtet ist. Ich sprach mit ihnen von der Liebe Gottes gegen uns, und wie unser ganzes Leben ein fortlaufendes Zeugniß unserer Liebe gegen Ihn seyn sollte. Bemerkungen dieser Art machen immer einen tiefen Eindruck auf die Gemüther der Abyssinier; aber sie sind leicht und unbeständig in allem, was nicht eingewurzeltes Herkommen ist. Sie fragten mich nach der besten Art des Gebetes; und ich erklärte

ihnen nun das wahre Wesen des Gebets als den Ausdruck der Empfindungen eines demüthigen Herzens. — Wenn die Abyssinier vom Gebet reden, so verstehen sie darunter gemeiniglich das Lesen irgend eines Buches, das von der Religion handelt. Dabei glauben sie, daß die Psalmen die besten Gebete seyen; nicht darum, weil sie selbst von Gott sich erflehen wollen, was David sich erflehte, sondern sie meinen, wenn man nur die Psalmen lese, oder durch Andere lesen lasse, so sey man gegen den Einfluß böser Geister gesichert; das heißt: man sey vor körperlichen Krankheiten bewahrt, welche sie gewöhnlich der Einwirkung böser Geister zuschreiben.

Den 7. Juni. Heute wimmelte es wieder von Menschen in meinem Hause. Ich hatte mit Gebra Haiwat eine lange Unterhaltung über den Ursprung des Bösen im Herzen des Menschen, und suchte ihm zu zeigen, daß die Sünde gemeiniglich ihren Grund im Mangel am Glauben an Gott habe. Nun ging er auf die Heiligen-Verehrung über, und gestand am Ende, daß die ersten Christen nur den HErrn angebetet haben. Ich bemerkte hiebei, wie bei den andern Abyssiniern, daß sie sich sehr fürchten, sich eines Mangels an Ehrfurcht gegen die Heiligen schuldig zu machen. Nicht, als ob sie glaubten, Gott dadurch zu beleidigen, wenn sie die Heiligen nicht verehren, sondern weil sie fürchten, letztere möchten bei Nacht kommen, und sie ums Leben bringen. Ich weiß nicht, wie weit die Reisenden Recht hatten, wenn sie behaupten: man dürfe in Abyssinien nichts gegen die Jungfrau Maria und die Heiligen sagen, wenn man sich nicht großer Gefahr aussetzen wolle; täglich stosse ich gegen ihre Vorurtheile in diesem Stücke an, und ich habe noch keinen gesehen, welcher deßhalb böse auf mich geworden wäre. Vielmehr werde ich täglich gewahr, daß ich unter dem Volk in demselben Grad an Achtung gewinne, je schärfer ich gegen ihre Priester angehe. Sie schließen daraus, daß ich kein Schmeichler bin wie jene, und daß ich die

Lüge nicht ertragen kann. Dabei ist es mein steetes Bemühen, die Sache, der es gilt, kräftig zu vertheidigen, und dabei zugleich die schonendste Weise festzuhalten. Alle, die mich nunmehr besuchen, wollen die Evangelien haben; und hätte ich tausend Exemplare derselben, so könnte ich sie auf die nützlichste Weise austheilen. Anfangs betrachtete man die heiligen Schriften in der Volkssprache (der amharischen) mit einer gewissen Gleichgültigkeit, und schien dieselben in der alt-äthiopischen Sprache weit vorzuziehen, obgleich das Volk diese Sprache nicht versteht; seitdem aber der Etschege angefangen hat, die sechs Exemplare, welche ich ihm schenkte, unter die vornehmsten Alakas (Gelehrten) auszutheilen, hat sich diese Ansicht ganz verändert. Es gibt selbst viele Priester, welche behaupten, man solle die äthiopische Bibel ganz auf die Seite setzen, und das Wort Gottes nur in der amharischen Sprache lesen, damit es von jedermann verstanden werde. Ein Priester sagte mir heute: „Ich bedaure sehr, dich nicht kennen gelernt zu haben, als du noch amharische Evangelienbücher zu vertheilen hattest; indeß freut es mich doch von Herzen, daß du diesen guten Samen fast in allen Theilen Abyssiniens ausgestreuet hast. Gott gebe, daß er allenthalben Früchte trage." — Zugleich vernehme ich, daß in verschiedenen Gemeinden die amharischen Evangelien abgeschrieben werden. Ich konnte sie nicht verkaufen, denn außerdem, daß ich mit denselben Geschenke zu machen hatte, sind die Abyssinier im Innern des Landes so arm, daß sie unter den gegenwärtigen Kriegsunruhen kaum ihre dringendste Lebens-Nothdurft erschwingen können.

Den 8. Juni. Diesen Morgen kaufte meine Hauswirthinn einen Krug Honig auf dem Markt für mich, welchen ihr unterwegs die Soldaten des Achaber mit Gewalt abnahmen. Ich schickte nun meinen Diener mit ihr zu Achaber, welcher alsobald ihr den Topf zustellen ließ, indem er zu ihr sagte: „Warum hast du

dem Samuel es hinterbracht, daß meine Leute seinen Honig weggenommen haben? Hättest du nicht sogleich zu mir kommen können, ohne jemand etwas hievon zu sagen? denn ich werde nie zugeben, daß ihm das geringste Unrecht widerfahre. Gehe hin und sage keinem Menschen, was geschehen ist." Seit einiger Zeit ist fast kein Honig mehr zu kaufen, deßwegen halten die Gewaltigen der Stadt Soldaten auf dem Markt, um den Honig mit Gewalt wegzunehmen.

Ich las heute mit Habeta Selasse Matth. 24. Der Alaka Waldab hatte dasselbe diesen Morgen seinen Schülern erklärt; aber Selasse war nicht damit zufrieden. Ich fragte ihn, wie sie es machen, um die Bibelerklärungen zu behalten, welche sie von Waldab hören, da sie dieselben nicht nachschreiben? worauf er mir sagte: sie kommen in der Woche Einmal zusammen, lesen den Bibeltext, und Einer frage den Andern um die Erklärung desselben. Er versicherte mich, Waldab besitze die ganze Bibel, welche die Abyssinier die 81 Bücher nennen. Ich fragte ihn: wie viel die äthiopische Bibel kosten würde, wenn man sie ganz kaufen wollte? worauf er mir antwortete, daß man sie bisweilen um den Preis von 100 Thalern haben könne. Seitdem die Obrigkeit kein Ansehen mehr habe, fügte er hinzu, studire man auch nicht mehr, und kümmere sich nichts um Bücher. Wer ein Priester werden will, lernt ein Kirchenbuch singen, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Unser Land bedarf eben durchaus einer gänzlichen Reformation.

Den 15. Juni. Ich war mehrere Tage unwohl, und konnte niemand sehen. Heute füllte sich wieder von Morgen bis Abend mein Haus mit Menschen an, denen ich, einem jeden nach seiner Fassungskraft, so gut ich konnte, das theure Evangelium verkündigte, während das Fieber mich immer wieder anzufallen drohte. Die Heilung des Bruders der Oisoro Waleta, den jedermann für einen Besessenen hielt, hat mich in großes Ansehen gebracht. Einige halten mich für einen

Arzt, Andere für einen Heiligen. Die Kranken werden von Dembea und Begemder herbei gebracht. Auch laufen die Prieſter von allen Orten herzu. Wenn ſie in ihren Religionsſtreitigkeiten nicht einig werden können, ſo berufen ſie ſich auf meine Entſcheidung. Ich ſage ihnen immer meine Ueberzeugung frei heraus, und beweiſe dieſelbe mit Bibelſtellen, welche mir Gelegenheit geben, ſie auf ihr Herz zurückzuführen. Bei Fragen, über welche die Bibel nichts geoffenbaret hat, beſchränke ich mich immer zu ſagen: Gott hat es nicht geoffenbaret; wir wiſſen nichts hievon. Merkwürdig iſt es, daß mir nichts ſo ſehr das Vertrauen der Menſchen einbringt, als wenn ich ſage: „ich weiß es nicht.“ Ein junger unwiſſender Prieſter, Gebra Kidane, den ich kürzlich darauf aufmerkſam machte, wie gefährlich es ſey, ſelbſt blind zu ſeyn, und doch Andere leiten zu wollen, beſucht mich jetzt alle Tage. Anfänglich fand er, daß das Leſen der Evangelien in der amhariſchen Sprache ihm viel ſchwerer falle als die äthiopiſchen Pſalmen, welche er nicht verſteht, und die er auswendig gelernt hat; jetzt ſcheint er aber aufrichtig zu verlangen, das Wort Gottes kennen zu lernen.

Geſtern Morgen kam Gebra Haiwat ſchon frühe herbei, um mir zu ſagen: ich habe kürzlich Unrecht gehabt, wenn ich behauptete, die Jungfrau Maria ſey eine Sünderinn wie wir, und bedürfe derſelben Gnade Gottes wie wir, um ſelig zu werden. Er habe in einem Buche geleſen, daß die Welt durch die Jungfrau Maria geſchaffen worden ſey. — „Euer Buch hat ſehr Unrecht, ſagte ich, und ich muß dir ſagen, daß ſein Verfaſſer ein Lügner iſt; denn das Wort Gottes behauptet: die Welt ſey durch Jeſum Chriſtum und zu ſeiner Ehre geſchaffen.“ — Jetzt ſchlug er ſich an den Kopf und ſagte: „Du haſt doch wohl Recht, wenn du behaupteſt, man müſſe ſich nur an das Wort Gottes halten.

Den 16. Juni. Geſtern und heute iſt wieder Alles auf's Neue mit Krieg beſchäftigt. Es kommt ein Eilbote

um den andern, anzusagen, daß der Ras Marie den Ubie in einem Treffen geschlagen habe. Letzterer ergriff die Flucht, nachdem er mehr Leute getödtet hatte, als er selbst verlor. Die Freunde des Marie freuen sich nur mit Zittern, weil sie fürchten, Ubie habe seine Feinde nur in die Berge gelockt, damit sie ihm nicht entwischen möchten. Alsobald fiengen nun die Soldaten des Cantiba Cassai an, die Freunde des Ubie in der Stadt auszuplündern. Man rathet mir, in das Quartier des Etschege zu fliehen, weil jedermann weiß, daß ich ein Freund des Ubie und des Saba Gadis bin. Da alles, was ich spreche, augenblicklich in der Stadt verbreitet wird, so pflege ich immer zu sagen: Wenn ich mich in der Freundschaft des Cassai und des Achaber täuschte, was würde es mich nützen, meine Zuflucht zu dem Etschege genommen zu haben?

Den 17. Juni. Ich hatte heute mit Habeta Selasse und einigen Andern eine lange Unterhaltung über die Erbsünde und die Kindertaufe. Viele Abyssinier glauben: der Tod sey seit der Schöpfung des Menschen eine natürliche Folge seiner körperlichen Beschaffenheit, und Adam wäre gestorben, auch wenn er nicht gesündigt hätte. Die Meisten indeß, und besonders die Priester sind der Meinung, mit der Zeugung des Menschen gebe ihm Gott eine in ihrer Art vollkommene Seele, welche weder des Wachsthums noch der Entwicklung bedürfe, und nur die körperliche Schwachheit eines Kindes verhindere die Aeußerungen seiner bereits entwickelten Geisteskräfte bis zum Augenblick seiner Taufe hin, die beim männlichen Kinde am vierzigsten, beim weiblichen aber am achtzigsten Tage zu geschehen pflegt; zu welcher Zeit sodann das Kind sich vollkommen bewußt ist, was mit ihm vorgeht. Hieraus schließen sie nun, daß es im Augenblick seiner Taufe an Christum glaube, und demnach von allen Sünden gereinigt und neugeboren werde, und daß, wenn ein Kind vor seiner Taufe sterbe, dieß um

irgend

irgend einer Sünde willen geschehe, die es vor oder unmittelbar nach seiner Geburt begangen habe. Jedoch nehmen sie dabei nicht an, daß ein solches Kind verloren gehe, und eben so wenig, daß es selig sey; sondern daß es sich in einem Zustande des beständigen Schlafes befinde. Die Abyssinier lassen sich leicht überzeugen, daß eine solche Ansicht dem Worte Gottes und der Erfahrung widerspricht; aber dessen ungeachtet kommen sie immer wieder auf dieselbe zurück, weil vielleicht die Priester ihre Rechnung dabei finden. Ein Kind empfängt alsobald nach seiner Taufe das heilige Abendmahl, und genießt dasselbe bis zu seinem zehnten bis zwölften Jahr. Von dieser Zeit an bis zum vierzigsten Jahr sieht man höchst selten einen Abyssinier beim heiligen Abendmahl; auch wird es für eine Art von Schimpf gehalten, an demselben in diesem Alter Theil zu nehmen. Ist einer mit mehrern Frauen verheirathet, so würden noch überdieß die Priester zum heiligen Abendmahl zu gehen ihm nicht gestatten, bis er alle seine Beischläferinnen entlassen hätte. Mit dem Abendmahl ist gewöhnlich die Beichte verbunden. Meistens haben die Abyssinier nur Eine rechtmäßige Gattinn auf Einmal, die sie indeß aus leichten Gründen entlassen; aber sie dürfen sich nicht öfter als dreimal verehelichen. Verliert ein Mann seine dritte Gattinn durch den Tod oder durch Ehescheidung, so darf er nicht mehr das heilige Abendmahl genießen.

Die Abyssinier nennen die Einweihung des Brodes und Weines beim Abendmahl „Verwandlungen" (Melawat); sie scheuen sich aber, eine Erklärung über diesen Ausdruck zu geben. Nöthigte ich sie dazu, so sagten sie gewöhnlich: Die Natur des Brodes und des Weines werde nicht verändert, beides bleibe, was es sey; wer es aber im Glauben genieße, empfange mit demselben Jesum Christum, und darum nennen sie auch das geweihte Brod den Leib, und den gesegneten Wein

das Blut Christi. — Abermals ist die Rede davon, daß die Großen des Landes mich zum Abuna machen wollen, daß aber die Sache Widerstand finde.

Den 18. Juni. Heute ist das Fest des heiligen Michaels, und mehrere Priester verlangten von mir, hinzugehen, um die Kirche zu küssen, welche ihm geweiht ist. Ich wollte solches nicht thun, und dieß gab Gelegenheit zu mancherlei Gesprächen über Heiligen-Verehrung. Die Abyssinier gehen nicht in die Kirche, um das Wort Gottes zu hören oder zu beten, sondern nur, um die Kirche zu küssen; und wollen sie im guten Sinne des Wortes von einem Menschen sagen, er sey fromm, so nennen sie ihn einen Kirchenküsser.

Ich machte der Oisoro einen Besuch, um ihr Glück zu wünschen, daß letzten Sonntag ihr Sohn nicht im Treffen gefallen ist. So bringt es die Sitte des Landes mit. Die Abyssinier schlagen sich nicht gerne am Sonntag; aber Marie ist ein geborner Galla, und zieht den Sonntag jedem andern Tage vor, um ein Treffen zu liefern. Seine Soldaten werden auch gewöhnlich Gallas genannt. Bei meiner Rückkehr fand ich viel Volks vor meiner Wohnung versammelt; ich hieß sie hineingehen, aber das Haus konnte sie nicht alle fassen. Es waren etwa acht Priester von Cosnam dabei, welche sich zuvor über die Punkte verständigt hatten, über welche sie mich fragen wollten. Beim Anblick dieses hungernden und verlassenen Volkes wurde mein Herz von Liebe und Mitleid erfüllt, und ich hielt ihnen jetzt eine Predigt über die Bekehrung des Sünders zu Gott. Die Leute waren so aufmerksam, wie in irgend einer protestantischen Kirche Europas. Nach der Predigt reichten mir die Priester die Hand, und die Versammlung ging still und nachdenkend auseinander. Ich dankte dem HErrn, der meine Zunge gelöst hatte; denn ich sprach wenigstens eben so fließend wie ein Aethiopier, während ich oft in zeitlichen Dingen den rechten Ausdruck nicht gleich finden kann.

Ich weiß noch nicht, ob ich vor der Regenzeit von hier wegkommen werde; die Kaufleute fürchten sich, mit ihrer Caravane nach Massowa zu ziehen. Vormals wanderten sie furchtlos durch zwei feindliche Heere hindurch; aber dem Marie traut keiner, und auch ich habe keine Lust durch ein zerstörtes Land den Weg zu machen. Indeß sind für den kommenden Winter nur noch zwei Thaler in meinem Beutel, und alles ist jetzt sehr theuer zu Gondar, und oft kaum um Geld zu bekommen. Mein Diener lief acht Tage umher, um ein Stückchen Weizenbrod zu erhalten; aber Er, der die Vögel unter dem Himmel ernährt, wird auch uns erhalten nach seiner Weisheit. Noch habe ich mit meinen Leuten nicht Hunger leiden dürfen, und wir haben angefangen, auf die Jagd zu gehen. Gestern zog ich mit einem meiner Diener auf einen benachbarten Berg, um Nahrung zu suchen; aber wir konnten nur zwei Rebhühner schießen. Heute brachten meine Leute eine schöne Gazelle, welche so schwer war, daß zwei derselben sie kaum tragen konnten. Ich sehe, daß es besser ist, von der Jagd zu leben, als zu betteln, besonders zu einer Zeit, wo die Einwohner selbst kaum die äußerste Nothdurft haben.

Den 19. Juni. Heute kamen der Etschege und ich hart an einander. Er versuchte es, in den scharfsinnigsten Wendungen, die ich ihm nicht zugetraut hätte, mich zu seinen Ansichten über verschiedene Glaubenslehren überzuführen; und mir blieb nichts übrig, als bei dem klaren und einfachen Sinne des Wortes Gottes stehen zu bleiben. Oft kommt mir zu Sinn, ich solle mich in Streitigkeiten dieser Art gar nicht einlassen; aber wenn Dinge behauptet werden, welche mit den Hauptwahrheiten des Wortes Gottes im Widerspruche liegen, so kann ich doch nicht schweigen. Ich war den ganzen Tag mit dem Etschege und noch mehr mit mir selbst sehr unzufrieden; denn ich hatte ein hartes Herz, und auch die klarsten Bibelstellen standen mir nicht zu

Gebot. Seitdem ich in Abyſſinien bin, wechſelt meine Meinung von den Abyſſiniern faſt jeden Tag. Das Einemal freue ich mich in der Hoffnung, daß unſere abyſſiniſche Miſſion bald zur Verherrlichung Gottes und zur Rettung dieſes armen Volkes mit dem herrlichſten Erfolg werde gekrönt werden; ein andermal bin ich traurig und niedergeſchlagen, weil es mir vorkommt, als ſey jeder Rettungsverſuch vergeblich. Bisweilen ſchenkt mir Gott die Gnade, alle meine Sorgen auf Ihn zu werfen.

Den 20. Juni. Sonntag. Heute beſuchte mich eine Judenfrau, welche man zu Gondar als Königinn der Zauberer betrachtet. Sie hängt von ganzer Seele an ihrem Volk und an ihrem Geſetz, und hat ganz die unruhige Geſchäftigkeit einer alten Jüdinn. Sie kam, mich zu fragen, ob ich wirklich einen gelehrten Falaſcha (Juden) zu ſehen verlange, wie man ihr geſagt habe? und verſprach, mir einen ſolchen zuzuführen, obgleich der gelehrte Rabbi ihres Volkes zu Tſchelga wohne. Es waren verſchiedene Leute in meinem Hauſe, die ſich ein Geſchäft daraus machten, einen Religionsſtreit mit der alten Frau anzuknüpfen; aber dieſe ſtopfte ihnen bald den Mund. Ich fragte ſie, ob ſie wiſſe, um welche Zeit die Falaſchas nach Abyſſinien gekommen ſeyen? Sie gab mir hierauf zur Antwort: Salomo habe mit der Königinn von Saba einen Sohn gezeugt, Menile genannt, der ihm ſo ähnlich geweſen ſey, daß die Bewohner von Jeruſalem ihn für Salomo ſelbſt gehalten haben. Dieſen Sohn habe er nun nach Abyſſinien geſandt, um Beſitz von dieſem Lande zu nehmen; und Menile ſey mit der Bundeslade und einer Menge Volkes nach Abyſſinien ausgezogen. Aber unterwegs habe er am Sabbath mit der Bundeslade über einen Fluß geſetzt, und ſey bald darauf mit einem großen Theil ſeines Volkes Chriſt geworden. Falaſchas heißen nur die Nachkömmlinge derer, welche das Geſetz lieb hatten, und am Sabbattage nicht mit ihm über den

Fluß ziehen wollten. Die Bundeslade befinde sich heute noch zu Axum; sie sey aber nur für die Falaschas zugänglich, und die Christen dürfen ihr nicht nahe kommen. Wenn ein gelehrter Falascha dieser Stelle sich nähere, wo die Bundeslade stehe, so spalten sich die Mauern so lange entzwei, bis er wieder von der Stelle weiche, u. s. w. Die Falaschas haben dieselbe Tradition von der Vergangenheit wie die Christen dieses Landes, und so lange ich keinen wohlunterrichteten Juden antreffe, kann ich nichts Sicheres über sie erfahren.

Ich lief bei allen Kaufleuten meiner Bekanntschaft umher, um einen unter ihnen zu finden, der Muth genug hätte, mit mir nach Tigre zu gehen. Ein einziger, Stif Angeda, war hiezu bereitwillig; aber die Priester widersetzten sich, und drohten ihm, wenn er mich begleiten würde. Auf diese Weise muß ich mich entschließen, die Regenzeit allein zu Gondar zuzubringen. Der Ras Marie hält sich gegenwärtig zu Antschateab auf, und soll, wie man sagt, alles Land umher zerstören lassen. Ziehen seine Soldaten aus, um zu plündern, so gebietet er ihnen, keine Menschenseele, und selbst die Priester nicht am Leben zu lassen.

Den 22. Juni. Heute kam die Jüdinn wieder zu mir und brachte mir ihren Sohn. Das Volk, das in meiner Wohnung war, verlangte, ich solle sie nicht herein lassen, weil sie die gefürchtetste Zauberinn sey; und sie fingen nun an, mir ihre schauerlichen Geschichten, eine um die andere, zu erzählen. Als ich nun mit der Jüdinn sprach, wurde ihnen für mich sehr bange; indeß äußerten die meisten: die Zauberer hätten keine Gewalt über einen Menschen, welcher die Bibel kenne. Die Abyssinier sind fast durchgängig der Meinung, die Gallastämme würden bereitwillig das Christenthum annehmen, wenn ihnen dasselbe durch Missionarien gebracht würde.

Den 24. Juni. Seit drei Tagen wollte ich immer Briefe schreiben, da ich vernehme, daß drei junge Leute

die Reise nach Tigre zu machen entschlossen sind; aber meine Wohnung war unaufhörlich mit Menschen so angefüllt, daß ich keinen einzigen Brief vollenden konnte. Man spricht allgemein in der Stadt von den Unterredungen, welche ich über die Beichte mit den Priestern hatte, und ein jeder, der zu mir kommt, fängt von der Sache an. Dabei erzählt man sich schauerliche Dinge über die unmenschliche Grausamkeit, welche Marie im Lande verübt. Ich suche es den Leuten fühlbar zu machen, daß die Ursache ihres großen Jammers darin liege, weil sie den HErrn, ihren Gott, verlassen haben, der nun auch seine Hand von ihnen abziehe; dieß wird von Allen bereitwillig anerkannt. Dabei trage ich kein Bedenken, die Priester als die eigentlichen Werkzeuge zu nennen, durch welche dieses namenlose Elend im Lande überhand genommen hat, was gleichfalls die Zustimmung der Meisten findet. Sage ich ihnen nun, daß sich der Zustand ihres Volkes und Landes so lange nicht bessern werde, bis sie sich wahrhaftig zu Gott bekehren, so sehen sie sich einander stillschweigend an, und bisweilen höre ich eine Stimme sagen: Sehet da den einzigen Mann im Lande, der sich nicht fürchtet, uns die Wahrheit zu sagen.

Den 26. Juni. Heute war es schlechtes Wetter, und ich konnte nur dem Achaber einen Besuch machen. Da er mir, wie ich weiß, aufrichtig zugethan ist, so fragte ich ihn: ob er mir nicht etwas Geld leihen könne? Alsobald traten ihm die Thränen in die Augen, und er sagte: „Mein lieber Freund, seit mehrern Monaten sind keine Waaren in die Stadt gekommen, und dennoch soll ich jährlich dem Marie 5000 Thaler bezahlen. Ich befinde mich in derselben Noth, und besitze nur noch Einen Thaler. Ich erwarte täglich eine Caravane von Dreita; bleibt sie nicht aus, so theile ich mit dir, was sie bringt, ohne etwas zurück zu fordern; kommt sie nicht, so habe ich eine gute Flinte, die ich verkaufen will, damit wir beide etwas zum Zehren bekommen. Für das Weitere

wird Gott sorgen." — Achaber ist ein Krieger, und dabei ein sehr verständiger Mann; er ist ein ächter Abyssinier, welcher viel Achtung vor dem Wort Gottes hat, ohne dasselbige zu kennen. Er tyrannisirt die Kaufleute und preßt ihnen alles aus; aber gegen seine Freunde ist er edelmüthig, und würde selbst das Hemd mit den Armen theilen, wenn er eines hätte. Der Alaka Waldab und seine ganze Familie leiden Hunger, wie mich Selasse versichert. Er hat für seine zwei letzten Thaler Nahrung gekauft, womit 15 Personen versorgt werden sollen. Da er ein Freund des Ubie ist, so ist er auf diese Weise in der Klemme.

Den 28. Juni. Ich hatte heute Menschen aller Art aus der Nähe und Ferne, Christen, Juden und Muselmanen in meinem Hause. Ein Priester sagte zu zwei Falaschas: sie alle seyen Zauberer. Die armen Juden wurden darüber ein wenig aufgebracht, und einer derselben antwortete sehr ernsthaft: „Da du keine Beweise für deine Behauptung hast, so ist deine Rede Verläumdung. Zudem, wenn es wirklich Zauberer gibt, vermögen sie ja nichts Böses denen zu thun, welche den wahren Glauben haben. Schon eure Furcht vor den Zauberern beweist, daß ihr den Gott Israels nicht kennet." Sich gegen mich wendend, sagte er nun: „Ich weiß, du kennest Gott, urtheile nun, ob ich nicht Recht habe?" — Ich mußte den Mann wegen seiner Beredtsamkeit bewundern, und ihm vor allen Anwesenden Recht geben. Aber über den wahren Zustand der Falaschas konnte ich nichts von ihm erfahren; wir sollen ihre Gelehrten darüber fragen, sagten sie.

Den 29. Juni. Den heutigen Tag brachte ich meist in der Stille zu, um mein Herz vor Gott zu prüfen. Leider fand ich in demselben so viel Böses und so wenig Gutes, daß ich mich gedrungen fühlte, mit Thränen Ihn um Erbarmen anzuflehen, und zu bitten, daß Er mein Herz nach seinem Bilde erneuern möge.

Den 30. Juni. Diesen Morgen ließ mich der König zu sich rufen, da er nebst seinem Sohn nicht wohl ist. Als ich dem Pallaste mich näherte, hörte ich ein Freudengeschrei; und auf meine Frage, was dieß bedeute? antwortete mir ein Diener des Königs: „Vor acht Tagen ließ der König einem Räuber die Hände und Füsse abhauen, und ihn in seiner Qual mitten auf dem Markte liegen. In der Nacht kamen Hyänen herbei, um den Unglücklichen zu fressen. Der König erzürnte sich darüber, daß man keine Wache vor ihn hingestellt habe, und verlangte nun von den Kaufleuten, welche in der Nähe des Platzes wohnten, wo der Elende lag, eine Geldbusse von 250 Thalern. Da diese sich weigerten, die Summe zu bezahlen, so ließ sie der König in Ketten legen, bis sie diesen Morgen das Geld herbeischafften. Ihre Frauen waren nun gekommen, um dem Könige ihren Dank für die Befreiung ihrer Männer auszudrücken." — Das Verfahren des Königs wird getadelt, indeß Andere sagen, er habe nach einer alten Gewohnheit gehandelt.

Nachmittags lud mich der Etschege zu einem Mittagessen ein, welchem bei 60 Männer beiwohnten. Bei Tische hatte ich eine lange Unterhaltung mit dem Etschege über die Salbung Jesu Christi, welcher alle Anwesenden aufmerksam zuhorchten; und unvermerkt verwandelte sich die Rede in eine Art von Predigt über die Wiedergeburt des Menschen. Alles war stille, und am Schlusse äußerte der Etschege: Samuel theilt uns neue Gedanken mit, und wiederholte Satz für Satz, was ich gesagt hatte. Alle Priester drückten laut ihren Beifall aus; und ich fand für angemessen, mich in meine Wohnung zurückzuziehen.

Den 4. Juli. Seit mehreren Tagen fühle ich mich an Leib und Seele sehr abgemattet, und ich habe daher wenig Besuche gemacht. Heute kam ein junger Mann zu mir, der mich schon oft besuchte, und immer die Evangelien von mir verlangt. Er bedauerte sehr,

mich nicht früher kennen gelernt zu haben, so lange ich noch Exemplare derselben besaß. „Ich weiß, äußerte er, daß ich nur im Worte Gottes den Weg des Heils finden kann, den ich von ganzem Herzen suche. Zwar lese ich das Aethiopische gut; aber ich verstehe es nicht so weit, daß ich gewiß bin, den Sinn des Gelesenen richtig gefaßt zu haben." — Nach ihm kam ein Mönch, der in eine Ziegenhaut eingehüllt und auf seine eigene Gerechtigkeit stolz war. Der König sowohl als der Etschege achten und fürchten ihn, da er sich nicht scheut, sie streng zu tadeln. Er fing an, mir zu sagen: „Ich bin nicht wohl; und da ich weiß, daß du ein Freund Gottes bist, so nehme ich mir die Freiheit, dir die Ursache meiner Unpäßlichkeit zu nennen. Vor einiger Zeit, da ich auf den Bergen lebte, band ich mir den Körper mit Ketten so fest, daß ich mir eine Rippe zerbrach. Darauf schlug ich mich selbst mit einem Stock, bis ich am ganzen Leibe blutete. Hiemit verband ich ein beständiges Fasten, was meine Gesundheit gänzlich zerrüttete; aber ich tröste mich damit, dieses Alles aus Liebe zu Gott und in der Absicht, meine Seligkeit zu schaffen, gethan zu haben." — Ich fing an, ihm zu zeigen, daß alle seine Selbstpeinigungen nicht blos unnütz, sondern sogar strafbar seyen, weil sie in dem stolzen Gedanken ihren Ursprung haben, sich aus eigener Kraft selig machen zu können. Ich zeigte ihm nun aus verschiedenen Stellen des Wortes Gottes, wie der Mensch allein durch den Glauben an Christum gerecht vor Gott und selig werde. Zu meiner großen Verwunderung leistete er nicht den geringsten Widerstand, sondern begnügte sich blos, bei jeder Stelle zu sagen: „Es ist möglich, daß dem also ist."

Inzwischen trat eine Frau herein, welcher der Mönch alsobald den Rücken kehrte, indem er sagte: „Ich habe das Gelübde der Ehelosigkeit gethan, und darum darf ich keine Frau weder sehen noch hören." — „Wir Alle sind verpflichtet, sagte ich, ohne ein solches

Gelübde auf uns zu haben, mit unsern Augen einen Bund zu machen, um nicht der Augenlust zu dienen. Aber das heißt, die Sünde auf der schwächsten Seite angreifen; die Quelle des Bösen liegt in unsern eigenen Herzen. Lassen wir diese durch die Gnade Gottes reinigen, und erfüllt sie der heilige Geist mit Liebe zu unserm Erlöser, so fällt für uns das Gesetz hinweg, unsere Augen von einer Person abzuwenden, welche unseres Unterrichtes bedarf. Zugleich wird es uns süß seyn, Allem auszuweichen, was diese Liebe Gottes schwächen könnte. Laß den Geist Gottes an dir wirken, und dein Herz bekehren, dann kannst du dem HErrn in Heiligkeit dienen, und der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes froh werden." — „Du hast Recht, versetzte der Mönch; aber mein Herz ist verderbt; ich fühle, daß Satan darin wohnt, und weiß nicht, wie ich es angreifen muß, um seiner Herrschaft los zu werden." — Ich rieth ihm, zu Jesu, dem Gekreuzigten, seine Zuflucht zu nehmen, welcher uns den Sieg über uns selbst gegeben hat.

Den 5. Juli. Den ganzen Tag hatte ich mit Besuchenden zu thun; aber der Krieg und die Hungersnoth erfüllt alle Gemüther. Ein junger Mann fragte mich: Wer der Schöpfer der Muselmanen sey? und ich zeigte ihm, daß derselbe Gott uns alle und auch die Schangallas (Neger) geschaffen habe, welche so gut wie wir, und unsere Brüder seyen. „Wie, rief er aus, indem er sich auf die Brust schlug, auch die Schangallas sind unsere Brüder? Warum machen wir sie denn zu unsern Sklaven?" — Es gibt Abyssinier, welche gleich den Heiden glauben, daß Menschen von verschiedenen Religionen auch verschiedene Schöpfer haben. Die Meisten sind indeß der Meinung, Gott habe alle Religionen geschaffen, und jegliche sey gut für den, der in ihr geboren wurde; aber im Himmel kommen sie in verschiedene Wohnplätze. Daher kommt es, daß sich Viele durch die Liebe zu ihren verstorbenen Verwandten hindern lassen, ihre Religion zu ändern.

Den 6. Juli. Diesen Vormittag besuchte mich ein Mann von Wagara und ein Edschu-Galla, welcher sich Christ nannte, wie viele Gallas thun, ohne vom Christenthum irgend etwas zu wissen. Sie fingen an, mit einander zu streiten, welcher von ihnen von vornehmerer Abkunft sey; worauf das Gespräch auf die Religion fiel. Beide fragten mich, wie man es machen müsse, um selig zu werden? Ich beantwortete ihnen diese Frage kurz, und fing nun an, ihnen mit passenden Bemerkungen die Bergpredigt zu lesen; und so oft ich aufhören wollte, bat mich der Galla, so lange fortzufahren, bis diese Rede zu Ende sey.

Den 7. Juli. Diesen Morgen sagte ich einem jungen Mann: Die Abyssinier stammen ursprünglich von Juden her, und noch seyen manche Merkmale dieses Ursprungs an ihnen sichtbar. Dieser gerieth hierüber so sehr in Zorn, daß er zu schimpfen anfing. Mittlerweile trat einer der vornehmsten Alakas (Gelehrten) von Gondar herein, an den sich der junge Mann sogleich wandte, indem er sagte: „Dieser Mensch kommt aus einem fremden Lande her, um uns zu beschimpfen, und zu behaupten: wir hätten keinen Glauben und seyen Heiden und Juden. Wir sind weder Heiden noch Juden; wir sind Christen." — „Es ist wahr, bemerkte ich, daß ich gesagt habe: es sey kein Glaube in diesem Lande zu finden; denn von allen Seiten sehe und höre ich nichts als böse Dinge." — „Wir haben den Glauben, versetzte der Alaka, aber wir haben nicht die Werke." — „Aber, fiel ich ein, der heilige Jakobus sagt ja: der Glaube ohne Werke sey todt, das heißt: er sey gar nicht vorhanden; und Jesus sagt: An den Früchten erkenne man den Baum. Wenn ich ferner zu diesem jungen Manne sagte: ihr seyd Juden, so wollte ich damit nur behaupten, ein Theil eures Volkes stamme von den Juden ab; denn ihr saget ja selbst: eure königliche Familie habe Salomo zum Stammvater." — „Das ist wahr, sagte der Alaka; aber wir heißen David

und Salomo nicht Juden. Wir sind vom Stamme Israel, und Juden heißen wir nur diejenige, welche den Messias verwerfen." — „Nun gut, versetzte ich, weil wir einmal so weit gekommen sind, so will ich euch gerade aus dem von euch genannten Grunde beweisen, daß ihr Juden seyd. Zwar bekennet ihr Christum mit dem Munde, aber ihr verwerfet Ihn durch eure Handlungen; ihr haltet seine Gebote nicht, und darum habt ihr auch keinen Glauben. Der Apostel Paulus setzt das Merkmal der Juden darein, daß sie durch Werke gerecht werden wollen. Gerade so macht ihr es auch. Euer Fasten, eure Almosen und das Küssen der Kirchen soll euch gerecht machen vor Gott, und darum gelanget ihr auch nicht zur wahren Gerechtigkeit. Es thut dringend Noth, daß ihr euch bekehret, und anfanget, wahre Christen zu werden." — Noch einmal wollte der junge Mann aufbrausen; aber der Alaka hielt ihn zurück, und beide gingen fort.

Den 8. Juli. Kidane Mariam hat Bürgschaft für mich geleistet, um 10 Thaler aufzunehmen, für welche ich in drei Monaten 10 von Hundert Zins bezahlen muß. Sonst leiht man zu Gondar und im Innern des Landes zu 120 Procent Zins jährlich Geld aus; ja die Priester von Kuarata, welche sehr reich sind, sollen jährlich 240 Procent von ihrem ausgeliehenen Gelde beziehen. — Vom Krieg wird mancherlei gesprochen. Man erzählte mir heute, daß kürzlich zwei Priester von Semen den Versuch machten, durch die Armee des Marie zu ziehen, um noch Gondar zu kommen; aber kaum waren sie in diese Gegend eingetreten, so wurden sie von den Soldaten auf grausame Weise ermordet. Jedoch spricht man heute wieder stark vom Abschlusse des Friedens. Ubie soll nämlich eine Nichte des Ras Marie heirathen, und dadurch den Frieden verbürgen, was indeß leicht zu einem neuen Kriege Anlaß geben könnte. Ubie soll mit seinem Schwager, dem Saba Gadis, sehr unzufrieden seyn, weil er ihm

im Kriege nicht zu Hülfe kam. Saba Gadis hatte ihm zwar Truppen zugeschickt; diese nahm aber Ubie nicht an, weil er nicht selbst an ihrer Spitze gekommen war. Noch ist Alles dunkel um mich her, und ich weiß nicht, wie es der HErr am Ende mit mir fügen wird.

Siebenter Abschnitt.

Trübsalszeit des Missionars Gobat bis zu seiner Abreise von Gondar.

Den 30. August. Gelobt sey Gott, welcher mir meine Gesundheit wieder geschenkt hat. Mögen die übrigen Tage meines Lebens ausschließend seinem Dienste gewidmet seyn. Ein heftiges Fieber überfiel mich am 10. Juli, das zuerst einige Tage nach einander von Morgens 10 Uhr bis Abends 10 Uhr anhielt, und sich am Ende in ein dreitägiges Fieber verwandelte, wobei die Füsse und Hände bei Tag und Nacht durch kein Mittel erwärmt werden konnten. Besonders haben meine Augen bei dieser Krankheit ausnehmend gelitten, so daß ich sie nicht mehr gebrauchen konnte. Da ich kein taugliches Arzneimittel bei mir hatte, so blieb mir nichts übrig, als mich der Kur eines abyssinischen Arztes zu unterwerfen, welcher durch heftige Abführungs- und Brechmittel unter Gottes Beistand am Ende meine Gesundheit wieder herstellte.

Am meisten machten mir während dieser Krankheit die Zauberer zu schaffen. Ein jeder wollte mich bereden, daß einer der Falaschas, der mich früher besucht hatte, unsichtbar an meinem Körper nage; und ihr Andrang war von allen Seiten so heftig, daß ich mich gar nicht wundere, wenn schwache Seelen Ueberredungen dieser Art am Ende unterliegen. Dabei bewundere ich die große Güte Gottes, die mich vor Geistesabwesenheit bewahrte, während Alles darauf angelegt zu

seyn schien, meine Verstandeskräfte zu verwirren. An einem Tage z. B. wo ich sehr schwach war, stand unaufhörlich ein ganzes Dutzend dieser abergläubischen Poltergeister um mein Lager her, welche nicht aufhörten, mich zu überreden, daß unsichtbare Zauberer an meinem Körper nagen. „Meine lieben Freunde, sagte ich zu ihnen, beunruhigt mich nicht länger. Ich sehe wohl, daß ich euch nicht überzeugen kann, daß eure Furcht vor Zauberern eitel und grundlos ist, und klar beweist, wie sehr es euch noch am wahren Glauben fehlt; aber ich weiß auch gewiß, daß ich in der Hand Gottes bin, und daß, sollten auch alle Abyssinier Zauberer seyn, sie nicht im Stande sind, auch nur Ein Haar auf meinem Haupt ohne Gottes Willen zu verletzen." — Sie gaben mir hierauf zur Antwort: „Was deine Seele betrifft, so hast du vollkommen Recht; aber weißt du denn nicht, daß der Satan den Heiligen Gottes viel Böses zufügt?" — „Das weiß ich wohl, sagte ich; aber ihr könnet mir ja nicht einmal einen einzigen Beweis dafür geben, daß es Zauberer gibt." Sie sahen sich jetzt einander an und sagten: „Gerade das, was du sagst, ist ja der augenscheinlichste Beweis dafür, indem die Menschen, welche eine Beute der Zauberei geworden sind, es selbst nicht glauben können, daß es Zauberer gibt." — Und nun fingen sie an, ein Zauberhistörchen um das andere von sich und Andern zu erzählen, so daß mir bei der großen Schwachheit meines Körpers am Ende alle Geduld ausging.

Mein Diener Malo, weniger abergläubisch als die Andern, war anfänglich auf meiner Seite; aber er wurde bald erschüttert, und so blieb ich allein auf dem Kampfplatze stehen gegen den Zudrang abergläubischer Menschen, welcher ungleich beschwerlicher war als meine Krankheit selbst. Sprach ich mit ihnen in ernsthaftem Tone, so sagten sie zu einander: Da sehet ihr ja deutlich, so machen es die Menschen, welche bezaubert sind. Suchte ich die Sache lächerlich zu machen, so hieß es

augenblicklich: Hier habt ihr ja den augenscheinlichsten Beweis, daß der Mann den Verstand verloren hat, und bezaubert ist. Am Ende wollte ich sie alle aus dem Hause jagen, um ein wenig Ruhe zu bekommen, und jetzt entstand ein allgemeines Geschrei: Da habt ihr den augenscheinlichsten Beweis, daß er in den Händen der Zauberer sich befindet. Er kann ja die Menschen nicht mehr leiden, welche ihn befreien wollen. — Während ich mit dem Einen sprach, suchten die Andern Zauberzettel unter mein Lager zu verstecken; aber ich zog sie immer wieder hervor, zerriß sie in Stücke, und warf sie meinem Maulthier, das neben mir sein Lager hatte, unter die Füsse. Endlich ergriffen sie mich mit Gewalt, und während die Einen mir Hände und Füsse festbinden wollten, versuchten die Andern, mir eine Menge Zauberzettel an den Hals und an die Arme anzuknüpfen. Wie kann ich das dulden, sagte ich zu ihnen, da ich doch euch laut bezeugt habe, daß die Zauberzettel ein finsterer Aberglaube des Heidenthumes sind? Da ich sah, daß ich nichts gewann, sagte ich zu meinem Diener Malo: Nimm dich in Acht; lässest du Zauberzettel unter meiner Matratze liegen, so jage ich dich fort. Jetzt hatte die Sache ein Ende; aber sie baten mich dringend, wenigstens die andern Mittel zu gebrauchen, die man gewöhnlich gegen die Zauberer anwendet; und ich gestattete ihnen eine Zeitlang dieses kindische Spielwerk. Sie brachten ein Paar Kräuter herbei, die sie auf mein Lager legten; versuchten mir etwas zu riechen zu geben, u. s. w. Unter diesem Possenspiel traten mir oft die Thränen in die Augen, beim Nachdenken über die Unwissenheit und den Jammer dieses Volkes, und bisweilen konnte ich mich des Lachens nicht enthalten.

Während meiner Krankheit büßte ich die Achtung einiger Priester ein, weil ich mich weigerte, einen Beichtvater kommen zu lassen, und Anderes mehr nicht thun wollte. Meine Hauswirthinn und ihre Familie hatten mich gebeten, wenigstens aus Liebe zu ihnen

fünfzehn Tage lang das Fasten zum Andenken an die Himmelfahrt der Jungfrau Maria mitzumachen; und sie thaten dieß, weil ein alter Priester in der Nachbarschaft ihnen gedroht hatte, wenn ich die Fasten nicht mitfeiere, so werde er mich ums Leben bringen. Er hatte nicht gesagt, auf welche Weise er dieß thun wolle. Da ich aber sah, daß alle Leute glaubten, er wolle dieß durch seine Gebete zu Stande bringen, so erklärte ich öffentlich: ich werde nicht fasten, um ihnen zu zeigen, daß der Priester ein Lügner sey. Die Priester wagen es nicht, viel gegen mich zu reden; denn kaum thun sie den Mund auf, so stehen immer Leute da, die zu ihnen sagen: schweigt, denn er hat einen bösen Geist ausgetrieben, welchen alle Priester von Gondar auszutreiben nicht im Stande waren.

Ich habe Ursache, zu glauben, daß meine Krankheit nicht ohne Segen gewesen seyn wird, obgleich ich die Früchte davon noch nicht gesehen habe. So oft wenigstens die Witterung den Leuten gestattete auszugehen, so war immer mein Haus mit Menschen angefüllt, denen ich freimüthig das Evangelium verkündigte. Ich fange an, jeder Religionsstreitigkeit auszuweichen, nachdem ich glauben darf, Licht genug über die gangbaren Streitmaterien verbreitet zu haben, und suche die Rede immer auf das geistliche Verderben des inwendigen Menschen und die unaussprechliche Liebe Gottes gegen die Sünder hinzulenken. Manche junge Leute sind aufgeweckt, und ich hoffe, daß der HErr sein Wort in ihrem Sinn und Leben fruchtbar machen wird. Ich sehe sehr wenig Priester. Aber junge Leute versammeln sich von Zeit zu Zeit bei mir, welchen ich die Bibelgeschichte mit passender Anwendung auf ihr Leben erzähle. Unter ihnen befindet sich einer, Namens Gebron, welcher dem Werke Christi nützlich werden kann, wenn er fortfährt, den Geist der Wahrheit in sich wirken zu lassen. Wo er nur einen Augenblick finden kann,

greift

greift er nach der heiligen Schrift, um dieselbe zu betrachten, und man muß ihn erinnern, daß er das Essen nicht darüber vergesse. Er ist dabei ein kräftiger Charakter, und ist es einmal Licht in seiner Seele geworden, so wird er sich nicht fürchten, seinen Glauben vor aller Welt zu bekennen.

Den 3. September. Vom frühen Morgen an war abermals mein Haus mit Menschen angefüllt, und wenn ein Haufe ging, so stand bereits ein anderer vor der Thüre. Ich habe nun das Mittel gefunden, mit wenigen Worten ihre Streitfragen über die drei Geburten Jesu abzuschneiden. So oft sie nämlich diese Frage an mich wiederholen, so frage ich sie: Sagt mir einmal, was heißt eine Geburt? Gewöhnlich stehen sie dabei stumm da; und bestehe ich auf einer Antwort, so sagen sie: Wir wissens nicht. Jetzt bemerke ich ihnen: Ihr sehet also, daß ihr seit mehr als 300 Jahren über ein Wort streitet, dessen Bedeutung ihr nicht einmal verstehet. Dann sagen sie gewöhnlich zu einander: „Das ist der Abuna, wie wir ihn brauchen, um unsern Streitigkeiten ein Ende zu machen; die Abunas, welche bisher aus Egypten gekommen sind, sind unwissende Leute gewesen; sie haben unsere Finsterniß nur noch finsterer gemacht." — Als ich ihnen heute das Wort „Geburt" erklärte, so waren sie Alle von Freude ganz hingenommen. Der Eine sagte: Jetzt verstehe ich die Sache! und der Andere: Es kommt mir vor, ich sehe klarer; aber noch will ich weiter darüber nachdenken. Die Erklärung, welche ich ihnen heute gab, ist folgende:

Das Wort Geburt bezeichnet einen Uebergang aus der Finsterniß zum Licht. David sagt: Gott habe uns im Dunkeln gebildet. Die Geburt des Leibes ist demnach ein Uebergang aus der Finsterniß zum Lichte dieser Welt. Ueberall behauptet das Wort Gottes, daß ein jeglicher Mensch vor seiner Bekehrung in geistlicher Finsterniß gefangen liege, und die Bekehrten oder Wieder-

geborenen werden in demſelben Kinder des Lichts genannt. Ebenſo behauptet die heilige Schrift von Gott, daß Er in einem Lichte wohne, in welches das Auge des Menſchen nicht hineinzuſchauen vermöge; und ſo iſt Er, obgleich in ſich ſelbſt lauter Licht, doch für die Creatur ein verborgener Gott. Jeſus Chriſtus wird das ſichtbare Ebenbild des unſichtbaren Gottes genannt. Er iſt gleichſam aus dem Dunkel hervorgetreten, in welchem das Weſen Gottes wohnt, um ſich den Creaturen und in den Creaturen ſich ſelbſt zu offenbaren. Dieß iſt nun die göttliche Geburt Jeſu Chriſti vor der Schöpfung der Welt, und ſie iſt gleichfalls in gewiſſem Sinne ein Uebergang aus der Finſterniß zum Licht." — Man kann es nicht ausweichen, ſich über dieſe Frage zu erklären, wenn man nicht von den Abyſſiniern für einen unwiſſenden oder für einen verſchlagenen Menſchen gehalten ſeyn will.

Den 4. September. Heute brachte mir Alaka Stephanos einen vornehmen Abyſſinier, Aeto Gugſa, Sohn des Dedſchadſchi Sedad, der mich ſchon längſt zu ſprechen verlangte. Gleich beim Hereintreten ſagte er mir: er habe ein Exemplar der Evangelien geſehen, und wünſche nichts ſo ſehr, als ein ſolches zu bekommen. Die Leute umher thaten viele Fragen über England an mich, bis ein Platzregen fiel, der ſie auseinander trieb. Gugſa ſagte mir beim Weggehen: „Um dieſer Unterhaltung willen bin ich nicht gekommen; ich wollte vom Evangelium mit dir reden, und mich von dir belehren laſſen. Komm morgen zu mir, wenn du kannſt."

Den 5. September. Sonntag. Heute kam ein Jüngling zu mir, welcher, obgleich keiner der Unwiſſendſten, die Frage an mich that: ob der Sonntag ein großer Heiliger ſey, da man ſein Andenken alle Wochen feiere, indeß die Gedenktage der andern großen Heiligen nur Einmal im Jahr gefeiert werden? Der abyſſiniſche Sprachgebrauch ſetzt voraus, daß man den

Sonntag für einen Heiligen hält. Man sagt nämlich: Gieb mir dieß oder jenes um des Sonntags willen; der Sonntag bewahre dich, u. s. w.

Den 6. September. Gugsa kam frühe mit seinen Leuten zu mir, und ich las ihnen Abschnitte aus dem Worte Gottes vor, die ich mit kurzen Bemerkungen begleitete. Er erzählte mir: kürzlich sey ein Freund des Cantiba Cassai sehr krank geworden. Letzterer habe nun das Evangelienbuch, das ich ihm schenkte, dem Kranken aufs Herz gelegt, und in der Nacht darauf sey er vollkommen gesund geworden. — Später besuchte mich Lu Ateku mit seinen Freunden, um wie gewöhnlich Unterricht in der Erdbeschreibung von mir zu erhalten. Vor einiger Zeit hatte ich ihm gesagt: nicht die Sonne drehe sich um die Erde, sondern die Erde bewege sich um die Sonne, um den Segen zu empfangen, welchen Gott in die Sonne gelegt hat. Seit dieser Zeit versammelt sich nun eine Anzahl der Gelehrtesten der Stadt regelmäßig bei mir, um in der Erdbeschreibung von mir unterrichtet zu werden, welche sie als Mittel betrachten, mit den Werken Gottes bekannt zu werden. Auch einen Unterricht in der Weltgeschichte habe ich mit ihnen angefangen, da ich weiß, daß nach der Bibel keine Wissenschaft so reich ist an Belehrung und Erbauung als die Weltgeschichte. Bei ihrem Weggehen bejammerten sie laut das Unheil, welches die Christen dadurch angerichtet haben, daß sie sich in so viele Sekten trennten. Der Stolz unsrer Patriarchen und Bischöfe ist an diesem Unheil Schuld, bemerkte Lu Ateku.

Den 14. September. Es ist viel Murrens gegen den König in der Stadt. Der Blitz schlug in einen Baum auf dem Markt, und mehrere Leute nahmen von seinem Holz, weil sie das Holz, das vom Blitz getroffen wurde, für eine gute Arznei halten. Der König ließ sie nun Alle einsperren, bis sie für ihr Vergehen eine

bedeutende Geldsumme bezahlt hätten. Man spricht allgemein davon, ihn vom Thron zu stossen, sobald ein Abuna von Egypten gekommen seyn werde.

Den 17. September. Diese Tage über war mein Haus immer voll Menschen, welche ihr Bedauern darüber ausdrücken, daß ich mich zur Abreise nach dem Tigrelande anschicke. Mehrere ersuchten mich, ihr Land den Engländern zu empfehlen, und diese zu bitten, daß sie Truppen senden möchten, um die Ordnung wieder herzustellen. Dabei verstehen Einige, daß die alte Königsfamilie wieder auf den Thron erhoben werden soll; Andere wollen lieber, daß die Engländer für sich Besitz von diesem Lande nehmen. Lu Ateku dringt immer in mich, daß doch bald gelehrte Männer kommen möchten, um das Volk zu unterrichten. Die Wiedervereinigung der christlichen Sekten liegt ihm dabei sehr am Herzen; nicht als ob er bereits einen richtigen Begriff über die Vereinigung der Herzen in Christo hätte, sondern er wünscht dieß als Menschenfreund, weil er glaubt, daß eine solche Wiedervereinigung der Christen eine reiche Fülle von Segnungen Gottes über die ganze Welt verbreiten würde.

Als ich heute dem Etschege in Gegenwart vieler Alakas (Gelehrten) sagte, daß ich in wenigen Tagen Gondar zu verlassen gedenke, so rief er laut aus: Ach, so geht also unsere Hoffnung unter! Was er damit sagen wollte, weiß ich nicht. Auch die Andern bezeugten mir ihr großes Bedauern darüber; aber ich kenne die Abyssinier zu gut, als daß ich einen großen Werth auf ihre süßen Worte legen sollte.

Abends wollte ich im Flusse baden; aber die Leute im Hause widersetzten sich meinem Vorhaben so sehr, daß sie die Thüre verschlossen, und sie nicht eher wieder aufmachen wollten, bis ich ihnen versprach, es heute nicht zu thun. Die Abyssinier meinen nämlich, daß Nachmittags alle bösen Geister im fließenden Wasser sich umhertreiben; und die Leute zu Gondar sind allge-

mein der Meinung, ein Dämon ſchwimme in dem Fluſſe Angrab herum, welcher an der Stadt vorüber fließt. Wenn jemand in dieſem Fluſſe ertrinkt, wie dieß zur Regenzeit häufig der Fall iſt, ſo ſchreibt man immer ſeinen Tod dem Einfluſſe des böſen Flußgeiſtes zu. Darum ſagten ſie mir heute: „Wenn wir dich in deiner Einfalt dahin gehen ließen, ſo hieße das ſo viel, als würden wir dich dem böſen Geiſt in die Arme werfen, der dich ums Leben bringt; und dann würde Gott dein Leben von unſern Händen fordern."

Den 19. September. Sonntag. Ich brachte den Nachmittag mit Habeta Selaſſe und Lu Ateku zu. Erſterer ſchloß mir ſein Herz auf eine Weiſe auf, welche mich an ſeinem Zutrauen gegen mich nicht zweifeln läßt. Er fühlt bisweilen ſein geiſtliches Verderben ſehr tief; aber die allzugroße Hochachtung für Menſchenſatzungen ſteht ihm im Suchen ſeines Heiles noch im Wege.

Den 20. September. Mein Diener iſt mit mehrern Briefen von Europa und Egypten von Tigre her zurückgekehrt. Unter andern brachte er mir einen Brief, welcher mir den Tod meiner Schweſter meldet, ſo wie 50 Thaler, die ihm Saba Gadis für mich gegeben hat. Auf dieſe Weiſe kann ich nun zu meinem Bruder Kugler nach Tigre wieder zurückkehren. Kaum hatte ich meiner Hauswirthinn, der Emmaha, geſagt, daß meine Schweſter geſtorben ſey, ſo verſammelte ſich die ganze Familie, um mit lauter Stimme bei mir zu weinen. Ich hieß ſie ſchweigen, und nahm Gelegenheit, über den Zweck unſers Lebens hienieden, den Weg zum Heil und die Seligkeit der Gläubigen in der zukünftigen Welt ihnen nachdrücklich ans Herz zu reden.

Den 24. September. Alle dieſe letzten Tage war meine Wohnung von Sonnenaufgang bis tief in die Nacht hinein mit Menſchen ſo angefüllt, daß es mir unmöglich war, auch nur ein einziges Wort von den wichtigen Geſprächen niederzuſchreiben, welche ich mit

Mehrern gehabt habe. Da meine Abreise vor der Thüre ist, so lasse ich mich in ihre Streitfragen gar nicht weiter ein, sondern fange gewöhnlich die Unterhaltung damit an, von der Liebe Gottes gegen die Sünder mit ihnen zu reden; besonders wenn es neue Besuchende sind. Ich weise sie sodann, so gut ich es zu thun vermag, auf das Verderben ihres Herzens zurück, so wie sich dasselbe in ihrem Sinn und Leben offenbart, und zeige ihnen, wie ein wahrer Glaube dabei nicht bestehen kann. Es sind Manche unter ihnen, welche über den Zustand ihres Herzens verlegen zu seyn scheinen; aber ich kenne noch Keinen, bei welchem eine lebendige Erkenntniß Jesu Christi bis jetzt sichtbar geworden wäre. Bei Vielen derselben findet sich ein heißes Verlangen, mit den Briefen des Apostels Paulus bekannt zu werden; aber leider habe ich noch keine zum austheilen. Was noch weiter in diesen Tagen viele Leute zu mir herbeilockt, ist die Nachricht vom Tode meiner Schwester. Sie kommen, um mich nach Landessitte zu trösten; und ich darf wahrnehmen, daß das, was ich ihnen sage, tiefern Eindruck auf ihre Gemüther macht, als dieß zuvor der Fall war.

Der Ruf ist unter dem Volke allgemein geworden, daß man mich zum Abuna (Patriarchen) des Landes machen solle; ich gebe den Leuten immer zur Antwort, daß ein Mann, welcher Gott fürchtet und sein Wort hält, unmöglich Abuna in Abyssinien werden könne, so lange nicht das Volk einer durchgängigen Reformation ihrer Kirche sich bereitwillig unterziehe; daß ein rechtschaffener Abuna, wenn ihnen Gott einen solchen verleihe, damit anfangen müsse, eine Bildungsanstalt zu gründen, um fromme Jünglinge zum Dienste des Evangeliums in der Kirche zu erziehen, und daß er keinem derselben die Hände auflegen werde, so lange er nicht mit der ganzen heiligen Schrift sich genau bekannt gemacht, und dieselbe zur Richtschnur seines eigenen Lebens erwählet habe. Je ernster und lauter ich gegen

den Aberglauben ihrer Kirche und gegen die Lasterhaftigkeit ihres Lebens zeuge, desto sichtbarer gewinne ich die Hochachtung des Volkes. Ich glaube, wenn ich mich für einen Engel Gottes ausgäbe, so würde kaum der zehnte Theil des Volks daran zweifeln. Aus allen Theilen des Landes kommen Leute herbei, mir zu sagen, daß man von mir gehört und das Evangelium gesehen habe, welches ich im Lande vertheile. Auch der Etschege (oberster Vorsteher aller Mönche im Lande) hat zu Allen, welche zu ihm kommen, gut von mir gesprochen. Aber man sagt, daß der Ras Marie sehr unzufrieden mit ihm seyn soll, weil er ihn in den Kirchenbann gethan habe; und Marie geht nun darauf um, einen neuen Etschege einzusetzen.

Den 3. Oktober. Sonntag. Da ich morgen nach dem Tigre-Lande abzureisen gedenke, so war mein Haus seit acht Tagen der allgemeine Sammelplatz von Menschen aller Klassen, welche von früh Morgens bis tief in die Nacht mit einander wechselten. Ich konnte den ganzen Tag über nicht die geringste Speise zu mir nehmen, und erst in später Nacht zum Essen kommen. Da es mir vor Allem darum zu thun ist, einen heilsamen Eindruck in den Gemüthern des Volkes zurück zu lassen, so lasse ich mich in gar keine Religionsstreitigkeit mehr ein, sondern suche nur einfältig die Seelen zu Christo, dem Gekreuzigten, hinzuweisen. Es gibt Gottlob deren Viele, welche ihr geistliches Elend erkennen; und ich darf nicht ohne Hoffnung die Pflege dieser Seelen meinem Gott überlassen, damit Er selbst in ihnen den Samen seines Wortes fruchtbar machen möge, das ich nach dem Maaß seiner Gnade in den jüngstverflossenen sechs Monaten auf einem großen Arbeitsfelde ausgestreuet habe.

Freude und Kummer erfüllt zugleich meine Seele, indem ich diese Stadt verlasse, in welcher ich zum Erstenmal in meinem Leben im eigentlichen Sinne des Worts den heiligen Beruf eines evangelischen Missionars

treiben durfte. Darf ich nach dem Maaßstabe der Hauptstadt über Abyssinien ein Urtheil fällen, so darf die Mission in diesem Lande wahrhaft segensreichen Erfolg ihrer Arbeit erwarten; denn bei vielen Einwohnern findet sich ein Hunger und Durst nach dem Worte Gottes, wie ich denselben nirgend anderswo in solchem Maaße angetroffen habe. Die Meisten sind von ihrer großen Unwissenheit überzeugt, und ein großer Theil des Volkes erkennt zugleich die Unwissenheit ihrer Priester. Sie fühlen, daß ihre Herzen einen Erlöser und Mittler bedürfen, der sie zu Gott führt. Aber auf der andern Seite knüpfen sich zugleich gerade an dieses edle Gefühl fast alle Hindernisse an, mit welchen die Boten Christi in diesem Lande werden zu kämpfen haben; denn die vermeintliche Macht zu binden und zu lösen, welche ihre Priester besitzen sollen, die Anrufung der Heiligen, ihr Fasten, ihre Wallfahrten und andere Dinge mehr sind eben so viele falsche Heilande und Widerchristen, welche Satan ersonnen hat, um die mühseligen und beladenen Seelen von dem wahren Heilande zu entfernen. Der Vernunft gebricht es nicht an Beweisgründen, um die Nutzlosigkeit aller dieser Dinge zu zeigen; allein nur das Wort Gottes hat Kraft genug, den Aberglauben in allen Theilen seines Widerstandes zu zernichten, indem es den Menschen in eine neue Creatur verwandelt. Eben darum bleibt es auch die Hauptaufgabe der evangelischen Mission in diesem Lande, die heiligen Schriften allgemein unter diesem Volke auszubreiten, und dasselbe mit ihrem Inhalt bekannt zu machen. Alle übrigen Handlungen christlicher Wohlthätigkeit müssen dazu mitwirken, diese Aufgabe zu erfüllen. Denn wenn einmal das Licht des Evangeliums die Herzen erleuchtet, so fallen alle Menschensatzungen und Erfindungen in sich selbst zusammen; und in demselben Maaße, als der Aberglaube der Wahrheit Gottes die Stelle räumt, wird auch das herrschende Sittenverderbniß der Heiligung des Lebens weichen müssen.

Heute hat man einen neuen Etschege, den Gebra Selasse, geweiht; aber diese Feierlichkeit gleicht mehr der Krönung eines Königs als der Einweihung eines Geistlichen. Dabei herrschte eine so stürmische Unordnung, daß es unmöglich ist, eine Schilderung der Ceremonie zu geben. Indeß war ich doch begierig, den neuen Etschege zu sehen, und ich begab mich demnach in die Kirche. Aber der Mann sah so verwirrt aus, daß es mir unmöglich war, seine Gesichtszüge zu erkennen. Sein großer Ruf als Heiliger, den er sich durch sein strenges Leben erwarb, läßt mich fürchten, daß er für evangelische Wahrheit nicht so empfänglich seyn mag, wie sein Vorgänger Philippos. Letztern besuchte ich vorgestern, nach seinem scheinbar freiwilligen Abtritt von seinem hohen Berufe; und statt ihn zu beklagen, wie die Andern zu thun pflegen, wünschte ich ihm von Herzen Glück, daß Gott ihn aus einer so schwierigen Lage herausgezogen habe, welche für seine Seele gefährlich werden mußte. Ich fügte hinzu: wenn ihm das Heil seiner Seele am Herzen liege, so sey sein jetziges stilles Privatleben viel günstiger, um dasselbe zu schaffen, als seine frühere Stellung unter seinem Volke. Seitdem ich dieß sagte, wiederholt er meine Worte Allen, welche ihn besuchen, mit der Bemerkung: ich sey der Einzige, welcher die Wahrheit kenne, und in Aufrichtigkeit des Herzens rede.

Den 10. Oktober. Nur mit großer Schwierigkeit bin ich am 4ten dieses Monats von Gondar weggekommen. Ich hatte es nur sehr Wenigen gesagt, daß ich an diesem Tage die Stadt verlassen würde, und hatte im Sinne, früh Morgens, und zwar nur in Gegenwart meiner vertrautesten Freunde abzureisen; aber als ich eben die Reise antreten wollte, schickte der König zu mir, ihn noch einmal zu besuchen, und bat mich dringend, wenigstens noch acht Tage länger hier zu bleiben, was ich jedoch nicht bewilligen konnte. Bei meiner Rückkunft nach Hause stand eine solche Menge

Menschen vor meiner Wohnung, daß ich nur mit Mühe durch sie hindurch kommen konnte. Ich nahm abtheilungsweise Abschied von denselben, und ermahnte sie herzlich, von Stund an ihr Heil bei Jesu zu suchen. Um 10 Uhr endlich gelang es mir, begleitet von einer kleinen Schaar Bekannter, den Weg anzutreten. Habeta Selasse ging eine Stunde weit mit mir, und drückte nochmals sein Verlangen aus, mich bald zurückkehren zu sehen, um gemeinschaftlich mit mir unter den Gallas in seinem Vaterlande Schoa eine Mission zu beginnen.

Schon am ersten Tage der Reise bekam ich ein so beschwerliches Augenübel, daß ich nicht schreiben konnte. Uebrigens trug sich auf unserer Reise nichts Merkwürdiges zu. Die Reisegesellschaft war klein, und wir kehrten auf demselben Wege zurück, auf dem wir vor sechs Monaten gekommen waren. Nur hatte ich mit meinen Leuten großen Mangel an Lebensmitteln, weil mir zu Gondar das Geld ausgegangen war, um einen kleinen Vorrath zu kaufen. Der Ras Ubie hatte mich auf meinem Rückwege zu sich eingeladen, und ich hoffte, er würde mich bis an den Takazze mit dem Nöthigen versehen; aber als ich zu Debarek ankam, war er einige Tage zuvor in Eile abgereist, um die Empörer von Walkait zu bestrafen. Am dritten Tage zogen wir über den Takazze-Fluß. Alle Dörfer auf dem Wege von Gondar bis nach Sancaber sind, das einzige Dorf Faras Sabar ausgenommen, im letzten Krieg abgebrannt worden.

Achter Abschnitt.

Aufenthalt des Missionars Gobat zu Adowa im Tigrelande. Flucht desselben nach Adigrat.

Am 17. Oktober kam ich zu Adowa an, wo zwei Tage zuvor auch der Ras Saba Gadis eingetroffen war.

Dieser ließ mir alsobald beim Hereintreten einen Sopha, den die Abyssinier Thron nennen, neben den seinigen hinstellen, was er Keinem zuvor gethan hatte. Ueberhaupt erzeigte er mir in den beiden Tagen, in denen wir beisammen waren, so viel Freundschaft, daß ich an seiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln kann. Als ich ihm sagte, daß ich im Sinne habe, auf ein Jahr mich von ihm zu trennen, so fing er an zu weinen, und sagte zu mir: „Warum willst du uns verlassen? Sage mir doch nur, was du verlangest, daß ich dir thun soll; ich bin zu Allem bereit, denn ich liebe dich; nicht weil du groß bist, sondern weil du Gott liebst, den ich auch von ganzem Herzen zu lieben verlange." — Ich wollte ihm die Hand küssen; aber er wollte es nicht eher gestatten, bis er zuvor die meinige geküßt hatte. Er ist heute gegen Marie und Ubie, welcher seit kurzem sein Feind geworden ist, in den Krieg gezogen.

Den 20. Oktober. Gestern Abend ist mein Bruder Kugler von Gila mit unserem alten Girgis hier angekommen. Das war ein Festtag für mich, nach acht Monaten der Einsamkeit wieder in der Gesellschaft von zwei geliebten Brüdern zu seyn.

Den 18. December. Wenige Tage nach meiner Ankunft zu Adowa überfiel mich eine heftige Augenkrankheit, welche ich bis jetzt dadurch zurückgehalten hatte, daß ich täglich einigemal ein wenig Schnupftabak in die Augen warf. Dieses Mittel hatte ich von einem Neger gelernt, und dasselbe seit drei Jahren mit gutem Erfolg angewendet. Gebraucht man solches beim ersten Anfang der Augenentzündung, so kann man bisweilen in einer Nacht von derselben los werden. Als mich endlich die Augenkrankheit verließ, bekam ich heftiges Magenweh, das meinen Kopf so sehr angriff, daß die geringste Anstrengung mir Schwindel verursachte. Ich fing an, alle Tage auf meinem Maulthier zu reiten; allein diese Bewegung wollte nicht zureichen. Da es in der Gegend von Adowa viel Wildpret gibt, so

ging ich auf die Jagd, um durch einen bestimmten Zweck die körperliche Anstrengung zu vergessen; und sank ich kraftlos zu Boden, so ließ ich mich auf meinem Maulthiere nach Hause führen. Diese körperliche Bewegung that mir so gut, daß ich einmal meinen Bruder Kugler, der nicht wohl war, ermunterte, mit mir zu kommen. Auch er befand sich nach mehrern Tagen so wohl dabei, daß er sich noch einmal entschloß, einen Zug dieser Art mit mir zu machen; besonders da es ihm an Fett gebrach, um Salben zu bereiten. Am 10. December, vor Aufgang der Sonne, erblickten wir in einem Fluß ein großes Thier, das wir Anfangs für ein Crocodill hielten. Ich sagte zu Kugler: Welcher von uns will dieses Thier tödten? In schüchternem Tone erwiederte er: ich gehe. Beim Hinzunahen glaubte er, ein Flußpferd zu sehen, und schoß auf dasselbe. Allein seine Flinte zersprang, und machte ihm einige Wunden am linken Arm, welche noch nicht geheilt sind; aber es geht sehr gut, so daß wir hoffen, er werde bald völlig hergestellt seyn. Aber ich muß ihn immer ermahnen, seinen Arm zu schonen, was ihm schwer fällt, weil er sich außer Gefahr glaubt.

Den 23. December. Heute fing die Wunde unsers Bruders Kugler zu bluten an, und der große Blutverlust zog ihm ein Fieber zu. Auffallend ist mir, daß er seit einiger Zeit immer vom Sterben mit mir spricht. Schon vor mehr als einem Monat, als ich krank und er sehr wohl war, sagte er ganz ernsthaft zu mir: Wenn ich in kurzer Zeit diese Welt verlassen sollte, wovon ich ein starkes Vorgefühl habe, so schreibe doch allen meinen Bekannten, daß ich sie liebe, und sollte ich sie beleidigt haben, so bitte ich sie um Verzeihung.

Den 27. December. Unser Bruder Kugler befand sich in den letzten Tagen ziemlich wohl, aber er sprach immer vom Sterben. Er hatte Lust, einen kleinen Ausgang zu machen; aber kaum war er auf dem Wege, so fing seine Wunde wieder an zu bluten, und nach

unſerer Zurückkunft fiel er in Ohnmacht. Auch unſer Bruder Aichinger iſt ſehr krank geworden. Kugler fühlt einen ſolchen Nervenreiz in allen ſeinen Gliedern, daß er nicht einen Augenblick ruhig liegen kann, und jede Bewegung verurſacht ihm viel Schmerzen in ſeinem Arm; bei ſeiner Seelenkraft aber und ſeinem ſtarken Vertrauen auf Gott ließ er keinen von uns ſein Leiden merken. In einer traulichen Unterhaltung ſagte er zu mir: Das Blut, das ich bisher verlor, wird mir das Leben nicht abkürzen; aber ich muß fürchten, daß der Eiſenroſt der Flinte, deren Splitter mich verwundet haben, in meine Blutadern eingedrungen iſt. Ich bitte dich, nach meinem Tode unſern theuern Freunden in Europa Nachricht von mir zu geben. Dabei trage ich die Beſorgniß in meinem Herzen, daß wenn die Veranlaſſung meiner Verwundung bekannt wird, manche Chriſten ſich daran ſtoſſen, und die Widerſacher Gelegenheit nehmen möchten, die Miſſionsſache zu verſchreien, als ob die Miſſionarien unnütz ihr Leben auf der Jagd zubrächten. Indeß weiß ich doch nach Allem, daß die beiden Miſſions-Geſellſchaften, zu London und Baſel, mich hinreichend kennen, um keine falſche Meinung von mir in ihrem Herzen zu bewahren. Du kannſt ihnen den ganzen Hergang ſchreiben, und ſie werden ſchon wiſſen, ob ſie ihn bekannt machen ſollen oder nicht. Ich ſagte ihm, um ihn zu beruhigen: die Jagd und der Fiſchfang ſeyen doch eine und dieſelbe Sache, ſo wie auch beides in den orientaliſchen Sprachen mit demſelben Wort bezeichnet werde. Nun habe aber gewiß kein Chriſt jemals die Apoſtel darüber getadelt, daß ſie das einemal das Evangelium predigten, und ein andermal auf den Fiſchfang ausgingen.

Den 29. December. Geſtern Abend war der Schmerz unſeres Bruders Kugler ſehr groß, und es entfuhr ihm ein Jammerton; aber alſobald ſagte er: Es iſt jetzt Gottes Wille, daß ich leiden ſoll; ich will mich daher geduldig darein ſchicken. Einen Augenblick darauf fiel

er in Ohnmacht, erholte sich aber bald wieder. Es hatten sich indeß mehrere Leute um sein Lager gesammelt, an welche er in der Tigre-Sprache eine lange Anrede hielt. Es erschütterte mich, mit großer Bestimmtheit ihn sagen zu hören: „Ich bin jetzt auf dem Punkt, diese Welt zu verlassen." — Als die Leute fort waren, sagte er zu mir: „Im Sprechen habe ich meinen Schmerz fast ganz vergessen, aber jetzt ist er so heftig, als wollte er alle meine Gebeine verzehren." Er selbst band nun seinen Arm auf, und ich legte ihm lindernde Ueberschläge auf, worauf er bis zum Anbruch des Tages sanft schlief. — Auch unser Bruder Aichinger ist schwer krank geworden.

Den 30. December. Mit dem tiefsten Schmerz beschreibe ich den Auftritt, welcher gestern Abend statt fand. Aber wie der HErr mich bis hieher mächtig unterstützte, so wird Er es auch ferner thun. Als wir uns gestern Abend über den Fortgang des Reiches Gottes traulich unterhielten, fing auf einmal die Wunde unseres leidenden Bruders so heftig zu bluten an, daß er ohnmächtig in meinen Arm zurücksank. Krank sprang Bruder Aichinger von seinem Lager auf, um mir zu Hülfe zu kommen. Fast verlor ich die Fassung bei dem Gedanken, die beiden einzigen Brüder zu verlieren, welche ich in diesem Lande habe. Kugler kam wieder zu sich selbst, und seine ersten Worte waren: „Ich sterbe. Gerne hätte ich gewünscht, noch länger zu leben, um diesem armen Volk das Heil zu verkündigen, das in Christo ist; aber des HErrn Wille geschehe." Nun fing er an, in der Tigre-Sprache zu beten: „HErr Jesu, segne mich, sey mir gnädig, nimm mich auf zu Dir; bereite mir bei Dir eine Stätte!" Als seine Stimme schwach zu werden anfing, sagte er: „Ich kann nicht mehr reden, sage diesen Leuten, (welche in großer Zahl umher standen) daß Jesus mein Erbtheil ist, und daß sie nicht weinen sollen, wie sie sonst zu thun pflegen." Nach wenigen Augenblicken sagte er: „Rede mit mir vom

Heiland; ich kann nicht mehr reden." Noch konnte ich nicht glauben, daß er von mir scheiden werde; mein Herz war zu voll, ihn und Aichinger in dieser Lage zu erblicken. Ich wollte reden, aber die Stimme versagte mir, und mich tröstete der Gedanke, ihn voll Glaubenszuversicht mit Jesu umgehen zu sehen. Sey getrost, sagte ich zu ihm, der HErr wird dich im Leben und im Tode nicht verlassen. „Das weiß ich, rief er mir sterbend zu, Er hat mich nie verlassen." Und mit diesen Worten schlief er Abends 9 Uhr den 29. December sanft und selig ein.

Alsobald fingen nun die Männer und Weiber, von denen das Haus voll war, laut zu weinen und zu schreien an, wie wenn jedes von ihnen einen einzigen geliebten Sohn verloren hätte. Ihr Jammergeschrei war unserm kranken Aichinger fast unerträglich; aber ich ermahnte ihn zur Geduld, und glaubte, um ihnen nicht wehe zu thun, sie wenigstens eine Viertelstunde klagen lassen zu müssen. Nach Verfluß derselben sagte ich zu ihnen: „Meine lieben Freunde, ich zweifle keineswegs an eurer Freundschaft gegen meinen verstorbenen Bruder; aber euer Klaggeschrei ist Gott nicht angenehm; denn ihr habt ja von dem Sterbenden gehört, daß er Jesu angehört, und jetzt ein seliges Loos genießt, und darum sollt ihr nicht weinen." Hierauf hielt ich über 1 Thess. 4, 13. in der amharischen Sprache eine kurze Anrede an sie, der sie mit großer Aufmerksamkeit zuhorchten. Als ich aufgehört hatte, sagten die Meisten zu mir: ich habe Recht; Kugler sey im Glauben gestorben, und darum wollen sie so gut wie möglich ihre Thränen zurückhalten. Ein Muselman, der zugegen war, sagte: Ich habe schon viele Menschen im Augenblick ihres Todes gesehen; vier sind mir in den Armen verschieden; aber nie zuvor habe ich gesehen wie jetzt, wie der Glaube über den Tod siegt. — Wir brachten die übrige Nacht stille zu, aber Aichinger litt sehr.

Den 31. December. Die beiden letzten Tage dieſes erfahrungsreichen Jahres waren ſchwer, aber des HErrn Hand hat mich gehalten. Mein erſtes Geſchäft war, unſern kranken Bruder Aichinger zu pflegen, und darüber zu wachen, daß die herbeikommende Menſchenmenge ihn nicht zu ſehr beunruhige. Jedermann wollte, daß Kugler ſchon geſtern begraben werden ſollte, weil man, wie ſie ſagten, einen Todten in dieſem Lande nicht über einen Tag behalten könne; allein ich erklärte Allen, daß ich ihn nicht ſo bald begraben laſſen würde. Da ich erſt kurze Zeit hier bin, und faſt alle Männer in den Krieg gezogen ſind, ſo hatte ich keine Freunde, auf welche ich zählen konnte; aber der HErr half mir in allen Stücken, ſo wie ich es bedurfte. Ein junger Prieſter nahm die Sorge für Alles auf ſich, was eine anſtändige Beerdigung unſeres vollendeten Bruders erforderte. Da ich wünſchen mußte, daß dabei alle abergläubiſchen Landesgebräuche unterbleiben möchten, ſo mußte ich mich zum Voraus auf einen heftigen Widerſtand der Prieſter gefaßt halten. Aber in dem Augenblick, als ich eben zu dem jungen Prinzen Teela Georgis, Sohn des verſtorbenen Königs, ſchicken wollte, um ihn zu erſuchen, mit den Prieſtern zu reden, ſo kam er ſelbſt herbei, mir ſeine Dienſte anzubieten, und mich zu fragen, in welcher Kirche ich wünſche, daß mein Bruder begraben werden möge? Ich nannte ihm die Kirche Maḋhan Alam (zum Heiland der Welt), und bat zugleich um Unterlaſſung aller Ceremonien, welche mit dem Worte Gottes nicht übereinſtimmen. Wollen die Prieſter, ſetzte ich hinzu, ein Kapitel aus der Bibel leſen, und für die Lebenden beten, ſo bin ich wohl damit zufrieden. Er ging nun zu den Prieſtern, ſie um eine paſſende Stelle auf dem Begräbnißplatze zu erſuchen. Dieſe aber gaben ihm zur Antwort: Kugler könne nicht in der Kirche begraben werden, weil er vor ſeinem Tode nicht bei einem Mönch gebeichtet und die Abſolution

empfangen

empfangen habe. Tekla Georgis erwiederte ihnen, daß ja nicht selten Menschen, welche schnell sterben, ohne empfangene Absolution dennoch in der Kirche begraben werden. — Dieß möge auch jetzt geschehen, sagten die Priester, wenn nur die Messe dabei gelesen werde. — Keineswegs, erwiederte der junge Fürst; denn sein Bruder (Gobat) hat mir gesagt: der Verstorbene wolle dieß Alles nicht, weil ihm Jesus Christus selbst vor seinem Scheiden die Vergebung der Sünden ertheilt habe, und weil unter ihrem Volke die Messe nicht gewöhnlich sey. Endlich gaben die Priester nach, weil sie sich vor Saba Gadis fürchteten.

Ich sollte nun die Stelle der Beerdigung ausersehen; und als ich in der Kirche ankam, wollten die Priester ihre Einsprachen auf's neue beginnen. „Seyd ihr ja doch selbst Sünder, antwortete ich ihnen, und habt einen Erlöser nöthig; wie solltet ihr den Lebenden oder Sterbenden die Vergebung der Sünden ertheilen können? Aber ich weiß, warum ihr Messe zu lesen verlangt: ihr wollt dafür bezahlt seyn. Dieß ist nun von eurer Seite eben nicht lobenswerth; damit ihr aber wisset, daß ich nicht aus Geiz, sondern um des Gewissens willen die Messe verweigere, so bin ich bereit, euch zu geben, was ihr zu fordern ein Recht habt." — Sie wünschten nun, die Sache im Stillen abzumachen, und erklärten, sie verlangen kein Geld, wenn sie nicht die Messe lesen dürfen; ließen mir aber heute durch einen Boten sagen, sie werden gerne annehmen, was ich ihnen geben wolle. Allein ich ließ ihnen antworten, daß ich mich auf geheime Unterhandlungen nicht einlasse. Drei Priester haben sich laut für mich erklärt, und einer von ihnen sprach nun mit viel Anstand und Würde vor einer großen Leichenversammlung ein Gebet am Grabe.

Den 5. Januar 1831. Diese Tage über war mein Haus mit Menschen angefüllt, welche gekommen waren,

mich zu trösten. Ich sprach allen denen, welche das Amharische verstehen, Worte der Liebe ans Herz; auch kamen mehrere Priester, welche zu wissen verlangten, worin der wahre seligmachende Glaube bestehe. Einer derselben, ein Mann von 80 Jahren, verlangt immer mein Schüler zu werden; allein ich fürchte, seine Beweggründe seyen nicht lauter; indeß hörte ich ihn öffentlich einige Irrthümer seiner Kirche mißbilligen. — Bis gestern litt Bruder Aichinger sehr, und hat nichts zu sich genommen. Da es mir schien, als leide er an derselben Krankheit, welche ich zu Gondar hatte, so verordnete ich ihm dasselbe Mittel, das mich wieder herstellte. Ich ließ ihn nämlich ein Glas voll zerlassene Butter trinken, das wunderbar wirkte; denn von dem Augenblick an, da er es trank, fühlte er nicht den geringsten Schmerz mehr.

Den 7. Januar. Heute kam der Diener wieder zurück, den ich zu Saba Gadis an den Tacazze-Fluß gesandt hatte, um ihn vom Tode unseres Bruders Kugler zu benachrichtigen. Als er diese Botschaft vernahm, verhüllte er sein Angesicht in sein Kleid und weinte, und ließ mehrere Große zu sich rufen, um mit ihnen zu klagen. Aber bald besann er sich, und sagte: Ich habe vergessen, in welcher Lage ich bin; es ist besser, ich weine allein und im Stillen; denn wenn meine Feinde hörten, daß wir mit einander klagen, so könnten sie meinen, wir hätten einen tapfern Officier verloren, und würden den Frieden verweigern. Jetzt wickelte er das Gesicht in seinen Mantel, und redete zwei Stunden lang kein Wort. Darauf fragte er den Boten nach der Begräbniß seines Freundes. Als ihm dieser sagte, die Priester haben sich seiner Beerdigung in der Kirche widersetzen wollen, so gerieth er in Zorn, ließ sogleich den Oberpriester von Adowa zu sich rufen, und sagte vor Jedermann zu ihm: „Wie konntest du, Elender, einem Fremdling, welcher ein besserer Christ ist als alle Priester meines Landes, eine Stätte der Beerdigung

verweigern? Weißt du denn nicht, daß Kugler mein Bruder, ja mein Sohn war?" — Der Priester sagte zitternd: „Dieß ist nicht meine Schuld, denn ich war nicht zu Adowa." — „Das weiß ich wohl, antwortete Saba Gadis; aber deine Schuld ist's, daß du so schlechte Priester an der Kirche angestellt hast. Schicke alsobald nach Adowa, um diese Unwürdigen in's Gefängniß zu setzen, bis ich dorthin komme, um sie für ihr Verbrechen zu bestrafen." — Man fürchtet sehr für ihr Leben; aber ich werde mich aus allen Kräften ihrer Bestrafung widersetzen.

Den 11. Januar. Seit ich zu Adowa bin, kommt der junge Prinz Tekla Georgis fast alle Tage von vielen Priestern begleitet zu mir, und sucht Gelegenheit, diese Priester zu religiösen Gesprächen zu veranlassen, während er selbst kein Wort darein redet. Kuglers letzte Worte und mein Betragen bei dieser Schickung der Vorsehung scheinen ihm mehr Zutrauen einzuflößen, als er zuvor hatte. Und da er neben mir wohnt, so ließ er von seinem Hause auf das Dach meiner Wohnung eine Brücke bauen, um mich im Stillen zu besuchen. Als er heute zum erstenmal auf diesem Wege kam, traf er gerade seinen Beichtvater bei mir an. Dennoch that er mehrere Fragen an mich über die Rechtfertigung des Sünders, den seligmachenden Glauben, die Anrufung der Heiligen u. s. w. Ueber letztern Punkt äußerte er: „Euer Glaube gefällt mir besser als der unsrige. Ihr rufet Gott an, und seyd demnach gewiß, von Ihm erhört zu werden; wir rufen die Heiligen und ihre Bilder an, ohne gewiß zu seyn, ob wir daran recht oder unrecht thun." Sein Beichtvater unterbrach ihn mit den Worten: Wir beten weder die Heiligen noch ihre Bilder an. — „Verzeihe mir, versetzte der junge Prinz, wir beten sie an." — „Aber ich bete sie nicht an, sagte der Priester." — „Aber, fuhr der Prinz fort, warum hast du mich denn gelehrt, sie anzubeten?" — Verwirrt

antwortete der Priester: „Das will ich nicht mehr thun; die Heiligen sind Menschen wie wir; ich bete nur Gott an, und die Jungfrau Maria." — „Wenn du die Heiligen nicht anrufst, versetzte Tekla Georgis, warum betest du die Jungfrau Maria an? War sie denn nicht auch ein Mensch wie wir?" — Der Priester wußte nichts zu antworten; und der junge Prinz fügte hinzu: „Wir wissen nicht, an was wir uns halten sollen, und darum ist der Glaube der Engländer besser als der unsrige."

Den 1. Februar. Alle Leute sind im Krieg, und darum machen mir nur einige Priester Besuche, mit denen es immer schwer ist, zu einem erbaulichen Gespräche zu kommen; denn sie reden nur von Ceremonien oder albernen Geschichten. Der Prinz Tekla Georgis, welcher mich täglich besucht, scheint oft geneigt zu seyn, sein Herz der Wahrheit hinzugeben; allein die Priester, welche immer um ihn sind, halten ihn vom Glauben zurück.

Den 9. Februar. Meine Hauswirthinn ging gestern Nachts um 9 Uhr aus, kam aber bald wieder zurück, und klagte, daß sie von einem Scorpion am Finger gestochen worden sey. Ich sah nichts; auch klagte sie weniger als andere in solchem Falle zu thun pflegen; aber gegen Anbruch des Tages fing sie ein Geschrei an, das dem Bellen eines Hundes ähnlich war, und das ich auch wirklich lange dafür hielt, und darum nicht von meinem Lager aufstand. Endlich erkannten wir unsern Irrthum, und eilten zu ihr hin; aber die Leidende gab uns keine Antwort. Ich rief Leute herbei, die, als sie ihren Speichel vor dem Munde wahrnahmen, sogleich sagten, sie müsse von einem Insekt gestochen worden seyn, das größer als ein Scorpion, voll Stacheln und ganz schwarz ist, und das die Abyssinier Damotera (im Tigre-Dialekt Aco) nennen. Es hält sich in alten Mauern und an den trockensten Orten der Berge auf. Wenn es jemand gestochen hat, so soll

nur ein einziges Mittel dafür vorhanden seyn, das man aber, wie die Leute sagen, sogleich gebrauchen müsse; nämlich, eine junge schwarze Ziege zu tödten, und ihre kleinen Eingeweide den Kranken essen zu lassen. Hat eine Schlange einen Menschen gestochen, so besteht in diesem Lande das wirksamste Gegenmittel darin, daß man ihn nicht schlafen läßt. Kürzlich wäre ich fast von einer sehr giftigen Schlange gestochen worden; sie lief mir nach, und war schon ganz nahe bei meinem Fuß, als mein Diener sie mit einem großen Stabe schlug, den er in der Hand hatte. Ich habe erst drei giftige Schlangen gesehen, seit ich Europa verließ, und zwar alle in der Gegend von Adowa.

Die arme Frau, welche gestochen wurde, ist diesen Morgen gestorben, und wurde noch an demselben Tage beerdigt. Die Priester nahmen nach ihrem Tode Alles, was sie besaß, um sich für die Messe und den Ablaß bezahlt zu machen; und weil sie nicht gebeichtet hatte, so legten sie den Verwandten ein vierzigtägiges Fasten auf. — Da ich gegenwärtig nur wenige Besuche habe, so beschäftige ich mich mit der Revision der Evangelien in der Tigre-Sprache, welche mein vollendeter Bruder Kugler mit einem Gelehrten des Landes ausgefertigt hat.

Den 15. Februar. Einige entfliehende Soldaten sind diesen Abend angekommen, welche die Nachricht brachten, daß die Gallas unter der Anführung des Marie am 13ten dieses über den Tacazze-Fluß gesetzt haben, und die Armee von Tigre gestern geschlagen worden sey.

Behat den 21. Februar. Als ich am 16ten dieses, Morgens, aufstand, vernahm ich, daß jedermann die Flucht ergriffen habe, so daß nur noch einige alte Weiber zu Adowa sich befanden, die auf den Dächern ihrer Wohnungen überlaut weinten. Bald darauf sah man zerstreute Soldatenhaufen mit den Einwohnern der benachbarten Dörfer in großer Unordnung herbeieilen, welche die Flucht ergriffen hatten. Bis jetzt war ich unentschlossen gewesen, was ich thun sollte. Bald dachte

antwortete der Priester: „Das will ich nicht mehr thun; die Heiligen sind Menschen wie wir; ich bete nur Gott an, und die Jungfrau Maria." — „Wenn du die Heiligen nicht anrufst, versetzte Tekla Georgis, warum betest du die Jungfrau Maria an? War sie denn nicht auch ein Mensch wie wir?" — Der Priester wußte nichts zu antworten; und der junge Prinz fügte hinzu: „Wir wissen nicht, an was wir uns halten sollen, und darum ist der Glaube der Engländer besser als der unsrige."

Den 1. Februar. Alle Leute sind im Krieg, und darum machen mir nur einige Priester Besuche, mit denen es immer schwer ist, zu einem erbaulichen Gespräche zu kommen; denn sie reden nur von Ceremonien oder albernen Geschichten. Der Prinz Tekla Georgis, welcher mich täglich besucht, scheint oft geneigt zu seyn, sein Herz der Wahrheit hinzugeben; allein die Priester, welche immer um ihn sind, halten ihn vom Glauben zurück.

Den 9. Februar. Meine Hauswirthinn ging gestern Nachts um 9 Uhr aus, kam aber bald wieder zurück, und klagte, daß sie von einem Scorpion am Finger gestochen worden sey. Ich sah nichts; auch klagte sie weniger als andere in solchem Falle zu thun pflegen; aber gegen Anbruch des Tages fing sie ein Geschrei an, das dem Bellen eines Hundes ähnlich war, und das ich auch wirklich lange dafür hielt, und darum nicht von meinem Lager aufstand. Endlich erkannten wir unsern Irrthum, und eilten zu ihr hin; aber die Leidende gab uns keine Antwort. Ich rief Leute herbei, die, als sie ihren Speichel vor dem Munde wahrnahmen, sogleich sagten, sie müsse von einem Insekt gestochen worden seyn, das größer als ein Scorpion, voll Stacheln und ganz schwarz ist, und das die Abyssinier Damotera (im Tigre-Dialekt Aco) nennen. Es hält sich in alten Mauern und an den trockensten Orten der Berge auf. Wenn es jemand gestochen hat, so soll

nur ein einziges Mittel dafür vorhanden seyn, das man aber, wie die Leute sagen, sogleich gebrauchen müsse; nämlich, eine junge schwarze Ziege zu tödten, und ihre kleinen Eingeweide den Kranken essen zu lassen. Hat eine Schlange einen Menschen gestochen, so besteht in diesem Lande das wirksamste Gegenmittel darin, daß man ihn nicht schlafen läßt. Kürzlich wäre ich fast von einer sehr giftigen Schlange gestochen worden; sie lief mir nach, und war schon ganz nahe bei meinem Fuß, als mein Diener sie mit einem großen Stabe schlug, den er in der Hand hatte. Ich habe erst drei giftige Schlangen gesehen, seit ich Europa verließ, und zwar alle in der Gegend von Adowa.

Die arme Frau, welche gestochen wurde, ist diesen Morgen gestorben, und wurde noch an demselben Tage beerdigt. Die Priester nahmen nach ihrem Tode Alles, was sie besaß, um sich für die Messe und den Ablaß bezahlt zu machen; und weil sie nicht gebeichtet hatte, so legten sie den Verwandten ein vierzigtägiges Fasten auf. — Da ich gegenwärtig nur wenige Besuche habe, so beschäftige ich mich mit der Revision der Evangelien in der Tigre-Sprache, welche mein vollendeter Bruder Kugler mit einem Gelehrten des Landes ausgefertigt hat.

Den 15. Februar. Einige entfliehende Soldaten sind diesen Abend angekommen, welche die Nachricht brachten, daß die Gallas unter der Anführung des Marie am 13ten dieses über den Tacazze-Fluß gesetzt haben, und die Armee von Tigre gestern geschlagen worden sey.

Behat den 21. Februar. Als ich am 16ten dieses, Morgens, aufstand, vernahm ich, daß jedermann die Flucht ergriffen habe, so daß nur noch einige alte Weiber zu Adowa sich befanden, die auf den Dächern ihrer Wohnungen überlaut weinten. Bald darauf sah man zerstreute Soldatenhaufen mit den Einwohnern der benachbarten Dörfer in großer Unordnung herbeieilen, welche die Flucht ergriffen hatten. Bis jetzt war ich unentschlossen gewesen, was ich thun sollte. Bald dachte

ich zu bleiben, und meine Wohnung gegen jede Gewalt zu vertheidigen; bald hielt ich wieder für beſſer, die Flucht zu ergreifen, und von meinen kleinen Habſeligkeiten mitzunehmen, was ich konnte; aber immer hoffte ich, Gott werde mich im Augenblick der Gefahr den rechten Ausweg finden laſſen. Als Alles in der größten Beſtürzung war, warf ich mich auf meine Knie nieder, und flehte zum HErrn um Rath. Bald darauf vernahm ich, daß einer der Söhne und der Bruder des Saba Gadis an der Stadt vorüberzögen, ohne in dieſelbe herein zu kommen. Alſobald lief ich ihnen nach, um mich bei denſelben zu erkundigen, wie die Sachen ſtehen. Sie ſagten mir: ſie hätten einen abgelegenen Engpaß bewacht, und ſeyen nicht bei dem Treffen vom 14ten geweſen, wüßten daher auch nicht, wo Saba Gadis ſich befinde; indeß ſey zu befürchten, daß die Gallas bald nachrücken werden. Sie riethen mir, keine Zeit zu verſäumen, ſondern mit ihnen auf einem benachbarten Berge die Nacht zuzubringen. Bei meiner Rückkunft nach Hauſe fand ich unſern Ali von Egypten, der von dem ältern Sohn des Saba Gadis, Walda Michael, abgeſendet worden war, um uns mit ſich zu nehmen. Mein Bruder Aichinger hatte indeß unſere kleinen Reiſegeräthſchaften zuſammen gebracht, die wir in eine benachbarte Kirche trugen, indeß wir nur das Nöthigſte mit uns auf den Weg nahmen. Da die Nacht ſehr finſter war, und wir wegen der Straßenräuber es nicht wagten, ein Feuer anzuzünden, ſo legten wir uns ohne Decke auf das Gras nieder.

Den 17ten fand ich Walda Michael, der mich nur dem Namen nach kannte, der aber wußte, daß ſein Vater den Aichinger und mich beſonders lieb hatte. Wir zogen nun unſern Weg weiter, bis wir Nachmittags im Diſtrikte Antitſcho uns lagerten, weil viel Gras für unſere Maulthiere dort zu finden war. Bald kam ein Mann in's Lager, welcher gefangen genommen worden, und wieder entflohen war; worauf Walda Michael

bekannt machen ließ, daß jeder Soldat zum Rückmarsch sich rüsten solle, indem er so eben vernommen habe, daß Marie in dem Treffen vom 14ten das Leben eingebüßt habe. Nicht lange hernach kam auch der Bruder des Saba Gadis an, den ich zu Adowa gesehen hatte, und in dessen Gebiet wir uns nun befanden. Alsobald verwandelten sich die Klagen in lautes Freudengeschrei, das jedoch nicht lange dauerte. Nach Sonnenuntergang schickte uns Walda Michael ein Paar Trauben und ein gutes Stück Fleisch, das wir zum Theil roh verzehrten, da wir zwei Tage lang nichts gegessen hatten. Die Nacht über hatten wir viel Regen, in welchem wir ohne Obdach geduldig aushalten mußten.

Als ich am 18. Februar Morgens aufstand, wunderte ich mich, alle Anführer traurig zu sehen, indeß die Soldaten den gleichen Weg fortsetzten, wie Tags zuvor. Bald darauf ließ mich Walda Michael ins Geheim rufen, und sagte mir: ein Bote sey in der Nacht gekommen, welcher ihm die Nachricht gebracht habe, Saba Gadis sey umgekommen; was ich aber, um nicht Verdacht zu erregen, durchaus nicht merken lassen dürfe. Kaum konnte ich mich enthalten, den ganzen Tag zu weinen. Der arme Saba Gadis wurde am 14ten gefangen, und ihm Tags darauf der Kopf abgeschlagen. Vor seiner Ermordung hatten ihm die Gallas erlaubt, mit einem seiner Officiere zu reden, der zurückgesendet werden sollte. Er machte sein Testament, und befahl unter Anderm allen seinen Kindern, seinen Sohn Walda Michael als ihren Vater anzusehen, und ihm treu zu seyn. Auch ließ er Walda Michael sagen, daß er, so lange es immer in seiner Macht stehe, für seine englischen Freunde sorgen solle. Beim Eintritt in das Zelt, in welchem er hingerichtet werden sollte, sagte er zu seinen Feinden: „Nur darum habe ich diesen Krieg geführt, um das Land, dessen Vater ich war, gegen eure Verheerungen zu vertheidigen. Meinen Leib könnet ihr zwar tödten, aber meine Seele ist in der Hand

Gottes. Schlagt nur zu, ich fürchte nichts." Jetzt hielt er die Hand über die Augen, um den tödtlichen Schlag zu erhalten. — Als Walda Michael mir den Tod seines Vaters bekannt gemacht hatte, schwur er mir, mich so lange zu beschützen, als es in seiner Macht stehe, wenn ich anders ihm verspreche, sein treuer Freund zu seyn. Wir schlossen einen Bund mit einander; und nun ließ er mich durch seinen Oheim nach dem Kloster Debra Damo führen, das auf einer unzugänglichen Felsenspitze gebaut ist, zu welcher man an Stricken hinauf gezogen werden muß. Auch wurden alle meine Sachen dorthin gebracht; und so schieden wir von einander.

Den 19. Februar. Heute Mittag kamen wir mit den Dienern des Saba Gadis zu Debra Damo an, welche den Bewohnern des Klosters sagten: der Bruder des Saba Gadis habe befohlen, daß sie meine Geräthschaften aufnehmen sollen; woraus die Mönche schlossen, daß sie dieselben auch nur wieder auf Befehl desselben herausgeben dürften. Ich hatte mit ihnen einen langen Streit hierüber, bis wir endlich dahin überein kamen, daß mein Eigenthum nur in meiner Gegenwart abgeliefert werden dürfe. Ich war mit der ganzen Anordnung nicht zufrieden, aber doch wußte ich keinen andern Zufluchtsort, um meine Sachen in Sicherheit zu bringen.

Den 20. Februar. Sonntag. Ich ließ mich heute von meiner Felsenwohnung an einem Strick hinab, weil ich wußte, daß Walda Michael in der Nähe war, der einen jungen Klosterbruder verlangt hatte. Als ich ihm meine Geschichte mit den Mönchen erzählte, ließ er sogleich die Bedienten seines Oheims binden, weil sie den Auftrag nicht recht ausgerichtet hatten, und gab den Mönchen einen scharfen Verweis über ihr kaltes Betragen gegen einen Fremdling, den er ihnen anvertraut habe. Auch befahl er, daß mir ohne Widerrede mein Eigenthum zugestellt werden müsse, sobald und so oft ich es verlange. Wir blieben bei einander

bis Abends, worauf wir von einander schieden. Die Mönche dieses Klosters sind nicht so schlimm, wie es ihr Vorsteher ist. Ich brachte den Abend mit ihnen zu, und einige derselben waren geneigt, das Wort Gottes zu hören. Heute den 21sten kamen wir wieder nach Behat zurück, wo ich bei unserm Ali von Egypten so lange mich aufzuhalten gedenke, bis das Ungewitter vorüber gezogen seyn wird.

Adigrat den 22. Mai. Ich habe nun bald drei unangenehme Monate unter den wilden Schohos zugebracht, aber der HErr hat mich vor allem Uebel bewahrt. Da Saba Gadis zum erstenmal dieses Land mit Gewalt sich unterjochte, so haben die Schohos bis jetzt nur gezwungen seine Oberherrschaft anerkannt; denn kaum hatten sie seinen Tod vernommen, als sie von ihm abfielen, und jetzt Feinde seiner Söhne geworden sind. Auf diese Weise hat Ali seine wenigen Freunde hier eingebüßt, welche ihm nun feindselig begegnen, und eben darum auch mir, weil ich sein Hausfreund bin. Alle haben sich geweigert, ihm die Abgaben zu entrichten, welche er seit mehrern Monaten hätte empfangen sollen. Alle ihre alten Streitigkeiten sind nun auf's neue in ihren Dörfern ausgebrochen, und es vergeht beinahe kein Markttag, an welchem sich nicht mehrere hunderte derselben auf dem Marktplatze die Haare raufen. So wild die Schohos übrigens sind, so schlagen sie einander doch mit großer Vorsicht, um Niemand um's Leben zu bringen, weil die Verwandten des Erschlagenen sich, sogar oft viele Jahre hernach, an der Familie des Mörders rächen würden; und so bleiben immer nur wenige Verwundete auf dem Kampfplatze liegen.

Die Einwohner mehrerer Dörfer kamen dreimal bis vor Behat hin, dasselbe auszuplündern. Zudem treiben alle Abyssinier, wenn sie keine Regierungsgewalt

weiter zu fürchten haben, das Räuberhandwerk. Mehrere derselben haben sich schon oft in dem Entschlusse vereinigt, meine Wohnung zu plündern; aber es trat immer ein Hinderniß dazwischen. Ich habe einen Diener aus einem benachbarten Dorfe, welcher viele Verwandte hat, und diese widersetzen sich immer, wenn man mir etwas zu Leid thun wollte. Einmal hatten die Räuber verschiedener Dörfer schon die Nacht und die Stunde bestimmt, in welcher sie kommen wollten, meine vier Maulthiere und alle meine Habe wegzunehmen. Am nämlichen Abend kam ein Krieger von angesehener Herkunft, welcher für einen tapfern Mann gehalten wird, aus der Gegend des Takazzeflusses zurück, wo er von den Gallas verwundet worden war. Ehe nun die Räuber meine Wohnung überfielen, gingen sie zuvor zu ihm, um ihn zu begrüßen, und ihr Vorhaben ihm mitzutheilen, weil sie hofften, er werde ihnen im Fall meines Widerstandes behülflich seyn. „Vormals, sagte er zu ihnen, hätte ich es hierin vielleicht auch mit euch gehalten; aber jetzt bin ich kaum den Händen des Todes entronnen, und es scheint mir, Gott habe mich darum am Leben gelassen, um unschuldige Fremdlinge aus euern Händen zu erretten. Ferne sey von mir, es mit euch zu halten; vielmehr erkläre ich euch: daß wer diesem Fremdling etwas Böses thut, mein Todfeind seyn wird." — Auf diese Weise wurde ihr Vorhaben vereitelt. Aber dieser Krieger, Ardu, sollte nun mit Walda Michael zu Felde ziehen, und ich hörte von allen Seiten, daß die Räuber nur seine Entfernung abwarteten, um meine Wohnung zu plündern. Ich wußte nicht, was ich thun sollte; gerne wäre ich nach Adowa gegangen, aber der Weg dorthin wimmelte von Räubern, und zudem ließ dort Azai Gigar, welcher nach der Herrschaft über Tigre strebt, alle Freunde des Saba Gadis ausplündern und in Ketten legen. Auch Emmaha wurde drei Tage lang eingesperrt, weil er meine Wohnung bewacht hatte; und es wurden ihm 200 Thaler

für mich abgefordert, bis einer seiner angesehenen Verwandten seine Freilassung auswirkte.

Während ich zu Behat ganz unentschlossen war, ließ mich Walda Michael wissen, daß ich nach Adigrat ziehen solle, weil ich dort sicherer als anderswo seyn würde. Ich nahm diesen Rath als einen Wink vom HErrn an; und gestern bin ich zu Adigrat angekommen, wohin ich schon früher gegangen seyn würde, wären nicht die Söhne des Saba Gadis unter einander uneins gewesen. Der sanfte Charakter des Walda Michael hat Alle gegen ihn ausgesöhnt, und sie haben ihn als ihren Oberherrn anerkannt. Ich gedenke die Ereignisse des gegenwärtigen Bürgerkrieges zu beschreiben, wenn einmal die Sachen wieder einigermaßen in Ordnung seyn werden. So lange ich zu Behat war, war ich immer unwohl, und auch jetzt noch ist meine Augenentzündung nicht ganz gehoben. Da sich alle Männer im Kriege befinden, so werde ich noch eine Zeitlang meine Tage allein zu Adigrat zubringen müssen.

Den 9. Juni. Vor einigen Tagen haben die Heuschrecken angefangen sich zu zeigen; aber erst heute ist ihr furchtbares Heer angekommen. Anfangs rauschte es gleich einem heftigen Hagel, und ich ging hinaus, zu sehen, was es wäre. Schon war das Sonnenlicht von den Heuschrecken, welche die Luft erfüllten, stark verdunkelt; aber es war nur erst der Vortrab derselben. Als ich gegen Norden blickte, sah ich auf eine Stunde Entfernung einige kleine Wolken aufsteigen, die ich gleich für Heuschrecken ansah, weil ich zu Cana in Galiläa ungefähr Aehnliches gesehen hatte. Dieser Nebel wurde in kurzer Zeit so dicht, daß man weder den Himmel noch die nahen Berge mehr sah. Beim Heranrücken machten die Heuschreckenhaufen ein Getöse, welches dem Toben des Meeres nach einem Sturme vollkommen ähnlich war. Jetzt verschwand die Sonne gänzlich, und der Boden war so dicht mit Heuschrecken bedeckt, daß man nichts mehr vor demselben sehen konnte. — Im

Tigrelande kommen fast alle Jahre größere oder kleinere Heuschreckenhaufen zum Vorschein; aber dießmal sind sie viel zahlreicher als sonst, und reichen bis Adowa hin. Schon sind die Felder vieler Dörfer fast ganz zu Grunde gerichtet, und dabei fehlt es seit drei Wochen gänzlich an Regen, so daß für das kommende Jahr eine Hungersnoth zu fürchten ist. Die Muselmannen in Tigre sammeln die Heuschrecken in Fässer, und essen sie begierig. Bei Mangel an Lebensmitteln thun dieß einzelne Christen auch; aber dann werden sie für Muselmannen gehalten, und müssen harte Büssungen auf sich nehmen. Man kann die Einwohner dieses Landes nicht ärger schimpfen, als wenn man sie Heuschreckenfresser nennt. Es ist auffallend, daß die Heuschrecken jenseits des Takazzeflusses sich nur selten sehen lassen.

Fast täglich werde ich von einigen Priestern besucht, welche ziemlich belehrt sind; aber noch kann ich nicht wahrnehmen, daß es einem von ihnen ernstlich um die Wahrheit zu thun ist. Noch lieber habe ich es mit der Familie des Bida Mariam zu thun, welcher drei Tage lang König zu Gondar war. Er, seine Frau und seine Kinder sind nicht feindlich gegen das Evangelium; aber ihre gegenwärtige kümmerliche Lage macht sie unentschlossen. — Mit meinen Augen geht es schlimmer, und ich kann nur wenige Stunden des Tages lesen und schreiben; und vermag des Morgens und des Abends kaum die Menschen zu unterscheiden.

Den 5. September. Gelobt sey Gott! ich genoß die Regenzeit über, mein Augenleiden ausgenommen, eine ziemlich gute Gesundheit. Da ich nicht lesen kann, und mich nur selten jemand besucht, so wird mir die Zeit sehr lange. Ein alter Mönch von Dembea, der wohl belehrt ist, macht mir viel Hoffnung; er kommt fast täglich zu mir, und hört seit einiger Zeit lernbegierig zu, wenn ich ihm von der lebendigmachenden Kraft des Evangeliums etwas sage. Mehrere andere Priester, welche mich besuchen, haben es nur mit spit-

findigen Streitfragen zu thun, die sie mit lauter Trugschlüssen zu unterstützen suchen.

Was mir den Aufenthalt zu Adigrat versüßt, sind die täglichen Unterhaltungen, welche ich mit meinem Diener Gebron habe. Es ist erstaunlich, mit welchem Erfolg er bisher sein neues Testament gelesen hat. Kaum braucht man in den Evangelien und Briefen der Apostel die ersten Worte einer Stelle zu nennen, so weiß er den ganzen Abschnitt wörtlich herzusagen, und ist mit dem Sinn desselben wohl bekannt. Auch die alttestamentliche Geschichte, welche ich ihm erzählte, hat er wohl behalten; was mich aber am meisten freut, ist die Wahrnehmung, daß die Wahrheit tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen hat. Erst jetzt erzählte er mir, welche innere Kämpfe ihm das Lesen der neutestamentlichen Schriften kostete, bis ein helleres Licht seine verfinsterte Seele durchdrang. Er verlangt sehr, die Psalmen Davids in amharischer Sprache zu bekommen, um, wie er sagt, beten zu lernen. Zwar ist seine überaus lebhafte Gemüthsart der Wirksamkeit im Christenleben eben nicht günstig; aber neben den gewöhnlichen Schwachheiten der menschlichen Natur ist sein Wandel in allen Stücken untadelhaft. Was mich noch weiter überzeugt, daß er unter dem Einfluß der Gnade steht, ist der Umstand, daß die Welt ihn haßt, weil er es nicht mit ihr hält; indeß einige wackere Leute ihn als Lehrer ihrer Jugend verlangen. Da man ihm nichts Arges vorwerfen kann, so begnügen sich die Priester damit, ihn Muselmann zu schelten, weil er die Kirche nicht küßt, und keinen Beichtvater haben will. Die Andern nennen ihn spottweise den Tzadik (einen Heiligen). Er wird einst, wie ich hoffe, ein guter Schullehrer werden, wenn er fortfährt, sein Herz der göttlichen Gnade hinzugeben.

Ich habe bis jetzt unterlassen, die Folgen kurz zu nennen, welche das Treffen vom 14. Februar nach sich zog. Das Zuverlässige, das ich hierüber erfahren konnte, ist Folgendes:

Nachdem die Gallas den Saba Gädis getödtet hatten, rückten sie unter der Anführung des Dori, eines Bruders des Marie, bis Axum vor, und zerstörten alle Dörfer auf dem Wege. Zu Axum wurde Dori krank; und da er wußte, daß man um neue Rotten zu stiften, alsobald das Gerücht verbreitete, er sey gestorben, sah er sich genöthigt, in das Land Amhara zurückzukehren. Auf Ubies Rath wurden nun die angesehensten Männer daselbst, und unter diesen auch meine Freunde zu Gondar, Cantiba Cassai und Achaber, von ihm in Ketten geworfen. Allein Dori starb im Monat Mai, und jetzt erhielten sie wieder ihre Freiheit und unterwarfen sich dem Ali Marie, einem Neffen des Ras Gugsa. Dieser Ali hat nun den Titel eines Ras angenommen, und einen neuen König, Namens Joas, auf den Thron gesetzt.

Als die Gallas von Axum abgezogen waren, ließ sich Ubie mit seinen Heereshaufen zu Adowa nieder, und wurde dort von allen Großen des Landes als Regent von Tigre ausgerufen. Um das Land zu regieren, setzte er seinen Tochtermann, Azai Gigar, als Stellvertreter ein, und kehrte schnell nach der Provinz Semen zurück, weil er den Gallas nicht traute. Jetzt bildeten sich von allen Seiten verschiedene Partheien in Tigre, die es bald mit diesem, bald mit jenem hielten. Als ich den 20. Mai hier ankam, hatte Walda Michael nur noch 40 Soldaten, welche ihm treu geblieben waren, und mit denen er die Statthalterschaft seines Vaters erobern sollte. Sein Widersacher, Ubie, ließ sich bei Antalo nieder; und jetzt vermehrte sich bald die Truppenzahl des Walda Michael auf 500 Mann, mit denen er sich gegen Ubie stellen wollte. Letzterer wagte nicht, ihn anzugreifen, und zog sich zurück; und Walda Michael ließ sich nun hier zu Adigrat nieder. Im Monat Juli wurde er von sterken Haufen feindseliger Rotten angegriffen; und Anfangs schien das Treffen für Walda Michael verloren, als er allein mit einem Knaben über

den Feind losstürzte, um den letzten Kampf für seine Herrschaft zu wagen. Seine Soldaten, die ihn in augenscheinlicher Gefahr sahen, gewannen jetzt neuen Muth, und trugen über einen viermal stärkern Feind den Sieg davon, wobei fast alle Rottenstifter gefangen wurden. Im Monat August gewann Walda Michael noch ein zweites Treffen; und jetzt fangen die Krieger an, ihm von allen Seiten zuzulaufen, weil seine Soldaten große Beute gemacht haben.

Den 20. October. Seit mehrern Tagen rufen die Weiber alle Abend zu den Waffen. Alles ist in Bestürzung und Mehrere haben die Flucht ergriffen. Etliche Rebellenhaufen drohten nämlich, Adigrat zu plündern, während Walda Michael sich zu Antalo befindet. Sie haben verschiedene Dörfer in den Bergen von Haramat, 4 Stunden von hier, niedergebrannt; aber sie wagten nicht, hieher zu kommen; und jetzt ist wieder Alles ruhig. Aber ich habe viele Langeweile in dieser Einsamkeit, in welcher ich aller Bücher und alles Umgangs entbehren muß. Jedoch ist meine Gesundheit, Gott sey Dank, sehr gut. Um nicht ganz ohne Beschäftigung zu bleiben, ziehe ich mit meinen Leuten auf die benachbarten Berge, um Tsadowurzeln zu graben, aus denen Honigwein bereitet wird. Ich thue dieß hauptsächlich darum, den müßigen Einwohnern der Stadt ein Beispiel von Arbeitsamkeit zu geben.

Den 3. November. Endlich ist es, wie man sagt, Walda Michael gelungen, die Stadt Antalo und ihre Umgebungen auf gütlichem Wege sich zu unterwerfen. Kommt er hieher, wie er verlauten ließ, so werde ich suchen, ihn zu bereden, daß er mich ziehen läßt, und mir eine Begleitung bis Massowa gibt; aber ich fürchte, er wird mir es abschlagen. Auch Ubie soll mit seinen Soldaten ehestens über den Takazze herüber kommen, und so können die Unruhen im Tigrelande noch lange dauern. Zudem ist eine Hungersnoth zu befürchten, da die Heuschrecken weit und breit Alles aufgezehrt haben.

Den 8. December. Ich habe drei Tage mit Kidane Mariam hier zugebracht, welcher als Caravanenführer von Gondar hieher gekommen ist. Es freut mich herzlich, wahrzunehmen, daß er indeß unsere Unterhaltungen nicht vergaß, und ihm über viele wichtige Punkte die Augen aufgegangen sind; aber noch ist er nicht durch die enge Pforte eingegangen. Er eilte, wie er sagt, der Caravane voraus, um Zeit zu gewinnen, sich mit mir über das Wort Gottes zu unterhalten. Wirklich hat er auch, seit er hier ist, den ganzen Tag die Evangelien in der Hand; auch hat er den Leuten seiner Caravane alle Abende aus denselben vorgelesen.

Am ersten Abend hörte ich sein Gefolge eine Melodie singen, die mich bis zu Thränen rührte; es ist die einzige schöne Melodie, die ich in Abyssinien gehört habe. Ich fragte ihn, was seine Leute singen? worauf er mir mit Thränen in den Augen sagte: es sey ein Klagelied auf Saba Gadis, das man alle Abend im ganzen Amharalande singe. Die wörtliche Uebersetzung desselben ist folgende:

„Ach! Saba Gadis, Aller Freund,
„Er fiel zu Daga Schaha unter Ubekas Hand.
„Ach! Saba Gadis, er, der Armen Stütze,
„Er fiel zu Daga Schaha in seinem Blut begraben.

„Die Leute dieses Landes werden sie sich freuen,
„Aehren aufzulesen, die im Blute wuchsen?
„Wer wird am Tage Michaels der Armen weiter noch gedenken?
„Marie hat ihn todtgeschlagen mit seinen 5000 Gallas.
„Ach, für ein Stückchen Brod, für ein Glas Wein
„Fiel er zu Daga, er, der Christenfreund."

Kidane Mariam hatte einen Diener bei sich, der aus dem Sidamalande ist. Ich befragte ihn über sein Land; allein er ist zu jung von dort weggekommen, als daß er etwas Sicheres sagen könnte. Er erzählte mir:

die

die Einwohner von Sidama seyen Christen, und ihr Land sey groß und gut. Er erinnert sich, Bücher daselbst gesehen zu haben, kennt aber ihren Inhalt nicht. Die Sidamas führen selten Krieg; aber der König scheint ein Tyrann zu seyn, denn was immer einer seiner Unterthanen verschuldet haben mag, dafür wird er nicht selten mit seiner ganzen Familie an die Gallas verkauft. Als der letzte König starb, fand man einen Schatz an Silber bei ihm, welcher sich auf 400 Maulthierlasten belief. Das Land liegt südöstlich von Gudern, acht Wochen Caravanen-Weges. Diesseits von Sidama liegt eine Provinz der Gallas, Eriarea genannt, deren König kürzlich einen abyssinischen Priester kommen ließ, um für ihn und sein Volk zu beten.

Als Kidane Mariam vor vierzig Tagen mit seiner Caravane Gondar verließ, war das Land ruhig; aber seitdem scheint eine neue Empörung daselbst ausgebrochen zu seyn. Einige sagen, daß fast alle Volkshäuptlinge den Ali Marie verlassen, und sich an den Gouverneur von Lasta, Aligas Faris, angeschlossen haben, welcher darauf umgeht, sich ganz Amhara zu unterwerfen. Andere behaupten: diese Häuptlinge hätten Ubie zu Hülfe gerufen, und Aligas Faris sey nun von allen Seiten vom Feinde umgeben. So viel ist gewiß, daß Ubie, der nach Tigre kommen wollte, sich schnell entfernt hat, um sich an Ali Marie anzuschließen.

Den 10. December. Gestern Abend erfuhr man, daß einer der Söhne des Saba Gadis sich gegen seine Brüder empörte, um sich des Landes zu bemächtigen, und daß er kürzlich einen Distrikt geplündert, und 2000 Stück Vieh weggeführt hat, die er unter die Soldaten austheilte, um sie dadurch für sich zu gewinnen. Zugleich hat er sich mit einem Volkshäuptling verbunden, den Walda Michael kürzlich geschlagen hat. Beide wollten heute kommen, Adigrat zu plündern. Schon machte sich gestern Abend Alles zur Flucht bereit,

als ein Bote kam, welcher die Nachricht brachte, daß dieser Sohn des Saba Gadis, Cassai, gefangen genommen worden sey.

Den 11. December. Diesen Morgen ließ sich ein fürchterliches Jammergeschrei von allen Seiten hören. Ich ging hinaus, zu hören, was es wäre; und sah nun, wie sich Viele das Gesicht blutig schlugen, Andere sich die Haare ausrauften; und Niemand hatte Besinnung genug, mir auf meine Frage, was geschehen sey? zu antworten. Endlich hörte ich rufen: Walda Michael sey todt! Ich schickte zu seiner Frau, um die Sache zu vernehmen; und diese ließ mir sagen, daß seine Feinde zu Antalo ihn überfallen und gefangen genommen haben. Jetzt fingen die Einwohner an, mit ihrem besten Hausgeräthe zu fliehen. Ich selbst machte mich zur Abreise bereit, wenn bis zum Abend keine bessere Nachricht kommen sollte; weil ich aber gewohnt bin, den ganzen Tag nichts als Lügen zu hören, so war mir die Nachricht immer noch zweifelhaft, obgleich es mir nicht gerade wohl zu Muthe war. Nachmittags um 3 Uhr erscholl endlich ein lautes Freudengeschrei. Ein Bote war angekommen, welcher bei dem Treffen vom 8. December war. Er sagte aus: daß die Häuptlinge der Nachbarschaft an jenem Tage Walda Michael überfallen hätten, während er nur 200 Soldaten bei sich hatte. An diese hielt er nun eine kurze Anrede, und sagte zu ihnen: Heute ist ein Tag der Gefahr; legt Gewehr und Lanze bei Seite, und verbreitet mit dem Degen in der Faust den Schrecken unter den Haufen eurer Feinde! Jetzt warf er sich zuerst in das feindliche Heer, und nach einer Viertelstunde waren 2000 derselben in die Flucht geschlagen. Walda Michael hat mehrere Anführer gefangen genommen, aber die beiden mächtigsten sind seinen Händen entronnen.

Den 13. December. Girgis ist von Adowa angekommen, wo er mehrere Monate zubrachte, und sein Bißchen Eigenthum verlor, das er voriges Jahr in

Egypten gesammelt hatte. Die Priester, sagte er, wollten ihn um's Leben bringen, weil er nicht ebenso denke wie sie. Es scheint mir, sein Aufenthalt zu Adowa habe ihn abgekühlt; indeß haben sich seine Ansichten vom Evangelium nicht geändert. Heute bekam ich eine Damotera zu Gesicht, deren Stich unvermeidlich den Tod nach sich zieht. Es ist ein Insekt, 2 Zoll lang, einer Spinne ähnlich und von dunkelbrauner Farbe. Ich hatte schon mehrere dieser Insekten gesehen, hielt sie aber nicht für so gefährlich, als sie wirklich sind.— Dieses verhängnißvolle Jahr eilt zu Ende, und es ist mir, als müsse ich die Ueberschrift darüber machen: „Annum perdidi! Ich habe ein Lebensjahr verloren!" Doch scheint uns oft Verlust zu seyn, was die Geduld des HErrn in den künftigen Tagen in Gewinn zu verwandeln weiß. Er thue, was Ihm wohlgefällt.

Neunter Abschnitt.

Aufenthalt des Missionars Gobat im Tigrelande bis zu seiner Abreise nach Egypten.

Den 2. Januar 1832. Walda Michael ist zu Adigrat in der Absicht angekommen, nach einigen Tagen sich Adowa zu unterwerfen. Während seines Aufenthalts hat er mir viele Freundschaft erwiesen.

Geges den 16. Merz. Noch einmal mußte ich die Flucht ergreifen. Kaum hatte Ubie erfahren, daß Walda Michael zu Adowa war, so ging er mit den wenigen Leuten, die er bei sich hatte, über den Takazzefluß, während alle Häuptlinge von Enderta, Temben, Tigre und Schire sich an ihn anschlossen. Die Kinder von Saba Gadis zogen sich in die Gegend von Adigrat zurück, um die Engpässe zu bewachen, durch welche der Feind in den Distrikt Agame eindrang. Ubie wollte

ihnen zuvorkommen, und war nur noch eine Stunde von Adigrat, als sie ihm den Weg abschnitten. Ubie soll tausend Reuter und viele Gallas bei sich haben, während die Kinder des Saba Gadis nur ein kleines Häuflein anführen. Als man zu Adigrat hörte, daß die feindlichen Haufen nahe seyen, so ergriff Jedermann die Flucht. Ich war geneigt, zu bleiben, und den Ereignissen zuzusehen; allein meine Leute waren so erschrocken, daß ich ihren Bitten nachgeben, und zum Kloster Debra Damo fliehen mußte. Da mir aber die unersättliche Habsucht der dortigen Mönche bekannt ist, so entschloß ich mich, nur im äußersten Nothfall zu ihnen zu gehen, und ließ mich daher hier in dem kleinen Hause eines Priesters nieder. Säges liegt ungefähr zwei Stunden vom Kloster im Distrikt Damo.

Den 17. Merz. Alis Diener saß diesen Abend vor der Thüre des Hauses, und wurde von einer Schlange gebissen. Ali legte ihm feurige Kohlen auf die Wunde, so lange er es aushalten konnte; und nach fünf Minuten war die Haut so verbrannt, daß er die Hitze der Kohlen nicht mehr fühlte. Nur mit der größten Mühe konnten wir ihn verhindern zu schlafen; aber nach wenigen Stunden war die Gefahr vorüber, und nur die Wunde schmerzt ihn noch, welche ihm das Feuer gemacht hat.

Den 4. April. Ich sah mich genöthigt, mich von Girgis gänzlich zu trennen. Unsere christlichen Freunde in Europa werden mir es zum Vorwurf machen, daß ich mich mit ihm so lange geduldete; allein ich bin darüber ruhig. Als er im verflossenen December zu Adigrat ankam, fand ich ihn kalt. Zwar sprach er immer auf eine evangelische Art von der Gnade Gottes, auf welche er allein vertraue; allein ich spürte immer etwas im Herzen, wofür ich mir nicht Rechenschaft geben konnte, und was mein Gefühl von ihm ablenkte. Bald wurde ich gewahr, daß sein Herz noch an den Fesseln einer fleischlichen Lust hing, welcher er hinter

meinem Rücken nachlief; und nachdem ich ihn lange vergeblich gewarnt hatte, so blieb mir nichts übrig, als ihn von mir zu weisen. Auf diese Weise verwelkte die Blüthe, welche mir eine Zeitlang so schöne Hoffnungen gemacht hatte. Sein Fall hat mir größern Schmerz verursacht als Alles, was ich bisher in Abyssinien ausgestanden habe.

Adigrat den 22. Mai. Da ich vernahm, daß Kidane Mariam in diesen Tagen hier durchziehen würde, so kehrte ich hieher zurück, wo die Luft und die Wohnung viel besser sind als zu Gäges. Der Priester, bei welchem ich dort wohnte, war sehr wißbegierig, aber ohne religiöse Empfindung. Die Andern, welche mich besuchten, wollten meine Tigresprache nicht verstehen, die ich freilich nur unvollkommen spreche.

Den 28. Mai. Ich brachte mit den Kaufleuten von Gondar drei Monate zu; aber Kidane Mariam war mit den Zollbeamten so beschäftigt, daß ich keine anhaltende Unterredung mit ihm führen konnte. Ich habe hier Bekanntschaft mit Herrn Rüppel von Frankfurt am Main gemacht, welcher mit einer Caravane in das Innere zieht. Der Zweck seiner Reise ist: alles Interessante für Naturgeschichte, und besonders für das Thierreich in diesem Lande zu sammeln; und er gedenkt, sechs Jahre in Abyssinien zuzubringen. Ich hoffte, Nachrichten aus Europa durch ihn zu erhalten; aber ihm selbst mangeln sie seit einem Jahr, da er Cairo verlassen hat. Auch mein Diener Gebron reist mit der Caravane ab. Ich war in den letzten Monaten nicht mehr so mit ihm zufrieden wie zuvor. Zwar habe ich an seinem Betragen nichts Bedeutendes auszusetzen; aber da er sich durch Kenntnisse über Andere erhoben sah, so zeigte sich bei ihm ein Stolz, der mich für ihn fürchten läßt. Indeß betrachte ich ihn als einen christlichen Bruder, und darf hoffen, daß die Hindernisse, die ihm im Wege liegen, heilsam für ihn seyn werden.

Kloſter Debra Damo den 9. Juni. Alles war wieder ruhig. Nachdem Ubie alle Dörfer im Diſtrikt Temben bis an die Grenzen der Teltals ausgeplündert und verbrannt hatte, ſo zog er ſich nach Temben zurück, um, wie es ſchien, die Regenzeit in Semen zuzubringen. Indeß machte ein Bruder von Saba Gadis, Geber Anlak, großen Lärm umher, und plünderte, wo er konnte. Walda Michael ſchloß ſeinen Oheim auf einem Berge ein, und Erſterer rief nun den Ubie zu ſeiner Hülfe herbei. Dieſer erſchien, und Walda Michael mußte ſich mit den Soldaten, welche ihm noch übrig blieben, in die Gebirge zurückziehen, um die Engpäſſe zu hüten. Dieſen Morgen kam nun ein Eilbote mit der Nachricht: daß Ubie zu Beſat bei Debra Damo ſich befinde; und Jedermann floh in die benachbarten Gebirge der Teltals, welche wahre Wilde ſind. Ich machte mich auf den Weg nach Debra Damo, wo ich glücklich ankam, und begab mich ſodann unverweilt in das Lager des Ubie. Ich würde ſeine Leute auf 3000 bis 4000 Mann anſchlagen, aber es ſollen ſich faſt eben ſo viele Weiber als Männer unter denſelben befinden.

Den 12. Juni. In den letzten Tagen hat Ubie faſt alle Dörfer in der Nachbarſchaft ausgeplündert. Jetzt hat er ſich zurückgezogen, und man erblickt große Feuer in der Entfernung, wahrſcheinlich von Dörfern, welche von ſeinen Soldaten in Brand geſteckt wurden. Ubie war früher ein Mann, welcher nach ſeiner Weiſe viel gefaſtet und gebetet hat. Aber als er vor zwei Jahren von Marie geſchlagen wurde, ſo ſoll er erklärt haben: Es ſcheine, Gott gebe den Gottloſen den Sieg, und darum wolle er jetzt auch gottlos ſeyn, damit er zum Glück gelange. Seither hat er wenigſtens nach dieſem Grundſatz gehandelt.

Den 16. Juni. Seit ich zu Debra Damo bin, ſehe ich täglich einige Mönche; aber ihr Gemüth iſt vom Krieg ſo angefüllt, daß ſie kaum zwei Minuten zuhören, wenn man ihnen vom Einen Nothwendigen

spricht; nur mein Gastwirth, ein wackerer Greis, macht eine Ausnahme, welcher für die Liebe Gottes nicht unempfindlich ist. Gestern Abend sammelte sich ein kleiner Kreis von Mönchen und Andern bei mir, und ich sprach mit ihnen von dem Glück, ein Kind Gottes zu seyn, und als solches den Vater anzurufen, im Gegensatz gegen die knechtische Furcht, welche ihr ganzes Leben beherrscht. Sie hörten Alle mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Auf ihre Frage: ob das Gelübde der Ehelosigkeit verdienstlich vor Gott sey, führte ich sie auf das Zeugniß ihres eigenen Herzens zurück, und sie legten mir Bekenntnisse ab, die ich für aufrichtig halten mußte. Hielte sie nicht Menschenfurcht zurück, so würden sie wohl alle, wie ich glauben muß, heute noch ihr Kloster verlassen.

Den 21. Juni. Ich besuchte die Kirche, welche dem Abuna Aragawi gewiedmet ist, welcher auf einem Felsen in Debra Damo in Lebensgröße vorgestellt ist, wie er eine Schlange am Schwanze hält, die gerade den Felsen hinaufkriechen will. Man erzählte mir von ihm folgende Geschichte aus der ältesten christlichen Vorzeit Abyssiniens: „Aragawi (der Bergbesteiger) war einer von den neuen Aposteln, welche der heilige Athanasius im Anfang des vierten Jahrhunderts nach Abyssinien gesendet hat. Nachdem er mehrere Jahre mit dem Unterricht des Volkes im Christenthum verbracht hatte, wünschte er, als Einsiedler sich in die Einsamkeit zurückzuziehen; allein die zahlreichen Wunder, welche er verrichtete, zogen immer so viele Menschen herbei, daß er nirgends allein seyn konnte. Als er einmal an dem Felsen von Debra Damo vorüber ging, ergriff ihn die Lust, auf diesen Felsen hinauf zu steigen, um auf der Spitze desselben sein Leben allein mit Gott zuzubringen. Da er eben im Begriffe war, dieß zu thun, kam eine große Schlange, welche den Felsen hinaufzukriechen anfing. Aragawi ergriff sie beim Schwanz, und sie zog ihn bis auf die Spitze hinauf. Nachdem

er einige Zeit daselbst zugebracht, und den Ort zu einer heiligen Stätte geweiht hatte, faßte er den Anschlag, hier ein Kloster zu erbauen, um viele seiner Brüder zu Theilnehmern an seinem Glück zu machen. Auf der Felsenspitze verfertigte er nun einen langen Strick, an welchem er einige Mönche zu sich hinauf zog; und von dieser Zeit an leben immer 200 bis 300 Mönche auf dieser unzugänglichen Felsenspitze, auf welche noch nie eine Person weiblichen Geschlechts gekommen ist."

Hierauf besuchte ich die Gräber, welche in den Felsen eingehauen sind, und die Alles übertreffen, was ich bis jetzt in Abyssinien gesehen habe, obgleich sie den Felsengräbern in Jerusalem nachstehen. Die Lebensaufgabe der Mönche besteht darin, sich ein Grab in die Felsenwand einzugraben. In einer dieser Höhlen fand ich einen Mönch, welcher nie aus derselben herausgeht; was ihm weit umher im Lande den Ruf der Heiligkeit zugezogen hat. Der Mann war voll Eigenliebe, und mit dem Weg zum ewigen Heil gänzlich unbekannt. Er sprach nur von sich selbst, und wie man ihm immer die Nahrung in seine Höhle bringe, ohne daß er nöthig habe, dieselbige zu verlassen. Ich suchte ihm begreiflich zu machen, wie sein Leben im Widerspruch mit dem Worte Gottes sich befinde, welches uns gebietet, als Kinder des Lichts und des Tages unsere Zeit in nützlicher Thätigkeit zuzubringen. Er hörte alles an, ohne ein Wort zu antworten, und schien sich darüber zu wundern, wie ich die Heiligkeit seines Lebens in Zweifel ziehen könne. Beim Weggehen bat er mich um ein Exemplar der Evangelien. Neben seiner Grotte befindet sich eine andere, in welcher sich der heilige Aragawi von Zeit zu Zeit sehen lassen soll. Ich wollte hineingehen, aber die Mönche, welche behaupten, daß man nicht mehr lebendig aus ihr heraus komme, wollten mir kein Licht geben; und da ich fürchtete, daß ein steiler Abgrund sich darin befinden möchte, so wollte ich auch nicht ohne Licht in das Loch hineintreten.

Adigrat den 25. Juni. Obgleich mir die scharfe Luft auf Debra Damo nicht zusagte, so wünschte ich doch noch länger daselbst zuzubringen, weil ich in den letzten Tagen vielfache Gelegenheit hatte, den Mönchen, die eine Zuneigung zu mir gefaßt hatten, das Evangelium zu verkündigen. Da ich aber daselbst die nöthigen Lebensmittel nicht kaufen konnte, so war ich genöthigt, gestern nach Adigrat zurückzukehren, wo Walda Michael um dieselbe Zeit einzog; der aber diesen Morgen wieder abging, ohne mir eine bestimmte Antwort auf meine Bitte, nach Egypten reisen zu dürfen, zu hinterlassen. Ich ließ ihn noch einmal darum ersuchen; aber er ließ mir sagen: ich möchte noch bis zum Ende des Augusts meine Abreise verschieben, weil es ihm noch nicht möglich sey, mir eine sichere Reise zu verschaffen.

Den 30. Juni. Gestern Morgen hörte man die Weiber auf allen Gassen rufen: Zu den Waffen! zu den Waffen! Ich war ins Gebüsch gegangen, um daselbst zu beten; und als ich zurück kam, vernahm ich, daß einige Rebellen-Anführer nur noch wenige Stunden von Adigrat seyen, und daß sie herbei ziehen, um die Stadt zu plündern. Fast alle Einwohner ergriffen die Flucht mit ihrem Vieh. Ich hielt mich ruhig zu Hause, und erwartete, was da kommen würde. Nachdem die Rebellen einige Dörfer geplündert hatten, griffen die Landleute zu den Waffen, und jagten sie mit großem Verlust zum Lande hinaus.

Den 2. August. Zwei Jünglinge, etwa 16 Jahre alt, welche ein Jahr lang bei Girgis gedient hatten, sind von Massowa angekommen, und haben mich besucht. Während ihres Aufenthaltes bei Girgis ist in ihnen das Verlangen erwacht, die Wahrheit kennen zu lernen. Als nämlich Girgis im April mich verließ, zog er sich, ohne mir etwas zu sagen, nach Massowa zurück, in der Hoffnung, wieder Egypten zu erreichen. Da es ihm dort bald an Geld gebrach, so mußte er

seine Kleider verkaufen, um sich die nöthige Nahrung zu verschaffen. Die beiden Jünglinge hatten lange in seinem Dienst Hunger und Durst gelitten; und als nun der Tag seiner Abreise nach Jidda herbei kam, sahen sie voll Verwunderung einen Ueberfluß von Lebensmitteln, welche ins Haus hereingebracht wurden. Sie schifften sich nun mit ihm ein; aber als sie bei der Insel Dahlak ankamen, setzte er die beiden Jünglinge ans Land mit dem Bedeuten: daß er sie bald auf einer Barke nach Jidda abholen werde. Seyd ihr Kinder Gottes, soll er beim Abschied zu ihnen gesagt haben, so wird Er euch gewiß erretten; seyd ihr es aber nicht, so möget ihr immerhin zu Grunde gehen. Die beiden Jünglinge wurden nun alsobald zum Statthalter der Insel geführt, welcher sie 14 Tage lang gut bewirthete, aber sie nie allein ausgehen ließ. Es fehlte ihnen an nichts, und dennoch war ihr Gemüth voll Unruhe. Sie fürchteten, daß man sie mit Güte oder Gewalt nöthigen werde, sich zum Islam zu bekennen, oder wenn sie sich deß weigerten, man sie als Sklaven verkaufen würde. Jetzt ermunterten sie einander, lieber Alles, und selbst den Tod zu erdulden, ehe sie Christum verläugneten, und fielen auf ihre Knie nieder, Gott zu bitten, daß Er ihnen die Gnade schenken möge, Jesum bis zum Martertode zu bekennen. Mitten unter ihren Kümmernissen brachte ihnen ihr Gastwirth die Nachricht: das Schiff sey angekommen, welches sie innerhalb weniger Tage nach Jidda auf dem rothen Meere bringen soll. Diese Nachricht vermehrte ihre Unruhe, ohne sich bestimmte Rechenschaft darüber geben zu können. Indeß hatte einer derselben, Hadara, genug arabisch gelernt, um von den Leuten zu erfahren, daß sie nach Arabien gebracht werden sollen, um dort verkauft zu werden.

Am folgenden Tage gingen sie, als ihr Gastwirth gerade abwesend war, an das Meeresufer hinaus, wo sie einen ehrwürdigen Greis antrafen, den sie dringend baten, ihnen zur Rückreise nach Massowa behülflich

zu seyn; und wie sehr sich auch ihr Wächter dagegen sträubte, so verschaffte ihnen doch der Greis schleunig einen Platz zur Ueberfahrt. Nach ihrer glücklichen Ankunft zu Massowa gingen sie, weil es ihnen an jeglichem Hülfsmittel gebrach, in das Haus, wo sie zuvor mit Girgis gewohnt hatten; allein sie fanden bald zu ihrem Schrecken, daß der Besitzer desselben gerade der Mann war, an den sie Girgis verkauft hatte, um sich die nöthigen Reisekosten nach Egypten zu verschaffen. Dieser Mann begnügte sich indeß, ihnen auf liebreiche Weise zu sagen: sie möchten sich in seinem Hause verborgen halten, weil sie sonst leicht Sklavenhändlern in die Hände fallen könnten; und er befahl seinem Gesinde, sie auf's strengste zu bewachen. Die armen Jünglinge, welche nun deutlich sahen, daß sie verkauft waren, fingen jetzt mit einander an, inbrünstig zu Gott zu flehen, daß Er sie vor der Sklaverei bewahren, oder ihnen den Muth schenken möge, unter allen Umständen Jesum Christum zu bekennen. Eines Tages fanden sie Gelegenheit, in das Haus des türkischen Gouverneurs zu entrinnen, um diesen um Hülfe anzurufen; aber er hatte gerade zu viel zu thun, um sie anhören zu können. Indem sie warteten, kam ihr Gastwirth ihnen nach, um sie mit Liebe oder Gewalt wieder in sein Haus zurück zu bringen. Nun ließ sie der Gouverneur (Naib) vor sich kommen, und sie vernahmen jetzt, was man mit ihnen thun wollte. Girgis hatte sie beide um 30 Thaler an ihren Gastwirth verkauft, der sie jetzt vergeblich zurückforderte. Naib entschied, daß sie freigelassen werden sollten, und verschaffte ihnen einige Wochen lang Nahrung, bis sich eine sichere Gelegenheit fand, sie nach Halai zurück zu senden.

Den 12. September. Ich erhielt die Nachricht vom Tode unsers Freundes Ali, welcher uns von Egypten nach Abyssinien begleitet hatte. Ein ganzes Jahr lang hatte er an den Folgen eines Gifttrankes gekränkelt, den ihm seine Frau aus Eifersucht gegeben

hatte. Vor 14 Tagen war er ziemlich hergestellt von mir abgereist, um einige Schohostämme oberhalb Halai mit einander zu versöhnen; und dort wurde er von einem Muselmann vergiftet.

Den 15. September. Ich habe nun zwei Monate bei einem Griechen, Demetros von Thessalonich, zugebracht, welcher bereits 22 Jahre in Abyssinien lebt. Bei unserer Ankunft im Lande hatte er gesucht, uns bei Saba Gadis, dessen Liebling er war, anzuschwärzen; und ich glaubte daher ihm desto mehr Freundschaft erzeigen zu müssen, was auf ihn und auf Alle einen guten Eindruck machte, denen er zuvor gesagt hatte, daß wir keine Religion hätten. Er weinte oft über das Verderben seines Lebens, und beklagte das Unglück, in dieses Land gekommen zu seyn, um die Furcht und Liebe Gottes aus seinem Herzen zu verlieren. Er hatte aufgehört seine Bibel zu lesen, und wurde am Ende schlechter als die Abyssinier sind, bis er in großes Elend hinab sank. Noch kann er die Evangelien und Psalmen auswendig hersagen. Er ist nun zu seiner Familie nach Axum gegangen, um dort, wie er sagt, zu Gott zurück zu kehren.

Debra Damo den 22. September. Da ich vernahm, daß Ubie darauf umgeht, mit einem zahlreichen Heereshaufen gegen den Distrikt Agame zu ziehen, so nahm ich noch einmal meine Zuflucht in dieses Kloster, wo mir die Mönche viel Freundschaft bezeugten. Man versichert mich, daß Ubie sich immer nach mir erkundigt, und mir, wenn er mich trifft, ein Unrecht vergüten will, das er auf meinem Rückwege von Gondar in einem Augenblick der Ungeduld an meinem Diener verübte. Die Söhne des Saba Gadis sind in Schrecken; jedoch hat ein Treffen, das sie kürzlich gewonnen haben, ihnen wieder ein wenig Muth gemacht.

Den 3. Oktober. Ich habe acht Tage mit Walda Michael zu Adigrat zugebracht; er ist sehr niedergeschlagen, weil ihn so viele Soldaten verlassen haben.

Sein vertrauter Freund, Belata Daraſſo, hat mir Gelegenheit verſchafft, den Soldaten das Evangelium zu verkündigen. Sie zogen geſtern dem Ubie entgegen, welcher nur noch zwei kleine Tagreiſen von Adigrat entfernt iſt.

Den 6. Oktober. Vorgeſtern hatte der Sohn des Saba Gadis ein glückliches Gefecht mit den Soldaten des Ubie; was die Einwohner von Agame ſo ermuthigt haben ſoll, daß ſie alle ſich an Walda Michael anſchloſſen, um ihre Erndte zu vertheidigen, und ſelbſt die Prieſter ſind in den Krieg gezogen. Wahrſcheinlich wird das Schickſal von Tigre in wenigen Tagen entſchieden werden.

Den 8. Oktober. Ein junger Galla, der mich täglich beſucht, macht mir große Freude durch ſein Verlangen, die Wahrheit kennen zu lernen. Heute erzählte er mir ſeine kurze Lebensgeſchichte. In ſeinem vierzehnten Jahre (er iſt jetzt ungefähr 30 Jahre alt) war er gefangen genommen und als Sklave an einen Herrn von Godſcham verkauft worden. Dieſer ließ ihn taufen, und ſchenkte ihm bald darauf die Freiheit. Jetzt hätte er in ſein heidniſches Vaterland zurückkehren können; aber er wollte dieß nicht eher thun, bis er zuvor mit den heiligen Schriften der Chriſten bekannt geworden wäre. Ohne irgend eine Beihülfe lernte er nun für ſich ſelbſt ziemlich gut die äthiopiſche Sprache, in welcher bis jetzt allein dieſe Schriften verfaßt werden. Nun bereitete er ſich ſelbſt ſein Pergament, um ſchreiben zu lernen; was ihm auch ohne Beihülfe eines Lehrers wohl gelungen iſt. Bis jetzt war ihm der Unterſchied zwiſchen Wort Gottes und menſchlichen Schriften gänzlich unbekannt; aber nun hat er angefangen, mit großer Begierde ſich mit den neuteſtamentlichen Schriften bekannt zu machen. Vor drei Jahren beſuchte er ſeine Eltern, um ſeinen Vater zu ermuntern, in das Land Amhara zu ziehen, und das Chriſtenthum anzunehmen. Sein Vater antwortete ihm: er habe gegen die chriſtliche

Religion nichts einzuwenden; weil er aber immer frei gewesen sey, so könne er sich nicht entschließen, sich dort als Sklave behandeln zu lassen; aber, setzte er hinzu: Gehe du hin, und bringe uns einen christlichen Lehrer ins Land, welcher uns unterrichte und taufe, so wollen wir alle gerne seinen Unterricht annehmen. Dieser junge Mann kehrte jetzt nach Amhara zurück, fand aber dort keinen verständigen Priester, welcher mit ihm in sein Land ziehen wollte. Er entschloß sich daher, sich selbst zum Priesterberuf weihen zu lassen; wurde zu Gondar ein Mönch und kam nach Tigre, wo der Abuna (Patriarch) wohnte, um die Priesterweihe von ihm zu empfangen. Aber bei seiner Ankunft starb der Letztere, und nun wartet dieser wackere Galla seit zwei Jahren auf die Ankunft eines andern Abuna, welcher ihm die Hände auflege.

Es ist einige Gefahr, als Bote Christi zu den Gallas zu ziehen, weil ihre Gewohnheiten sehr roh und mörderisch sind. Ein Galla z. B. welcher noch Niemand ums Leben gebracht hat, wird von allen seinen Bekannten, und besonders von seinem Weibe verachtet. Wenn diese am Brunnen Wasser schöpft, oder Holz holt, so wartet gewöhnlich die Gattinn eines Mannes, der schon gemordet hat, bei ihrem Hause auf sie, und nimmt ihr den Krug hinweg, ohne daß sie es wagt, sich zu vertheidigen; dagegen sucht sie sich an ihrem Ehemanne zu rächen, und dieser hat so lange keinen Frieden im Haus, bis er ihr den blutigen Schädel eines Menschen bringt, den er mit eigener Hand ermordet hat. Das Land der Gallas bietet ein großes Arbeitsfeld dar, welches der Aufmerksamkeit der Christen werth ist, und das den Boten Christi weniger Schwierigkeiten entgegen zu stellen scheint, als dieß bei Völkern der Fall ist, welche einem hierarchisch ausgebildeten Götzendienst anhangen. Aber der Weg zu den Gallasvölkern scheint mir so lange unzugänglich, bis in Abyssinien selbst einige bleibende Missionsstellen aufgerichtet worden sind.

Den 6. November. Es hat dem HErrn wohlgefallen, mich vor meiner Abreise von Abyssinien noch einmal mit einer schweren Krankheit heimzusuchen, von der mich seine Hand nun wieder ziemlich hergestellt hat; nur leide ich großen Hunger, weil zu Debra Damo durchaus nichts als ein wenig Gerste zu kaufen ist, und die Wege durch die Strassenräuber so unsicher gemacht sind, daß sich die Bettler selbst nicht hinaus wagen, aus Furcht, daß man ihnen ihre Lumpen vom Leibe reiße. Als ich vor einem Monat von Adigrat hieher kam, hauste Ubie mit seinen Soldaten im Distrikt Haramat, welcher von denselben gänzlich zerstört wurde. In einer einzigen Nacht brachten seine Soldaten bei 300 Weiber und Kinder ums Leben, worüber Ubie selbst unzufrieden war. Letzten Samstag den 3ten dieses lieferten ihm die Söhne des Saba Gadis ein Treffen, das sie verloren. Ubie selbst büßte 500 Soldaten dabei ein, aber er hat viele Gefangene gemacht. Inzwischen bin ich in diesem Felsenkloster eingesperrt, ohne meiner Gefangenschaft ein Ende zu sehen, während mein Bißchen Geld zu Ende geht. Aber nackend bin ich aus Mutterleibe kommen, und nackend werde ich wieder dahin fahren. Bis dahin wird der, welcher der Heiland aller Menschen heißt und ist, für meine Nothdurft sorgen.

Während meiner letzten Krankheit hatte ich öfters Gelegenheit, den Mönchen und Andern das Evangelium zu verkündigen. Die meisten Mönche sind meine Feinde geworden, und nennen mich einen Muselmann, weil ich die Anbetung der Jungfrau Maria verwerfe. Aber die Verständigen und eben darum Einflußreichern unter ihnen erzeigen mir immer viel Freundschaft, und sind auf meiner Seite, obgleich ich keinen kenne, der mit aufrichtigem Herzen einen Erlöser sucht.

Den 14. November. Mein Diener Gebron, welcher während der Regenzeit unter den Truppen des Ubie diente, unter denen er zwei Brüder hat, ist hier angekommen. Er möchte mich gerne selbst ohne Sold als

mein Diener nach Egypten begleiten, weil, wie er sagt, er sich noch zu schwach fühle, den Versuchungen der Welt und dem Trotz der Feinde des Evangeliums allein zu widerstehen. Man hat mich versichert, daß er sowohl durch sein Betragen als durch seine Reden der Wahrheit Zeugniß gegeben habe; was mich aber noch mehr freut, ist die Wahrnehmung, daß er mit der Schwäche und Verdorbenheit seines Herzens besser als zuvor bekannt geworden ist.

Schon vor zwei Monaten hat man mir gesagt, daß meine Habseligkeiten zu Adowa mit einem Theil der Kirche, in der sie sich befanden, verbrannt worden seyen; aber ich hoffte immer, daß nicht Alles werde zu Grunde gegangen seyn. Gebron sagt mir nun, daß Alles vom Feuer verzehrt worden sey; eine Bücherkiste ausgenommen, in welcher noch eine Anzahl amharischer Evangelien sind. Seit dem Februar 1831, da ich Adowa verließ, waren alle Wege dorthin völlig unsicher, und die kleinen Emporkömmlinge der Revolution ließen Alle daselbst in Ketten legen, bei denen sie etwas Geld vermutheten, so daß ich, wäre ich auch dorthin gegangen, Alles eingebüßt haben würde, um nur mit dem Leben davon zu kommen. Glücklicherweise hatte ich schon früher mein Wörterbuch von Golius in Sicherheit gebracht.

Den 21. November. Vorgestern haben sich die Söhne des Saba Gadis dem Ubie ergeben, um zu verhindern, daß nicht alle ihre Distrikte von seinen Soldaten ganz zu Grunde gerichtet würden. Ubie hat sie gut aufgenommen, und ihnen etwa die Hälfte der Ländergebiete, die ihr Vater beherrschte, zurückgegeben. Die Feldobersten des Ubie wollten dem Walda Michael die Regierung von ganz Tigre übertragen, weil er sich tapfer geschlagen habe; aber Ubie hat noch nicht eingewilligt.

Den 23. November. Der Bruder des Gebron ist gekommen, um diesen mit Gewalt mit sich zu nehmen.

Der

Der arme Junge hat viel geweint, aber sein Widerstand war vergeblich, weil alle Mönche auf der Seite seines Bruders waren, und ihn nöthigten, mit demselben zu gehen. Seine Thränen haben mich sehr gerührt; aber ich konnte ihn zutrauensvoll Gott und dem Wort seiner Gnade empfehlen, der da mächtig ist, das gute Werk in ihm zu vollenden, und ihm das Erbe zu geben mit allen Heiligen. Ich könnte zum Preise Gottes viel Gutes von ihm sagen; aber die traurige Geschichte mit Girgis heißt mich schweigen, und mich nur mit Zittern freuen.

Den 26. November. Walda Michael hat mir nun, nachdem er alle seine Hoffnungen vereitelt sah, die Gestattung gegeben, nach Egypten zu reisen, und ich werde schon morgen im Namen meines Gottes den Weg dorthin antreten. Ich habe nur wenig Nachrichten aus dem Innern; im Amhara-Lande ist es seit einem Jahre ruhig, und das Volk scheint mit dem jungen Ras Ali sehr zufrieden zu seyn. Dieser Ali ist ein Enkel des berühmten Ras Gugsa, und nicht sein Neffe, wie ich glaubte.

Massowa den 10. December. Als ich am 27. November Debra Damo verließ, begleiteten mich die angesehensten Mönche des Klosters eine Strecke Weges, und beim Abschied ermahnte ich sie noch einmal herzlich, ihre Herzen ganz dem Heiland hinzugeben, und allein auf seine Gnade zu bauen. Ein gelehrter Alaka, Walda Selasse, der mir bisher immer widersprochen hatte, fing an laut zu weinen, und sagte vor allen Mönchen: „Ich bitte dich herzlich um Verzeihung für allen Schmerz, den ich dir verursacht habe. Ich hatte zu Gondar von dir sprechen gehört, und deine Lehre hatte mancherlei Zweifel über die Aechtheit meines Glaubens in mir erregt. Ich hatte mir daher vorgenommen, hieher zu reisen, um die Beweise zu hören, welche du für deinen Glauben geltend machen kannst.

Ich habe dir, so gut ich konnte, widerstanden; und ob ich gleich von der Wahrheit deiner Worte überzeugt war, so wollte ich doch noch mehr Beweise dafür haben. Aber da wir uns nun vielleicht lebenslang von einander trennen, so muß ich dir noch zuvor mein Herz aufschließen. Du hast mir die Augen geöffnet; deine Belehrung wird in meinem Herzen bleiben, und ich werde mich öffentlich deinen Schüler nennen. Du bist mein Vater." — Indem er dieß sagte, rollte ihm ein Thränenstrom über die Wangen; weinend stützte er sich an eine Felsenwand; und ich zog stille meine Straße weiter, bis ich in dem Dorfe Facada, drei Stunden östlich von Debra Damo, ankam, um daselbst zu übernachten.

Den 28. November. Ich fand den Ras Ubie mit seiner Armee zu Behat, wo ich mich vier Tage aufhielt. Ubie hat mich sehr gut aufgenommen, obgleich er viele Ursache hat, mit den Weißen unzufrieden zu seyn. Gleich bei meiner Ankunft bezeugte er sein Bedauern darüber, daß er auf meinem Rückwege von Gondar meinen Diener nicht empfangen habe; und hierauf fragte er mich: warum ich doch nicht früher zu ihm gekommen sey? Ich gab ihm die offene Antwort: daß ich bei meiner Ankunft zu Adowa dem Walda Michael versprochen habe, mit seinen Feinden nichts zu schaffen zu haben. Meine Antwort mißfiel ihm nicht. Der junge Prinz, Tekla Georgis, mein alter Freund, führte mich bei Ubie ein. Ich glaube, seine Freude, mich wieder zu sehen, war größer, als wenn er seinen Vater wieder gesehen hätte. Er hatte schon zuvor dem Ubie und seinen Officieren alles gesagt, was er von meinen religiösen Grundsätzen hatte fassen können, und so hatte ich täglich Gelegenheit, in dem Feldlager des Ubie und unter seinem Gezelt das Evangelium Christi zu verkündigen. Statt mich in irgend eine Streitfrage einzulassen, hielt ich mich einfältig an die großen Heilswahrheiten der Lehre Christi;

und nur einmal, als das Gezelt voll Menschen war, that ein Priester die rasche Frage an mich: Warum ich es nicht gut heiße, daß man die Maria die Mutter Gottes nenne? Ich gab einfach zur Antwort: Da ich Jesum Christum als wahren Gott und als wahren Menschen verehre, so würde ich nichts dagegen haben, sie in gewissem Sinne die Mutter Gottes zu heißen, wenn man nicht daraus die Folge zöge, daß man sie göttlich verehren solle, gleich als ob ein schwaches Geschöpf dem allein wahren Gott und dem Erlöser der Welt an die Seite gesetzt werden könnte. Ich glaube daher, es sey besser, sie Mutter Jesu zu heißen, wie auch die Apostel gethan haben. Ubie fiel mir nun ins Wort und sagte: „Auch mir kommt vor, es sey viel zu gewagt, die Maria Mutter Gottes zu nennen, da uns doch das Evangelium hiezu nicht berechtigt hat; und auch ich glaube, es wäre besser, sie Mutter Jesu zu heißen." — Ubie will durchaus nicht dafür angesehen seyn, den Jammer gestiftet zu haben, der im Lande sichtbar ist; aber er gesteht zu, daß seine Soldaten viel Böses begangen haben, und dafür bestraft er sie auch sehr streng. Ich habe dem Secretair des Ubie, Walda Tekle, den ich zuvor kannte, den Auftrag gegeben, die noch übrigen biblischen Schriften an solche zu vertheilen, welche sie verlangen. Derselbe hat ein Exemplar der vier Evangelien dem Gouverneur von Walkait zugesendet, der es mit großem Eifer liest, und sich immer erkundigt, wo man die übrigen neutestamentlichen Schriften in der amharischen Sprache haben könne. Ehe ich abreiste, befahl Ubie dem Walda Michael, mich dem Distriktshäuptling von Halai angelegentlich zu empfehlen, damit ich wohlbehalten nach Massowa gelangen möge. Der arme Walda Michael weinte, als ich mich von ihm verabschiedete, und sagte mir: er werde nimmermehr vergessen, was er von mir gehört habe. Ubie sandte mir beim Abschied 30 Thaler zu,

um mir die Reise zu erleichtern. So glaube ich, alle Gewalthaber Abyssiniens, welche mich kennen, als meine Freunde betrachten zu dürfen.

Den 3. December. Von Behat führte mich der Weg nach Halai auf derselben Strasse, auf welcher ich hergekommen war. Alle Dörfer, durch welche ich kam, waren verlassen, indem die Einwohner mit ihrem Vieh in die Gebirge der Schohos sich geflüchtet haben, da sie fürchten, das Heer des Ubie möchte diesen Weg kommen. Zu Halai fand ich fünf bis sechs Häuptlinge der Schohos, welche wir auf unserm Herwege früher im Gefängniß gesehen hatten. Sie erkannten mich sogleich, und einer sagte zu dem andern: Dieß ist der Mann, welcher uns zwei Thaler schenkte, als er vor drei Jahren durch Massowa ging. Wir haben ihnen nämlich damals etwas Geld gegeben, um sich in ihrem großen Jammer die nöthige Nahrung anzuschaffen. Man kann den Weg von Halai nach Massowa unmöglich machen, ohne eine Begleitung von diesem Schohosstamme zu haben, und ohne dem Gouverneur von Halai empfohlen zu seyn. Dieser Stamm wird von einem Dutzend kleiner Häuptlinge beherrscht, welche wechselsweise das Recht haben, die Reisenden zu führen. Dafür lassen sie sich gewöhnlich von einem Weißen 10 Thaler bezahlen, um ihn durch ihr Gebiet zu bringen; aber sie waren alsobald einverstanden, mich als einen Landsmann zu behandeln, und nur einen halben Thaler von mir zu nehmen. Sie versicherten mich, Herr Salt habe 150 Thaler für den Weg bezahlen müssen.

Zu Halai fand ich einen Armenier, der sich Bethlehem nennt, und mit einem portugiesischen Diener aus Indien kommt. Er sagte mir: er stamme von Tiflis in Georgien her; auch spricht er englisch und arabisch. Er hatte viel Schwierigkeit mit den Schohos, ungeachtet er ihnen 10 Thaler für den Begleiter bezahlt hatte; und sie hielten ihn drei Tage auf, bis endlich der Naib (Gouverneur) ihnen befahl, ihn ziehen zu lassen.

Den 6. December. Nur mit einem Herzen voll Wehmuth konnte ich von dieser letzten Stelle Abyssiniens scheiden, wenn ich noch einmal zurückblickte nach dem Lande, in welchem ich drei Jahre als ein Bote Christi zugebracht, und einen meiner theuern Mitbrüder als einen vollendeten Zeugen der Wahrheit in seinem Grabhügel zurückgelassen habe. Als ich vor drei Jahren durch Halai zog, sagte ich bei mir selbst: Wenn ich so glücklich seyn sollte, auch nur Einen Sünder aus dem Verderben zu erretten, so würde ich mich freuen, in dieses Land gekommen zu seyn; und jetzt scheint es mir, wenn nur noch ein einziger Mensch in Abyssinien übrig wäre, der Jesum als seinen Erretter noch nicht erkannt hat, so würde ich mich glücklich schätzen, mein ganzes Leben daran zu setzen, um ihn dem guten Hirten zuzuführen. Ich dankte auf dem Wege meinem Gott für alles Gute, das Er mir in diesem Lande erzeigt hat; und eine innere Stimme rief mir auf jedem Schritte zu: Es ist Gottes unverdiente Gnade, welche dich getragen, bewahrt und so reichlich gesegnet hat.

Den 9. December. Mit Sonnen-Aufgang bin ich zu Dohono (Arkiko) angekommen. Ein Schohoführer hat sich so gut betragen, daß ich ihm meine Eselin schenkte, welche drei Thaler werth ist. Der Naib hat mich sehr freundlich aufgenommen, und wohl viel besser, als wenn wir ihm die 1000 Thaler Weggeld bezahlt hätten, die er bei unserer ersten Durchreise von uns gefordert hatte. (Herr Rüppel hat ihm für die Erlaubniß, nach Abyssinien zu gehen, 170 Thaler bezahlt.) Da ich wußte, daß er gewohnt ist, den von Abyssinien zurückkehrenden Weißen die Maulthiere abzufordern, so machte ich ihm die beiden meinigen zum Geschenk. Er hätte sie mir nicht mit Gewalt genommen; aber weil man ihn fürchtet, so hätte mir sie Niemand abgekauft. Bei meiner Ankunft sagte mir der Naib, daß in drei Tagen ein arabisches Schiff mit dem Gouverneur von Massowa abgehen werde.

Den 10. December kam ich zu Massowa an, wo ich Herrn Coffin, der vor vier Jahren als Abgeordneter des Ras von Tigre nach London gegangen war, in großer Verlegenheit antraf, da er nicht wußte, was er mit den Schießgewehren thun soll, welche die englische Regierung ihm für den Gouverneur von Tigre mitgab, der innerhalb dieser Zeit seine unabhängige Regierung einbüßte. Ubie ist Herr von Tigre geworden, und er selbst ist von dem Ras Ali in Amhara abhängig. Er brachte mir einen freundlichen Brief aus London mit; und dieß war wieder der erste Brief, den ich seit zwei Jahren aus Europa erhielt, und auch darum ein Balsam für meine ermattete Seele.

In der Nacht vom 12. zum 13. December schiffte ich mich zu Massowa ein, und kam nach einer höchst beschwerlichen Fahrt den 2. Januar 1833 zu Jidda an, wo der wackere Moalem Yussuf mich mit gewohnter Gastfreundlichkeit aufnahm. Hier verweilte ich einen vollen Monat, bis ich Gelegenheit hatte, den 6. Februar auf dem Dampfschiffe des englischen Capitains Wilson von Bombay nach Suez überzufahren, von wo aus ich den Weg nach Cairo fortsetzte, wo ich den 16. Februar wohlbehalten im Hause meiner theuern Missionsbrüder daselbst anlangte.

Zehnter Abschnitt.

Allgemeiner Ueberblick über den gegenwärtigen sittlichen und religiösen Zustand des abyssinischen Volkes in Hinsicht auf die Zwecke des evangelischen Missionswerkes.

Missionar Gobat schließt sein interessantes Tagebuch mit einem kurzen Aufsatze, in welchem er versucht, die hauptsächlichsten Ergebnisse seiner Beobachtung, welche er während seines Aufenthaltes in Abyssinien zu machen so vielfache Gelegenheit hatte, unter einzel-

nen Hauptgesichtspunkten zusammen zu fassen, um durch diese Zusammenstellung den Freunden der evangelischen Missionssache so wie das dringende Bedürfniß des abyssinischen Volkes nach den fruchtbaren Erleuchtungsmitteln der abendländischen Kirche, so auch die zweckmäßigste Art und Weise kurz vor Augen zu stellen, wie evangelische Missionsversuche in diesem Lande auf eine dem gegenwärtigen Zustand des Volkes angemessene Weise eingerichtet werden mögen.

„Ich habe, so schreibt derselbe, in meinem Tagebuch alle Beobachtungen zusammen zu fassen versucht, welche ich in Abyssinien gemacht habe, so weit sich diese Beobachtungen mittelbar oder unmittelbar auf den Zweck der anglikanischen Missionsgesellschaft beziehen, dem abyssinischen Volke die Erleuchtungsmittel des Evangeliums nahe zu bringen. Dabei war es mir zugleich darum zu thun, das, was ich nicht mit eigenen Augen gesehen habe, möglichst genau mit den eigenen Ausdrücken derer zu erzählen, bei welchen ich meine Erkundigungen einholte; und dieß that ich hauptsächlich darum, um gewisse Fehler und Mißgriffe zu vermeiden, welche ich in andern Reisebeschreibungen nicht selten wahrgenommen habe. Oft werden in denselben Umstände und Vorfallenheiten, die höchst selten sind, als etwas dargestellt, das gewöhnlich geschieht, und Dinge ausgeschmückt, die dem Reisenden als ungewöhnlich erscheinen, und bei näherer Untersuchung unbedeutend sind. Ein anderer Fehler, vor dem man sich bloß dadurch sichern kann, daß man seine Beobachtungen in Gestalt eines Tagebuchs erzählt, besteht darin, daß häufig bloße Möglichkeiten als Wahrscheinlichkeit, und bloße Wahrscheinlichkeiten als gewisse Thatsachen erzählt werden, um vorgefaßte Ansichten zu unterstützen, die man sich nur allzurasch gebildet hat.

Wohl wird man mir bei meiner Darstellung den Vorwurf machen, daß ich an meine Freunde in Abyssinien mich einseitig anschloß, und das traurige Loos

des Krieges mit ihnen theilte. Ich fühle dieß; aber es war mir faſt unmöglich, dieſe Einſeitigkeit zu vermeiden, weil man in Abyſſinien, ohne gerade eine Lüge ſagen zu wollen, die Sachen und beſonders den Charakter der Menſchen immer unter einem falſchen Lichte darzuſtellen pflegt, indem man ſeinen Freunden nur Gutes, und ſeinen Feinden nur Böſes nachſagt, ohne auf die übrigen Eigenſchaften, die ſie beſitzen, Rückſicht zu nehmen. Nachdem ich auf dieſe Weiſe die Männer, welche in Abyſſinien gegenwärtig zu den einflußreichſten gehören, genauer zu beobachten Gelegenheit gefunden habe, bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß mit Ausnahme von Saba Gadis, welcher mir als der beſte, und von Marie, welcher mir als der ſchlechteſte erſchien, alle Uebrigen ungefähr auf derſelben Stufe ſtehen. Ubie hat vielleicht etwas mehr Verſtand; aber ſie theilen alle dieſelbe Miſchung von Gutem und von Böſem.

Wohl dürfte man meinem Tagebuch noch weiter die häufigen Wiederholungen zum Vorwurf machen, welche darin vorkommen. Aber ich habe ſie zum Theil mit Ueberlegung gemacht, um unſern Freunden eine Vorſtellung von dem peinlichen Gefühle eines Miſſionars zu geben, der ſich genöthigt ſieht, täglich dieſelben unnützen Fragen zu beantworten, denen er nicht immer ausweichen kann; und zu zeigen, daß der Hauptzug in der Sinnesart eines Boten Chriſti, der nach Abyſſinien geſendet wird, in unermüdlicher Geduld beſteht. — Ein kurzer Umriß der gegenwärtigen Lage Abyſſiniens dürfte geeignet ſeyn, die zerſtreuten Bemerkungen, welche das Tagebuch in ſich begreift, in Hauptgeſichtspunkte zuſammen zu faſſen.

I. Staats-, bürgerliche und militairiſche Verfaſſung Abyſſiniens.

Dieſe drei Punkte gehören ſo genau zuſammen, daß ſie ſich nicht trennen laſſen, indem alle Staats-

beamten zugleich Civilrichter, und alle Civilrichter Kriegsoberste sind. Die unabhängigen Statthalter sind in jeder Beziehung uneingeschränkte Gebieter, und es steht bei ihnen, die Regierung der einzelnen Distrikte ihren Untergebenen zu überlassen, oder zu entziehen; dennoch finden sie es meist ihrem Interesse gemäß, eine Erbfolge bei der Regierung dieser Distrikte Statt finden zu lassen. Sie können sich Räthe erwählen, oder nach eigener Laune handeln. Gewöhnlich fangen sie Krieg an, ohne Andere viel um Rath zu fragen; sind sie aber mit ihren Truppen der feindlichen Armee nahe gekommen, so ziehen sie ihre Officiere über die Art des Angriffs oder der Vertheidigung zu Rath. Bisweilen rufen sie Alle zusammen, um das Für und Wider von denselben zu vernehmen; bisweilen wird jeder einzeln gefragt, und der Anführer behält sich die Entscheidung vor. Auf letztere Weise pflegt Ubie zu handeln, weil er wohl wissen muß, daß die Feindschaft der Abyssinier viel thätiger als ihre Freundschaft ist, und daß dem Einzelnen viel mehr daran liegt, seinem Nebenbuhler sich entgegen zu stellen, als dem Interesse seines Anführers zu folgen.

Die abyssinischen Statthalter haben bis jetzt nie daran gedacht, die geringste Verbesserung in ihren Regierungsbezirken einzuführen; nur Saba Gadis machte hievon eine ehrenvolle Ausnahme, ohne zu wissen, wie er die Sache angreifen soll. Ihr Hauptziel besteht darin, sich selbst empor zu schwingen, ohne viel daran zu denken, wie es nach ihrem Tode ihren Kindern ergehen werde. Sind sie dem Sterben nahe, so suchen sie gemeiniglich demjenigen ihrer Söhne die Herrschaft zu übertragen, den ihre Lieblingsgemahlinn geboren hat; was ihnen nur selten gelingt, weil ein solcher gewöhnlich weniger Jahre und weniger Muth hat als seine ältern Brüder.

Die Gerichtsbarkeit ist sehr einfach in Abyssinien, und Advokaten gibt es keine. Hat Einer eine Klage

gegen den Andern zu führen, so steht er vor Tagesanbruch auf, und schreit so lange vor dem Hause seines Statthalters, bis dieser ihn hört. Jetzt wird der Angeklagte gerufen, welcher sich vertheidigen darf, und beide fragen sich selbst einander aus. Der Richter hört ihre Gründe an, läßt Zeugen kommen, wenn es nöthig ist, und auf die Aussage zweier Zeugen, oder auf den Eid wird nun das Urtheil gefällt. Um wildes Geschrei zu verhüten, muß Einer nach dem Andern reden, und es ist eine Strafe darauf gesetzt, wenn einer seinem Gegner ins Wort fällt. Werden von ihm schwere Beschuldigungen oder Lügen behauptet, so gibt der Andere ein Zeichen, um reden zu dürfen, und der Richter übergibt ihm das Wort. Die Unterstatthalter lassen sich leicht durch Geschenke bestechen. Alle wichtigen Fälle aber werden dem Oberstatthalter, Dedschasmot, vorgelegt, der sich gewöhnlich viele Mühe gibt, die Wahrheit zu entdecken, und häufig einen Gelehrten mit dem Gesetzbuche kommen läßt, das sie dem Kaiser Constantin statt dem Justinian zuschreiben; und nach diesem strengen Gesetzbuche wird jetzt entschieden, wobei jedoch dem Richter auch eine freie Entscheidung zusteht. Im Allgemeinen sind die Oberstatthalter viel weniger streng, als es früher die Könige waren. Kein Richter hat das Recht, über das Schicksal eines Mörders zu entscheiden, indem dieser der Willkühr der Verwandten des Ermordeten anheim fällt. Nur ein Lösegeld statt der Todesstrafe darf er vorschlagen, und die Verwandten ermahnen, dasselbe anzunehmen; aber zwingen kann er sie nicht dazu. Dieses Lösegeld besteht gewöhnlich in 250 Thalern. Hat jemand einen seiner Verwandten umgebracht, so findet gar keine Strafe statt. Um einen Mörder zu verfolgen, darf über den Takazzefluß weder hinüber noch herüber gegangen werden. Kennt man die Verwandten eines Ermordeten nicht, so treten die Priester in die Stelle derselben ein, und dem Mörder wird der Genuß des heiligen Abendmahls

so lange versagt, bis er ein Lösegeld von 250 Thalern der Kirche bezahlt hat.

Als Bruce im Lande war, übten die Könige (Kaiser) noch einige Gewalt aus; und als später Salt Abyssinien besuchte, hatten sie wenigstens noch einen Schein derselben; aber seit dem Tode des berühmten Ras Gugsa, welcher vor 10 Jahren erfolgte, ist ihnen nichts weiter als der königliche Titel übrig geblieben; und selbst diesen würden sie schon verloren haben, hätten ihn die Statthalter nicht nöthig, wenn sie selbst den Titel eines Ras behalten wollen; denn den Titel Ras kann ein Statthalter nur dann rechtmäßig führen, wenn er einen neuen König auf den Thron gesetzt hat. Zur Zeit Salt's war Gualu regierender König, welcher 17 Jahre herrschte. Nach ihm saß Joas 4 Jahre auf dem Thron. Nun erhob der Dedschasmot von Semen, Heila Mariam, den Bida Mariam auf den kaiserlichen Thron, den er aber nur 4 Tage lang besaß, worauf Gigar 8 Jahre lang den Königstitel führte. Gigar wurde vom Thron gestürzt, den ein Anderer, Namens Joas, einnahm, aber schon nach Einem Jahre dem Gebra Christos abtreten mußte. Letzterer starb am Gift, das der alte König Gigar ihm gereicht haben soll. Die Glieder der alten königlichen Familie, von welcher Bruce spricht, sind in allen Provinzen des Landes umher zerstreut, und leben von der Arbeit ihrer Hände oder von dem, was die Großen des Landes ihnen zufließen lassen. Sie werden vom Volke sehr geliebt, und dieses hegt keine andere Hoffnung für die Zukunft, als diese alte Königsfamilie wieder auf den Thron erhoben zu sehen, und die Früchte der Wiederherstellung der ursprünglichen Kaiserfamilie zu genießen.

Die Männer, welche seit dem Besuche Salt's im Lande eine Rolle gespielt haben, sind: der Ras Gugsa und seine drei Söhne, Iwan, der vom ganzen Volke geliebt, Marie, welcher von Allen, seine Soldaten ausgenommen, gehaßt wurde, und Dori, der nur drei

Monate Statthalter war. Jetzt herrscht der Enkel dieses Gugsa, welcher den Titel Ras Ali angenommen hat, und mit dem das Volk zufrieden ist. Seit 40 Jahren fand selten ein Krieg jenseits des Takazze statt, und nur in den drei letzten Jahren war Amhara unter der Herrschaft des schlechten Marie unglücklich. Das Land Tigre hingegen befand sich seit dem Jahr 1815 in einem Zustande der Verwirrung und Gesetzlosigkeit, und genoß nur unter der achtjährigen Herrschaft des Saba Gadis Ruhe. Es läßt sich nicht erwarten, daß jetzt schon ein gelehrter Abyssinier es wagen wird, die Geschichte der letzten fünfzig Jahre seines Vaterlandes zu beschreiben; ich selbst konnte nur zerstreute Bruchstücke derselben sammeln, die ich so weit zusammen gestellt habe, als ich sie für wahr halten darf.

Die Provinz Schoa ist gänzlich vom übrigen Abyssinien getrennt, und hat auch an seinen Unruhen keinen Theil genommen. Der gegenwärtige König, Schla Selasse, der Siebente dieses Herrscherstammes, regiert schon 18 Jahre lang zur Zufriedenheit des Volks. Er hat die Grenzen seines Königreiches in den letzten Jahren nach Süden und Osten weithin ausgebreitet. Die Provinzen der Gallas, welche er eroberte, sind größtentheils mit der abyssinischen Kirche vereinigt worden. Alles, was man dem Schla Selasse vorwirft, ist ungezügelte Weiberliebe; er soll bei 500 Weiber haben, von denen die meisten Sklavinnen aus den Gallas sind.

II. Die Religionen Abyssiniens.

Die Religionen Abyssiniens sind: Die christliche, die muhamedanische, und die jüdische, zu denen man noch die Religionsweisen der Camaunten und Zalanen rechnen kann.

1. Die christliche Religion.

Obgleich die christliche Religion in Abyssinien gänzlich in Aberglauben ausgeartet ist, so sind doch

noch Spuren genug von derſelben im Lande übrig geblieben, um unſere Liebe den Einwohnern deſſelben zuzuwenden, und ſie als Brüder zu betrachten, die ſich von unſerm gemeinſchaftlichen HErrn und Könige entfernt, und für dieſen Abfall Irrthum, ſittlichen Verfall und allgemeines Elend eingeerndtet haben. Selbſt zu den wenigen Ueberbleibſeln, welche ſie vom Chriſtenthum bewahrten, darf man ihnen immer noch Glück wünſchen; denn nur dem ſtillen Einfluſſe derſelben laſſen ſich die verſchiedenen Züge im Charakter der Abyſſinier zuſchreiben, durch welche ſie ſich über alle übrigen Völker Afrikas und ſelbſt über das unglückliche Egypten erheben. Immerhin bleibt es ein großes Glück für Abyſſinien, bis jetzt nur chriſtliche Volksführer gehabt zu haben, was die Muſelmannen im Lande ſelbſt als einen Gewinn anerkennen. In der Religion des Landes findet ſich nämlich bereits der verborgene Keim der Wiedergeburt, welcher das abyſſiniſche Volk entgegen eilt. Man braucht ihm nicht erſt zuvor allen Glauben zu rauben, und alle Schlechtigkeiten des Auslandes einzuſchwärzen, um dasſelbe zu civiliſiren; ſo wie viele, welche in unſern Tagen an der Civiliſation des türkiſchen Volkes gearbeitet haben, demſelben zuvor ihre Laſter einpfropfen zu müſſen glaubten, um Menſchen und Umſtände zu verbeſſern. Allerdings wäre es eine viel leichtere Aufgabe, in den Herzen der Abyſſinier jeden Funken der Religioſität durch Verführung auszulöſchen, als ſie zur Erkenntniß der Wahrheit und zum erſten lautern Quell des Chriſtenglaubens zurück zu führen; ſo wie es überhaupt im Kreiſe der Menſchheit immer leichter iſt, Böſes zu verbreiten, als Gutes zu pflanzen. Aber die heilige Verpflichtung aller Chriſten, die Menſchen zu ihrem Schöpfer zurück zu führen, um ſie in Ihm einen allmächtigen Erlöſer kennen zu lehren, darf im Lande der Abyſſinier kein unbeſiegbares Hinderniß erwarten, das ihrer Wiedergeburt im Wege ſtände, obgleich die nachfolgenden Bemerkungen dem

Auge, das nur nach dem Aeußern urtheilt, eben kein glänzendes Gemälde ihres religiösen Zustandes darstellen.

Die Christen Abyssiniens theilen sich gegenwärtig in drei Partheien ab, welche einander so feindselig entgegenstehen, daß sie einander verfluchen, und keine mit der andern etwas zu thun haben will. Eine einzige Streitfrage der Theologie hat sie von einander gespalten, und von dieser Streitfrage ist in meinem Tagebuch so oft die Rede geworden, daß ich sie hier nur nennen darf. Es gilt nämlich hier dem alten Kampfe über die Person Christi. Einige Abyssinier nämlich sind der Meinung, die Behauptung des neuen Testamentes: „Christus sey gesalbet worden mit dem heiligen Geist," bedeute nur so viel, daß die göttliche Natur Christi mit seiner menschlichen Natur sich vereinigt habe, und daß in allen Stellen der Bibel, in welchen gesagt wird, daß Jesu der heilige Geist gegeben worden sey, dieser Geist Gottes nichts anderes als die Gottheit Christi bedeute, welche des Beistandes des heiligen Geistes nicht bedurfte, da sie von Ewigkeit her denselben schon besaß. Diese Religionsparthei, welche die streitsüchtigste von allen ist, und die ihre Ansicht von dem letzten koptischen Abuna empfieng, hat sich besonders im Tigrelande ausgebreitet. — Eine zweite Ansicht ist diese: daß der Ausdruck: „Jesus sey mit dem heiligen Geist gesalbet worden," bloß sagen wolle: der heilige Geist habe die Vereinigung der göttlichen mit der menschlichen Natur in der Person Jesu Christi bewirkt. Die Freunde dieser Parthei findet man vornehmlich in den Provinzen Godscham und Lasta. — Die dritte Meinung, welche in allen übrigen Provinzen Abyssiniens, und auch in Schoa die herrschende ist, behauptet: Der Mensch Jesus, obgleich von seiner Empfängniß an mit der Gottheit vereinigt, habe den heiligen Geist auf dieselbe Weise wie wir, das heißt: als eine Gabe des Vaters empfangen, um als Mensch das Erlösungswerk vollbringen zu können. Woraus sie den Schluß ziehen,

daß seine Salbung mit dem heiligen Geiste eine dritte Geburt genannt werden müsse. Die Vertheidiger dieser Meinung sind duldsamer als die Uebrigen, und man hat mich versichert, daß nach meiner Abreise von Gondar mehrere der Gelehrtesten aufgehört haben, diese Salbung Jesu eine Geburt zu nennen. Diese verschiedenen Meinungen scheinen ihren Grund in den verschiedenen Ansichten zu haben, welche sich über die beiden Naturen in Christo bei ihnen finden, obgleich alle dem Buchstaben nach den Glauben der Monophysiten festhalten. Sie behaupten nämlich, wie alle andern Christensekten des Morgenlandes, daß der heilige Geist nur vom Vater, und nicht vom Sohne zugleich ausgehe, so wie sie überhaupt auch den übrigen Aberglauben mit der orientalischen Kirche theilen.

Die Priester genießen alle Tage und die Uebrigen jeden Sonntag oder nur von Zeit zu Zeit das heilige Abendmahl. Zur Fastenzeit empfangen sie dasselbe Nachmittags 3 Uhr, sonst aber mit Anbruch des Tages. Immer müssen wenigstens fünf Priester zugegen seyn, um das heilige Abendmahl auszutheilen; aber außer den Priestern sind es nur Kinder oder alte Leute, welche an demselben Theil nehmen, daher auch gar keine Ordnung dabei statt findet. Beim Abendmahl werden einige Kapitel gelesen und einige Lieder in unbekannter Sprache gesungen.

Die regelmäßigen Heirathen sind sehr einfach. Die Partheien nehmen, nachdem die Brautgeschenke ausgewechselt sind, an einer Mahlzeit Theil, welcher ein Priester beiwohnt. Nach dem Essen läßt dieser die Verlobten sich ewige Treue und Liebe versprechen, und spricht ihnen seine Segenswünsche aus. Und nun ist das eheliche Band geschlossen, das freilich eben so leicht wieder gelöst wird, als es geknüpft wurde. Ist eines der Ehegenossen mit dem andern unzufrieden, so gehen sie mit einander zum Priester, und sagen sich die Ehe auf, indem sie die Kinder unter sich theilen. Ist nur

ein einziges Kind vorhanden, so fällt dieses, wenn es noch nicht sieben Jahre alt ist, der Mutter, ist es aber älter, dem Vater zu. Hat sich ein Mann dreimal scheiden lassen, so kann er nicht weiter in eine rechtmäßige Ehe treten, auch nicht weiter das heilige Abendmahl genießen, ohne ein Mönch zu werden. Daher sucht er gewöhnlich mit einer dieser entlassenen Frauen sich wieder zu verständigen, und den Rest seiner Lebenstage mit ihr zuzubringen.

Ist ein Mensch dem Sterben nahe, so muß ein Priester gerufen werden, um seine Beichte zu hören und ihm die Absolution zu ertheilen. Oft habe ich gehört, daß Manche das Bekenntniß schwerer Verbrechen, die sie begangen haben, um der Bußstrafen willen, welche sie fürchten, bis zu ihrer letzten Krankheit verschieben. Immer ertheilt der Priester einem Sterbenden den Ablaß, und läßt sich von ihm bezahlen, um das auferlegte Fasten an seiner Statt auszuhalten. Bisweilen werden auch diese Fastübungen unter die Verwandten des Verstorbenen vertheilt. Ich lernte eine junge Frau kennen, welcher die Priester ein siebenjähriges Fasten auferlegt haben, weil ihr Vater plötzlich ohne Beichte gestorben ist; und schon hatte sie zwei Jahre mit Fasten zugebracht.

Kaum ist ein Mensch gestorben, so wird er alsobald begraben. Nach Maßgabe seines Vermögens wohnen mehrere Priester seinem Begräbnisse bei, um für seine Seele zu beten, und die Absolution über ihn auszusprechen. Indeß erzeigen sie diese Ehre bisweilen auch um eine tüchtige Mahlzeit, bei der sie sich satt essen und trinken, weil es eigentlich nur der Beichtvater des Verstorbenen ist, welcher das Haus der Wittwe verzehren darf. Die Verwandten des Verstorbenen bereiten von Zeit zu Zeit eine Mahlzeit, welcher immer viele Priester beiwohnen, um die Psalmen zu lesen und die Absolution zu sprechen. Bei solchen Anlässen wird

immer

immer ein Ochse geschlachtet, oder es gehen mehrere Ochsen darauf, wenn der Verstorbene vermöglich war. Die Abyssinier glauben kein besonderes Fegfeuer; aber sie nehmen an, daß fast alle Menschen sterbend zur Hölle fahren, und daß der Erzengel Michael von Zeit zu Zeit in diesen Ort der Qual hinabsteige, um die Seelen von dort hinweg ins Paradies zu tragen; was sie sodann ihren eigenen guten Werken, oder dem Gebete der Priester und den verdienstlichen Werken ihrer Verwandten zu verdanken haben.

Die Abyssinier haben lange und strenge Fasten, und in diese setzen sie auch das Wesen ihrer Religion. Rechnet man alle Fasttage des Jahres zusammen, so würden sie neun Monate ausmachen; indeß unterziehen sich nur einige Mönche jedem Fastengebot. Aber 56 Tage vor Ostern, 16 Tage im Monate August und jeden Mittwoch und Freitag zu fasten, ist eine Vorschrift, welche Allen ohne Ausnahme gilt. Auch wird im Innern Abyssiniens 40 Tage vor Weihnachten ein allgemeines Fasten beobachtet, was im Reiche Tigre nur selten geschieht. Ebenso bringt jeder einzelne Punkt der Beichte ein Fasten mit sich, das man jedoch mit Geld abmachen kann. Ich lernte einen Abyssinier kennen, der nach einem schweren Verbrechen, das er beging, ein Mönch wurde, und dem jetzt ein zwölfmonatliches Fasten nebst der Verpflichtung auferlegt wurde, innerhalb dieser Zeit alle Psalmen 200 Mal herzusagen. Da ihm diese Busse zu schwer fiel, so bezahlte er Geld; und jetzt müssen 50 Knaben das Geschäft übernehmen, diese Bußstrafe zu vollenden. Das Fasten besteht darin, daß, die Fische ausgenommen, kein Fleisch gegessen, bis 3 Uhr Nachmittags keinerlei Speise berührt und nicht einmal Wasser getrunken werden darf; wobei jedoch der Samstag und Sonntag eine Ausnahme machen.

Die Einweihung der Priester macht sich leicht; denn hat einer mit den Buchstaben des Alphabets sich

bekannt gemacht, und dem Dolmetscher des Abuna zwei Salzstücke gegeben, so werden ihm ohne alle weitere Prüfung und ohne Ermahnung die Hände aufgelegt. Daher kommt es auch, daß Männer, die einige Kenntnisse besitzen, sich im Allgemeinen schämen, Priester zu werden. Seit drei Jahren ist kein Abuna im Lande. Priester können verheirathet seyn, wenn sie die Einweihung erst suchen; wer aber einmal eingeweiht ist, darf nicht mehr heirathen. Die dienstthuenden Diakonen sind fast immer Kinder. Werden sie älter, so machen sie sich des Amtes unwürdig. Vom Predigen weiß man in der abyssinischen Kirche nichts.

Manche jüdische Gebräuche werden in Abyssinien beibehalten. Hieher gehört die Beschneidung beiderlei Geschlechtes. Indeß gibt es Manche, welche ihre Knaben nicht beschneiden lassen. Die Abyssinier enthalten sich jeder im Gesetze Mosis verbotenen Speise; indeß gibt es Manche, welche unter dem Vorwand, krank zu seyn, Schweinefleisch essen. Noch haben sie Opfer, und namentlich eine Art von Sühnopfer (Beza, Versöhnung), was jedoch nur für Kranke gebracht wird. Man schlachtet ein Thier an der Stelle des Kranken, nachdem man dasselbe dreimal um sein Bett herumgeschleppt hat. — Auch eine Bundeslade befindet sich in jeder Kirche, welche im eigentlichen Sinne des Wortes angebetet wird. Ihre Gegenwart macht den Tempel heilig; und nun rufen sie mit den alten Juden: Hier der Tempel des HErrn! Hier der Tempel des HErrn!

Der Bilderdienst, welcher zu jeder Zeit so viel Verführerisches für den natürlichen Menschen hat, hat nur allzugroße Fortschritte in Abyssinien gemacht. Zwar mangelt es auch ihnen an dem Kunstgriffe nicht, zu sagen: daß sie sich nicht darum vor den Bildern niederwerfen, um sie anzubeten, sondern um den Heiligen zu ehren, dessen Namen das Bild trägt, und daß diese Verehrung der Heiligen nur eine natürlichere Weise der Verehrung Gottes sey. Jeder gibt zu, daß das

unwissende Volk die Bilder selbst anbete; aber keiner will sich einen Götzendiener nennen lassen. Da jeder Heilige sein besonderes Vermögen hat, so wenden sich natürlicher Weise die Abyssinier abwechselnd immer an denjenigen, dessen besondern Beistand sie jetzt bedürfen; wobei sie jedoch wie die Papisten sagen, daß sie diese Hülfe nicht bei den Heiligen suchen, sondern dieselben nur um ihre Vermittlung bei Gott bitten. Erst in Abyssinien habe ich den sittlichen Einfluß in seinem ganzen Umfang wahrgenommen, welchen dieser Bilderdienst auf den Menschen ausübt. Wer z. B. den heiligen Michael oder Georg zu seinem besondern Schutzheiligen erwählt hat, bei dem wird sich immer in der Regel ein roher Kriegersinn und ein rachsüchtiges Wesen finden, weil er den ersten immer mit dem Schwerdte umgürtet, und den andern in voller Waffenrüstung zu Pferd erblickt, um die Rache des Himmels auszuführen. Ist es eine Frau, so kann man ziemlich darauf rechnen, daß sie eine Vorliebe zu den Soldaten hat. Der Wollüstige wird immer die Maria zur Schutzheiligen erwählen, weil diese unter dem Bilde einer Jungfrau nicht selten auf eine Weise dargestellt wird, welche die Leidenschaft erregt. Ein Schwur bei einem Heiligen äußert auch gewöhnlich weit mehr Kraft, als ein Schwur bei Gott selbst. So ist z. B. zu Debra Damo von den Mönchen fast nichts zu erhalten, wenn man sie nicht im Namen ihres Klosterpatrons Aragawi darum bittet.

Ein solches Verzeichniß von Irrthümern führt von selbst auf den Schluß hin, daß den Abyssiniern die wichtigsten Heilslehren des Evangeliums, wie z. B. die Lehre von der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben, vom Werk der Gnade, vom Einfluß des heiligen Geistes auf die Besserung des Menschen u. s. w. noch fremde sind; woraus denn nothwendig folgt, daß ihre Sitten in großem Zerfalle seyn müssen.

2. Die Sitten der Abyssinier.

Neben ihrer Unwissenheit trägt das umherirrende Leben der Abyssinier viel zu ihrem Sittenverderbnisse bei. Ein Fürst z. B. bleibt nicht gerne an demselben Ort, auch wenn kein Krieg ist, sondern wohnt mit seinen Officieren bald in dieser und bald in jener Provinz seines Reiches. Häufig muß seine erste Frau im Hause zurückbleiben, und er nimmt eine andere, bis das Gefühl ehelicher Verbindlichkeit ganz verschwunden ist. Auf gleiche Weise machen es auch seine Feldobersten, und so verbreitet sich die Zügellosigkeit unter allen Klassen der Gesellschaft. Indeß glauben die Abyssinier dennoch, im Aeußern gewisse Regeln des Anstandes und der Schamhaftigkeit beobachten zu müssen; und so manche Ausgelassenheit mir auch erzählt wurde, so habe ich doch in der Hauptstadt Abyssiniens weniger gesehen, was das sittliche Gefühl beleidigt, als dieß in den Hauptstädten Englands, Frankreichs und Egyptens der Fall war. Ich sage dieß nicht, um die Abyssinier zu rechtfertigen, sondern ich will damit nur bemerklich machen, daß man, wenn man anders die Gelegenheiten nicht aufsucht, in Abyssinien im öffentlichen Leben wenigstens eben so viel Anstand antrifft, als dieß in den gebildetsten Städten Europas der Fall ist. Im Lande Tigre ist das weibliche Geschlecht viel zurückgezogener, als dieß im Innern des Landes der Fall ist.

Das unzüchtige Leben erzeugt gemeiniglich Trägheit, und dieß ist die Mutter der Armuth, welche mit dem Verlangen verbunden ist, auf Kosten Anderer zu leben, ohne an den Erwerb seiner eigenen Bedürfnisse zu denken; woraus gewöhnlich Mißgunst, Betrug und Lüge hervorgeht. Die Abyssinier sind nicht weniger lügenhaft als die Araber; aber sie schämen sich noch, wenn man sie über einer Lüge ertappt, was die Araber nicht thun. Eine andere Reihe von Lastern, welche aus fleischlicher Unzucht entsteht, — denn so nenne ich

die Vielweiberei der Abyssinier — geht aus dem Umstande hervor, daß die Kinder desselben Vaters, welche aber ungleiche Mütter haben, in der Regel bittere Feindschaft unter einander führen, so daß sie einander nicht vertragen und nicht sehen können. Eben so mangelt es ihnen an kindlicher Liebe zu ihrem Vater, während dieser seine väterliche Liebe nur den Kindern zuwendet, welche er mit seiner Lieblingsgattinn gezeugt hat. Ich sage nichts von dem Unheil, welches die Eifersucht hervorbringt, und die nicht selten blutige Händel und Mord zur Folge hat. Diese Veränderlichkeit der Abyssinier in ihren ehelichen und Familien-Verhältnissen macht sie zugleich leichtsinnig und unzuverläßig, so daß man selten auf etwas bei ihnen rechnen kann; obgleich unter der Jugend dieser Leichtsinn lange nicht so sichtbar ist, wie dieß unter der europäischen Jugend der Fall zu seyn pflegt. Uebrigens wäre es unnütz, ein Sünden- und Lasterregister der Abyssinier niederzuschreiben. Erscheinen sie in manchen Dingen sittlich-verdorbener als Andere, so ist dieß größtentheils ihrer Unwissenheit und ihren äußern Umständen zuzuschreiben; aber im Ganzen ist der fleischlichgesinnte Mensch zu allen Zeiten und in allen Ländern derselbige; er ist ein Feind Gottes, und will sich dem göttlichen Gesetze nicht unterwerfen, was er auch durch sich selbst nicht zu thun vermag.

Es thut dem Herzen wohl, mitten unter diesen Verderbnissen, namentlich bei den christlichgenannten Einwohnern dieses Landes noch einzelne Züge natürlicher Güte wahrzunehmen, welche als kostbare Perlen auf dieser moralischen Wildniß des Lebens zerstreut umher liegen. Ein Reisender z. B. hat in Abyssinien nie Ursache, sich um ein Nachtlager zu kümmern; denn kommt er des Abends in einem Dorfe an, so hat er selten nöthig, nach einem Quartier zu fragen, indem der erste, welcher ihm begegnet, ihn alsobald einladet, in seinem Hause zu übernachten, wo er so sicher wie

in seiner eigenen Heimath herbergen und überzeugt seyn darf, daß sein Gastwirth nicht das Geringste anrühren wird, wenn er auch mit Gold beladen wäre. Ich rede hier nicht von den Dörfern, welche an den Caravanen-Straßen liegen, in welchen die Einwohner gleichgültiger gegen Fremdlinge geworden sind. In früherer Zeit hatten die Abyssinier viel Hochachtung und Zuneigung gegen die Weißen, was man auch noch im Innern des Landes antrifft; aber im Reiche Tigre werden sie häufig verachtet, und nur so weit geschätzt, als der Einzelne einen Vortheil von ihnen zu ziehen hofft. Dieß kommt nun daher, weil die Einwohner von Tigre nur allzuhäufig die Wahrnehmung gemacht haben, daß die weißen Leute gewöhnlich nicht besser sind als sie, sobald sie in den gleichen Umständen mit ihnen leben. Indeß hat es mir auch in den Dörfern von Tigre nie an einem Quartier gefehlt, wenn ich des Abends ankam, und sie pflegten mir und meinen Leuten das Beste zu bringen, was sie an Nahrungsmitteln hatten.

Ich habe oben in meinem Tagebuch gesagt, die Abyssinier seyen Diebe, was jedoch, die Dörfer in der Nähe der Schohos ausgenommen, nur in gewissem Sinne wahr ist. In Zeiten der Gesetzlosigkeit nämlich, wo jeder Partheiführer nicht nur unabhängig seyn, sondern auch seine Herrschaft über Andere ausbreiten will, gibt er gewöhnlich, um Geld zu erhalten, seinen Anhängern die Freiheit, die Reisenden, und wenn sie stark genug sind, auch die benachbarten Distrikte zu plündern. Sie betrachten nun diese Räubereien als ein Kriegsrecht, und in diesem Sinne werden in kurzer Zeit Alle Straßenräuber. Dieß ist die natürliche und meist unausbleibliche Folge revolutionirter Länder, wenn der Volksaufruhr nicht die noch immer glückliche Folge hat, daß das Volk dem eisernen Despotismus in die Arme fällt. Diese Räubereien hören in Abyssinien sogleich auf, wenn ein Statthalter die Zügel der Regierung ergriffen hat.

Manche suchen auf den Marktplätzen ihre Betrügereien zu üben; da aber der Diebstahl strenge bestraft wird, so geschieht er selten; auch kann man gewöhnlich leicht wieder zum Geraubten gelangen. Einmal beklagte sich ein Soldat im Lager des Walda Michael, daß ihm etwas gestohlen worden sey, ohne daß er den Dieb kenne. Sogleich wurde ein Priester gerufen, um den Bannfluch über den Dieb auszusprechen, der nun auch, ohne sich zu nennen, schon nach einer Viertelstunde das Gestohlene herausgab. Auf diesem Wege läßt sich alles Geraubte leicht wieder bekommen; aber in solchem Falle forscht man dem Diebe nicht nach, damit die Furcht vor der Strafe in ihm die Furcht vor dem Bannfluche nicht unwirksam machen möge.

Die Dienstboten sind gewöhnlich treuer als in Europa. Wäre ein Knecht auch ein Räuber von Handwerk, so wird er doch seinen Herrn nicht bestehlen. Eine Ausnahme machen die weiblichen Dienstboten, welche, wenn sie es im Verborgenen thun können, der Näscherei nicht zu widerstehen vermögen. Die Abyssinier bestrafen ihre Kinder nur dann strenge, wenn sie gestohlen haben. Ich sah eine Mutter von sehr zarter Gemüthsart, die es nicht leiden konnte, wenn dem Wurm im Staube etwas zu Leide geschah, und die ihrer Tochter von neun Jahren beide Hände und die Lippen mit siedendem Wasser verbrannte, weil sie den Finger in den Honigtopf gesteckt hatte.

Die Abyssinier, besonders im Innern des Landes, sind nicht grausam, und im Kriege wird gewiß kein Mann getödtet, wenn sie ihn gefangen nehmen können; und sehen sie, daß der Sieg auf ihrer Seite ist, so machen sie viel lieber große Umwege, um Gefangene zu machen, als einen Soldaten umzubringen, der sich noch vertheidigen will. Nur gegen die Verwundeten der feindlichen Parthei findet Grausamkeit Statt. Man läßt sie elend verschmachten; indeß ein wenig Sorgfalt ihnen oft das Leben retten würde. Können die Ver-

wundeten nicht mehr gehen, so werden sie gleich den Todten entmannt. Dieß geschieht jedoch nur ausnahmsweise, indem alle Abyssinier, welche ich kennen lernte, dieses unmenschliche Verfahren verabscheuen. Auch gegen Thiere sind sie nicht grausam, und darum fällt mir schwer, zu glauben, was Bruce in dieser Hinsicht erzählt; denn so oft ich die Abyssinier fragte: ob es wahr sey, daß man bisweilen einem lebenden Thiere ein Stück Fleisch vom Leibe schneide, um es zu essen? so äußerten sie immer einen Abscheu dagegen. Da ich übrigens jetzt weiß, was Hunger heißt, so halte ich den Menschen zu jedem Schritte fähig, um sich die nöthige Nahrung zu verschaffen.

Gegen Arme sind die Abyssinier sehr wohlthätig. Ihre Beweggründe hiezu mögen zwar nicht immer die reinsten seyn; aber Gott allein kennt das Herz, und es gebührt mir nicht, darüber zu urtheilen. Als ich zur Zeit einer Hungersnoth zu Gondar war, lernte ich wohlhabende Leute kennen, welche bis 60 Arme täglich speisten. Ueberhaupt ist es selten, daß ein Abyssinier einen Bettler von der Thüre weist, ohne ihm etwas zu geben. Sie thun selbst hierin bisweilen über Vermögen, und leiden lieber selbst Hunger, um mit den Dürftigsten ihr Bißchen Brod zu theilen; und darum gibt es in fruchtbaren Jahren wenig Bettler. Letztere bitten immer um ein Almosen im Namen des Kalender-Heiligen, an welchen der Tag erinnert, und da es 18 Fest- oder vielmehr Faulheitstage jeden Monat gibt, so findet hier immer eine Veränderung Statt.

Die Abyssinier gerathen leicht in Zorn; aber eben so leicht versöhnen sie sich auch wieder. In Tigre gibt es bisweilen Schlägereien, was in Amhara fast nie Statt findet, weil der, welcher schlägt, eine Geldstrafe bezahlen muß, von welcher die Hälfte dem Geschlagenen zufällt, wenn er nicht auch geschlagen hat, in welchem Falle beide gestraft werden. Oft sieht man sie so heftig mit einander zanken, daß man glauben sollte, sie

werden sich nie wieder versöhnen; allein nach einer Viertelstunde sind sie wieder gute Freunde. Die Großen verzeihen ihren Untergebenen gerne, wenn diese um Vergebung bitten. Um zwei Partheien mit einander zu versöhnen, bedarf es immer eines Vermittlers. Ist ihre Sache geschlichtet, so hängt sich gewöhnlich der Schuldigste einen Stein um den Hals, geht zu dem Andern hin, und bittet ihn um Verzeihung, indeß der Andere sagt: Gott wolle dir vergeben! Und nun greift auch der Andere nach dem Stein, und thut deßgleichen. Dasselbe geschieht, wenn man glaubt einen Andern beleidigt zu haben. Einmal hatten zwei meiner Dienstboten etwas verloren, das sie mehrere Stunden vergeblich suchten, und nun kamen beide mit einem wohl 80 Pfund schweren Stein am Halse auf Händen und Knien hergekrochen, und baten mich um eine tüchtige Tracht Schläge zum Zeichen, daß ich ihnen vergeben habe. Am seltensten geschieht es in Abyssinien, daß die Verwandten eines Ermordeten dem Mörder verzeihen. Kommen sie nicht in einer Geldbusse mit einander überein, so bedienen sie sich derselben Werkzeuge, mit denen der Mörder den Andern erschlug, um auch ihn um's Leben zu bringen.

---

3. Die Muselmannen.

Die Muselmannen scheinen sich vermehrt zu haben, seit Bruce vor siebenzig Jahren in Abyssinien war. Am zahlreichsten findet man sie zu Adowa und in der Umgegend dieser Stadt; ebenso bei dem Berge Tolaka in Semen, zu Derita in der Provinz Begemder, und auch zu Gondar. Sie vertragen sich ziemlich gut mit den Christen, wobei jedoch viel Verstellung Statt findet. Auch unter ihren Glaubensgenossen haben die Muselmannen ihre Freunde; aber überall, wo die Freundschaft Vertrauen fordert, suchen sie dasselbe bei den

Christen. Selten wird ein Muselmann zur Würde eines Distrikt-Hauptmanns erhoben; aber alle Zollstätten sind in ihren Händen, weil sie den reisenden Kaufleuten größere Abgaben abnöthigen, und darum auch den Statthaltern größere Geschenke machen, als dieß bei den christlichen Zollbeamten der Fall ist, welche gewissenhafter zu handeln pflegen. Im Allgemeinen haben sie mehr mit dem Handel zu thun als die Christen, und besitzen deßwegen gewöhnlich auch größern Reichthum. Der Sklavenhandel wird ausschließend von ihnen getrieben, und nie nehmen die christlichen Abyssinier an demselben Theil. Von ihrer Religion läßt sich nichts sagen, da sehr Wenige unter ihnen auch nur einige Kenntniß des Korans haben; und geben sie nur ihren Scheiks, (Priestern) was zur Nahrung und Kleidung nöthig ist, so kümmern sich diese weiter um den Unterricht des Volkes nicht; dabei sind sie jedoch sehr eiferig, Proselyten zu machen. Muselmannen, welche in's Ausland gekommen sind, lernen dort gewöhnlich beten. Sie verrichten fünfmal des Tages ihr Gebet, und halten das Fasten des Ramadan strenger als die Araber. Kommen sie aber nach Abyssinien zurück, so vergessen sie ihre Gebete, und denken nicht mehr an den Ramadan. Die Sitten der abyssinischen Muhamedaner sind in jeder Hinsicht schlechter als die Sitten der Christen.

---

4. Die Falaschas (Juden).

Die Falaschas leben so zurückgezogen und von den Christen so abgesondert, daß selbst letztere weder von ihrem Glauben noch von ihren Gebräuchen etwas wissen. Sie haben sich hauptsächlich in der Gegend von Gondar, Tselga und auf der nordwestlichen Seite des Tzanasees niedergelassen. Ich gab mir alle Mühe, Nachrichten über sie einzuholen; aber nur eines konnte

ich mit Gewißheit erfahren, daß sie viel unwissender sind, als die abyssinischen Christen. Einige behaupten, daß ihre Stammväter schon zur Zeit des Königs Salomo in's Land eingewandert sind; Andere meinen, sie seyen erst nach dem Sturz Jerusalems von den Römern in die Gebirge Abyssiniens verjagt worden. Mit den Christen theilen sie denselben Aberglauben. Nie habe ich wahrgenommen, daß die Hoffnung des Messias einen Reiz für sie hat; denn fragt man sie hierüber, so antworten sie kalt: daß sie ihn in der Person eines großen Eroberers, Theodor genannt, in kurzer Zeit erwarten, dem auch die Christen entgegen blicken; aber sie können nicht sagen, ob er ein Christ oder ein Jude seyn werde. Mit den übrigen Juden in der Welt scheinen sie nichts gemein zu haben, als den Haß gegen den Sohn Gottes, Jesum Christum. Im Umgang unter einander gebrauchen sie eine Mundart, welche vom Hebräischen und Aethiopischen gleich abweichend ist; aber Alle reden die amharische Sprache. Uebrigens müssen sie sehr unwissend seyn, weil sie nur wenige äthiopische Bücher haben, die sie nicht einmal verstehen. Indeß lernte ich doch Einige kennen, welche mit dem Inhalt der Bücher Mosis ziemlich gut bekannt sind. Sie sind viel arbeitsamer als die andern Abyssinier, und bauen gewöhnlich alle Häuser zu Gondar. In ihre Wohnungen darf kein Christ hineintreten, wenn er nicht Gewalt braucht; auch haben die Christen eben keine große Lust dazu, weil sie alle als Zauberer gefürchtet sind. Für solche gelten auch alle, welche im Feuer arbeiten. Sie selbst tragen keine Waffen, und bedienen sich derselben nicht einmal zur Vertheidigung. Für ihre Armen wird von ihnen gesorgt, und diese dürfen nie betteln gehen.

III. Einige Gebräuche der Abyssinier.

Sobald ein Kind geboren ist, lernt man dasselbe laue Butter mit Honig trinken, was eine jüdische Sitte gewesen zu seyn scheint. Jes. 7, 15. Ueberhaupt findet der Reisende überall in Abyssinien Gelegenheit, an Bibelstellen erinnert zu werden, welche uns die Gewohnheiten der Völker in der frühesten Vorzeit beschreiben. So lange ein Kind an der Mutter trinkt, bleibt es bei Tag und Nacht im Schooße derselben. Die Frauen der Vornehmen säugen nicht selbst, sondern halten ihre Ammen. Ist ein Kind einen Monat alt, so wird der Rücken der Mutter seine Wiege; sie ergreift es an beiden Händen, und wirft es auf ihren Rücken, und das Kind ist bald gewohnt, mit seinen Füssen die Mutter fest zu halten, seine kleinen Hände an ihren Schultern anzuklammern, und seine eigene Last zu tragen. Die Mutter bindet nun ein Stück Leder um den Hals und um den Leib, das dem Kinde als Sitz und als Bedeckung dient. Vom sechsten Jahr an werden die Kinder als Dienstboten betrachtet; und sind ihre Eltern arm, so wandern sie schon im achten Jahr aus dem elterlichen Hause, um Andern zu dienen, und besonders das Vieh, das auf den Bergen weidet, zu hüten. Die Töchter werden in der Haushaltung gebraucht; und kaum haben sie angefangen, sicher zu gehen, so tragen sie das Wasser herbei, das meist in weiter Entfernung geholt werden muß, oder sie sammeln Holz auf den Bergen, und tragen es heim.

Es gibt Eltern, welche ihre Kinder in Klöster oder anderswohin bringen, um sie unterweisen zu lassen. Aber Viele wollen dieß nicht thun, deßwegen gibt es manche Knaben, welche ihren Eltern entlaufen, um Unterricht zu suchen. Einige derselben arbeiten sodann den Tag über als Dienstboten, und empfangen des Nachts den Unterricht; andere betteln ihre Nahrung in

den Häusern, wenn ihre Unterrichtsstunden vorüber sind; auch gibt es wohlthätige Leute, welche sie während dieser Zeit in die Kost nehmen. Die Vornehmen bringen gewöhnlich ihre Kinder in die Klöster, wo sie lesen und die Psalmen auswendig hersagen lernen, was ihren ganzen Unterricht ausmacht. Die Töchter der Großen lernen weiter nichts als spinnen und die Speisen bereiten.

Wird der Unterricht noch weiter fortgesetzt, so besteht er etwa in Folgendem: Können die Knaben lesen, so läßt man sie das Evangelium Johannis auswendig lernen; nach diesem lesen sie einige Briefe des Apostels Paulus und einige Homilien des Chrysostomus; worauf sie dann die Psalmen nebst der Liturgie des Udasse Mariam und einige Gebete auswendig lernen, aber Alles in der äthiopischen Sprache, die ihnen noch gänzlich unbekannt ist. Der größte Theil der Zeit wird dabei darauf verwendet, sie singen zu lehren. Geht ihr Unterricht noch weiter, so lernen sie das Wörterbuch der äthiopischen Sprache auswendig, und werden sodann die Schüler eines Gelehrten (Alaka), welcher ihnen die Bibel und andere religiöse Bücher auslegt. Nur sehr Wenige lernen schreiben. Sobald der Sohn eines Großen ein wenig lesen kann, gibt ihm sein Vater einen Landes-Distrikt zur Verwaltung, größer oder kleiner, je nachdem seine Zuneigung zu ihm ist; er erhält seine Dienerschaft, wird verheirathet und muß nun sein ganzes Leben hindurch Soldatendienste thun. Die Töchter der Vornehmen verheirathen sich sehr jung, und kommen vom achten Jahre an nicht mehr öffentlich zum Vorschein, bis ihr Ehegemahl gestorben ist. Unter dem Volke sucht ein Jüngling vom sechszehnten Jahre an seine Sachen also einzurichten, das er heirathen kann; und nun wird er ein Ackermann für sein ganzes übriges Leben. Seine Arbeit besteht darin, den Acker umzubrechen, und zu säen, sich eine Hütte zu bauen, und diese zu unterhalten; bisweilen sieht man

ihn auch auf dem Erndtefeld; aber alle übrigen Arbeiten werden vom weiblichen Geschlechte verrichtet.

Wenigstens die Hälfte der Jünglinge treten mit ihrem sechszehnten Jahre in Dienste entweder als Arbeiter oder als Soldaten, und bringen meist ihr ganzes Leben in dieser Lage zu, weil sie nicht gewohnt sind, etwas zu ersparen. Im Ganzen behandeln die Abyssinier ihre Dienstboten milde, und gehen mit ihnen wie mit Ihresgleichen um. Und da es ein Zeichen von Wohlstand und von Menschenfreundlichkeit ist, viele Dienstboten zu haben, so hält jeder deren so viele, als er ernähren kann, wenn er auch wenig oder keine Beschäftigung für sie hat. Männliche Sklaven gibt es nur wenige; aber weibliche Sklaven hält jeder, der solche kaufen kann, welche das Wasser und das Holz herbeischaffen und mahlen müssen. Die Christen verkaufen sie nicht, bisweilen aber gibt man sie geschenkt her.

Haben die Abyssinier einmal ein höheres Alter erreicht, so werden sie fast alle Mönche, Männer und Weiber, sie mögen reich oder arm seyn. Die Vermöglichen treten sodann ihre Güter den Kindern ab, welche sie mit viel kindlicher Liebe bis zu ihrem Tode ernähren; die Armen leben von den Almosen der Andern. Die Männer treten auf jeder Altersstufe in das Kloster ein; aber die Weiber warten gewöhnlich bis zum fünf und vierzigsten oder fünfzigsten Jahr. Da die Abyssinier keine Kopfbedeckung tragen, so erkennt man die Mönche und Nonnen an ihren Mützen oder Hauben, womit sie den Kopf bedecken. Einige Mönche und besonders diejenigen, welche noch am meisten Kenntnisse haben, tragen nichts auf ihrem Leibe, als die Haut eines Hirsches oder eines andern Thiers. Man soll daran ihre Demuth erkennen; aber das Volk ist so gewohnt, den Ausdruck des Hochmuths darin zu finden, daß Leute, die sich also kleiden, wenig Achtung genießen. Die Nahrung der Abyssinier ist einfach, und für denjenigen eben nicht unangenehm, welcher den Pfeffer

liebt, woran man sich bald gewöhnt. In jedem Hause gibt es einen Tisch, aber Kinder und Dienstboten setzen sich beim Essen auf den Boden. Nur ein Gouverneur hat seinen Sessel, und alle seine Officiere sitzen auf einem Teppich auf dem Boden umher. Will man eine Mahlzeit halten, so wird zuerst der ganze Tisch mit Brodstücken belegt, und zwar das geringere Brod von Gerste oder Roggen zuerst, sodann das Brod von schwarzem und hierauf das Brod von weißem Tef (Weizen), das nur die Vornehmen zu essen pflegen. Nun trägt man Fleisch und Gemüse auf, und jeder macht sich an's Essen. Man taucht das Brod in eine Brühe ein, und drückt es rund, um es in den Mund zu bringen. Will man einen Gast und besonders einen Fremden ehren, so steht eine Magd hinter ihm, welche ihm mit Fleischbrühe diese Brodkugeln bereitet, und sie ihm in den Mund steckt. Bei gewöhnlichen Mahlzeiten sitzen Mann und Frau neben einander, und beide reichen sich wechselsweise und zu gleicher Zeit dieses gerollte Brod in den Mund; und wenn eines derselben sein eigenes sich bereitet und verzehrt, so darf man gewiß seyn, daß sie nicht gut zusammenstehen. Da kein Abyssinier, wie ich zu glauben Ursache habe, jemals zwei Frauen in demselben Hause hat, so ist es wohl eine Täuschung des Gedächtnisses, wenn Bruce behauptet, gesehen zu haben, wie zwei Frauen zugleich einem Manne den Mund stopfen. Auch habe ich nie gesehen, daß diese Gewohnheit des Essens auch bei andern Personen Statt findet, die nicht ehelich mit einander verbunden sind. Essen mehrere Gäste in Einem Hause, so genießen beiderlei Geschlechter ihre Mahlzeiten in abgesonderten Zimmern, oder sie sind wenigstens durch einen Vorhang getrennt, um einander nicht zu sehen; so daß jenes berühmte Gastmahl des Bruce nur unter dem schlechtesten Gesindel Statt gefunden haben kann. Die Abyssinier machen beim Essen gewöhnlich mehr Geräusch mit den Lippen, als die Europäer zu thun pflegen,

was jedoch nur bei den niedern Volksklassen widrig auffällt. Ich sah Eltern ihre Kinder züchtigen, um sie leiser essen zu lehren. Nach dem Essen wird bei den Vermöglichen ein Stück rohes Ochsenfleisch als Nachtisch aufgestellt, und jeder nimmt davon, so viel er essen zu können glaubt, worauf man Wein oder Honigwasser, und bei den Aermern Bier zu trinken pflegt. In den meisten Häusern befindet sich nur Eine Bettstelle, auf welcher die Erwachsenen auf einem Felle schlafen; Kinder und Dienstboten lagern sich in ihren Kleidern auf den Boden. Die Frau wascht von Zeit zu Zeit ihrem Manne die Füsse. Indeß gibt es unter ihnen viel mehr Merkmale der Gleichheit und Liebe zwischen Mann und Weib, als dieß bei den arabischen Völkern der Fall ist. Der Frau ist nicht gestattet, ihren Mann mit „du" anzureden; aber immer spricht der Mann mit seiner Frau in diesem Tone.

In jedem Distrikt und in jeder Stadt wird wöchentlich einmal Markt gehalten, wo man Alles einzukaufen pflegt, was man für die nächsten acht Tage nöthig hat. Hier gehen beiderlei Geschlechter unter einander umher; jedoch ist es selten, daß die Männer Baumwolle oder die Weiber Fleisch kaufen. Die Männer mischen sich nie in die Haushaltung, welche ausschließlich den Frauen angehört. — Ihre Art zu waschen ist sehr einfach. Sie machen neben einem fließenden Bach ein Loch, über welches eine Haut gelegt wird; auf diese wird die Leinwand mit gemahlener Baumrinde ausgebreitet, das Wasser zugelassen und so die Leinwand mit den Füssen getreten, bis das Rindenmehl Schaum von sich gibt. Jetzt wird sie durch klares Wasser gezogen, worauf sie so weiß wie Schnee ist. Die Kleidung der Männer besteht in kurzen Hosen, die bis zum Knie gehen, einem Gürtel und einer Art von Leintuch, in das sie sich einhüllen. Die Frauen tragen ein doppeltes Hemd und ein gleiches Leintuch, das sie nur anders

um sich werfen als die Männer. Die Mönche und Priester, so wie die Alakas tragen ein Faltenhemd und eine Kappe oder einen Turban auf dem Kopf.

Wenn die Abyssinier auf der Reise sind, so genießen sie gewöhnlich nur ein wenig Mehl und Salz, woraus sie sich jeden Abend ungesäuertes Brod bereiten, das sie in eine Brühe tauchen, welche der Gastwirth ihnen reicht. Die Abyssinier haben große Hochachtung gegen ihre Obern, denen sie selten etwas Böses nachsagen; auch sind die Dienstboten meist so anhänglich an ihre Herren, daß sie bei ihrem Namen schwören. Spricht man mit Personen seines gleichen, so geschieht dieß immer mit „du"; Kinder reden mit ihren Eltern und die Frau mit ihrem Manne mit „Euch" (Sie), und in ihrer Abwesenheit in der dritten Person der Mehrzahl; aber einem Weißen ist gestattet, Jedermann mit Du anzureden.

IV. Die Mission.

Aus dem bisher Gesagten geht von selbst eine genauere Einsicht in die Vortheile und Nachtheile hervor, welche dem Boten Christi am Wege liegen, wenn er in Abyssinien zu arbeiten berufen ist. Da es mir nicht darum zu thun war, das abyssinische Volk besser oder schlechter zu schildern, als es wirklich ist, so trug ich Bedenken, die Thatsachen, welche ich erzählte, mit meinen eigenen Bemerkungen zu begleiten. Man wird nun billig an mich die Frage stellen: „Was ist bis jetzt auf dem Wege der evangelischen Mission zum Besten des abyssinischen Volkes geleistet worden? und was ist ferner zu thun?" Das Wichtigste, was bis jetzt geleistet wurde, besteht unstreitig in der Uebersetzung und dem Druck einiger Theile der heiligen Schriften in die

amharische Sprache. Auch das glaube ich, als einen Gewinn nennen zu dürfen, daß ich auf dem Wege einer dreijährigen Erfahrung die Ueberzeugung gewonnen habe, daß unter dem Beistand der göttlichen Gnade der christlichen Wiederbelebung des abyssinischen Volkes keine unübersteiglichen Hindernisse im Wege stehen. Für das Uebrige verweise ich die Freunde der Mission auf mein Tagebuch. Zu beklagen ist, daß ich der Bemerkungen nicht habhaft werden konnte, welche mein vollendeter Mitarbeiter Kugler von seinem eilfmonatlichen Aufenthalte in Tigre schriftlich zurückgelassen hat.

Das Wort Gottes, so weit dasselbe in den vier Evangelien und einigen apostolischen Sendschreiben enthalten ist, wurde in allen Theilen des Landes umher als ein guter Same ausgestreut; auch sind die religiösen Unterhaltungen, welche ich zu Gondar hatte, in allen Provinzen nacherzählt worden; die unterrichtetsten Abyssinier haben angefangen, religiöse Irrthümer, welche sie bisher für die Wahrheit selbst gehalten hatten, in Zweifel zu ziehen, und einige junge Männer scheinen den Zug des Vaters empfunden zu haben, der sie zu Jesu führen will, um von Ihm ewiges Leben zu erhalten.

Es ist schwer zum Voraus die Frage zu beantworten: was für das evangelische Missionsgeschäft in Abyssinien in Zukunft zu thun seyn dürfte? und man wird sich unter dem Einflusse der göttlichen Vorsehung größtentheils dabei durch Umstände leiten lassen müssen. Obgleich die Christen, welche mich kennen gelernt haben, mir immer nur Freundlichkeit und Liebe erzeigten, so sind doch ihre Vorurtheile noch immer stark genug, um ein Mißtrauen gegen Alles zu haben, was man auf dem Wege der Oeffentlichkeit zu thun versuchen möchte. Drei Wege scheinen mir für die Gegenwart die natürlichsten, leichtesten und vielleicht auch die besten Steige der Missionsarbeit zu seyn. Man vermehre

1) vor allen Dingen die Exemplare der heiligen Schriften in den beiden Landessprachen, und streue sie so weit wie möglich im Lande aus. — Man verkündige

2) das Evangelium in der Weise traulicher Unterhaltung, unter allen Umständen, die sich darbieten; und man bilde endlich

3) eine Anzahl tauglicher Jünglinge zu brauchbaren Schullehrern; denn so lange die Schullehrer nicht gebildet sind, so lange wird auch von Errichtung von Schulen keine Rede seyn können.

Um eine oder mehrere Missionsstationen aufzurichten, wird man nothwendig hiezu die Freistädte wählen müssen, von denen ich oben gesprochen habe; und so lange nur von Anlegung einer einzigen Station vorerst die Rede ist, so scheint hiezu Gondar in jeder Beziehung der vorzüglichste Ort zu seyn. Diese Stadt ist die bevölkertste des Landes, ihre Sicherheit hängt nicht so sehr von dem Einflusse der Priester ab, wie dieß bei den andern Freistädten der Fall ist, und ihre geographische Lage im Mittelpunkte des Landes führt täglich Reisende aller Klassen herbei, welche die Weißen sehen und vernehmen wollen, was sie ihnen zu sagen haben. Auf diese Weise genießt ein Missionar, welcher zu Gondar arbeitet, alle Vortheile, ohne die Hindernisse zu haben, mit denen das umherreisende Leben desselben begleitet ist; wobei man noch alle ruhigen Zeitpunkte benützen kann, um die verschiedenen Provinzen zu besuchen. Wie sehr auch einem Boten Christi in Abyssinien auf der Reise oder bei seinem Wohnen unter dem Volke Vorsicht vor Allem Noth thut, so wird doch seine feinste Klugheit zu jeder Zeit in einem strengen Festhalten an der Wahrheit bestehen müssen, die sich durch demüthige Einfalt kund thut, welche die Verherrlichung Gottes und das wahre Wohl seiner Brüder in der Welt allein im Auge hat; denn wie oft

sah ich nicht wilde Tiger sich in Lämmer verwandeln, sobald sie wahrnahmen, daß die Liebe des Boten Christi sie als Brüder betrachtete.

Meine Wünsche für die Wohlfahrt des abyssinischen Volkes vermag ich nicht besser auszudrücken, als indem ich das Verlangen meiner Seele ausspreche, so bald wie möglich in dieses Land zurück zu kehren, und das Evangelium des Friedens daselbst zu verkündigen, nachdem ich eine kurze Reise nach Europa werde gemacht haben, um in mir die Flamme des geistlichen Lebens und den Eifer für das Haus Gottes auf's Neue zu beleben, dessen ich so sehr bedürftig bin.

Missions-Lied.

Ueber Apost. Gesch. 8, 26—40.

Ein Kämmerer aus Mohrenland
Saß still auf seinem Wagen,
Ein kostbar Buch in seiner Hand,
Im Herzen viele Fragen:
„Was meinet doch wohl der Prophet?
„Wer ist's, von dem geschrieben steht,
„Der, wie ein Lamm gebunden,
„Zur Schlachtbank geht voll Wunden?"

Und wie er so die Straße fährt,
Vertieft in Dunkelheiten,
Ein Wanderer sich zu ihm kehrt:
„Kannst du das Wort auch deuten?"
„Wie kann ich, so mir Niemand zeigt
„Den Namen, den die Schrift verschweigt?
„Bist du der Mann, zu lehren,
„So komm, ich will dich hören."

Philippus setzt sich neben ihn:
Nun wird's dem Kämm'rer tagen.
Die dunkeln Nebelwolken flieh'n,
Es lösen sich die Fragen.
Daß mit dem Schlachtschaf der Prophet
Den Jesus meint von Nazareth,
Der uns vom Fluch erledigt,
Das wird ihm nun gepredigt.

Der Kämmerer war froh daran;
Und als sie im Verlaufe
Der Reise einem Flusse nah'n,
So bat er um die Taufe.
Er sprach: „Ich glaub', daß Jesus Christ
„Der Sohn des großen Gottes ist!"
Gleich war Philippus munter,
Und taucht den Kämm'rer unter.

Und fröhlich zog, als er verschwand,
Der Kämm'rer seine Straßen
In's ferne heiße Mohrenland,
Als ging's auf weichem Rasen.
Und in der Heimath früh und spät
Ward bald das Samkorn ausgesä't,
Das er in sel'gen Stunden
Bei Gaza einst gefunden.

Doch ach! wie stehet nun verheert
Des Kämm'rers schöner Garten!
Des Bodens Kraft so ausgezehrt
Von Unkraut aller Arten;
Der gute Same fast erstickt,
Und Zaun und Mauer weggerückt!
O laßt die Gärtner eilen,
Daß sie die Schäden heilen!

Das Wort, ihr Gärtner, das ihr sä't
In Abyssinerherzen,
Vom Schafe, das zur Schlachtbank geht,
Das Wort vom Mann der Schmerzen,

Von dem, der als ein Opferlamm
Einſt für uns ſtarb am Kreuzesſtamm,
Das ſegne der Getreue
In Habeſch nun auf's Neue!

Er wird mit euch zu jeder Zeit
Nach ſeinem Worte handeln;
In Kleider der Gerechtigkeit
Die Mohrenhaut verwandeln.
Dereinſt noch wird in friſchem Grün
Des Kämm'rers alter Garten blüh'n,
Und nach des Winters Tagen
Viel edle Früchte tragen.

Inhalt
des zweiten Heftes 1834.

Abyssinien.

Tagebuch des Missionars Samuel Gobat.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Abschnitt.		Seite.
V.	Aufenthalt des Missionars Gobat zu Gondar . .	163
VI.	Verlängerter Aufenthalt des Missionars Gobat zu Gondar	198
VII.	Trübsalszeit des Missionars Gobat bis zu seiner Abreise von Gondar	221
VIII.	Aufenthalt des Missionars Gobat zu Adowa im Tigre-Lande. Flucht desselben nach Adigrat	234
IX.	Aufenthalt des Missionars Gobat im Tigre-Lande bis zu seiner Abreise nach Egypten	259
X.	Allgemeiner Ueberblick über den gegenwärtigen sittlichen und religiösen Zustand des abyssinischen Volkes in Hinsicht auf die Zwecke des evangelischen Missionswerkes	278
	I.) Staats-, bürgerliche und militairische Verfassung Abyssiniens	280
	II.) Die Religionen Abyssiniens	284
	1.) Die christliche Religion	284
	2.) Die Sitten der Abyssinier	292
	3.) Die Muselmannen	297
	4.) Die Falaschas (Juden)	298
	III.) Einige Gebräuche der Abyssinier	300
	IV.) Die Mission	305
	Missionslied	309

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen

Bibel-Gesellschaft.

Jahrgang 1834.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. I. Januar 1834.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Nordafrika.

Aus einem Briefe des Missionars Ewald.
Tunis den 14 August 1833.

Gewiß werden Sie sich mit mir in frohen Dankgefühlen gegen unsern Herrn und Erlöser vereinigen, wenn ich Ihnen sage, daß gegen alle Erwartung der Herr hier eine Thüre aufgethan hat, und daß Sein Wort einen Zutritt findet, nicht blos zu den Hütten der Armen, sondern auch zu den Palläſten der Großen und Reichen dieſes Landes. Juden und Muhamedaner wetteifern mit einander, das Wort Gottes zu hören und zu leſen. Seit dem 9 Juli, da ich hier in meine Wohnung zum Erſtenmal eintrat, bis auf dieſe Stunde war manchen Tag meine Stube von Morgens 7 Uhr bis Abends 7 Uhr unausgeſetzt mit Juden und Muhamedanern angefüllt, und der Herr gab mir Gelegenheit, das Heil in Chriſto Jeſu denſelben zu verkündigen. Ich habe etwa 200 Exemplare heil. Schriften, meiſt in hebräiſcher und arabiſcher Sprache verkauft, und etwa zwölf derſelben umſonſt an Arme gegeben. Alle Juden ziehen die Ausgabe der hebräiſchen Bibel von Vander Hooght vor, von welcher mir kein Exemplar übrig geblieben iſt. Sie lieben die Ausgabe unſerer Geſellſchaft

nicht, weil ihre Schrift zu klein ist, und die alten Leute hier keine Brillen tragen wie in Europa. Ersuchen sie doch die verehrte Bibelgesellschaft in London um einen neuen Vorrath hebräischer Bibeln; 500 Exemplare derselben wären nicht zu viel. Auch den Griechen, welche hier leben, habe ich eine Anzahl neugriechischer Testamente verkauft; da sie aber meist sehr arm sind, so mußte ich sie ihnen in herabgesetzten Preisen erlassen. Dem griechischen Papa machte ich ein Geschenk von einigen Exemplaren für die ärmsten Mitglieder seiner Gemeine. Nur die römischen Katholiken allhier sind für das Wort Gottes unzugänglich; ich machte mehrere Versuche, heilige Schriften in ihre Hände zu bringen, allein es ist mir bis jetzt nicht gelungen.

Das südliche Indien.

Aus dem zwölften Berichte der Hülfsbibelgesellschaft zu Madras, vom 25 Januar 1833.

Fortdauernd erhalten wir erfreuliche Nachrichten von dem gesteigerten Fortgang der Erkenntniß Christi. Unter den Eingebornen im südlichen Indien, und auch auf dem benachbarten Nilgherry-Gebirge ist ein reges Verlangen nach dem Worte Gottes unter den Einwohnern vom Geiste des Herrn entzündet worden. Missionar B. Schmid, welcher zu Palamcottah arbeitet, schreibt hievon folgendes:

„Der Vorrath hindustanischer Bibelschriften, den ich vor einem Monat von ihrer Kommittee erhielt, ist bereits zu Ende. Die Nachfragen nach den heil. Schriften der Christen sind über alle meine Erwartung häufig geworden; und so viel ich zu beurtheilen vermag, rühren sie von einem aufrichtigen Verlangen her, zu erfahren, was das Christenthum ist, so daß ich es für meine

Pflicht halte, Sie um neue Vorräthe biblischer Bücher zu bitten, um diese Gelegenheiten nicht unbenützt vorüber gehen lassen zu müssen. Schon voriges Jahr habe ich Ihnen in einem Briefe bemerkt, daß die verschiedenen Klassen von Eingebornen, welche seit einiger Zeit hieher kommen, von den Fesseln des Kastengeistes und der Furcht vor ihren Priestern und Landsleuten ungleich freier zu seyn scheinen, als diejenigen, welche in den untern Theilen des Landes wohnen. Diese Ansicht hat sich indeß vollkommen bestätigt, besonders in Hinsicht auf die Muhamedaner. Diese wenden sich unaufhörlich an mich, um hindustanische Bibeln von mir zu erhalten, und kommen deshalb in meine Wohnung. Manche derselben nennen ausdrücklich den Wunsch, Bücher von mir zu erhalten, welche von Jesu, dem Propheten handeln. Einer von ihnen erzählte mir, daß ihr Priester an einem sehr volkreichen Orte, wo etwa 1000 muhamedanische Familien wohnen, ihm geschrieben habe, daß er ihm doch das Jnschil (die Evangelien) schicken möchte. Noch im Anfang des vorigen Jahres fand ich immer großen Widerstand bei ihnen, wenn sie mich auf einem öffentlichen Platze im Gespräche mit einem Muhamedaner erblickten; jetzt kommen sie schaarenweise herbei, um biblische Schriften von mir zu erhalten, die sie oft mit viel Begierde suchen. Bisweilen bitten sie mich auf die freundlichste Weise, zu ihnen auf den Boden zu sitzen, und ihnen aus einem tamulischen Schriftchen etwas vorzulesen; und sodann unterhalten sie sich freimüthig mit mir über die Lehre Christi. Es zeigt sich nun klar, daß die Vertheilung christlicher Schriften unter ihnen, statt ihren Unwillen aufzuregen, vielmehr kräftig dazu beigetragen hat, ihre Abneigung und ihre Vorurtheile niederzuschlagen."

Dieselbe ermunternde Erfahrung bestätigt auch Missionar Rhenius, welcher mit Eifer und Treue zu Palamcottah an seiner Seite arbeitet.

„Blicke ich auf die Vergangenheit zurück, so schreibt derselbe, so freut es mich, sagen zu dürfen, daß ungeachtet der vielfachen Hindernisse, mit denen das Werk Christi in diesem Distrikte zu kämpfen hat, das Wort Gottes dennoch auf seinem Wege durch dieses Land ansehnliche Fortschritte gemacht hat. Zwar hat dasselbe noch keineswegs jede Stadt und jedes Dorf, geschweige denn jedes Herz im Lande erreicht; dennoch sind Viele mit dem Worte der Wahrheit bekannt geworden, und nicht Wenige der Einwohner haben seine erleuchtende Kraft so weit erfahren, daß sie jetzt die Finsterniß des Götzendienstes erkannt haben, und denselben gegen das Licht des Evangeliums gerne hingeben. Zwar kann ich eben nicht die Gelegenheiten so wie die Art und Weise nennen, wie diese Aufweckung der Gemüther zu Stande gekommen ist; aber das kann ich sagen, daß das Wort Gottes, gelesen oder gepredigt, das Mittel hiezu war; und dieß ist genug, um darzuthun, daß die Arbeiten der Bibelgesellschaft gesegnet sind."

„Wenn auch gleich die schlechten Verführungskünste der Menschen da und dort Einzelne, und in einem Falle die Einwohner eines ganzen Dorfes, welche bereits dem Verderben der Welt entsagt hatten, veranlaßt haben, abermals zu demselben zurückzukehren: so haben dagegen viele Andere ihre Götzen weggeworfen, und sich an die Kirche Christi angeschlossen; und in etwa neun Dörfern, welche bei der Erscheinung Ihres letzten Jahresberichtes noch in tiefer Finsterniß des Heidenthumes versunken waren, wird jetzt das Wort Gottes gelesen, gelehrt und gelernt. Es ist ein süßer Gedanke, daß nunmehr in mehreren Hundert Dörfern dieses Landes, statt der frühern schändlichen Götzengeschichten, die heiligen Schriften regelmäßig gelesen und erklärt werden. Dieß könnte nicht geschehen, hätte uns nicht Ihre Gesellschaft mit den nöthigen Vorräthen heil. Schriften versorgt."

In einiger Entfernung von Palamcottah, liegt im Süden des Landes die Missionsstation Nagercoil, wo die beiden Missionarien der Londner Missionsgesellschaft, Herr Mault und Miller, arbeiten. Auch diese bestätigen in einem gemeinschaftlichen Schreiben die heilsamen Wirkungen, welche die Bekanntschaft mit dem Worte Gottes unter den heidnischen Einwohnern ihrer volkreichen Gegend erzeugt.

„Die wohlthätigen Eindrücke, welche die Bekanntschaft mit der Bibel unter der Jugend in unsern Schulen hervorbringt, sind nicht blos auf diese beschränkt; denn die Schüler theilen das, was ihnen wichtig geworden ist, ihren Verwandten und Freunden zu Hause mit, und erregen dadurch eine wachsende Aufmerksamkeit. So geschieht es, daß solche Leute uns häufig bitten lassen, ihnen einen Theil des Wortes Gottes zu leihen, und diese Bitten gelangen oft durch die Kinder selbst an uns. In solchen Fällen suchen wir uns zwar gegen möglichen Betrug sicherzustellen; allein wir glauben zugleich, Gelegenheiten dieser Art nicht unbeachtet von uns weisen zu dürfen, da sie bisweilen reichlich vom Herrn gesegnet sind."

„Ein Heide zu Tamarakullam hörte oft von seinen christlichen Nachbarn, daß der Götzendienst eitel und böse sey, und daß nur das Christenthum den wahren Weg zur Seligkeit zeige; allein ihre Worte schienen ihn nicht zu überzeugen, denn der Mann fuhr fort, dem Götzendienste anzuhangen. Endlich wurde ihm ein neues Testament geliehen, mit der Bemerkung, daß er dasselbe aufmerksam lesen möge. Er that es, erkannte bald die Vortrefflichkeit des Christenglaubens, nahm denselben von Herzen an, und wandelt nun als ein Licht im Herrn in unserer Mitte.

„Ein anderer Heide in diesem Dorfe, der nicht lesen konnte, hatte oft Gelegenheit, von dem dort aufgestellten Vorleser das Wort Gottes erklären zu hören. Sein Inhalt ging ihm durchs Herz, und bald wurde das Evangelium als eine Kraft Gottes zur Seligkeit an ihm offenbar. Nun fieng er an, lesen zu lernen, um

sich selbst aus diesem heiligen Quell der Wahrheit und des Trostes zu erbauen. Obgleich er einer zahlreichen Familie das tägliche Brod erwerben mußte, so setzte er sich doch unter den Kindern in der Dorfschule nieder, um mit ihnen zu lernen. Er hat sich nun zu unserer Verwunderung eine umfassende Bekanntschaft mit dem Worte Gottes erworben, und ist im Stande, bei jeder Gelegenheit eine passende Stelle desselben als Regel seines Thuns anzuführen."

„Zu Mucklunkudyirrupoo hat die Verbreitung der Bibel viel Segen gestiftet. Mehrere Einwohner dieses Dorfes haben die Freudenbotschaft derselben angenommen, nicht als Menschenwort, sondern wie es wahrhaftig ist, als Gotteswort; und zieren dasselbe durch einen christlich frommen Sinn und Wandel. Einer dieser Neubekehrten, dem die Errettung seines heidnischen Nachbars auf dem Herzen lag, lehnte ihm die Evangelien. Dieser las sie mit großer Aufmerksamkeit; und die Folge davon war, daß er und seine Familie das Christenthum angenommen haben. Ein anderer Einwohner dieses Dorfes entlehnte ein Exemplar der Evangelien; und der Inhalt derselben zog ihn so mächtig an, daß er voll Freude mit seiner Familie und seinen Nachbarn sich darüber unterhielt. Auf diesem Wege brach nach und nach ein Morgenstrahl in die Dunkelheit ihrer Gemüther; der Götzendienst wurde ihnen ein Abscheu, und sie nahmen nun gläubig die Lehre Jesu an, der sie bis jetzt getreu geblieben sind."

„In Nagercoil huldigte kürzlich eine heidnische Familie dem Christenthum. Nur der älteste Sohn derselben blieb noch ein Heide, und fieng an, seinen Vater und seine Geschwister bitter zu verfolgen. Er zog von ihnen hinweg, und fuhr fort, sie seinen Haß fühlen zu lassen. Endlich wurde auch sein Herz erweicht, und er entschloß sich, zur Schule zu kommen, um lesen zu lernen. Bald brachte das Lesen des Neuen Testamentes eine auffallende Veränderung in seinem Betragen hervor. Er fieng an, eine Familienandacht in seinem eigenen Hause zu halten, und ist nun ein eifriger Freund des Wortes Gottes geworden."

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. II. Februar 1834.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Frankreich.

Aus dem neun und zwanzigsten Bericht der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft in London, vom Mai 1833.

Die Kommittee der Bibelgesellschaft drückt im Anfang ihres Berichtes ihr schmerzhaftes Bedauern aus über den Verlust eines ihrer thätigsten Mitarbeiter, Herrn Professors Kieffer zu Paris, welcher im Laufe des verflossenen Jahres aus seinem segensreichen Wirkungskreise vom Herrn des Lebens abgerufen wurde. Unter mehreren interessanten Zügen, welche aus dem Leben des Vollendeten kurz beigefügt werden, verdient besonders einer an dieser Stelle herausgehoben zu werden.

„Im Jahr 1796 wurde Professor Kieffer als Dolmetscher und Secretair der französischen Gesandtschaft von der damaligen Regierung nach Constantinopel gesendet. Sein Aufenthalt in dieser Hauptstadt des türkischen Reiches dauerte acht Jahre; denn kaum war der Krieg zwischen Frankreich und Egypten ausgebrochen, so wurde er nebst dem französischen Geschäftsträger in ein Gefängniß geworfen, das dort unter dem Namen der sieben Thürme bekannt ist, während welcher Zeit der Vollendete sich emsig mit dem Studium der

orientalischen und namentlich der türkischen Sprache beschäftigte. Im Jahr 1803 kehrte Professor Kieffer nach Paris zurück, nachdem ihm aufgetragen worden war, einen türkischen Gesandten an den Hof Napoleons zu begleiten; und nach seiner Ankunft wurde er zum Secretair und Dolmetscher der orientalischen Sprachen beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. — Wie wunderbar sind doch die Wege der göttlichen Vorsehung! Wie wenig ließ sich vermuthen, daß diese siebenjährige Gefangenschaft, während welcher der Vollendete die gründliche Kenntniß der türkischen Sprache sich erwarb, das Mittel werden würde, ihn zu dem wichtigen Geschäfte der Uebersetzung des ganzen Bibelbuches in die türkische Sprache vorzubereiten. Von seiner ausnehmend gesegneten Wirksamkeit zur Verbreitung der heil. Schriften in Frankreich bedarf nur der einzige Umstand genannt zu werden, daß es ihm der Herr gelingen ließ, in den beiden letzten Jahren seines Lebens nicht weniger als 347,541 Exemplare der heil. Schriften in diesem Lande in Umlauf zu setzen, um den schmerzhaften Verlust zu ermessen, den das Werk der Bibelverbreitung durch den Tod des Vollendeten erlitten hat.

Im Laufe des verflossenen Jahres (vom Mai 1832 bis Mai 1833) wurden demselben von der brittischen Bibelgesellschaft 221,000 Exemplare von französischen Bibeln und Neuen Testamenten zu zweckmäßiger Verbreitung zugesendet, aus welchem Vorrath vom 1 April 1832 bis 19 Februar 1833 von demselben 164,990 Exemplare in Umlauf gesetzt, und dafür die Summe von 25,177 Franken in Empfang genommen wurde. Freilich legt sich dabei ein bedeutendes Mißverhältniß zwischen Ausgabe und Einnahme zu Tage, welches der Vollendete selbst fühlte, und in einem seiner Berichte durch die Bemerkung erläuterte: „In dieser Beziehung

iſt das Bibelverbreitungsgeſchäft in Frankreich in einer ganz andern Lage, als dieß in andern Ländern der Fall iſt; und nur durch große Opfer dürfen wir unter Gottes Beiſtand den heiligen Endzweck zu erreichen hoffen: in Frankreich den religiöſen Glauben wieder herzuſtellen, der ſich allein auf das Evangelium Chriſti gründet."

Unter dieſer beträchtlichen Summe verbreiteter Bibeln befinden ſich auch zwei Begehren, jedes für 20,000 Exemplare, welche an die brittiſche Muttergeſellſchaft gemacht wurden. Das Erſte gelangte an ſie durch ein Mitglied des königlichen Staatsrathes in Frankreich, welcher Direktor der öffentlichen Volksſchulen iſt, und für die Schulen von 16 Departementen, die eine Anzahl von 400,000 Schülern zuſammen in ſich faſſen, die obige Summe von Neuen Teſtamenten zu erhalten wünſchte. „Ich bin überzeugt, ſchrieb der Vollendete über dieſen Gegenſtand, daß dieſe anſehnliche Gabe für Frankreich von der größten Wichtigkeit iſt. Durch ſie wird die Bekanntſchaft mit dem Evangelium unter dem nachwachſenden Geſchlechte verbreitet, das bis jetzt dem größten Theile nach nie etwas von dieſem heil. Buche gehört, und noch weniger dasſelbe geſehen hat. Dieſe Evangelien werden von den Kindern in ihre Wohnungen gebracht, und in den Familienkreiſen während der langen Winterabende geleſen." Dieſe Vertheilung neuer Teſtamente an die Schulen Frankreichs brachte noch den weitern Gewinn mit ſich, daß dadurch andere ſchlechte Bücher aus den Schulen verdrängt wurden. „Vormals, ſo ſchreibt der Vollendete, war jeder Schüler gewohnt, ſein eigenes Buch mit ſich zur Schule zu bringen, deſſen Inhalt nicht ſelten entweder unmoraliſch und ungläubig, oder in hohem Grade abergläubiſch war; und der Lehrer ſah ſich genöthigt, jedes einzelne Kind beſonders leſen zu laſſen, was den Fortſchritten der Schüler ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg legte."

Die zweite Bitte um 20,000 Exemplare des Neuen Teſtamentes gelangte gleichfalls durch Mitglieder des königlichen Staatsrathes an die brittiſche Bibelgeſellſchaft, und wie gering auch der dafür angebotene Koſtenerſatz war, ſo konnte ſie doch um der obengenannten Gründe willen nicht anſtehen, einem ſolchen Anſuchen gerne zu willfahren. Ein ähnliches Begehren wurde von einem andern Staatsrathe an ſie gemacht, welchem die Aufſicht über die Spitäler, und beſonders über die Findelhäuſer übertragen iſt. „Ich habe, ſchreibt derſelbe, in dieſen Findelhäuſern eine Familie von beinahe 16,000 unglücklicher Geſchöpfe in meiner Pflege, die im ganzen Lande umher zerſtreut ſind; und es liegt mir an, ihre moraliſche Erziehung zu beſorgen, welche bisher nur allzuſehr vernachläßigt wurde.“

Einigen chriſtlichen Menſchenfreunden in Toulouſe ſind im verfloſſenen Jahre 800 franzöſiſche Bibeln und 13,200 Neue Teſtamente zur Verbreitung zugeſendet worden. Ihr Briefwechſel iſt in hohem Grade ermunternd, aus welchem hier nur einige Auszüge folgen: „Ich habe, ſchreibt einer derſelben, mehrere Umträger von Bibeln aufs neue für einige Zeit in Dienſt genommen, und ich ſehe voraus, daß mein Bibelvorrath in kurzer Zeit erſchöpft ſeyn wird, ſo daß ich Sie bitten muß, mir 4000 Exemplare Neuer Teſtamente in Bälde zuzuſenden, indem von allen Seiten Anfragen nach denſelben an mich gelangen. Ich muß mich in der That ſchämen, ein ſo koſtſpieliges Verlangen an Sie zu machen; aber die Zeit iſt ſo günſtig und zugleich ſo ernſt, daß ich feſt glaube, wir werden es zu bedauern haben, wenn wir die dargebotene Gelegenheit nicht benützen. Für uns, die wir berufen ſind, ein dürres Land zu bewäſſern, und das Wort Gottes an Stellen auszubreiten, wo man faſt noch gar nichts von demſelben gehört hat; für uns wird nicht ſelten das Glauben in

Schauen verwandelt. Schon haben die Vertheilungen heil. Schriften sichtbar gute Wirkungen hervorgebracht, das göttliche Ansehen des Bibelbuches, das so lange verachtet worden, nimmt allmählig wieder seine gebührende Stelle in den Herzen der Menschen ein, und bereitet eine liebliche Ernte auf den Tag des Herrn. Fast in jedem Dorfe und in jeder Stadt findet jetzt das Wort Gottes seinen Weg zu Tausenden von Familien; dort bleibt es eine Zeitlang wie das Weizenkorn in der Erde verborgen; aber ist nur einmal die religiöse Forschbegierde allgemein geworden, so wird es als der einzige untrügliche Führer im Leben an das Licht hervortreten.

Auch viele Buchhändler in verschiedenen Theilen Frankreichs haben nunmehr angefangen, mit dem Verkauf heiliger Schriften sich zu beschäftigen, und eine Anzahl derselben ist ihnen zu diesem Zwecke zugesendet worden.

Die evangelische Gesellschaft zu Genf hat gleichfalls ansehnliche Vorräthe heil. Schriften in Empfang genommen, und mit gesegnetem Erfolge junge fromme Männer angestellt, um dieselben in Frankreich zu verkaufen. Herr Vaucher, ein Mitglied dieser Gesellschaft, schreibt von Genf unter dem 12 Merz 1833 folgendes:

„Unsere Gesellschaft, die seit etwas mehr als zwei Jahren gegründet ist, befindet sich in einem über alle Erwartung gedeihlichen Zustande, und ist der Mittelpunkt ausgebreiteter Thätigkeit geworden. Die bestehenden Bibelgesellschaften reichen vollkommen zu, um die Bibelbedürfnisse unserer Kantone zu befriedigen; und darum haben wir die östlichen und südöstlichen Theile Frankreichs zum Gegenstande unserer Arbeiten gemacht. Diese mit Unglauben und Aberglauben bedeckten Gegenden sind beinahe gänzlich vom Worte Gottes entblößt, und die Christen in der Schweiz, und besonders

zu Genf, das in älterer Zeit ein Leuchtthurm des Christenthums war, scheinen den besondern Ruf zu haben, das Licht der Wahrheit denen mitzutheilen, welche noch um sie her in Finsterniß und Todesschatten sitzen. Wir halten es, um den Zweck der Bibelverbreitung in diesen Gegenden zu erreichen, für unumgänglich nöthig, Bibelmissionarien dorthin zu senden, welche die heiligen Schriften zu verkaufen, und nicht zu verschenken den Beruf haben; und die zu gleicher Zeit durch Gottes Gnade als Werkzeuge sich gebrauchen lassen, den Menschen den Werth des göttlichen Wortes fühlbar zu machen, und so den Unwissenden das zu werden, was einst Philippus dem Kämmerer aus Mohrenland geworden ist, welcher mit den heil. Schriften des Alten Testamentes in der Hand einst ausrief: „Wie kann ich das verstehen, so mich nicht jemand anleitet?" (Apost. Gesch. 8, 31.)

„Mit der Ausführung dieses Planes machten wir am Schlusse des Jahres 1831 den Anfang, und er hatte einen schnellen Erfolg. Die Vorsehung sandte uns mehrere thätige Christen zu, die im Wort wohl unterrichtet sind, und für ein solches Geschäft taugen, und legte uns zugleich die Mittel ihres einfachen Unterhaltes in die Hand; und von Ihnen, theuerste Freunde, erhielten wir die Bibelexemplare, welche von denselben zum Verkauf ausgeboten werden. Die Zahl unserer Bibelmissionarien, so wie der Departemente, welche sie durchwandern, und der heil. Schriften, die sie verkaufen, hat bis jetzt immer zugenommen. In dem verflossenen Jahre sind 10,000 Exemplare der heil. Schriften verkauft worden. Wir haben nunmehr 13 solcher Sendlinge in unserem Dienste, die auf vier Stationen aufgestellt sind. Ihre Berichte nennen uns viele Thatsachen, welche Dank gegen Gott in unsern Herzen rege machen. Schon hat der lebendige Same, den sie an

bisher ganz verſäumten Stellen ausſtreuten, ſchöne Früchte getragen; und Menſchenſeelen, die im Todesſchlummer lagen, ſind durch das Wort der göttlichen Gnade zum geiſtlichen Leben erweckt worden.

Das Beiſpiel thätiger Bibelfreunde in Genf wurde auch zu Lyon und andern Orten Frankreichs nachgeahmt. Auch in Baſel hat ſich eine evangeliſche Geſellſchaft gebildet, um durch Umträger heil. Schriften die Bekanntſchaft mit dem göttlichen Worte in einzelnen Thälern Frankreichs zu befördern.

Nach dem Tode des Herrn Profeſſors Kieffer zu Paris wurde von Seiten der brittiſchen Bibelgeſellſchaft eine Deputation dorthin geſendet, um dem Herrn de Pressensé die Geſchäfte des Vollendeten zu übertragen, und für die künftige Führung derſelben die erforderlichen Anordnungen zu treffen. Die Geſammtſumme franzöſiſcher Bibeln und Neuer Teſtamente, welche im verfloſſenen Jahre ausgebreitet wurden, beläuft ſich auf 175,185 Exemplare; und die Geſellſchaft darf hoffen, daß die Anordnungen, welche ihre Abgeordneten zu dieſem Zwecke gemacht haben, auch in den künftigen Tagen die weite Verbreitung der heil. Schriften in Frankreich fördern werden.

Smyrna.

Aus einem Briefe des Herrn B. Barker.
Smyrna den 14 November 1833.

Abermals hat mich Gott glücklich nach Hauſe zurückgebracht, nachdem ich Chesme, Scio, Samos, Patmos, Stanchio, Rhodus, Symi und Mytilene beſucht, und daſelbſt 637 Exemplare heil. Schriften verbreitet habe. Ich war 46 Tage abweſend, und hätte bei günſtigem Wetter und Wind noch mehrere Orte beſuchen können;

doch habe ich Ursache, den Herrn zu loben, für das, was Er ausrichten half. Das Wort Gottes wurde, mit Ausnahme der Insel Stanchio oder Cos, überall mit Freude und Dankbarkeit aufgenommen. Ueberdieß habe ich ein neues Feld der Wirksamkeit gefunden, und das Wort Gottes in neugriechischer Sprache an einige Orte bringen dürfen, wo es vorher noch ganz unbekannt war. Auf andern Stellen hatte es zwar schon seinen Weg gefunden, aber die wenigen Exemplare waren im Allgemeinen fast ganz unbekannt geblieben.

Es lag mir besonders am Herzen, die heil. Schrift auf der Insel Stanchio einzuführen, deren Bewohner kürzlich so sehr heimgesucht worden sind; zuerst durch eine Ueberschwemmung, in der auch viele Menschen umkamen, dann durch die Pest, und noch jetzt durch böse Fieber, die täglich Viele in die Ewigkeit abrufen, und Andere zur Arbeit untüchtig machen. Aber alle meine Bemühungen waren umsonst, obgleich mich der Bischof und der Consul der Insel unterstützte. Ich war nicht einmal im Stande, die Griechen zur Einrichtung einer Schule zu bringen. Der Consul bot ein Zimmer für diesen Zweck und einen Beitrag zum Gehalt des Lehrers an; der Bischoff unterzeichnete ebenfalls eine jährliche Unterstützung, und ich versprach die Schule mit dem Wort Gottes zu versorgen; aber alles ohne Erfolg. Der Epitropos, Oberhaupt der Griechen, wies alle unsere Anerbietungen zurück, und sagte: sie seyen nicht für solche Sachen.

Auf der Insel Samos dagegen wurde das Wort des Lebens desto freundlicher aufgenommen. Sobald man hörte, daß ich die heilige Schrift für Schulen bringe, wurde mir die Landung gestattet, und ich von der fünftägigen Quarantaine freigesprochen; dieß geschah auch später in Patmos. Das Volk kaufte meine Bücher bereitwillig; und wäre ich dort geblieben, so hätte ich wohl meinen ganzen Vorrath absetzen können; aber ich mußte noch einen Vorrath für solche Orte aufbehalten, die nach meiner Rückkehr für mich unzugänglich sind. Im Allgemeinen fand ich die Schulen ohne Bücher, und durch Einführung der heil. Schriften in denselben, werden sie auch im Lande bekannt, und der Weg für weitere Verbreitung ist geöffnet.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Schweden.

Aus dem neun und zwanzigsten Jahresbericht der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1833.

Indem wir unsere Blicke auf die Reise hinlenken, welche Herr Dr. Paterson im verflossenen Jahre in den Angelegenheiten unserer Bibelgesellschaft nach Schweden und Norwegen gemacht hat, so müssen wir vor Allem die gnadenreiche Vorsehung Gottes dankbar anerkennen, welche ihn auf dieser langen Reise zu Wasser und zu Land vor allen Unfällen huldreich bewahrt, und ihn wieder glücklich nach Hause zurückgeführt hat. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen auf dieser Reise liefern einen neuen Beweis dafür, daß es nur nach der genauesten Untersuchung möglich ist, von einem Lande zu sagen, daß dasselbe mit Exemplaren des Wortes Gottes zureichend versehen sey. Letzteres wurde lange von Schweden geglaubt, indem von alten Zeiten her selbst durch die väterliche Fürsorge der Regierung dafür gesorgt wurde, daß immer bedeutende Vorräthe heil. Schriften für das schwedische Volk vorbereitet, und von wohlthätigen Gesellschaften Bibeln in der finnischen und lappländischen Sprache von Zeit zu Zeit gedruckt, und um herabgesetzte Preise oder unentgeldlich in diesen Ländern verbreitet wurden.

Dennoch wurde bald die Wahrnehmung gemacht, daß unter dem schwedischen Volke ein nicht geringer Mangel an Bibeln statt finde; und die Bibelgesellschaft dieses Landes, welche im Jahr 1809 ihre Arbeiten begann, hat seit dieser Zeit nicht weniger als 345,493 Exemplare des Wortes Gottes in Umlauf gesetzt, und dennoch blieb der Bibelmangel immer noch fühlbar groß. Nicht ohne Besorgnisse ertheilte unsere Bibelgesellschaft Herrn Dr. Paterson den Auftrag, zur genauern Erörterung und Befriedigung des Bibelbedürfnisses daselbst, eine Reise nach Schweden und Norwegen zu machen. Nicht nur war es uns darum zu thun, selbst den entfernten Schein zu vermeiden, als wollten wir uns in die Arbeitskreise der dort bestehenden Bibelgesellschaften eindringen; auch der Umstand, daß unsere brittische Bibelgesellschaft die heil. Schriften nicht anders als ohne die Beifügung der apokryphischen Bücher vertheilt, konnte leicht zu unangenehmen Berührungen bei den dortigen Freunden der Bibelverbreitung Gelegenheit geben. Allein in Schweden sowohl als in Norwegen wurden diese Besorgnisse auf die angenehmste Weise zu nichte gemacht, und Dr. Paterson wurde überall, wohin er kam, mit der herzlichsten Liebe aufgenommen.

Zu Gothenburg hieß ihn der dortige verehrte Bischof freundlich willkommen, der ihn auch bei seinem Vorhaben mit dem Reichthum seiner Erfahrungen unterstützte. Der Bischof wünschte angelegentlich 1000 Exemplare Neuer Testamente von der brittischen Bibelgesellschaft für seinen bischöflichen Sprengel zu erhalten, welche ihm auch mit Freuden zugestellt wurden. Nach den Aeußerungen desselben hat der Mißwachs der nächst verflossenen Jahre manche Distrikte des Landes in tiefen Mangel versetzt, und die Hülfsquellen der Bibelgesellschaften ausgetrocknet. Für die Jugend allein wurden 4199 Neue Testamente zu unentgeldlicher Vertheilung verlangt, in-

deß die Bibelgeſellſchaft nur 1571 Exemplare derſelben verabfolgen laſſen konnte. Nach einem Schreiben dieſes würdigen Biſchofs fährt die Bibelgeſellſchaft zu Gothenburg thätig zu arbeiten fort, und ſie hat ſeit ihrem Anfange bereits 27,559 ganze Bibeln, und 29,884 Neue Teſtamente verbreitet. In der Diözeſe Skara wurde Biſchof Lundblad kürzlich angeſtellt, welchen Dr. Paterſon bereitwillig fand, unverweilt an der Verbreitung der heil. Schriften thätigen Antheil zu nehmen, und dem zu dieſem Zwecke 500 Neue Teſtamente von unſerer Geſellſchaft zugeſendet wurden.

Auch die Bibelgeſellſchaft zu Linkoeping hat 50 Bibeln und 100 Teſtamente dankbar in Empfang genommen, um ihr beſtehendes Bibelbedürfniß damit auszufüllen. Dieſe Geſellſchaft hat mit großem Erfolge in Schweden gearbeitet, und bereits 24,614 Bibelexemplare in Umlauf geſetzt, und der Biſchof Wallenberg drückt die Hoffnung aus, daß nach wenigen Jahren keine einzige Familie in ſeiner Diözeſe mehr übrig ſeyn werde, welche nicht zum Zweck der häuslichen Erbauung das ſeligmachende Wort Gottes im Beſitze hätte.

Der Bibelgeſellſchaft zu Strengnäs, die erſt ſeit Kurzem aufgerichtet wurde, wurde ein Geſchenk von 100 Bibeln und 1200 Neuen Teſtamenten von unſerer Geſellſchaft angeboten, da für die Armen in dieſer Diözeſe bis jetzt noch nichts geleiſtet werden konnte. Der Biſchof nahm die Anerbietungen unſerer Geſellſchaft mit dankbarer Freude an, und iſt entſchloſſen, zur Verbreitung des Wortes Gottes aus allen Kräften mitzuwirken.

Zu Stockholm wurde Dr. Paterſon von den Gliedern der dortigen Bibelgeſellſchaft aufs freundlichſte empfangen, und dieſer wurden auf den Vorſchlag desſelben 2000 Exemplare des Neuen Teſtamentes zur Verfügung geſtellt mit dem Ausdruck des Wunſches: daß unſere Geſellſchaft nur die Mitgehülfinn ihrer Arbeiten zu ſeyn be-

gehre. Diese Gesellschaft war im verflossenen Jahre nicht im Stande, die vielfachen Bibelbedürfnisse genügend zu befriedigen, welche von Seiten der Armen an sie gemacht wurden. Auch der Frauen-Bibelverein in dieser Hauptstadt hat 500 Exemplare der heil. Schriften in Empfang genommen.

Zu Carlstadt wurde das Werk der Bibelverbreitung, das im Stocken sich befand, durch die Anstellung des neuen Bischofes und seine Thätigkeit in ein neues Leben gerufen. Da diese Gesellschaft nicht im Stande war, aus Mangel an Hülfsmitteln, das Erforderliche zu leisten, so war ihr ein Geschenk von 1000 Neuen Testamenten um so willkommener, das sie dankbar in Empfang nahm. Diese Gesellschaft hat im verflossenen Jahre mehr als 1000 Testamente und einige Bibeln ausgetheilt, auch hat der Bischof diese Angelegenheit auf einer Synode der Geistlichkeit dringend ans Herz gelegt.

In einem Briefe, welchen Dr. Paterson an die Gesellschaft schrieb, meldete er Folgendes:

„Eine weite Thüre ist nun für unsere Arbeiten in Schweden aufgethan, und ich habe Ursache zu glauben, daß in diesem Theil des Weinberges unseres Herrn sich gerade gegenwärtig stärkere Ermunterungsgründe zur Arbeit vorfinden, als dieß zuvor der Fall war. Ein besserer Geist ist in vielen Theilen des Landes im Erwachen. Lassen Sie uns nicht aufhören, zu dem Herrn der Ernte zu flehen, daß er die vereinigten Bemühungen zur Verbreitung seines Wortes segnen, und dasselbe überall in diesem Lande umher verherrlichen wolle.“

Es hat sich in dieser Hauptstadt (Stockholm) aus dem Kreise der Bibelgesellschaft ein Ausschuß thätiger Männer gebildet, welche die Geschäfte der brittischen Bibelgesellschaft daselbst zu besorgen bereitwillig sind. Unter der Leitung derselben wurden 6000 Bibeln und 10,000 Testamente in schwedischer Sprache auf Kosten unserer Gesellschaft ge-

druckt, und noch befinden sich 5000 Bibeln und 15,000 Testamente unter der Presse. Zugleich wurden ihnen im verflossenen Jahr 1390 schwedische Bibeln und 1000 Testamente von London aus zur Verbreitung zugesendet. Dieser Ausschuß hat im verflossenen Jahr 756 Bibeln, 7477 Neue Testamente und 4000 finnische Testamente in Umlauf gesetzt. Aus den Nachforschungen des Herrn Dr. Paterson ergibt es sich, daß die größte Anzahl von Bibelexemplaren, welche unter dem schwedischen Volke verbreitet sind, in etwa 459,338 Exemplaren der heil. Schriften besteht, indeß die Bevölkerung des Landes seit dem Jahr 1815 um 463,000 Seelen zugenommen hat. Auch läßt sich annehmen, daß nach einer mäßigen Berechnung immer innerhalb 10 Jahren der zehnte Theil der vorhandenen Bibeln durch den Gebrauch abgenutzt worden ist.

Unsere Freunde zu Stockholm begleiten die angelegentliche Bitte um die fernere Beihülfe der brittischen Bibelgesellschaft mit folgenden Bemerkungen: „Wir können nicht umhin, unsere lebhafte Ueberzeugung auszusprechen, daß das schwedische Volk viele Tausend Exemplare der heil. Schriften bedarf, und daß viele Tausende derselben diese köstliche Gabe mit dankbarer Freude in Empfang nehmen, und gewissenhaft benutzen würden. Die große Masse des Volkes, ja wir können beinahe sagen, alle Einwohner des Landes haben lesen gelernt, indeß große Schaaren mehrere schwedische Meilen von der nächsten Kirche entfernt wohnen, und nur selten den öffentlichen Gottesdiensten und dem mündlichen Religionsunterrichte ihres Seelsorgers der weiten Entfernung halber beiwohnen können, und daher um so mehr das Bedürfniß haben, das Wort Gottes zu Hause zu lesen, wenn sie zum Besitze desselben gelangen können. Im Namen Aller, welche bereits von Ihren Händen dieses Buch des Lebens in Empfang genommen haben, sprechen wir Ihnen den gerührtesten Dank für diese kostbare Gabe Ihrer uneigen-

nützigen Liebe aus. Aber ach, was Sie bisher gethan haben, iſt nur ein Tropfen, der das Herz des Landmannes erfreut, und der das Mittel iſt, ein größeres Verlangen nach Befriedigung des geiſtlichen Durſtes in den Herzen der Einwohner zu erwecken.“

Norwegen.

Während ſeines Aufenthalts in Stockholm erhielt Dr. Paterſon ein Schreiben von dem norwegiſchen Erzbiſchof Tengſtröm, worin dieſer ihm meldet, daß die finniſche Bibelgeſellſchaft in voller Thätigkeit ſich befinde, daß eine Quartausgabe des Bibelbuches in dieſer Sprache im Druck beinahe vollendet iſt, und ſie damit ſich beſchäftigt, eine neue Auflage von 10,000 Teſtamenten im Druck zu beginnen. Auf die Empfehlung des Dr. Paterſon wurden dieſem würdigen Erzbiſchofe 1000 finniſche Teſtamente, und den Geſellſchaften von Ullaberg, Waſa, Kuopio, Bergo und Helſingfors, einer jeden 500 Teſtamente zur Verfügung geſtellt.

Von ſeiner freundlichen Aufnahme in Chriſtiania, der Hauptſtadt Norwegens, meldet Dr. Paterſon: „Ich kann in Wahrheit ſagen, daß in den vielen Jahren, die ich im Dienſte meines göttlichen Meiſters im Auslande zugebracht habe, ich nie herzlicher empfangen und freundlicher behandelt wurde als hier.“ Von der norwegiſchen Bibelgeſellſchaft meldet derſelbe: „Es findet ſich bei derſelben ein wachſendes Verlangen nach ausgedehnterer Thätigkeit, und ich darf hoffen, daß in dieſer Beziehung mein Beſuch nicht fruchtlos geweſen iſt. Das Neue Teſtament wird von derſelben entweder um den koſtenden Preis, oder unentgeldlich hergegeben; und das Verlangen unter den Dürftigen, welche nichts für dasſelbe bezahlen können, iſt viel größer, als ihre Mittel zur Be-

friedigung derselben. Die Gesellschaft trifft Anstalten, das Neue Testament mit stehender Schrift zu drucken, und gedenkt dasselbe mit der ganzen Bibel zu thun.“ Auf seinen Vorschlag wurde der Gesellschaft ein Geschenk mit 1000 Testamenten gemacht, und eben so viele wurden einem Freunde zur Vertheilung übergeben, welcher bisher die Geschäfte der brittischen Bibelgesellschaft besorgte. Auch wurden die nöthigen Anordnungen zum Druck von 5000 Bibeln und 5000 Neuen Testamenten getroffen, da die wachsenden Bedürfnisse des Volkes immer größere Auflagen nothwendig machten.

Von Christiania setzte Dr. Paterson unter gefahrvollen Stürmen seine Reise zu Wasser nach Drontheim fort, wo sich gleichfalls ein kleiner Verein zur Besorgung der Geschäfte gebildet hat, welchem 2000 Neue Testamente zur Vertheilung zugesendet wurden. Aus einem Briefe des dortigen würdigen Bischofs heben wir folgende Stelle heraus: „Wir haben mit einigen Personen auf dem Lande einen Briefwechsel eröffnet, von denen wir wissen, daß ihnen die Ausbreitung des Reiches Christi nahe am Herzen liegt; indeß sind wir nicht im Stande, alle die Bitten um heil. Schriften zu befriedigen, welche bereits in unsern Händen liegen. Um die Mittel zu besitzen, unsere Thätigkeit fortzusetzen, müssen wir von Herzen wünschen, außer den bereits zugesagten 2000 Neuen Testamenten noch weitere 1000 Exemplare von Bibeln und 2000 Testamente zu erhalten. Ich muß es bekennen, daß das Wort Gottes leider! noch allzu unbekannt in unsern Gauen ist; aber wir haben die feste Zuversicht, daß es besonders in unsern Landgemeinden viele Seelen gibt, welche nach dem Heile dürsten, in denen der heil. Geist ein Werk der Gnade begonnen hat, und die leicht in Gefahr sind, auf Abwege zu gerathen, wenn sie nicht durch das Wort Gottes angefrischt werden.

Unsere Committee konnte diesem würdigen Manne nur 500 Bibeln und 1000 Neue Testamente zusenden.

Von Drontheim setzte Dr. Paterson seine Reise nach Bergen fort. Diese Stadt kann mit Recht als einer der wichtigsten Plätze in ganz Norwegen betrachtet werden; sie übt ihren Einfluß über die ganze Küste von Stavanger bis zum Nordkap hinauf aus, und wird jährlich zweimal von wenigstens 200 Fischerschiffen aus dem Norden besucht. Auch hier trat ein kleiner Verein zusammen, welcher die Geschäfte der brittischen Bibelgesellschaft zu besorgen geneigt ist, und welchem 1500 Testamente zur Vertheilung zugesendet wurden. Hätten wir 5000 Exemplare für sie, schreibt derselbe, so würden sie alle vor dem künftigen Frühjahr zweckmäßig verwendet seyn.

In Stavanger hat Pastor Lange seit dem Jahr 1818 im Auftrag der brittischen Gesellschaft bereits über 8000 Exemplare in einem Lande umher ausgebreitet, in welchem die Verbindung der Einwohner mehr als irgendwo in Europa mit den größten Schwierigkeiten des Weges zu kämpfen hat. Auch hier traten einige Freunde vor wenigen Jahren zusammen, welche im verflossenen Jahr 1384 Bibeln und Testamente in Umlauf gesetzt, und dafür einen Erlös von 569 spanischen Thalern eingesendet haben. Der hiesige Verein wünschte 500 Bibeln und 5000 Testamente zu erhalten, indeß ihm unsere Gesellschaft vorerst nur wenige zusenden konnte.

Durch die Güte Gottes ward Dr. Parterson in Stand gesetzt, mit demselben gesegneten Erfolge auch Christiansand zu besuchen. Einige achtungswerthe Freunde traten auch hier zur Geschäftsbesorgung zusammen, welchen 500 Neue Testamente zugewiesen worden sind.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

England.

In einer außerordentlichen Committee-Sitzung der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft wurde aus Veranlassung des schmerzlichen Hinscheides ihres verehrungswürdigen Präsidenten, des

Lords Teignmouth,

unter dem Vorsitze des königlichen Ministers, Herrn Karl Grant, folgender Ausdruck ihrer dankbaren Verehrung für den Vollendeten einmüthig genehmigt.

Indem die Committee sämmtlichen Gliedern der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft den am 14 Februar erfolgten schmerzlichen Hinscheid ihres ehrwürdigen und geliebten Präsidenten bekannt macht, fühlt sie sich in der Lage, eine der schmerzlichsten Pflichten zu erfüllen, denen sie sich zu unterziehen bisher berufen war. Doch auch in diesem Augenblicke des Kummers kann sie nicht umhin, ihr gerührtes Dankopfer der göttlichen Vorsehung darzubringen, welche seit der Entstehung der Gesellschaft den Lord Teignmouth an die Spitze derselben stellte, und ihm die Kraft verlieh, während eines Zeitraumes von dreißig Jahren, in ihrem Kreise den Vorsitz zu führen. Schon die ausgezeichnete Stellung des Vollendeten

in der bürgerlichen Gesellschaft war unserer Anstalt, besonders in den Jahren ihrer Minderjährigkeit, von nicht geringer Bedeutung; aber von ungleich höherm Werthe sind ihr die Eigenschaften seines Geistes und Herzens geworden. Der Vollendete vereinigte in sich Talente und Vorzüge, die schon einzeln für sich betrachtet eben so selten als schätzbar sind, deren schöne Vereinigung aber in derselben Persönlichkeit sich kaum hätte erwarten lassen. Mit dem würdevollen Anstande, den seine ausgezeichnete Stellung im Staatsdienste ihm verlieh, verband er in hohem Grade die edle Einfachheit des christlichen Wohlwollens, den Scharfblick des Geistes, die Entschiedenheit des Charakters, eine volle Unabhängigkeit seines eigenen Urtheils, welche zugleich mit zarter und anspruchloser Unbefangenheit die Ansichten Anderer zu würdigen wußte, und die nie ermüdete, wenn es galt, die verschiedenartigen Beziehungen eines Berathungsgegenstandes aufzusuchen, und die Schwierigkeiten seiner Lösung abzuwägen.

Viele Jahre hindurch widmete der Vollendete nach der Aufrichtung der Bibelgesellschaft den Verhandlungen derselben bis in ihre Einzelnheiten die unverdrossenste Aufmerksamkeit. Ihre frühern Jahresberichte wurden eigenhändig von ihm selbst verfertigt, und der ausgedehnte Briefwechsel derselben im In- und Auslande, welcher eine Reihe von Jahren hindurch unter seiner unmittelbaren Leitung geführt wurde, verdankte der Reinheit seines Geschmacks, so wie der edeln Klarheit seiner Schreibart die ausgezeichnetsten Vorzüge. Die bewunderungswürdige Weise, wie er bei den Jahresversammlungen der Gesellschaft den Vorsitz führte, der fromme Sinn und die holde Anmuth, welche bei diesen öffentlichen Anläßen seine Ansprachen belebten, so wie das hohe Vergnügen, das aus seinen Augen strahlte, wenn er aus Großbrittannien sowohl als aus den verschiedensten Ländern der

Erde theilnehmende Freunde in öffentlicher Versammlung willkommen heißen durfte, welche bei aller Verschiedenheit der Ansicht in untergeordneten Dingen dennoch in dem einen großen Endzweck sich vereinigt fühlten, dem Gott des Bibelbuches durch Verbreitung dieser heiligen Schriften unter allen, ihrem Einflusse zugänglichen, Völkern ihre Huldigungen darzubringen: — alle diese Erinnerungen sind noch zu frisch in den Gemüthern seiner zahlreichen Verehrer, als daß sie einer umständlichern Erörterung bedürften.

Selbst als zunehmende Altersschwäche dem Vollendeten es unmöglich machte, den Sitzungen der Committee regelmäßig beizuwohnen, blieb der Geschäftsgang der Gesellschaft ein Gegenstand seiner fortdauernden Aufmerksamkeit. Noch fuhr er fort, durch uneingeschränkten Verkehr, den er den Geschäftsträgern der Gesellschaft mit sich gestattete, eine wohlwollende Aufsicht über ihre Angelegenheiten zu üben, und den Gliedern der Committee war es kein geringer Trost, von denen, welche das Glück dieses Verkehres genießen durften, zu erfahren, daß er auch in dieser Zurückgezogenheit des Alters derselben in seiner Fürbitte theilnehmend und segnend unausgesetzt gedachte. Auch in seinen geschriebenen Mittheilungen unterließ er nie, denselben die wohlwollende Versicherung hievon zu wiederholen. Seine beharrliche Aufmerksamkeit, so wie der richtige Blick seines Urtheils verließen ihn nie. In manchem schwierigen Falle und bei eintretender Verschiedenheit der Ansichten war er der Mann, welcher durch weisen Rath den Gang bezeichnete, der eingeschlagen werden sollte; indeß die allgemein anerkannte Geradheit und Unpartheilichkeit seines Sinnes zu jeder Zeit seinen Vorschlägen ein Gewicht ertheilten, das Wenige in Anspruch zu nehmen sich für befugt hielten.

Für die orientalischen Arbeiten der Gesellschaft waren seine ausgebreiteten Sprachkenntnisse so wie seine

vertraute Bekanntschaft mit den Sitten und Denkweisen der Völker des Morgenlandes von der größten Wichtigkeit. Diese Fächer der Wissenschaft hatte der Vollendete viele Jahre hindurch mit dem glücklichsten Erfolge in Verbindung mit seinem verewigten Freunde, dem gelehrten Sir William Jones betrieben, dessen Verdiensten er ein ehrenvolles und bleibendes Denkmal stiftete, und mit welchem er vereint mit Recht als Begründer der ersten wissenschaftlichen Vereine in Indien betrachtet werden kann.

Indeß aber die Wissenschaft in ihren mannigfaltigen Verzweigungen die Mußestunden des Vollendeten erheiterte, so war es doch vorzugsweise die religiöse Literatur, die seinem Herzen die reinste Freude gewährte. Jedes seiner reichen Talente hatte Lord Teignmouth jener „Liebe untergeordnet, die nichts Arges denkt, sondern der Wahrheit sich freuet", und mit dem Aufschwung einer wahren Frömmigkeit „ihren Wandel im Himmel hat." Eben darum wählte er die ausgezeichnetsten Christen seines Zeitalters zu seinen Gesellschaftern und Vertrauten; und er, der Freund eines Porteus, eines Barrington, eines Gambier, eines Granville Sharpe, einer Hannah More, eines Henry Thornton, eines Charles Grant, eines Wilberforce — er ist ihnen nun ins Land der Ruhe nachgefolgt. Der Erste, der so eben genannte, verehrungswürdige Bischof Porteus von London, war es, welchem die Bibelgesellschaft Lord Teignmouth's unschätzbare Dienste zu verdanken hat, indem er ihrem damaligen Geschäftsführer, dem verewigten Prediger John Owen, nicht ohne sichtbare Leitung der göttlichen Vorsehung und gleichsam mit einem prophetischen Blicke den Vollendeten „als einen der Subscribenten bezeichnete, der sich vorzugsweise zu einem trefflichen Präsidenten der Gesellschaft eignen würde."

Wie groß die Hochachtung und Verehrung war, welche Lord Teignmouth auch im Auslande genoß, davon liefern die vielen und weiten Reisen der Geschäftsführer der Bibelgesellschaft mannigfaltige Thatbeweise. Seine Empfehlungsbriefe verschafften denselben immer eine bereitwillige und freundliche Aufnahme von Seiten vieler der einflußreichsten Männer der Staaten, welche sie besuchten, und räumten manches Hinderniß aus dem Wege, das den Arbeiten der Gesellschaft im Auslande, besonders in ihrem ersten Beginnen, hemmend entgegentrat.

Dieß war der Sinn und Geist des edeln Mannes, dessen Verlust wir betrauern, und dieß das glänzende Beispiel, welches er der Gesellschaft als Vermächtniß zurückließ; ein Beispiel, das sich ihre künftigen Führer mit eben so viel Freude als Gewinn vergegenwärtigen werden; denn bei jeder Veranlassung der Zukunft, besonders aber in Augenblicken der Schwierigkeit, Zweifelhaftigkeit und Besorgniß, welche auch die künftige Geschichte der Gesellschaft erwarten läßt, wird die Erinnerung an die Weise, wie unter ähnlichen Umständen der edle Lord fühlte und rieth und handelte, eine tröstliche Führerin bleiben; sie wird das Verlangen erwecken, den Geist seiner Handlungsweise aufzufassen und in seine Fußstapfen zu treten, und so unter dem Segen Gottes dazu mitwirken, daß die Fortdauer der wahren Wohlfahrt der Bibelgesellschaft gesichert bleiben möge.

Noch bleibt unserer Committee übrig, mit wenigen Worten die geheimen Triebfedern zu bezeichnen, welche die erhabenen Vorzüge des Vollendeten in Bewegung setzten. Indeß nur Wenigen unseres Geschlechtes in so hohem Grade, wie ihm, aus der Hand der Vorsehung das Glück zugetheilt wurde, Werkzeuge des ausgebreitetsten Wohlwollens unter den Völkern der Erde zu werden, so sind deren auch nur Wenige, die sich durch tiefe Herzensdemuth und ungeheuchelte Selbsterniedrigung mehr

ausgezeichnet hätten, als dieß bei dem Vollendeten der Fall war. Nicht selten wiederholte er den Geschäftsführern der Gesellschaft in ihren letzten Unterhaltungen mit ihm die feierliche Versicherung, daß er seine gänzliche Unwürdigkeit vor Gott auf das lebhafteste anerkenne, und daß die ganze und einzige Hoffnung seiner gnädigen Annahme von Ihm sich auf das Verdienst seines Erlösers stütze, welcher ihn mit Gott versöhnet habe. Dieser Erklärung fügte er immerdar die Aeußerung bei, daß er das Vermögen, Christi Versöhnung im Glauben sich zueignen, und überhaupt irgend ein einziges gutes Werk verrichten zu können, einzig der zuvorkommenden und fördernden Gnade Gottes, des heil. Geistes, zu verdanken habe. Unter dem heilsamen Einflusse dieser Grundsätze hatte der Vollendete gelebt, und durch sie kräftig unterstützt, konnte er auch beim allmähligen Zusammensinken seiner irdischen Hütte mit heiterer Zuversicht von der feierlichen Stunde reden, welche ihn aus dieser Zeit in die Ewigkeit versetzen sollte. Für ihn hatte der Tod seinen Stachel eingebüßt, und in Wahrheit darf von ihm behauptet werden, daß er sanft und selig in Jesu entschlafen sey.

Carl Grant, Vorsitzer.
Marquis Cholmondeley.
Lord Bexley.
Bischof von Wincheſter.
Bischof von Lichfield.
Bischof von Cheſter.
Lord Morpeth.
Sir Robert Harry Inglis, Baronet.
Sir Thomas Dyke Acland, Baronet.
Herr W. Dealtry, Doctor der Theologie.
„ P. Plumtre, } Parlaments-
„ T. Fowel Buxton, } Mitglieder.
„ Robert Grant, }
„ John Thornton, Schatzmeister.
„ A. Brandram, } Sekretaire.
„ George Browne, }

In der nämlichen Sitzung wurde der hochgeschätzte und thätige Vice-Präsident, Lord Bexley, einmüthig an die Stelle des Verewigten zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt.

Aegypten.

Aus einem Briefe des Missionars Kruse von Cairo.

Wie oft auch meine schönsten Hoffnungen vor meinen Augen untergegangen sind, so bin ich doch überzeugt, daß der Same des Wortes Gottes nicht überall in diesem Lande auf steinigten Boden gefallen ist; denn was die Knaben von dem Wege des Heiles in Christo gehört haben, das nehmen sie mit sich nach Hause und theilen es den Ihrigen mit; auch hat mir schon manche koptische Mutter mit Freuden erzählt, daß ihre Kinder am Abend der Familie aus dem Worte Gottes vorzulesen pflegen. Obgleich seit mehreren Jahren viele Exemplare der heil. Schriften in Aegypten ausgebreitet worden sind, und die beiden Brüder, Lieder und Müller, auf ihren Wanderungen viele christliche Familien mit denselben versehen haben, so zeigt sich doch ein neues und vermehrtes Verlangen nach dem Worte Gottes unter dem Volke, je weiter dasselbe ausgestreut wird, und besonders ist die nachwachsende Jugend eifrig darum bemüht, zum Besitze desselbigen zu gelangen. Wir fahren daher muthig fort, den Samen des göttlichen Lebens auszustreuen. Erst vor einem Monat kam ein koptischer Jüngling aus Ober-Aegypten zu uns, welchen Bruder Müller auf seiner letzten Reise kennen gelernt hat. Dieser konnte uns nicht genug die eifrige Begierde schildern, womit die jungen Leute in Ober-Aegypten nach dem Worte Gottes fragen, und die neuen Testamente lesen, die sie bereits empfangen haben. An ihm selbst sind die Früchte der Bekannt-

ſchaft mit dem Bibelbuche zu unſerer großen Freude ſichtbar geworden, und wir werden mit Vergnügen gewahr, daß das Wort Gottes ſeine tägliche Erbauung und Stärkung geworden iſt. Auch unter den Abyſſiniern, welche wir bisweilen in dieſem Lande kennen lernen, finden die heil. Schriften in der amhariſchen Sprache einen willkommenen Zutritt; und wenn ſie auch bei ihrer Armuth nur Weniges für dieſelben bezahlen können, ſo darf ſich dennoch die Bibelgeſellſchaft für dieſe beſte aller Gaben reichlich belohnt fühlen durch die lieblichen Früchte, welche das Leſen derſelben da und dort in dem Leben der Einzelnen trägt.

Spanien.

Im Laufe des verfloſſenen Jahres iſt der Druck des N. Teſtamentes in der cataloniſchen Sprache vollendet worden. Die Bevölkerung Spaniens, welche dieſe Sprache ſpricht, ſoll ſich nicht weniger als auf 4 Millionen Menſchen belaufen. Auch haben ſich Gelegenheiten gefunden, in den ſüdlichen Ländern Europa's dieſem Buche in dieſer Sprache neue Pforten aufzuſchließen. Der Ueberſetzer hat bereits das Pſalmbuch in derſelbigen vollendet, und beſchäftigt ſich gegenwärtig mit den Büchern Moſis. Von Gibraltar wird der Geſellſchaft geſchrieben, daß ſich dort eine Geneigtheit zeigt, das Wort Gottes zu leſen, und über religiöſe Gegenſtände nachzudenken. Bereits ſind daſelbſt 400 Familien mit den heil. Schriften verſehen worden, und ein neuer Vorrath von 200 ſpaniſchen Bibeln wurde dorthin geſendet.

Herausgegeben von der brittiſchen und ausländiſchen Bibelgeſellſchaft.

Jahrgang
1834.

Drittes Quartalheft.

Bericht

am

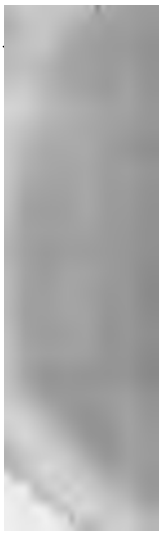
neunzehnten Jahresfeste

der

evangelischen Missions-Gesellschaft

zu Basel

Mittwoch den 2. Juli 1834.



Ein Bedürfniß ist's, verehrteste Freunde in dem HErrn, das in unsern stürmischen Tagen jedes gläubige Gemüth in Bewegung setzt; es ist das Bedürfniß, sich im wilden Strome der Zeitbegebenheiten mit besonnener Klarheit nach einem festen Standpunkte umzusehen, auf dem unsere ganze Lebensbestimmung und Lebensthätigkeit als auf sicherem Grunde ruht; einen lichtvollen und für alle Fälle ausreichenden Grundsatz zum Führer zu haben, der das Herz über alle Blendwerke und alle Aergernisse der Gegenwart erhebt, und über das Leben eine heilige Folgerichtigkeit verbreitet, bei welcher die Hoffnung des Herzens nicht zu Schanden wird. Einer der größten Denker des alten Griechenlands, Archimed, stellte einst im sinnigen Scherze an seine Zeitgenossen die Forderung: ihm außerhalb der Welt einen Punkt anzuweisen, auf dem sein Fuß sicher stehen könne; und er versprach, mit seiner Kunst von diesem Punkte aus die Welt aus den Angeln zu heben. Der Mann wußte wohl, daß an eine unmögliche Forderung sich ohne Gefahr ein unmögliches Versprechen knüpfen lasse, denn keiner seiner Zeitgenossen wußte ihm diesen Punkt zu nennen. Nur das Evangelium von Christo hat uns für unsere Lebensarbeit und für

unſere Lebenshoffnung einen Grund genannt, der unbeweglich ſteht, wenn Erd' und Himmel untergeht, und der allein mächtig genug iſt, die Welt zu überwinden. Der Apoſtel Paulus lebte in Tagen und unter einem Volke, deſſen damaliger Zuſtand mit dem unſrigen eine auffallende Aehnlichkeit hat. Er ſchreibt in ſeinem Briefe an die Ebräer an chriſtliche Brüder, welche einen großen Kampf der Leiden erdulden mußten, und zum Theil ſelbſt durch Schmach und Trübſal ein Schauſpiel der Welt geworden waren, zum Theil Gemeinſchaft hatten mit denen, welchen es alſo erging (Hebr. 10, 32. 33.). Er fordert ſie nun mit tröſtlichen Worten auf, durch Geduld zu laufen in dem Kampf, der uns verordnet iſt, und aufzuſehen auf Jeſum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, und es nicht zu vergeſſen, daß das Bewegliche ihrer Tage verändert werden ſolle, um dem Unbeweglichen Platz zu machen. Dieſer troſtvollen Ermahnung fügt er am Schluſſe den großen und für alle Fälle anwendbaren Lebensgrundſatz bei: „Darum, meine Brüder, dieweil wir ein unbewegliches Reich empfangen haben, ſo laſſet uns auch die Gnade haben, durch welche wir nun Gott wohlgefällig dienen mit Zucht und Furcht; denn unſer Gott iſt ein verzehrendes Feuer." (Hebr. 12, 28. 29.)

Wir haben uns, verehrteſte Freunde, in dieſen feſtlichen Stunden aus der Nähe und Ferne vor dem Angeſichte des HErrn verſammelt, um das neunzehnte Jahresfeſt unſerer evangeliſchen Miſſionsgeſellſchaft mit einander zu feiern. Was kann wohl mehr Licht und Glaubenszuverſicht über die gemeinſamen Verhandlungen dieſer feſtlichen Tage verbreiten, und unſere Herzen in die

Verfassung setzen, bei welcher wir den überschwänglichen Reichthum der Segnungen unseres Gottes offen sehen, als wenn wir uns gemeinschaftlich um diesen Lebensgrundsatz des Evangeliums als um ein Panier versammeln, auf welchem mit unauslöschlicher Flammenschrift, nicht nur das hohe Ziel unserer evangelischen Missionsthätigkeit und die unvergängliche Gültigkeit desselben, sondern auch der Gott wohlgefällige Sinn und Geist aufgezeichnet ist, mit welchem wir gemeinschaftlich im Namen und zur Ehre des HErrn dieses heilige Werk betreiben sollen. Es ist nämlich bei demselben nicht um die vergänglichen Schattenbilder dieser Erde, sondern es ist um unsern Antheil und um die Förderung eines unbeweglichen Reiches zu thun, das wir empfangen haben, und dessen glückliche Mitbürger wir geworden sind. Wir haben dabei kein eigenes Verdienst zu nennen, das auf unsere Rechnung käme, worin auch immer der besondere Werth unserer Thätigkeit bestanden haben mag; sondern es ist Gnade, unverdiente Gnade Gottes in Christo, an der Förderung dieses unbeweglichen Reiches Theil nehmen zu dürfen, und ihm bei demselben auf eine Gott wohlgefällige Weise zu dienen. Dabei geziemt uns demüthige Bescheidenheit und heilige Furcht vor Gott, weil unser Gott ein verzehrendes Feuer ist, vor dem keine Unlauterkeit des Sinnes und Lebens zu bestehen vermag.

Möge der Geist des HErrn solchen Sinn den Redenden und den Hörenden in diesen festlichen Tagen tief in die Seele prägen, und auch unser Jahresbericht, der jetzt in gedrängter Kürze vorgetragen werden soll, ein Zeugniß in sich enthalten, daß Gottes Geist in uns wohnet.

I.

Nur selten ist unserer Missions-Committee seit zwölf Jahren die Freude zu Theil geworden, einen Jahres-Bericht unsern mitverbundenen Freunden und Mitarbeitern mitzutheilen, ohne schon die ersten Blätter desselben durch eine oder mehrere schmerzhafte Todesposten zu verdüstern. An dem heutigen Tage kommt es uns durch die Huld unseres Gottes zu gut, aus der verflossenen Jahresgeschichte, so weit wir bis jetzt dieselbige kennen, unter drei und siebenzig theuren Zöglingen unserer Missionsschule, die auf den weiten Räumen der bewohnten Erde unter den Heiden umher zerstreuet sind, keinen Todten Gottes nennen zu dürfen, den die Hand des HErrn von seinem Saatfelde hinweg in die Wohnungen des ewigen Friedens hinüber gerufen hätte. Dieser Umstand ist um so merkwürdiger, da es bisher wohl kein Jahr unserer Missionsthätigkeit gegeben hat, in welchem so viele unserer Brüder im Auslande so große und gefahrvolle Reisen zu Wasser und zu Lande gemacht hätten, wie dieß im verflossenen Jahre der Fall war. Einer derselben strandete an den klippenreichen Ufern des südlichen Indiens, und das Schiff ging vor seinen Augen unter; aber er selbst mit seiner Familie und der zahlreichen Mannschaft des Schiffes wurden auf wunderbare Weise gerettet, und sie hatten nichts als den Verlust ihrer Habe zu beklagen. Ein Anderer wurde auf einem leichten Kahne zwischen den Inselngruppen Australiens mehrere Wochen lang von den tobenden Wellen hin und her geworfen; mehrere Male mußte er sich mit dem kleinen

Häuflein seiner Begleiter selbst des Lebens begeben; und als die Noth am größten war, kehrte sich der Wind zu ihren Gunsten, und das gejagte Schifflein ward zu den Ufern seiner Heimath, der Insel Makisser, hingetrieben, wo er von den Gliedern seiner Gemeinde mit offenen Armen empfangen wurde.

Eine weitere gnadenreiche Auszeichnung des verflossenen Jahres besteht in den ungewöhnlich zahlreichen Liebesbesuchen von acht unserer ältern Brüder, welche nach Jahren anstrengungsvoller Arbeit unter heißen Himmelsstrichen unserer Friedenshütte zueilten, um unter dem Beistande Gottes neue Kräfte und neuen Glaubensmuth für die neuen Kämpfe ihrer Streiterbahn daselbst einzusammeln. Auf diesen Besuchen ließ der Reichthum der Gnade Christi für sie und für uns eine Fülle von Segnungen ruhen. Sie boten uns vielfache Gelegenheiten dar, aus den umständlichen mündlichen Erzählungen unserer Brüder, die in der Regel ungleich lehr- und genußreicher sind als die schriftlichen, die innern und äußern Bedürfnisse der Heidenwelt und der Missionsarbeit in derselben genauer kennen zu lernen, und unsere Ansichten und Erfahrungen durch dieselben zu erweitern, und in manchen Fällen zu berichtigen. Es waren geliebte Pilgrime aus Griechenland und Abyssinien, von den glühenden Ufern des westlichen Afrikas und des asiatischen Ganges, aus Armenien, von Persien und den Euphratländern her, welche zu unserer herzlichen Freude längere oder kürzere Zeit unter unserem Dache verweilten, zum Theil jetzt noch in unserer Nähe sich aufhalten, oder auf dem Wege nach ihren alten oder neu angewiesenen

Arbeitsstätten sich befinden. Solche erfahrene Brüder, die eine Reihe von Jahren hindurch des Tages Last und Hitze im Dienste Christi getragen haben, sind die rechten Leute, welche uns zu sagen vermögen, was dem Missionar auf heidnischem Boden, und was den Heidenvölkern selbst vor Allem Noth thut, und auf welche Gegenstände die Erziehungs- und Bildungsarbeit einer Missionsschule vor Allem hingerichtet seyn muß, wenn ihr Werk wahrhaft gedeihlich werden soll. Praktische Lektionen dieser Art haben, wie überall, so besonders im Missionsgeschäfte, einen unendlichen Werth; und wer wollte sich auch schämen, lernbegierig sich an die Seite geübter Streiter Christi im Heidenlande hinzusetzen, um Worte der Belehrung aus ihrem Munde zu vernehmen?

Wie verschiedenartig auch unter verschiedenen Himmelsstrichen und Völkern die geistigen Bedürfnisse der Heidenwelt und eben damit auch die Forderungen sind, welche sie an die Boten Christi macht, der ihr zusagen soll, so finden sich doch bei Allen dieselben Grundelemente wieder, welche das wahre Wesen eines apostolischen Missionscharakters bilden. Lebendige, durchs Feuer der Erfahrung geläuterte Gottseligkeit, eine warme Liebe zu Christus und zu den Brüdern, für deren Erlösung Er sein Blut am Stamme des Kreuzes vergoß, eine wahre und ungeheuchelte Demuth, welche jede eigene Gerechtigkeit in der Nachfolge Christi für Schaden achtet, und nur in seiner Gerechtigkeit ihren Frieden und ihre Kraft zu finden vermag; eine freudige Selbstverläugnung, die ihr eigenes Leben verlieren kann, um Christum zu gewinnen, und in Ihm erfunden zu werden; jener hohe

Glaubensmuth, der keine Gefahr scheut, wenn es die Verherrlichung Gottes und seines eingebornen Sohnes und die Rettung unsterblicher Seelen gilt, der aber auch zugleich frei von jeder selbstsüchtigen Neigung in der Einfältigkeit auf Christum seine Weisheit, und im Halten am Wort von der Geduld seine tägliche Stärke findet: dieß sind unentbehrliche Geistes- und Herzenseigenschaften eines ächten Sendboten Christi, wenn er nicht, wie das Schilfrohr am Meeresufer, von jeglichem Wind des eiteln Weltwesens hin und her bewegt, und vom Fürsten der Finsterniß zu Boden geworfen werden soll.

Neue Bestätigungsgründe haben wir ferner aus diesen Besuchen unserer geliebten Brüder für die Ueberzeugung gewonnen, wenn es je für sie noch weiterer Zeugnisse bedurfte, daß eine möglichst umfassende und in formeller und materieller Beziehung reichhaltige Fülle nützlicher Kenntnisse, eine wohlberechnete und stufenweise immer weiter sich ausbreitende Anleitung zu denselben in der Vorbereitungsschule, so wie eine weise und sorgfältige Benutzung derselben von Seiten der Missions-Präparanden bedarf, wenn der heilige Zweck ihrer Sendung in die Heidenländer nicht beengt, vielfach gestört und in manchen Fällen gänzlich zernichtet werden soll. Dieß ist vorzugsweise bei den Missionen unter muhamedanischen Völkern, aber keineswegs blos bei diesen der Fall; auch die Hindus am Ganges und am Covery, und selbst die Neger des westlichen Afrikas machen Ansprüche an die Lehrer des Christenthums, welche nur durch eine vielumfassende und gründliche Erkenntniß göttlicher und menschlicher Dinge befriedigt zu werden vermögen. Ohne

eine Sprachfertigkeit, welche nur durch eine gründliche Bekanntschaft mit der allgemeinen vergleichenden Sprachlehre erworben werden kann, wird es dem Sendboten nie gelingen, eine der zahlreichen Negersprachen aufzufassen, und einen gewissen Grad von ausgebildeter Meisterschaft in derselben zu erreichen. Kaum tritt er vom westafrikanischen Meeresufer hinweg, wo der unselige Sklavenhandel ein wahres Babel fremdartiger Mundarten erzeugte, 20—30 Stunden tiefer ins Land hinein, so begegnet ihm der muhamedanische Priester mit seinem arabischen Koran auf dem Wege, und diesem mangelt es weder an Lust noch an Geschick, dem christlichen Missionar jeden Schritt vorwärts zu verkümmern, der ihn nicht mit den gleichen Waffen bekämpfen kann. Das Beispiel des seligen Schwarz, dem der fertige Gebrauch von etwa fünf orientalischen Sprachen zu Gebote stand, so wie mehrerer Anderer aus der neuesten Missionsgeschichte, deren Namen die gebührende Achtung für ihr sittliches Gefühl zu nennen verbietet, zeigt es zur Genüge, wie eine ausgebildete Sprachenkenntniß nicht blos unmittelbar ihre heilsamen Dienste im Missionsberufe leistet, sondern auch mittelbar häufig das einzige Mittel ist, die freundliche Aufmerksamkeit der Volksherrscher dem evangelischen Missionswerke zuzuwenden.

Unter diesen besuchenden Zöglingen befanden sich auch die beiden Missionarien, J. Gerber und W. Metzger, welche im Dienste der englisch bischöflichen Missionsgesellschaft auf der westafrikanischen Küste Sierra Leone unter den armen Negern zehn Jahre lang im Segen gearbeitet haben. Die gefährliche Krankheit des Scharboks,

die bei längerem Bleiben auf der Küste sein Leben verzehrt haben würde, nöthigte den Erstern, in seine Heimath zurückzukehren, um mit des HErrn Hülfe von seinem beschwerlichen Uebel geheilt zu werden. Der Letztere sah sich durch große körperliche Angegriffenheit im heißen Klima Afrikas, so wie durch die hartnäckig verfolgenden Umtriebe eines brittischen Beamten veranlaßt, mit Genehmigung seiner verehrten Committee seine körperliche und geistige Erholung im Kreise seiner alten Freunde wieder aufzusuchen. Für Beide wurde von Seiten der bischöflichen Missions-Gesellschaft mit väterlicher Liebe Sorge getragen. Und da nach der Wiederherstellung ihrer Gesundheit ihre Rückkehr nach Afrika nicht ohne Grund neue gefährliche Angriffe des Klimas auf ihren Körper erwarten ließ, so wurde zur fernern Erhaltung ihrer Wirksamkeit im Reiche Christi für zweckmäßig erachtet, beiden Brüdern die erforderlichen Mittel in die Hände zu geben, um unter dem gesundern Himmelsstriche der westlichen Staaten Nordamerikas einen christlichen Wirkungskreis unter den daselbst in Schaaren angesiedelten, und des christlichen Unterrichtes gänzlich beraubten deutschen Kolonisten aufzusuchen, wohin sie auch unter unsern herzlichen Segenswünschen mit ihren Familien die Reise bereits angetreten haben.

Es wäre unseres Herzens Wonne, die weit umher in den Ländern der Heiden zerstreuten Arbeitsstätten unserer geliebten Brüder durch alle Längen- und Breitengrade des Erdkreises hin aufzusuchen, und unsern theilnehmenden Freunden zu erzählen, was die Gnade unseres Gottes im Laufe des verflossenen Jahres an Jeglichem

unter ihnen gethan hat, wenn die engen Grenzen unſeres Berichtes einen ſolchen Beſuch geſtatteten. Eben darum bleibt uns nichts übrig, als im raſchen Fluge von einem Welttheil zu dem andern hinüber zu eilen, und in wenigen Worten die Spuren zu bezeichnen, welche der Fuß dieſer geliebten Wanderer in der Geſchichte des verfloſſenen Jahres zurückgelaſſen hat.

Von den Arbeitsſtätten unſerer zehn in den Ländern des ſchwarzen Meeres weithin unter den deutſchen Koloniſten zerſtreuten Brüder ſind uns im verfloſſenen Jahre nur wenige Nachrichten zugekommen. Unſere Committee erſieht aus den Briefen Einiger derſelben mit Vergnügen, wie im Stillen bei Mehreren ihrer Gemeinden die lebendige Erkenntniß Jeſu Chriſti wächst, und da und dort ein Häuflein von Gläubigen ſich vereinigt, um ſich im Glauben an den HErrn und in der Heiligung des Sinnes und Lebens wechſelsweiſe zu ermuntern. Das Werk Chriſti, das in ihren Händen liegt, hängt keineswegs von Berichten ab, welche von Zeit zu Zeit von denſelben gegeben werden können; auch die ſtille Treue, welche ungekannt und unbeachtet von der Welt unverdroſſen ihr Tagewerk fortſetzt im demüthigen Glauben an das Vaterauge Deſſen, welcher ins Verborgene ſiehet, iſt köſtlich vor Gott, und trägt ihren Lohn davon. Immerhin bleibt uns dabei der Wunſch übrig, daß es unſern geliebten Brüdern im ſüdlichen Rußland, die wir durch Mittheilung unſerer ſämmtlichen Miſſionsſchriften gerne in geſegnetem Zuſammenhang mit der evangeliſchen Miſſionsſache erhalten, gefallen möge, uns von Zeit zu Zeit mit Nachrichten aus ihren verſchiedenen Wirkungskreiſen zu erfreuen.

Missionar Hildner ist mit erfrischtem Glaubensmuth zu seinem gesegneten Wirkungskreise auf der Insel Syra, im griechischen Inselnmeere, zurückgekehrt, und glücklich daselbst angekommen, wo er mit erneuerten Aussichten seine Arbeiten unter der griechischen Jugend wieder begonnen hat. Wenn sich die Nachricht bestätigt, welche wir vorerst nur aus öffentlichen Blättern vernommen haben, daß König Otto unsern geliebten Bruder, den Dr. Kork, der zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit zu Athen verweilte, zum Direktor einer ausgedehnten höhern Bildungsanstalt ernannt hat, welche die königliche Regierung zu Athen für die griechische Jugend aufrichtet, so liegt in diesem Umstande ein neuer erfreulicher Grund für die Hoffnung, daß es dem Licht der evangelischen Erkenntniß nach und nach gelingen werde, den Aberglauben und Unglauben des griechischen Volkes zu verdrängen, und eine neue sittliche Wiedergeburt desselben nach tausendjähriger Knechtschaft anzubahnen.

In der Nähe dieser beiden Brüder, zu Smyrna, arbeitet Missionar A. Jetter, der uns von Zeit zu Zeit mit seinen Briefen erfreut. Ihm ließ der HErr im verflossenen Jahre die Freude zu Theil werden, neben seinen Arbeiten unter der zahlreichen griechischen Einwohnerschaft daselbst auch eine türkische Schule unter den Augen der Regierung aufzurichten, die jedoch bei dem wechselnden und unsichern Zustand der türkischen Staaten vielfachen Veränderungen unterworfen ist. Um ihn in seinen Arbeiten zu unterstützen, wurde ihm einer unserer Missionszöglinge, Franz Müller, als Gehülfe zugesendet, wel-

cher, wie wir hoffen, bereits zu Smyrna eingetroffen ſeyn wird. In den letzten Tagen hat ein neuer Sturm die Miſſionarien dieſer Stadt bedroht, und ſie den Unwillen des türkiſchen Statthalters empfinden laſſen; und wir wünſchen von Herzen, daß ihre Noth ein ſeliges Ende gewinnen möge.

Unſere geliebten Brüder, R. Lieder, W. Kruſe und Th. Müller, haben im Dienſte der biſchöflichen Miſſionsgeſellſchaft ihre Arbeiten in Egypten im verfloſſenen Jahre unter größern Ermunterungen fortgeſetzt, als dieß auf dem ſteinigten Boden des egyptiſchen Volkes bisher der Fall geweſen war. Es iſt ihnen gelungen, eine zweite arabiſche Schule aufzurichten, und da und dort eine ſegensreiche Verbindung für das Werk Chriſti anzuknüpfen. Die dortigen Miſſionarien waren in der neueſten Zeit zu Cairo mit dem Aufbau einer Kapelle beſchäftigt, welche ihrer Vollendung nahe iſt, und in der regelmäßig in der arabiſchen, engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Sprache Gottesdienſte gehalten werden ſollen. Miſſionar Lieder ſetzt öfter ſeine Reiſe unter dem niedergedrückten Volke Ober-Egyptens fort, um das Wort Gottes und chriſtliche Traktate unter demſelben auszubreiten, die zahlreichen Klöſter zu beſuchen, den Schulen aufzuhelfen, und Jedem, der nach Wahrheit fragt, den Weg zum himmliſchen Vaterlande zu weiſen.

Miſſionar Iſenberg hat vom Juli bis zum Oktober des verfloſſenen Jahres von Cairo aus, wo er ſich bis jetzt für die abyſſiniſche Miſſion vorbereitete, eine Reiſe nach Jeruſalem gemacht, um den Zuſtand dieſes Landes genauer kennen zu lernen, mit den thätigen Chriſten

daſelbſt fördernde Verbindungen anzuknüpfen, und für ſeinen künftigen Berufsposten nach dem Urtheile des abyſſiniſchen Volkes eine höhere Weihe zu gewinnen. Derſelbe iſt nunmehr nach Egypten zurückgekehrt, wo er einige fromme abyſſiniſche Jünglinge als Miſſionsgehülfen vorbereitet, und der Stunde wartet, in welcher er mit ſeinen geliebten Brüdern dem Lande ſeiner künftigen Heimath entgegen ziehen darf.

Der Beſuch unſeres vielgeliebten Bruders, des Miſſionars Samuel Gobat, womit uns derſelbe im Laufe des verfloſſenen Jahres erfreute, hat unſern Herzen die mannigfaltigſten Erquickungen eingebracht. Wir dürfen getroſt glauben, daß ſein Tagebuch von den Jahren 1830—1833, das wir auszugsweiſe in den beiden letzten Nummern unſeres Magazins eingerückt haben, von unſern theilnehmenden Miſſionsfreunden nicht ohne mannigfaltiges Intereſſe geleſen, und daß auch ihnen durch daſſelbe ein vielſeitiges Licht über das wahre Weſen des evangeliſchen Miſſionsberufes und den hohen Werth der Miſſionsarbeit in Abyſſinien aufgeſteckt worden iſt. Nicht minder lehrreich und anziehend waren die mündlichen Unterhaltungen mit dieſem theuern Freunde, dem unſere Committee ſich noch dadurch zum beſondern Danke verpflichtet fühlt, daß er die ihm geſtattete kurze Erholungszeit mit unermüdeter Hingebung dazu benutzte, die entferntern Kreiſe unſerer theilnehmenden Mitverbundenen in der Schweiz und im ſüdlichen Deutſchland zu beſuchen, und die heilige Flamme des evangeliſchen Miſſionsſinnes durch ſeine anziehenden Mittheilungen aufs Neue zu beleben. Nicht ohne tiefe Rührung ſehen wir ihm und

seiner geliebten Gattinn auf seinem Rückwege nach Abyssinien nach, und wir sind es gewiß, daß die Gebete vieler Gläubigen, denen er ein theures Unterpfand des liebenden Andenkens zurückgelassen hat, ihn auf seiner gefahrvollen Pilgerreise begleiten werden. Nach einem Beschlusse der verehrlichen bischöflichen Missionsgesellschaft zu London wird er, so der HErr Gnade zu seiner Reise gibt, noch im Laufe dieses Jahres mit Missionar Isenberg zu Cairo und einigen abyssinischen Jünglingen seinen Wanderzug nach Abyssinien fortsetzen, und in seinem geliebten Gondar sich bleibend niederlassen, wo alte und bewährte Freunde seiner Rückkehr mit Sehnsucht entgegen blicken. Da die abyssinische Mission eine vielseitige Bedeutsamkeit für die Verbreitung des wahren Christenthums in Afrika zu gewinnen scheint, so werden ihm nach erhaltener Ordination zu London unsere beiden Missionszöglinge, Gottlieb Volz von Walddorf im Königreich Würtemberg, und Heinrich Knoth von Braunfels bei Wetzlar, als Gehülfen der Arbeit nachgesendet werden, welche bereits am 5. Merz dieses Jahres unter unsern herzlichen Segenswünschen ihre Reise nach London angetreten haben.

Unser geliebter Bruder, F. C. Ewald, arbeitete auch im verflossenen Jahr unter dem sichtbaren Schutze Gottes und mit mannigfaltigen Segnungen in Tunis unter Muhamedanern, Juden und Griechen fort. Wir besitzen von demselben ein in hohem Grade interessantes Tagebuch, das seine Arbeiten daselbst in den Monaten Juni, Juli und August umfaßt, und aus welchem wir bei andern Gelegenheiten Auszüge unsern theilnehmenden

Freunden

Freunden mitzutheilen gedenken. Der HErr hat diesen muthigen Streiter aus einer augenblicklichen Todesgefahr im verflossenen Jahr mächtig errettet, wofür wir Ihm von Herzen danken, indeß sich immer neue anziehende Wirkungskreise für die Sache Christi vor ihm aufschließen, und ihm Gelegenheit bereiten, furchtlos und freudig den Vornehmen und Geringen, den zahlreichen Juden und den Muhamedanern Christum den Gekreuzigten zu verkündigen.

Der neueste Bericht unserer geliebten Brüder, Schlienz, Brenner und Weiß auf der Insel Malta, welche im Dienste der englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft daselbst arbeiten, liefert uns eine reichhaltige Uebersicht der zahlreichen größern und kleinern Schriften, welche ihre vielbeschäftigte Missions-Druckerpresse zum Behufe der zerstreuten Missionsstellen in den Ländern des Mittelmeeres in italienischer, griechischer, arabischer und maltesischer Sprache im verflossenen Jahre geliefert hat. Unter diesen befindet sich unter Anderen eine Bibelgeschichte, eine kurze allgemeine Weltgeschichte, ein christlicher Katechismus, eine Geographie, eine kurze Anleitung zur Sternkunde nebst einigen andern christlichen Traktaten, zusammen in 58,000 Exemplaren in der arabischen Sprache. Im griechischen Bücherdruck zeichnet sich namentlich ein kurzer Commentar über die Apostelgeschichte und den Brief an die Galater und eine Kirchengeschichte der drei ersten Jahrhunderte, so wie eine Einleitung in die alt- und neutestamentlichen Schriften aus. Auch eine lithographische Presse haben die Missio-

narien daselbst aufgerichtet, aus welcher ein kleiner arabischer Atlas, so wie ein Melodienbuch für griechische Gesänge, eine Sternkarte mit arabischer Schrift, und mancherlei nützliche Tabellen für den Schul-Unterricht hervorgegangen sind. Wir können nicht anders, als mit freudigem Lobe Gottes auf die muntere Thätigkeit dieser geliebten Brüder hinblicken, welche weithin über die Länder des Mittelmeeres den guten Samen göttlicher Erkenntniß ausstreuen.

Algier, auf der nördlichen Küste Afrikas, wurde unserer Committee von verschiedenen theuren Missionsfreunden als eine bedürfnißvolle Arbeitsstätte für einen thätigen Missionar genannt. Auch fehlte es von unserer Seite nicht an Schritten, welche geeignet zu seyn schienen, diesem Ziele nahe zu kommen. Allein der noch immer ungeordnete und vielfach zerrüttete Zustand dieser neuen Colonie, die beharrliche Weigerung des französischen Gouverneurs, einen protestantischen Missionar auf derselben zuzulassen und in Schutz zu nehmen, der fortgesetzte Krieg mit den Eingebornen, welche auf diesem Wege für die friedliche Arbeit eines Boten Christi völlig unzugänglich geworden sind, so wie der unsichere Zustand dieser Niederlassung, welcher eine immer neue Auflösung zu drohen scheint, haben es für unsere Committee unrathsam gemacht, diesen Faden weiter zu verfolgen, bis der Rath des HErrn uns nähere Fingerzeige für denselben gegeben haben wird.

Von der westafrikanischen Küste Sierra Leone haben wir im verflossenen Jahr einzelne zerstreute Nachrichten in dem evangelischen Heidenboten mitgetheilt. So

weit es uns bekannt ist, hat die Gnade des HErrn das Leben und die Thätigkeit unserer beiden Brüder, F. Schön und A. Kißling, im verflossenen Jahre bewahrt, so daß sie ihr Missionsgeschäft mit munterem Sinne treiben dürfen. Freilich fehlt es ihnen auf diesen Gefilden der Finsterniß und des Todes nicht an mannigfaltigen schmerzlichen Erfahrungen, welche ihnen die bodenlose Tiefe des sittlichen Verderbens kund thun, in welches die Sünde das arme Menschengeschlecht ohne die rettende Hand des Erlösers unaufhaltsam hinabstürzt. „Es ist schmerzlich, äußert Missionar Kißling in seinem Briefe vom 25. Juni 1833, Zeuge seyn zu müssen der zerstörenden Macht, welche das Laster der Unreinigkeit über diese unwissenden und tief versunkenen Geschöpfe ausübt. Ach, wann wird die Macht Christi die Sünde vom Throne stoßen, und die Sonne Seiner Gerechtigkeit das düstere Gewölk verjagen, das sich um die verfinsterte Negerwelt gelagert hat!" Mit Vergnügen vernehmen wir, daß unser geliebte Bruder, Missionar Hänsel, seit seiner glücklichen Rückkehr nach West-Afrika sich im Timmani-Lande niedergelassen hat, und sich emsig damit beschäftigt, die Sprache dieses Volkes zu erlernen, und dieselbe nebst einem Wörterbuch in eine Sprachlehre aufzufassen.

Desto herrlicher sind die Siege, welche das theure Evangelium von Christo unter den Völkern des südlichen Indiens in unsern Tagen davon trägt. Freilich kann man mit Recht auf die Missionarien dieser blühenden Missionsgefilde das Wort unseres Heilandes anwenden: „Hier ist der Spruch wahr: Dieser säet, der Andere

schneidet. Ich habe euch gesandt zu schneiden, das ihr nicht habt gearbeitet; Andere haben gearbeitet, und ihr seyd in ihre Arbeit gekommen." Seit mehr als hundert Jahren erschallte die Predigt von dem Gekreuzigten in den weiten Thälern dieser fruchtbaren Heidenländer, und viele ausgezeichnete Knechte des HErrn haben ihre Lebenskraft und ihren Streitermuth unter den Haufen der dortigen Götzendiener aufgezehrt. In unsern Tagen ist nun die volle Ernte, ein großer Tag des Heils für sie angebrochen, und innerhalb weniger Jahre haben Tausende derselben sich gewendet von den Götzen, um dem lebendigen Gott zu dienen. In dem Blatte N°. 9. unseres dießjährigen Heidenboten, so wie in dem vorhergehenden Jahrgange N°. 15. und 16. haben wir Gelegenheit gehabt, in einer allgemeinen Uebersicht aus den Briefen unserer Brüder, G. Winkler, P. Schaffter und J. Müller, den mächtigen Umfang des Bekehrungswerkes unsern theilnehmenden Freunden kurz zu bezeichnen, das von Palamkottah aus in überraschendem Fortschritte über die südliche Spitze dieser Halbinsel sich zu verbreiten begonnen hat, und mit jedem Jahre anwächst. Der liebe Missionar Rhenius schreibt in einem seiner Briefe vom 10. Juli 1833: „Es sind nun 19 Jahre, seitdem ich in Indien angekommen bin. Der HErr hat uns reichlich gesegnet, und das Werk unserer Hände aus Gnaden gefördert. Ich habe kürzlich das halbjährige Verzeichniß der Glieder unserer Gemeinde verfertigt, und mit einer Freude, in die sich Erstaunen mischt, gefunden, daß die Anzahl derselben sich nunmehr auf 10,600 Mitglieder vermehrt hat; ungefähr 1,300 Seelen haben seit sechs Monaten dem

Götzendienste entsagt und dem lebendigen Gott sich zugewendet. Wir haben 112 Schulen mit 2,699 Schülern und Schülerinnen, auch sind 110 bekehrte Eingeborne Gehülfen unserer Missionsarbeit geworden." — Aber nicht blos an Umfang, auch an innerer Kraft nimmt diese aufblühende Gemeinde des HErrn mit jedem Jahre zu, und die Beispiele, welche uns die Berichte unserer Brüder melden, sind eben so rührend als zahlreich, aus denen das Wachsthum Vieler derselben in Gnade und Erkenntniß ersichtlich ist. „Ein Kind von zwölf Jahren, schreibt einer derselben, das seit mehreren Monaten unsere Schulen fleißig besuchte, fiel vor kurzer Zeit in eine gefährliche Krankheit. Möchtest du gern in der Welt bleiben, fragte sein Vater den Knaben, oder lieber zu Christo gehen? Ich möchte gerne noch länger bleiben, antwortete dieser, und meinen biblischen Katechismus lernen; aber es ist doch besser für mich, wenn ich zu Christo komme. Man rief einen Hinduarzt herbei; aber dieser wollte nicht kommen, indem er erklärte, daß er weder seine Kunst noch seine Heilmittel auf Christen verwende. Der kranke Knabe hörte dieß, und sagte zu seinem Vater: Er mag bleiben wo er ist, ich brauche seiner Mittel nicht; Jesus Christus ist mein Arzt. Nicht lange hernach starb er mit froher Glaubenszuversicht. Die Nachbarn bezeugten seinen Eltern ihre Verwunderung darüber, sie nicht so betrübt zu finden, wie sie erwartet hatten. Warum sollten wir trauern? fragte der Vater; ist doch heute der Hochzeittag dieses lieben Kindes. O könnten wir Alle sterben, wie er gestorben ist! Noch hatten die Glieder dieser Familie die Taufe nicht empfangen."

Ein anderes liebliches Beispiel erzählt Missionar Schaffter in seinem Tagebuch unter dem 2. Dez. 1832: „Ich hatte heute eine lange Unterredung mit einem Weibe von Mukudal. Sie ist ein merkwürdiges Beispiel der Kraft und Gnade Gottes, welche schon die ersten Christen fähig machte, Alles lieber zu ertragen, als ihren Erlöser zu verläugnen. Vor einigen Jahren entsagte diese Frau mit vielen andern Leuten ihres Ortes dem Heidenthum, und kam zum christlichen Unterricht. Die Letztern kehrten nach einiger Zeit, eingeschüchtert durch den heftigen Widerstand ihrer Verwandten, zu dem Heidenthum zurück, und der Katechete mußte vom Dorfe entfernt werden. Sie allein stand fest, und die ganze Wuth und Bosheit der Widersacher fiel auf sie zurück. Mehrere Jahre lang harrte sie allein unter diesen schweren Prüfungen aus, welche sie durch eine einzige verstellte Handlung hätte abwenden können, und bekannte Jesum als den einzigen Namen unter dem Himmel, durch welchen arme Sünder gerettet werden können. So wurde sie durch das Licht ihres Wandels in ihrem verfinsterten Orte das gesegnete Werkzeug, daß viele Einwohner desselben nach einigen Jahren für den Glauben an Christum gewonnen wurden. Jeden Sonntag legte sie unter den heißen Sonnenstrahlen einen Weg von zwei Stunden zurück, um einem christlichen Gottesdienste beizuwohnen. So wie ihr Wandel, so sind auch ihre Gespräche ein Ausdruck der Liebe Christi, die in ihrem Herzen wohnt. Auf meine Frage: ob sie nicht bisweilen versucht gewesen sey, zu dem Heidenthum zurückzukehren? erwiederte sie, Augen

und Hände in die Höhe hebend: „Wie kann ich meinen Heiland verlassen?"

Die Tagebücher unserer geliebten Brüder zu Palamkottah sind reich an ermunternden Erfahrungen dieser Art, und die siegreiche Kraft, mit welcher der ausgeworfene Sauerteig die ganze Volksmasse in Bewegung zu setzen begonnen hat, bietet die tröstliche Hoffnung dar, daß nach dem Verlauf weniger Jahre auf den Trümmern eines veralteten Heidenthums eine lebendige Gemeinde Christi sich über die volkreichen Städte der Halbinsel hin verbreiten werde. Um das kleine Häuflein der dortigen Missionarien bei täglich wachsender Arbeit zu verstärken, wurde denselben von der bischöflichen Missionsgesellschaft zu London unser vielgeliebte Bruder, J. M. Lechler, zugesendet, welcher, wie wir hoffen, nunmehr jene entfernten Ufer wohlbehalten erreicht haben wird. Möge ihn der HErr zum Segen setzen für die Heiden, zu denen seine Hand ihn geführet hat.

Unsere Committee hatte am Ende des verflossenen Jahres das große Vergnügen, einen der Erstlinge unserer Missionsschule, den lieben Missionar Wilhelm Dürr nach einer Abwesenheit von vollen fünfzehn Jahren wieder in ihrer Mitte begrüßen, und über den Entwicklungsgang der Missionsarbeiten an den Ufern des Ganges mündliche Nachrichten von demselben vernehmen zu dürfen. Sein Besuch bei uns war unsern Herzen um so willkommener, da er innerhalb dieses Zeitraums das von der Hand des HErrn gesegnete Werkzeug zur Pflanzung einer Christengemeinde seyn dürfte, welche von Burdwan, seinem Wohnorte aus, sich bereits in fruchtbaren Ver-

zweigungen über die volkreichen Städte und Dörfer der Umgegend zu verbreiten begonnen hat. Während seiner Abwesenheit sind die beiden Brüder, J. J. Weitbrecht und J. G. Linke, zu Burdwan und Culna in sein aufgebrochenes Saatfeld eingetreten. Missionar L. Krückeberg hat sich zu Bancoorah in dem neugepflanzten Christengemeinlein daselbst als Arbeiter niedergelassen. Missionar J. Häberlin hat eine neue wichtige Missionsstelle in einer unweit Burdwan gelegenen Stadt, Krischnaghur, unter lieblichen Hoffnungen begonnen, und zwei andere unserer Zöglinge, G. Knorpp und C. B. Leupolt, haben zu Benares, diesem gefeierten Wohnsitze der indischen Gelehrsamkeit und des braminischen Götzendienstes, ihr Tagewerk begonnen. Diese sechs geliebten Brüder, zu denen noch im Laufe dieses Sommers ihr älterer Mitstreiter, Missionar Dürr, mit erneuter Glaubenskraft zurückzukehren gedenkt, stehen hier an den weiten Ufern des Ganges unter Millionen von Götzendienern als Herolde Christi da, um in das Herz ihrer Finsternisse die leuchtende Fackel der christlichen Erkenntniß hineinzutragen, und diesen verirrten Sklaven des Aberglaubens den einzigen Weg zum Heile kund zu thun. Es läßt sich zum Voraus erwarten, daß unter diesen abgöttischen Völkermassen, welche durch schnöde Lüste im Irrthum verderbet sind, es der Streiterbahn derselben keinen Tag an vielfachen Anfechtungen und Leiden gebrechen wird. Aber der HErr ist treu, der sie berufen hat, und auch thun kann und thun wird, was ihre Ohnmacht nicht auszurichten vermag. Wohl gilt auch ihrem kleinen Häuflein, was einst der unsichtbare HErr seiner

Kirche dem Gemeindevorsteher zu Philadelphia schreiben ließ: „Das sagt der Heilige, der Wahrhaftige, der da hat den Schlüssel Davids; der aufthut, und Niemand zuschleußt, der zuschleußt, und Niemand aufthut: Ich weiß deine Werke. Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Thüre, und Niemand kann sie zuschließen; denn du hast eine kleine Kraft, und hast mein Wort behalten, und hast meinen Namen nicht verläugnet." (Offenb. 3, 7. 8.)

Unser geliebter Bruder J. Bär auf der entfernten Insel Makisser im indischen Archipelagus fährt mit unermüdeter Treue fort, uns von Zeit zu Zeit mit seinen Tagebüchern und Briefen zu erfreuen. Seit beinahe fünfzehn Jahren auf diese abgelegene Insel des großen Weltmeeres allein hingestellt, und von allem Verkehr mit Europäern losgerissen, ist es kein Wunder, wenn es ihm schwer zu fallen beginnt, sich in der deutschen Sprache auszudrücken, indeß uns auch die halbgebrochenen Töne dieses treuen Knechtes Christi noch immer süßer tönen als ein Meisterstück der Harmonie. Die größte Freude seines Herzens und das Saitenspiel seiner neuern Berichte ist, daß es nach langer, schwerer Geduldsübung auf seiner Insel zu tagen beginnt, und daß der Morgenstrahl der Herrlichkeit Christi über ihren Einwohnern angebrochen ist. Wir können nicht bergen, daß uns der Lebensgang dieses theuren Bruders vorzugsweise interessirt, da er ein sprechendes Beispiel ist von der überschwänglichen Macht Christi, welche in öder, banger Einsamkeit seine Diener unter Umständen zu erhalten vermag, die für viele Andere unerträglich zu seyn scheinen würden. Möge ihm der

Reichthum der Gnade Gottes ersetzen, was Menschenkraft ihm in seiner Lage nicht zu leisten vermag.

Noch weiter auf dem großen Weltmeere hinaus hat sich, wie wir im Heidenboten No. 6. dieses Jahres unsern Freunden zu melden Gelegenheit gefunden haben, Missionar Ch. Handt im Wellington-Thale auf Neu-Holland, 80 Stunden nordwestlich von Sidney, als Bote Christi unter den wilden Eingebornen im Oktober 1832 niedergelassen, und dort in Gemeinschaft mit seinem Mitarbeiter, dem Missionar W. Watson, eine Mission begonnen. Schon haben mehrere Eingeborne, welche auf der tiefsten Stufe roher Barbarei stehen, sich bei den Missionarien niedergelassen, um von ihnen unterrichtet zu werden. Sobald diese beiden Arbeiter die schwierige Sprache der Eingebornen gelernt haben werden, so läßt sich die Hoffnung fassen, daß die scheuen Wilden, welche vor dem Anblick der Weißen in ihre finstern Wälder sich verbergen, sich ihnen zutraulicher nahen, und in ihrem namenlosen Elend der lockenden Stimme des guten Hirten Gehör geben werden. Indeß laufen ihnen die Missionarien in ihre Wälder nach, um Gelegenheit zum Sprechen zu erhalten, und dem scheuen Geschlechte Muth zu machen, zu ihren Wohlthätern, welche ihre Armuth mit ihnen zu theilen bereit sind, ein Zutrauen zu fassen. Läßt Gott diesen ersten Missionsversuch auf Neu-Holland gelingen, so schließt sich mit der Bekehrung der kleinen Ueberbleibsel eines fast gänzlich ausgestorbenen Völkergeschlechtes eine neue Welt für europäische Ansiedlungen auf, welche durch die Nachforschungen der Missionarien nur erst näher nach den Vorzügen ihres Himmelsstriches und der Fruchtbar-

keit ihres Bodens gekannt seyn darf, um vorzugsweise von Tausenden der Auswanderer gesucht zu werden.

Unser geliebter Bruder F. Schmid ist nach einer glücklichen Reise an den Ufern des Michigansees im westlichen Nordamerika wohlbehalten angelangt, und seine Briefe sind ein Ausdruck der dankbaren Freude über die neuen und bedürfnißvollen Wirkungskreise, welche die Gnade Gottes ihm zur Pflanzung evangelischer Erkenntniß daselbst anvertrauen wollte. Nach allen Richtungen hin gibt es hier für einen emsigen Knecht Christi der Hände voll zu thun; und da sein Arbeitssprengel sich bis nach Detroit hinüber erstreckt, wo eine große Anzahl deutscher Einwanderer sich seit Jahren angesiedelt hat, ohne irgend ein kirchliches Erbauungsmittel oder Gelegenheit zum christlichen Jugendunterrichte zu besitzen, so glaubt unsere Committee, die beiden geliebten Missionarien, Metzger und Gerber, da das afrikanische Klima ihnen nicht länger zusagt, ermuntern zu dürfen, sich in jenen Gegenden nach evangelischer Arbeit umzusehen.

Bis jetzt hatte sich noch keine von den Fingerzeigen Gottes bezeichnete Gelegenheit gefunden, einen unserer Missionszöglinge in die großen Saat- und Erntefelder der westindischen Inseln einzuführen. Solche Gelegenheit hat die Hand Gottes im Laufe des verflossenen Jahres auf eine für uns ganz unerwartete und erfreuliche Art gemacht, indem von Seiten der verehrten bischöflichen Missionsgesellschaft zu London an unsern geliebten Bruder, Heinrich Bernau, die Anweisung erging, sich als Verkündiger des Evangeliums unter den Negern auf der Insel Jamaika niederzulassen, wozu derselbe gerade

in dieſen Tagen im Namen des HErrn die Reiſe angetreten haben wird. Wir freuen uns dieſes Rufes um ſo mehr, da dort das Feld weiß zur Ernte geworden iſt, und ſein Eintritt in dasſelbe die Veranlaſſung werden dürfte, durch Nachſendung mehrerer Gehülfen dem armen Negergeſchlechte Weſtindiens die Pforten des Himmelreiches immer weiter aufzuſchließen.

Wir würden mit Recht glauben, eine weſentliche Lücke in unſerem Jahresberichte unausgefüllt gelaſſen zu haben, wenn wir die Namen und Arbeitsſtätten ſo vieler unſerer geliebten Brüder unberührt gelaſſen hätten, welche unter den heidniſchen Völkern weit umher zerſtreut ſind. Haben ſie doch ein eigenthümliches Recht an die ununterbrochene Fortdauer unſeres liebenden Andenkens, das ſie ſelbſt von Zeit zu Zeit durch ihre brieflichen Mittheilungen aus weiter Ferne her erneuern. Ein Jeglicher von ihnen hat ſeine eigenen Kämpfe, Gefahren und Verſuchungen zu beſtehen, und eben darum kann auch das Herz, dem das Reich Chriſti und ſeine Verbreitung auf Erden heilig und theuer geworden iſt, nicht umhin, ihrer recht oft betend vor dem Throne der Gnade zu gedenken, einen Reichthum der Gaben des heiligen Geiſtes für Jeglichen derſelben von Gott zu erflehen, und ſie und ihre Arbeit Seinem Schutze und Seiner fördernden Gnade in Demuth zu empfehlen.

Schon ſeit mehreren Jahren hatte unſere Miſſions-Committee eben ſo wie die verehrten Geſchäftsführer der biſchöflichen Miſſionsgeſellſchaft zu London das Bedürfniß gefühlt, durch perſönlichen Zuſammentritt die Gelegenheit zu gewinnen, nicht nur verſchiedene Berathungs-

Gegenstände, die den gedeihlichen Fortgang des Missionswerkes betreffen, durch mündliche Mittheilung in das erforderliche Licht zu setzen, sondern auch gemeinschaftlich die Mittel und Wege aufzusuchen, durch welche in erweitertem Umfange die segensreichen Verhältnisse der Liebe und Hülfleistung fruchtbar gemacht werden dürften, in welche die Hand der göttlichen Vorsehung unsere evangelische Missionsgesellschaft von ihrem ersten Anfange an mit der verehrten englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft zur Förderung des Evangeliums unter den Heiden zu versetzen die Gnade hatte. Im Laufe des verflossenen Sommers wurde demnach von Seiten unserer Committee dem Inspektor unserer Missionsschule der Auftrag ertheilt, in der gewöhnlichen Vakanzzeit eine Besuchsreise nach London zu machen, und im persönlichen Zusammentritt mit unsern dortigen verehrten Freunden den stillen Fingerzeigen nachzugehen, welche die Hand unseres Gottes zur Förderung seiner Sache darbieten würde.

Von den drei und siebenzig im weiten Missionsgebiete unter den Heiden als Sendboten des Evangeliums angestellten Zöglingen unserer Missionsschule, befinden sich nunmehr nicht weniger als dreißig derselben im Dienste der verehrten englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft zu London, von denen siebenzehn unverheirathet sind, und dreizehn im ehelichen Stande leben, und zum Theil zahlreiche Familien haben. Da das Wohlergehen derselben billig eine wichtige Angelegenheit unseres Herzens ist, und eine genaue Kenntniß ihrer Lage und Umstände, so wie des freundlichen Verhältnisses zu der verehrten Gesellschaft, in deren Dienste sie arbeiten, uns Noth thut,

um sie für jeden vorkommenden Fall brüderlich berathen zu können, so sollte diese Besuchsreise zunächst unter dem Beistande Gottes das geeignete Mittel werden, uns durch brüderlich offene Besprechung diese Erkenntniß zu verschaffen, und im Lichte der bisherigen Erfahrung wichtige Fragen genauer zu erörtern, welche geeignet waren die äußern Verhältnisse dieser geliebten Brüder für gewisse Fälle der Zukunft zum voraus zu berichtigen, und unsern wachsenden Antheil an dem gesegneten Werke dieser verehrten Missionsgesellschaft immer fruchtbarer zu machen.

Der Inspektor unserer Schule, welcher von unsern verehrten Freunden in London mit der herzlichsten Liebe aufgenommen wurde, brachte drei volle Wochen bis zum 5. August des verflossenen Jahres im brüderlichen Kreise derselben zu, während welcher Zeit ihm jede erwünschte Gelegenheit dargeboten wurde, nicht nur im täglichen genußreichen Umgange mit den geschäftsführenden Gliedern dieser Gesellschaft das gemeinsame Werk mit brüderlicher Offenheit und Liebe persönlich zu berathen, und dreimal den Konferenzen der Gesellschaft beizuwohnen, sondern auch eine lehrreiche Bekanntschaft mit der besondern Art und Weise machen zu dürfen, wie von dieser verehrten Gesellschaft das Missionswerk im Allgemeinen und Besondern geführt wird.

„Es war mir, so schreibt derselbe in seinem Berichte, vor Allem darum zu thun, den Totaleindruck kennen zu lernen, welchen der christliche Sinn und Wandel, die wissenschaftliche Missionstauglichkeit, so wie die Arbeiten unserer deutschen Brüder auf die Gemüther unserer theuren Freunde bisher gemacht hatten; und es gereichte

meinem Herzen zum aufrichtigen Dank gegen Gott und zu mannigfaltiger Ermunterung, wiederholte Zeugniſſe einer freudigen Zufriedenheit vernehmen zu dürfen, zu denen ſich beim allgemeinen Ueberblick der Miſſionsthätigkeit unſerer deutſchen Brüder ihre Herzen geſtimmt fühlten. Konnte auch der dankbare Ausdruck ihrer Freude eben nicht in allen Fällen ein ungetrübter Ausdruck genannt werden, indem da und dort Mangel an tieferer Selbſt- und Menſchenkenntniß, Unerfahrenheit mit den Schlingen der Welt und Unbehülflichkeit im Handeln, Fälle erzeugten, welche den einfachen und lautern Gang des Miſſionslebens zu ſtören drohten; ſo lag doch für unſere Herzen in dieſem gemeinſamen Ueberblicke der Liebe ein reicher Stoff des innigſten Dankes gegen den HErrn, deſſen Gnadenregiment unſere geliebten Brüder im Heidenlande bisher ſo reichlich erfahren durften, und eine kräftige Ermunterung für uns Alle, ſie unter ihren verſuchungsvollen Umſtänden und bei der immer wiederholten Trüglichkeit des Herzens auf der Seele zu tragen, und deſto angelegentlicher um Licht, Kraft und Bewahrung für ſie zu dem HErrn zu flehen, dem ſie zu dienen die Gnade haben.

„Eine genauere Bekanntſchaft mit dem Briefwechſel der Geſellſchaft hat mir die freudige Ueberzeugung verſchafft, daß es der Geiſt chriſtlicher Weisheit und zarter Bruderliebe iſt, welcher die Verhältniſſe der Committee zu ihren Miſſionarien überhaupt, und namentlich zu unſern deutſchen Brüdern belebt, welche ſie mit Wohlwollen auf dem Herzen tragen. Ich durfte mich aus ſichern Thatſachen überzeugen, daß nicht nach nationaler Vor-

liebe, sondern nach allgemeinen festen Grundsätzen der Billigkeit in allen besondern Vorkommenheiten mit unsern deutschen Brüdern gehandelt wird, und daß sie einer Behandlung sich erfreuen dürfen, welche väterlich genannt zu werden verdient. Ich konnte mir es dabei nicht verbergen, daß im Dienste der bischöflichen Gesellschaft unsere Missionszöglinge gewisse äußerliche Vortheile genießen, welche wir selbst ihnen, auch bei dem besten Willen, nicht zu reichen vermöchten, indem die nationale Stellung des brittischen Volkes und der ausgebreitete Einfluß desselben über die Länder der Heiden hin dem Missionswerke überhaupt Erleichterungen verschafft, welche wir nicht in unserer Gewalt haben, und dem einzelnen Missionar persönliche Sicherheit und Förderungsmittel seiner Arbeit zuwendet, hinter welchen in einzelnen Fällen die Arbeiter unserer evangelischen Missions-Gesellschaft zurückstehen müssen.

„Zu meiner Freude und Ermunterung durfte ich gewahren, daß der Dienst, welchen unsere Missionsschule durch Bildung von Missionszöglingen der verehrten bischöflichen Missionsgesellschaft und dem Missionswerke im Allgemeinen leistet, ein wahrer und wesentlicher Dienst ist, und als solcher von den Mitgliedern derselben dankbar anerkannt wird. Während die großen Arbeitsfelder dieser Gesellschaft im Heidenlande mit jedem Jahre sich erweitern und eine wachsende Zahl von Arbeitern fordert, und während ihre Geldkräfte zugleich ansehnlich und jedes Jahr im Zunehmen sind, fehlte es ihr bisher an der erforderlichen Competenz tauglicher Missions-Kandidaten,

um

um durch sie dem zunehmenden Bedürfnisse des Missionswerkes zu begegnen. Sie besitzt in einer schönen Vorstadt Londons zu Islington ein ansehnliches Missions-Institut, das für die Beherbergung von fünfzig Missions-Kandidaten nebst dem erforderlichen Aufseher- und Lehrer-Personal bequem und zweckmäßig eingerichtet ist, das aber gegenwärtig nur etwa zwölf Zöglinge in sich faßt, welche auf eine ihrem wichtigen Berufe angemessene Weise vorbereitet werden. Auf diesen Grund eines wahren und segensreichen Bedürfnisses hat die Hand unseres Gottes unser freundliches Verhältniß zur bischöflichen Missions-Gesellschaft gestellt, und wir dürfen uns billig von Herzen darüber freuen, und dem HErrn dafür danken, daß Er uns die Gnade schenkt, einer achtungswerthen Gesellschaft, welche einen Reichthum von Missionsmitteln und Missionswegen besitzt, gerade in dem, was ihr am meisten Noth thut, und was menschliche Klugheit am wenigsten zu schaffen vermag, brüderliche Handreichung zu thun, während unserer Gesellschaft die Huld unseres Gottes eine größere Anzahl frommer und tauglicher Missions-Kandidaten zur Erziehung und Bildung bisher entgegenführte, für deren zweckmäßige Anstellung im Missionsgebiete unsere Verhältnisse und Kräfte ohne die Verbindung mit der brittischen Missions-Gesellschaft nimmermehr zureichen würden.

„Was unsere gewöhnlichen Missionsstudien und ihr Verhältniß zum Missionsbedürfnisse betrifft, so durfte ich im Allgemeinen das Zeugniß ihrer Angemessenheit und ihrer verhältnißmäßigen Zulänglichkeit für die verschiedenen

Missionsposten ihrer Gesellschaft aus dem Munde der erfahrungsreichen Geschäftsführer derselbigen vernehmen, wie zart und bezeichnungsvoll auch bei unseren Unterhaltungen über diesen Gegenstand von denselben der bedeutende Unterschied der Bildungsstufen herausgehoben wurde, welcher sich bei unsern geliebten Missionszöglingen findet. Ein durch Selbst- und Menschenkenntniß und Erfahrung christlich durchgebildeter Missionssinn, verbunden mit klarer Auffassung eines beschränktern Maaßes theologischer Erkenntniß, und mit der Gabe, die Heilswahrheiten des Christenthums mit nüchterner Klarheit und Lebendigkeit der unwissenden Volksmenge vorzutragen, hat in ihren Augen einen höhern Werth, als jene unersättliche Studiersucht, die nach Allem greift, und doch nie die erforderliche Kraft und Reife für das Leben gewinnen kann. Erfreulich war es für mein Herz, von einem frommen und gelehrten Mitgliede der Gesellschaft den Wunsch einer noch tiefern Begründung der Schrifterklärung aus den Grundsprachen vernehmen zu dürfen, indem es Einzelnen unter unsern Brüdern an dem sichern Takte einer gründlichen Schrifterklärung gebreche, und diese dabei mehr von einem dunklen Gefühle als von klarer und lebendiger Erkenntniß des Grundtextes geleitet werden. Ich mußte bei dieser Gelegenheit aufs neue tief fühlen, wie unvollkommen und bruchstückartig noch unsere Missionsbildung im Allgemeinen ist, und wie tief noch der Maaßstab steht, nach welchem die wissenschaftliche Tüchtigkeit eines Missionars beurtheilt zu werden pflegt. Wollten wir nach diesem gewöhnlichen Maaßstabe unsere Arbeit schätzen, so dürften wir im Allgemeinen bei den

bisherigen von Gottes Gnade gesegneten Leistungen unserer Anstalt uns beruhigen; aber dieser Maaßstab dürfte wohl nicht der richtige und den Bedürfnissen der Missionswelt angemessene Maaßstab seyn; und demnach bleibt uns nichts übrig, als es mit allem Ernst unter dem Beistande Gottes darauf anzutragen, daß die Gebrechen unserer Missionsvorbereitung möglichst geheilt, die Lücken derselben mit Licht und Wahrheit ausgefüllt, und in der wahren Einfältigkeit auf Christum den einzigen Born des Heiles, so wie die Erweiterung des Umfanges unserer Missionsstudien, so besonders die Gründlichkeit derselben in entsprechender Zeitdauer der Vorbereitungsjahre im Auge behalten werde. Wohl ist in dieser Hinsicht keine zweckmäßige Ausgabe zu groß, welche für diesen Zweck verwendet wird, und wenn wir als deutsche Missions-Gesellschaft zwar nur sparsame Geldmittel und beschränkte Wirkungskreise haben, aber desto tüchtigere Missionarien für das große Heidenbekehrungswerk unserer Tage erziehen, so ist dieß unstreitig das schönste Ziel, nach welchem unsere Missions-Gesellschaft streben kann.

„Einer der wichtigsten Gegenstände der gepflogenen Verhandlungen betraf die angemessene Versorgung derjenigen unserer deutschen Brüder, welche Alters, Krankheits oder anderer Ursachen halben vom Missionsfelde sich zurückzuziehen genöthigt sind, und mit dem Zeugnisse christlicher Dienertreue von der Gesellschaft entlassen werden, so wie ihrer Wittwen und Waisen, welche der Pflege derselben anheim fallen. Dieser wichtige Gegenstand wurde von allen Seiten reiflich und wiederholt erwogen, und in

liebe, sondern nach allgemeinen festen Grundsätzen der Billigkeit in allen besondern Vorkommenheiten mit unsern deutschen Brüdern gehandelt wird, und daß sie einer Behandlung sich erfreuen dürfen, welche väterlich genannt zu werden verdient. Ich konnte mir es dabei nicht verbergen, daß im Dienste der bischöflichen Gesellschaft unsere Missionszöglinge gewisse äußerliche Vortheile genießen, welche wir selbst ihnen, auch bei dem besten Willen, nicht zu reichen vermöchten, indem die nationale Stellung des brittischen Volkes und der ausgebreitete Einfluß desselben über die Länder der Heiden hin dem Missionswerke überhaupt Erleichterungen verschafft, welche wir nicht in unserer Gewalt haben, und dem einzelnen Missionar persönliche Sicherheit und Förderungsmittel seiner Arbeit zuwendet, hinter welchen in einzelnen Fällen die Arbeiter unserer evangelischen Missions-Gesellschaft zurückstehen müssen.

„Zu meiner Freude und Ermunterung durfte ich gewahren, daß der Dienst, welchen unsere Missionsschule durch Bildung von Missionszöglingen der verehrten bischöflichen Missionsgesellschaft und dem Missionswerke im Allgemeinen leistet, ein wahrer und wesentlicher Dienst ist, und als solcher von den Mitgliedern derselben dankbar anerkannt wird. Während die großen Arbeitsfelder dieser Gesellschaft im Heidenlande mit jedem Jahre sich erweitern und eine wachsende Zahl von Arbeitern fordert, und während ihre Geldkräfte zugleich ansehnlich und jedes Jahr im Zunehmen sind, fehlte es ihr bisher an der erforderlichen Competenz tauglicher Missions-Kandidaten,

um

drossen fortzusetzen. Die Zeugnisse einer mehr als tausendjährigen Missionsgeschichte geben uns eben nicht die Befugniß, diejenigen Missionsposten immerhin die gesegnetsten zu nennen, von denen in den Berichten am meisten erzählt werden kann. Das wahre Wesen des Werkes Gottes geschieht im verborgenen Heiligthum der Menschenherzen, zieht sich gewöhnlich in die Stille zurück, und ist ausdruckslos für die schriftliche Darstellung. Dieses verborgene Walten der göttlichen Gnade kann immer nur mit einer heiligen Scheu in das Auge gefaßt werden, wenn es gilt, ein Wort von demselbigen zu reden. Ein Diener Christi, welcher die Gnade hat, dem unbeweglichen Reiche Gottes anzugehören, hat gethan, was er thun soll, wenn er mit Zucht und Furcht seinem Gott wohlgefällig gedienet hat. Den Erfolg seiner Arbeit für die Gegenwart und für die Zukunft darf er getrost dem heilbringenden Rathschlusse Dessen anheimstellen, der allein die Macht hat, die Ketten der Finsterniß zu brechen, und die Todten ins Leben zurückzurufen. Da wir im Anhange unseres Berichtes von jedem Einzelnen der verschiedenen Missionsposten unserer Gesellschaft kurze Auszüge aus den eigenen Berichten unserer geliebten Missionarien beizufügen gedenken, so bleibt uns der engen Grenzen unseres Berichtes halben nur übrig, die eigenen Erzählungen unserer Brüder mit einigen kurzen Anmerkungen zu beleuchten.

1. Missionsstation Karaß.

Zu Karaß haben im verflossenen Jahre unsere beiden Brüder, J. Lang und G. Hegele, ihre Arbeit im

Segen Gottes fortgesetzt. Obgleich es ihnen bei derselben an mancherlei schweren Prüfungen nicht ermangelte, so ließ es ihnen die Gnade Gottes auch nicht an ermunternden Erfahrungen fehlen, welche geeignet waren, den beharrlichen Glaubensmuth an diesem Werke immer aufs neue anzufrischen. Eine drückende Hungersnoth hatte den größern Theil des Jahres hindurch das ganze Land heimgesucht, und ob sie gleich auf der Colonie selbst minder fühlbar als auf den Steppen der Tartaren geworden war, so trat doch im Umkreise derselben das Jammerbild der Bedrängniß um so ergreifender hervor, indem die hungernden Tartaren abgehärmt und zerbrochen in Schaaren sich zu den Wohnungen der Christen hindrängten, um etwas Speise zur Stillung ihres Hungers von denselbigen in Empfang zu nehmen. Wie schmerzhaft auch diese Erfahrung und der Anblick der Elenden war, so brachte sie doch, wie uns Bruder Lang in seinem Berichte erzählt, die gedoppelte heilsame Wirkung hervor, daß die Gemeinde Karaß zu christlicher Wohlthätigkeit in erfreulichem Grade aufgeweckt, und das Dankgefühl für die Segnungen des Christenthums in den Herzen der Einwohner erneuert, und auf der andern Seite den armen Tartaren selbst ihre leibliche und geistliche Hülflosigkeit in schmerzlicher Erfahrung nahe gelegt wurde. Die Vertheilung mildthätiger Gaben führte zugleich die mannigfaltigste Gelegenheit herbei, den Hungernden mit der leiblichen Speise auch das Brod des Lebens zu brechen, und veranlaßte Bekenntnisse, wie unsere Brüder sie zuvor nie aus dem Munde der Tartaren gehört hatten. Mag es immerhin seyn, daß die meisten dieser Herzenserklärungen

durch äußere Noth und das Gefühl der Dankbarkeit abgenöthigt waren, so sind es doch immer Zugeständnisse, welche den lockern Glaubensgrund der Muhamedaner immer weiter erschüttern, die Unzulänglichkeit ihres Glaubens in den Tagen der Noth darthun, die verschlossenen Herzen für Gefühle der Dankbarkeit öffnen, und den durchgreifenden Einfluß beurkunden, welchen der Christenglaube in seiner überfließenden Heilsamkeit auch über das äußere Leben der Christen verbreitet. Erfahrungen dieser Art wirken unendlich mehr als Vorbereitung für die Aufnahme des Christenthums, denn die scharfsinnigsten Widerlegungen des Islams; und zu zerschlagenen Herzen läßt sichs besser reden, als der übermüthige Trotz der Tartaren dieß bisher gestattet hatte.

Von seinen Missionsarbeiten hat uns Missionar Lang in seinem Berichte ausführlichere Nachrichten ertheilt, auf welchen wir unsere theuren Missionsfreunde verweisen *). An seiner Seite arbeitet Missionar Hegele, welcher abwechselnd zu Karaß und Madschar sich aufhielt, und von dort aus seine Besuche unter den Tartaren fortsetzte. „Ich durfte bei diesen Besuchen erfahren, schreibt derselbe, daß der HErr mit mir ist, und sich zu meiner Schwachheit bekennt. Freilich müßte es mir schwer werden in meinem Berufe, wenn ich meine Beruhigung nur in der sichtbaren Frucht suchen und finden müßte, welche die Predigt des Evangeliums unter den Tartaren trägt. Aber ich glaube, daß diese Frucht unserer Arbeit, wenn ich sie auch in vollem Maaße erleben sollte, meinem Herzen

*) Siehe Anhang N°. I.

nicht mehr wahre Beruhigung geben wird, als ich sie jetzt schon im Glauben genießen darf. Der HErr sieht auf die Treue seiner Knechte, und nur diese Treue belohnet Er; und hat es schon in den Augen eines leiblichen Vaters einen größern Werth, wenn ihm seine Kinder glauben und gehorchen auch dann, wenn sie nichts für sich zu sehen bekommen, wie viel mehr wird es meinem Vater im Himmel Freude machen, wenn ich Ihm im Glauben die Ehre gebe, und wartend und hoffend seinem Worte gehorsam bin." Missionar Hegele gedachte in Gesellschaft mit Herrn Galloway im Laufe dieses Sommers unter den Tartaren in der Krimm, so wie unter denjenigen Tartarenstämmen, welche sich von Karaß an bis nach Astrachan und Orenburg, und von dort hinab bis nach Kislar und Derbend auf der weiten Steppe umher zerstreut befinden, eine große Reise zu machen, um das Tartarenvolk im Ganzen genauer kennen zu lernen, da und dort persönliche Bekanntschaften mit ihnen anzuknüpfen, das Wort Gottes unter denselben auszustreuen, und sie freundlich zum Reiche Gottes einzuladen. Möge der HErr mit seinem reichen Segen sie auf dieser Reise begleiten, und eine Thüre vor ihnen aufthun, welche Niemand zuschließen kann.

Die Errichtung einer Tartarenschule hatte um der oft wiederholten feindlichen Ueberfälle willen, durch welche die wilden Tscherkessen bisher das ganze Land umher unsicher machten, ihre eigenthümliche Schwierigkeit. Missionar Lang hält es nun für das Gerathenste, diesen Plan in dem benachbarten Naumans-Aul ins Werk zu setzen, da in diesem großen Tartarendorfe bereits ein

Boden für die Erkenntniß Christi vorbereitet ist, und das Werk selbst von dem nahe gelegenen Karaß aus leichter unterstützt werden kann. Wir werden uns von Herzen freuen, wenn dieser Versuch bald zur Ausführung gebracht wird, und noch größer wird unsere Freude seyn, wenn die zarte Pflanze zu einem Baume heranwächst, in dessen Schatten die armen Tartaren den Weg nach Zion finden. Die kleine Präparandenschule wurde mit einigen frommen Karaßer-Jünglingen bisher fortgesetzt. Ihr Zweck ist, das nachwachsende Geschlecht der Kolonisten zu einer thätigen Theilnahme an der Tartaren-Mission aufzumuntern, und durch Erlernung der Tartarensprache, in welcher sie Missionar Lang unterrichtet, es einzelnen dieser frommen Jünglinge möglich zu machen, sich mit den Tartaren in ihrer Sprache zu unterhalten, und auf einfältigem Wege ihren Herzen das Glück, ein Christ zu seyn, nahe zu legen.

Die reichlichen Beiträge, welche theils aus verschiedenen Städten Rußlands, theils aus einigen Theilen der Schweiz und Würtemberg zum Loskauf der unglücklichen Madscharer-Kinder aus der Gefangenschaft der Gebirgsvölker zusammengeflossen sind, haben bei einigen Freunden den Gedanken angeregt, den etwaigen Ueberschuß derselben zum ersten Beginn einer eigenen Tscherkessen-Mission anzuwenden. Von diesen Kindern selbst und dem bisherigen Erfolg der vielfachen Versuche zu ihrer Befreiung wird bei Madschar die Rede werden. Im Vorübergehen wurde dem lieben Missionar Lang der obige Gedanke zur Beurtheilung mitgetheilt, welcher, wie aus seinem hinten beigefügten Berichte erhellt, weniger Schwierigkeiten in der

Ausführung desselben findet, als wir zum voraus erwartet hatten. Die umständlicheren Nachrichten über die wilden Tscherkessen und die übrigen Räuberstämme des kaukasischen Gebirges, welche uns derselbe bei dieser Veranlassung mittheilt, sind vollkommen geeignet, uns die geheimnißvolle Stellung dieser Völker, und die Ursachen des langen Krieges zu deuten, welchen die rußische Regierung seit vielen Jahren zu ihrer Unterwerfung zu führen genöthigt war. Möge auch hier bald ein heiteres Licht aufgehen in der Finsterniß, und die Schlupfwinkel dieser Räuberhöhlen in Friedensstätten der evangelischen Gnade verwandeln.

Um die Hände unserer dortigen brüderlichen Missionsarbeiter zu verstärken, und dem stillwachsenden Werke die erforderliche Handreichung zu thun, hat unsere Missions-Committee im verflossenen Sommer denselben den Missionar Würthner als Gehülfen zugesendet, welcher im verflossenen Oktober glücklich daselbst angekommen ist, und indeß den lieben Missionar König zu Madschar in seiner kleinen Gemeinde unterstützt, bis seine zweckmäßige Anstellung auf den dortigen Missionsfeldern ausgemittelt sein wird.

2. Missionsstation zu Madschar.

Der liebe Missionar König brachte den größten Theil des verflossenen Sommers an dem Kubanflusse unter beschwerlichen Umständen zu, um die Errettung seiner geraubten Schäflein aus der Hand der wilden Tscherkessen auf irgend einem Wege zu bewirken. Da er selbst in seinem Tagebuch seine dort gemachten Beobachtungen, Erfahrungen und Leiden umständlicher erzählt, so verweisen

wir hierüber unsere Missionsfreunde auf die Auszüge aus denselben, die wir im Anhang des Berichtes (N°. II.) beigefügt haben. Wir können nicht anders denn bedauern, daß er seinem gesegneten Wirkungskreise zu Madschar auf diese Weise für mehrere Monate entzogen wurde, dennoch glauben wir, seine lange Entfernung von demselben nicht als einen Verlust betrachten zu dürfen. Denn obgleich unser geliebter Bruder, von der Last der Anstrengungen und Beschwerlichkeiten beinahe erdrückt, in einer gänzlich hülflosen Lage durch eine schwere Krankheit dem Tod nahe gebracht wurde, und sich nur langsam von den Folgen derselben erholen konnte, so ließ es doch der HErr seiner unermüdeten Hirtentreue gelingen, wenigstens zwei der gefangenen Kinder aus der Sklaverei mit einem ansehnlichen Lösegeld zu erkaufen, und zur großen Freude der Ihrigen wieder in die Gemeinde zurückzubringen. Auch scheint die aufopfernde Liebe, mit welcher er sich den drohendsten Gefahren hingab, einen so gesegneten Eindruck auf die Gemüther der umherwohnenden Tartaren gemacht zu haben, daß sie ihm mit herzlicher Zuneigung von allen Seiten entgegen kamen. Auch der menschenfreundliche Befehlshaber der rußischen Truppen an der kaukasischen Militärlinie that sein Möglichstes, um ihn in seinem Vorhaben zu unterstützen.

Seit der Rückkehr unseres geliebten Bruders nach Madschar hat der starke Arm des HErrn die Lage der Dinge auf mannigfaltige Weise geändert, und die baldige Erlösung der noch übrigen gefangenen Kinder läßt sich innerhalb kurzer Zeit mit Recht erwarten. Die wilden Tscherkessen wurden von dem tapfern Oberst Saß auf

allen Punkten geschlagen, ein Theil ihres Landes verheert und viele Gefangene gemacht. Die Mehrzahl der Räuberfürsten hat sich bereits dem rußischen Scepter unterworfen, und läßt der HErr den siegreich begonnenen Feldzug ferner gelingen, so dürfte den verheerenden Räuberüberfällen für immer ein Ende gemacht werden. Indeß sind drei weitere Kinder durch Auswechslung befreit worden, und zwei andere ihren Leiden im Tode unterlegen, so daß demnach fünf dieser unglücklichen Kinder bereits befreit sind, und die sechs noch übrigen Gefangenen durch die unermüdete Verwendung der rußischen Regierung ihre Erlösung finden werden, sobald man sie in den Räuberhöhlen des Gebirges entdeckt haben wird.

Missionar König, der nunmehr von einem Gehülfen, unserm Bruder Würthner, in seinen Arbeiten unterstützt wird, ist mit Dank und Freude im Kreise seiner kleinen Gemeinde sowohl als unter den umherwandernden Tartaren und Turkmenen zu seinem seligen Berufe wieder zurückgekehrt. Die Wirksamkeit der Gnade Christi in vielen Herzen seiner Gemeindeglieder ist ein gesegnetes Mittel, ihm die langen Wartestunden auf den Sieg der göttlichen Wahrheit unter den Muhamedaner-Stämmen zu versüßen. So wenig er auch von Bekehrungen einzelner derselben in seinen Berichten sprechen kann, so unverkennbar, und selbst von andern unbefangenen Zeugen bestätigt, sind die heilsamen Wirkungen, welche die Predigt des Evangeliums, noch mehr aber der Wandel im Licht und die herzliche Bereitwilligkeit, jeder Noth dieser verlassenen Menschenklasse lindernd zu Hülfe zu eilen, auf

die Gemüther vieler Tartaren macht, und sie nach und nach zur willigen Annahme des Evangeliums vorbereitet.

„Vor kurzer Zeit, so schreibt Missionar König in seinem neuesten Tagebuch, kam der Pristoph (rußischer Distriktshauptmann) der Tartaren und Turkmenen zu mir; er ist ein Pole und Verwandter unseres Bruders Zaremba, und erzählte mir, wie die Tartaren wohl im Allgemeinen zur Annahme des Christenthums geneigt wären, aber wie sie, wenn dieß mit bleibendem Erfolge geschehen soll, ihre eigene, von den muhamedanischen Tartaren abgesonderte Colonie und ihre bürgerlichen Rechte haben müßten. Ich erkundigte mich nun bei ihm, ob er mir denn einen geeigneten Platz zur Anpflanzung von Gärten und zum Ackerbau zu nennen wüßte? worauf er auf eine sehr gefällige Weise mich auf eine für eine christliche Tartaren-Colonie wohl geeignete Stelle aufmerksam machte. Dieß wäre nun allerdings das beste Mittel, eine Schule für Tartaren aufzurichten; und es ist ein neuer Lichtstrahl, den der HErr über die dunkeln Glaubensgänge unserer Arbeit verbreitet. Ein armenischer Kaufmann, der den Pristoph begleitete, erzählte mir nun, er sey vor einiger Zeit an dem Sterbelager eines tartarischen Richters, Dembe Kadi, gewesen, welcher nach der Sitte der sterbenden Muselmannen vor den anwesenden Mollahs sein Glaubensbekenntniß ablegen sollte, und jetzt in die Worte ausbrach: „La illa illala, Isa resulla" (es ist nur Ein Gott, und Jesus ist sein Prophet; statt daß die Muhamedaner zu sagen pflegen: Muhamed ist sein Prophet). Als die Aeltesten, welche um ihn herum saßen, solches hörten, machten sie ihm Einwürfe, und

ſagten: er müſſe ſich geirrt haben. Nein, gab er zur Antwort, er habe ſolches mit gutem Bedacht geſagt, und wiederholte nun nochmals mit großem Nachdruck, daß Jeſus der Prophet ſey; indem er hinzufügte: er habe ſchon längſt die chriſtliche Religion für die einzig wahre gehalten, und hätte dieß ſchon früher laut erklärt, wenn er nicht unter ſeinem Volke viel Ungelegenheit davon befürchtet hätte. Dieſer Richter ſtand in großem Anſehen unter den Tartaren, und ſein Glaubensbekenntniß, das er ſterbend ablegte, iſt einer der ſtillen Beweiſe, daß unſere Arbeit nicht vergeblich iſt in dem HErrn, obgleich wir eben noch keineswegs die Wahrnehmung machen dürfen, daß die Kraft des Wortes Gottes die Herzen der Tartaren überwunden hat.

„Auch der Turkmenen-Priſtoph, ein Armenier, gab uns die freundliche Verſicherung, wenn er uns bei unſern Beſuchen unter dieſem Volke auf irgend eine Weiſe behülflich ſeyn könne, ſo werden wir ihn ſtets bereitwillig hiezu finden. Er klagte ſehr über das rohe und diebiſche Weſen dieſes Volkes, beſonders in der gegenwärtigen Zeit, wo das Mehl und die Hirſe zu theuer iſt, als daß dieſe armen Leute dieſelben kaufen könnten, indem das Pud Mehl (40 Pfund) gegenwärtig bis auf 50 Batzen zu ſtehen kommt, was für eine unerhörte Theurung gehalten wird. Aus Mangel an Nahrung ſuchen ſie ſich nun durch Diebereien zu helfen, und es vergehe kaum ein Tag, an welchem er deßhalb nicht Gericht halten müſſe. Eben darum wünſche er von Herzen, daß das arme Volk bald mit dem Worte Gottes bekannt werden möchte. Wenn wir, fügte er hinzu, auf Beſuch zu ihm kommen, ſo

wolle er eine allgemeine Volksversammlung zusammenrufen, damit das ganze Volk von uns das Wort Gottes vernehmen könne, und den Beschluß fasse, den Koran aufzugeben, und das heilige Evangelium anzunehmen. Seine Ansicht ist immerhin gut gemeint, und wir dankten ihm auch herzlich für sein freundliches Wohlwollen; aber dieß ist eben nicht die rechte Art und Weise, wie der Glaube an den HErrn Jesum den bleibenden Zutritt zu den Herzen findet. Der Bote Christi hat darauf zu sehen, daß er frei und ungebunden in der Mitte des Volkes stehe, damit die Gebundenen zur wahren Freiheit der Kinder Gottes hingeführt werden, und mit freiwilligem Herzen die Kniee vor Ihm beugen lernen."

Wir müssen diese Ansicht des lieben Missionars König von Herzen billigen, und ihn ermuntern, getrost und freudig auf diesem Wege fortzuwandeln. Allerdings dürfte es namentlich unter dem Druck der gegenwärtigen Zeit und bei der sichtbaren Auflösung der muhamedanischen Reiche ein Leichtes seyn, auf dem Wege irdischer Klugheit und durch ein Paar äußere Reizmittel das ganze Tartaren- und Turkmenenvolk in großen Schaaren in die Kirche Christi hereinzulocken; aber auf solche Weise wäre für die Verherrlichung Gottes und seines eingebornen Sohnes, so wie für das Heil ihrer unsterblichen Seelen nur wenig gewonnen, und es ist besser, auf dem eingeschlagenen Wege in Geduld fortzufahren, und das vertretene Ackerland anzubauen, und den guten Samen auf dasselbe auszustreuen, da nach dem Verheißungswort des HErrn am Ende die Freudenernte nicht fehlen wird.

3. Missionsstation zu Schuscha im Karabagh.

In Folge der Ereignisse, welche sich unter der wunderbaren Leitung der Vorsehung Gottes in dem Wirkungskreise dieser Missionsstelle im Laufe des verflossenen Jahres zugetragen haben, hat dieselbe mancherlei wichtige Veränderungen erfahren. Wir glauben, diese Veränderungen als den Anfang einer neuen Entwicklungsperiode unserer Missionsarbeit daselbst betrachten zu dürfen, auf welche die stillen Unternehmungen der verflossenen Jahre unverrückt hinzielten, und die unsere dortigen geliebten Missionarien selber überraschte, als sie, und wohl auch wir, erwartet hatten. Um den muhamedanischen Völkerstämmen Ober-Asiens, den Tartaren und Persern, die hülfreiche Bruderhand zum Eintritt in das Reich Christi zu bieten, und sie zum Antheil an demselben freundlich einzuladen; in dieser, und allein in dieser Absicht waren unsere Missionarien im Jahr 1822 nach jenen entfernten Ländergebieten ausgezogen. Bald wurde es unsern Sendboten klar, daß, um zu diesem Ziele zu gelangen, vor Allem christliche Anknüpfungspunkte unter dem armenischen Volke aufgesucht und in der Kraft Christi ein Versuch gemacht werden sollte, wenigstens Einzelne der Armenier für die Missionsthätigkeit unter ihren muhamedanischen Nachbarn lebendig zu interessiren, wenn auch die gnadenreiche Stunde noch nicht gekommen seyn sollte, durch allgemeine Verbreitung des Wortes Gottes in der armenischen Kirche den sichern Grund zur geistigen Wiedergeburt derselben zu legen.

Von

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, mußten demnach die ersten schwachen Anfänge unserer evangelischen Missionsthätigkeit in Ober-Asien vor Allem vorzugsweise dem armenischen Volke und der Wiederbelebung seiner christlichen Erkenntniß und seines geistigen Lebens gelten, um feste Grundlagen für die Hauptzwecke unserer Arbeit zu gewinnen.

Seit etwa zehn Jahren trieben nun unsere geliebten Missionsbrüder ihre stille Arbeit im Schooße der armenischen Kirche, bis in den beiden jüngst verflossenen Jahren durch einen Zusammenfluß innerer und äußerer Erfahrung die Wahrnehmung klar an das Licht hervortrat, daß das evangelische Erleuchtungswerk der ostarmenischen Kirche, so weit dasselbe durch hülfreiche Darreichung evangelischer Erleuchtungsmittel von unserer Seite gefördert werden konnte, unter Gottes Segen bis zu dem Punkte hingeführt worden war, wo es von innen heraus sich seine eigenen stillen Wege zu brechen vermag, und daß eine unmittelbare Fortsetzung unserer Missionsarbeit in dem Schooße derselben auf jedem weitern Schritt für proselytische Zudringlichkeit auf der einen, und für absichtlichen Verstoß gegen bestehende Gesetze des Staates und der Kirche auf der andern Seite von den Widersachern gedeutet werden konnte. Wir können es nicht bergen, daß wir mit unsern geliebten Missionsbrüdern uns nur ungerne von dem fruchtbaren Missionsgefilde der ostarmenischen Kirche zurückzogen, da menschlichem Ansehen nach der Augenblick gekommen zu seyn schien, in welchem die ausgestreute evangelische Erkenntniß einer

allgemeinen freudigen Anerkennung und einer dankbaren Aufnahme unter diesem Volke entgegen blicken durfte. Wirklich bedurfte es auch der entschiedensten Gründe, dieses stille Zurückziehen einer unmittelbaren Wirksamkeit vor uns selbst und vor unsern Mitverbundenen zu rechtfertigen, wenn nicht ein solcher Schritt für Aengstlichkeit und Leidensflucht gedeutet werden sollte.

Es waren hauptsächlich zwei Betrachtungen, welche uns und unsere geliebten Missionsbrüder bei der Entscheidung für einen solchen Schritt geleitet haben. Wir durften nämlich 1.) uns dabei der heitern Ueberzeugung getrösten, daß in den verflossenen zehn Jahren für die Anregung des evangelischen Sinnes unter dem armenischen Volke unter dem Beistande Gottes von unsern Sendboten gerade das und gerade so viel geleistet worden war, als der ursprüngliche Zweck, Gehülfen unserer Missionsarbeit unter den muhamedanischen Völkern im Kreise der Armenier zu finden, im Auge haben und beabsichtigen konnte. Dazu kam 2.) die weitere Wahrnehmung, daß von jetzt an unbedenklich und durch vielfache Hülfsmittel und Erfahrungen unterstützt, unsere ganze Missionsthätigkeit den muhamedanischen Tartaren und Persern zugewendet werden könne, und daß die Versäumniß dieses Augenblicks leicht die schmerzhafte Folge nach sich ziehen dürfte, selbst die Gestattung einzubüßen, unter den muhamedanischen Völkerstämmen Rußlands ungestört thätig zu seyn.

Aber es fragt sich nun: was ist denn innerhalb des verflossenen Zeitraums unter dem armenischen Volke Namhaftes geleistet worden, das zu solcher Zuversicht berech-

tigen konnte? — Unsere Missionarien haben innerhalb dieser Zeit die vielfachsten Gelegenheiten gefunden, den wahren Zustand so wie die geistigen Bedürfnisse der armenischen Kirche, die christlichen Grundlagen, auf denen sie ruht, die vielfachen Abweichungen von denselben, die im Verlauf der Jahrhunderte geschehen sind, ihre innern und äußern Zerrüttungen, mit den geeignetsten Mitteln und Wegen die Wunden derselbigen zu heilen, aus eigener Anschauung genau kennen zu lernen, und der Welt mit schonender Liebe bekannt zu machen. Sie haben Gelegenheit gefunden, vielseitige Bekanntschaften mit den Verständigern unter allen Klassen dieses Volkes anzuknüpfen, das Zutrauen derselben zu gewinnen, ihnen das lebendige Bewußtseyn des geistigen Zerfalles ihrer Kirche und der einzigen Wiederherstellungsmittel derselben nahe zu bringen, und ihre stille Theilnahme für diesen heiligen Endzweck anzuregen. Sie haben diese Bekanntschaften als Mittel benützt, die Christen des Abendlandes und ihre religiöse Thätigkeit in nähere theilnehmende Berührung mit diesem alten ehrwürdigen Brudervolke der Armenier zu bringen, und durch diese Bekanntschaft den Letztern die kräftigsten Antriebe zu bereiten, die Verbindung mit den abendländischen Christen als geeignetes Wiederbelebungsmittel ihrer erstorbenen Kirche zu benützen, und namentlich den protestantischen Kirchengemeinschaften des Abendlandes, mit denen sie zuvor beinahe gänzlich unbekannt waren, mit Zutrauen näher zu treten. Sie haben in der gründlichen Erlernung der ostarmenischen Volkssprache das gesegnete Mittel angetroffen, durch die Ueber-

setzung, den Druck und die Verbreitung des Neuen Testamentes unter diesem Volke die verschloßene Quelle der heiligen Schriften demselben aufs Neue zu öffnen, und auf diesem Wege einen geistigen Sauerteig in den Schooß der armenischen Kirche auszustreuen, der Gotteskraft genug besitzt, das alte Wesen des Fleisches zu verdrängen, und das geistig erstorbene Geschlecht in eine neue Kreatur in Christo umzuwandeln. Selbst der alte kostbare Schatz ihrer frühesten Bibelübersetzung, den die armenische Kirche seit dem vierten Jahrhundert als ein Heiligthum in ihrem Schooße bewahrt, durfte wieder aus dem Staube hervorgezogen, und durch Bearbeitung der sprachlichen Hülfsmittel von Wörterbüchern und Sprachlehren das Mittel der Geistlichkeit und dem Volke in die Hand gegeben werden, ihre ausgeartete Volkssprache durch allmählige Zurückführung auf die lautere Stamm- und Wurzelsprache wieder anzufrischen, und ihnen damit den Weg zur Kenntniß und zur Benützung ihrer alten kirchlichen Litteratur wieder aufzuschließen. Die Gnade Gottes ließ es innerhalb dieses Zeitraums unsern Missionarien gelingen, eine eigene Druckerpresse für das armenische Volk aufzurichten, etwa 25 der besten christlichen Traktate des Abendlandes, welche Einleitung in das nützliche Bibellesen, eine gesunde Bekanntschaft mit dem Worte Gottes und den großen Heilswahrheiten desselben und die Wiedergeburt des Geistes und Herzens durch das Evangelium bezwecken, in ihre Volkssprache zu übersetzen, zu drucken und allgemein unter dem Volke auszubreiten. Auch die Jugend wurde dabei nicht vergessen, indem nicht nur alle erforderlichen Schulschriften in großer Anzahl aus-

gefertigt und gedruckt, sondern auch da und dort Schulen aufgerichtet, eine kleine Anzahl brauchbarer Schullehrer erzogen, und jede Gelegenheit benutzt wurde, die Priester und das Volk zur allgemeinen Einführung eines bessern Schulunterrichtes aufzumuntern. Besonders hatten es bei dieser christlicher Thätigkeit unsere Missionarien darauf angelegt, der armenischen Geistlichkeit und dem Volke seine Stellung unter den Bekennern des Islams klar und wichtig zu machen, und in demselben das lebendige Bewußtseyn ihrer Verpflichtung anzuregen, daß sie als ein Christenvolk die große Bestimmung haben, durch Wort und Wandel zu verkündigen die Tugenden Deß, der sie berufen hat aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte. Um sie zum anspruchlosen Missionsgeschäfte unter den Muhamedanern vorzubereiten, wurden ausführliche Anweisungen für sie verfaßt und gedruckt, in welchen die Glaubensverschiedenheit zwischen dem Worte Gottes und den Lehren des Korans klar auseinander gesetzt, die Irrthümer des Islams einfach und kräftig widerlegt, die hohen Vorzüge des Christenthums dargestellt, und ihnen die einfachen Wege vorgezeichnet werden, wie sie als Christen dem Muhamedaner in Lehre und Wandel entgegen kommen sollen, um denselben für die Erkenntniß Christi zu gewinnen. Es bildeten sich an verschiedenen Orten der armenischen Kirche kleine Häuflein gründlich bekehrter, gläubiger Seelen, welche zu jeglichem guten Werke geschickt und bereitwillig sind; es fand sich eine Anzahl wackerer jungen Geistlichen ein, welche im Lichte der evangelischen Erkenntniß, das sie selbst zu finden die Gnade hatten, mit Freuden die Hände darbieten, um die

heiligen Schriften nicht nur unter ihrem eigenen Volke auszubreiten, sondern auch in entfernten Gegenden unter muhamedanischen Völkern umher zu tragen, um durch sie Seelen für Christum zu gewinnen. Setzen wir zu diesem Allem endlich noch hinzu, daß unter Gottes Segen die armenische Presse ihre fortdauernde Beschäftigung und den ununterbrochenen Absatz ihrer Schriften finden darf, und daß nunmehr die oberste rußische Regierungsbehörde durch die genauere Kenntniß des wahren geschichtlichen und kirchlichen Zustandes des armenischen Volkes, das innerhalb ihrer Landesgrenzen lebt, den Antrieb und das geeignete Mittel gefunden hat, auf die zweckmäßige Gestaltung seiner innern Verhältnisse ihr freundliches Augenmerk hinzulenken, so dürfte in diesen genannten Thatsachen eine genügende Rechtfertigung für die Ueberzeugung unserer Missionarien und unserer Missions-Committee liegen, daß der heilige Zweck, den wir bei unsern Missionsarbeiten unter dem armenischen Volke im Auge hatten, so weit durch Gottes Gnade erreicht wurde, als eine christliche Privatgesellschaft ihn beabsichtigen kann und darf, und daß nunmehr der Zeitpunkt gekommen zu seyn scheint, auf diese Grundlagen hin unsere ganze unmittelbare Missionsthätigkeit den muhamedanischen Völkern Ober-Asiens zuzuwenden.

Diese neue Richtung der Missionsstation zu Schuscha, bei welcher wir das unmittelbare und eigentliche Ziel unserer evangelischen Thätigkeit in jenen Gegenden unter Gottes Beistand zu gewinnen hoffen dürfen, führte im Laufe des verflossenen Jahres einige äußerliche Verände-

rungen herbei, welche durch die Leitung der göttlichen Gnade auf mannigfaltige Weise begünstigt wurden. Dabei war es unsern Herzen wohlthuend, nicht nur durch die umständlichen schriftlichen Berichte unserer dortigen geliebten Missionsarbeiter, sondern auch auf mündlichem Wege durch den Besuch von zwei derselben, der Missionarien Zaremba und Pfander, die willkommene Gelegenheit zu finden, mit der erforderlichen Klarheit die neuen Arbeitsgebiete zu überschauen, zu deren Anbau uns ein sichtbarer Fingerzeig unseres Gottes hinwies. Unser theurer Bruder, Missionar Zaremba, kehrte nach einer verläugnungsvollen und schweren Laufbahn von zwölf Jahren, und nach den heftigsten Angriffen der Cholera-Krankheit, welche seinem Leben die augenscheinlichste Gefahr drohte, für einige Zeit zu unserer großen Freude und Erquickung in unsere heimathliche Mitte zurück, um unter Gottes Segen seine erschöpften Kräfte aufs neue zu stärken, und sich unter dem Schatten der Bruderliebe für die Arbeiten und Entsagungen seines fernern Missionslaufes vorzubereiten. Der liebe Missionar Pfander, dem unsere Missions-Committee die Gestattung ertheilt hat, in das eheliche Verbündniß mit einer wackern Mitgehülfinn einzutreten, benutzte seinen Aufenthalt zu Moskau, um nach einer Abwesenheit von acht Jahren den Seinigen in seinem Vaterlande Würtemberg und uns zu Basel einen kurzen Besuch zu machen, und in verschiedenen Berathungen mit unserer Committee sich über die Mittel und Wege mit uns zu verständigen, durch welche die neuen Einrichtungen und Geschäftsvertheilungen der Missionsstation zu Schuscha auf eine zweckmäßige Weise eingeleitet

werden dürften. Möge der Arm des HErrn diesen geliebten Bruder mit seiner Gattinn wohlbehalten in den harrenden Kreis seiner dortigen Brüder im Laufe dieses Sommers zurückführen, und ihn aufs Neue zum Segen setzen für das Volk, dem er als Zeuge der himmlischen Wahrheit dienen soll.

Um dieselbe Zeit, als Missionar Pfander Schuscha verließ, traten noch zwei andere Veränderungen in dem Kreise unserer dortigen geliebten Sendboten ein, welche ihre Herzen mit der Wehmuth der Liebe erfüllen mußten. Missionar A. Dittrich trat nämlich den 20. Juni des verflossenen Jahres mit seiner Familie seine Reise nach Tiflis an, wohin ihn das Zutrauen der rußisch-kirchlichen Oberbehörde als Ober-Pastor der deutschen Gemeinden in Georgien berufen hatte. Sein Austritt aus der dortigen Missionsfamilie und der unmittelbaren Missionsthätigkeit müßte für ihre und unsere Herzen doppelt schmerzhaft seyn, wenn wir nicht einerseits die volle Angemessenheit seiner Persönlichkeit zu dem wichtigen Berufe, den der HErr der Gemeinde in seine Hände niederlegen wollte, und andererseits die freudige Zuversicht unsern Herzen vergegenwärtigen dürften, daß das armenische Arbeitsfach, das dieser geliebte Bruder vorzugsweise betrieb, seine theilnehmende und kenntnißreiche Wirksamkeit mit dem Eintritt desselben in sein neues Amt nicht ganz eingebüßt haben wird, sondern daß ihm noch immer Zeit und Kräfte übrig bleiben dürften, die Ausfertigung zweckmäßiger Schriften in der ostarmenischen Sprache fortzusetzen, und mit seinen Erfahrungen sowohl als mit seinem Rathe die bisherigen geliebten Mitgenossen seiner Arbeit

zu unterstützen. Eine zweite schwere Abschiedsstunde kam ihrem dortigen Kreise durch die Abreise des lieben Missionars C. F. Haas, der am 21. Sept. des verflossenen Jahres mit seiner Familie im Namen Gottes den Weg nach seinem neuen Missionsposten zu Tebris in Ober-Persien antrat, und am 3. Oktober glücklich in dieser Stadt anlangte, um dort neue Wirkungskreise für das Werk Christi aufzusuchen.

Nach der Abreise dieser geliebten Brüder blieb vorerst nur das kleine Häuflein von vier Missionarien zu Schuscha zurück, um im Vertrauen auf die Kraft Christi, welche in den Schwachen mächtig ist, die neuen Geleise der Missionsthätigkeit zu betreten, welche der Rath des HErrn durch einen Zusammenfluß von Umständen ihren Augen vorgezeichnet hat. Es währte nicht lange, so traten nach einer langen und beschwerlichen Reise zwei neue Mitgehülfen ihrer Arbeit, die Missionarien E. Schneider und A. Kreis am 26. Dez. 1833 in ihre Friedenshütte zu Schuscha ein, um ihre Hände zu stärken, und die Arbeiten und Kämpfe des Missionswerkes mit ihren ältern Brüdern zu theilen. Natürlich war im Laufe des verflossenen Jahres der größere Theil ihrer Zeit mit der Erlernung der Sprachen derjenigen Völker ausgefüllt, welchen nun von Schuscha aus das Zeugniß von Christo nahe gebracht werden soll. Während die armenische Missionsarbeit, so weit es die Umstände gestatten, von den beiden Brüdern, Dittrich und Haas, auf ihren verschiedenen Posten fortgesetzt wird, und die Beihülfe einer Anzahl frommer armenischer Priester und einzelner Privatchristen für die wachsende Verbreitung der heiligen

Schriften und nützlicher armenischer Traktate eine genügende Handreichung darbietet, bleibt nun unsern Missionarien zu Schuscha ausschließlich die Arbeit unter den Muhamedanern übrig, zu welchen ihnen nach allen Richtungen der Zutritt offen steht.

Es ist nunmehr das große Missionsgebiet unter den zahlreichen Tartarenstämmen, und das noch größere Arbeitsfeld unter dem persischen Volke, in welche unsere geliebten Brüder zu Schuscha sich theilen, und die vieler Hände bedürfen, wenn sie besonders unter den vielfachen Hindernissen des ersten Anfanges mit Treue und gesegnetem Erfolg gepflegt werden sollen. Unsere Missionspresse daselbst, welche Missionar Judt bisher mit großer Thätigkeit besorgte, ist im Laufe des verflossenen Jahres mit dem erforderlichen Vorrathe persischer Typen versorgt worden, und wird, so der HErr Gnade gibt, mit dem Druck von Büchern in der persischen und tartarischen Sprache eine volle und ununterbrochene Beschäftigung finden. Die erste dieser Arbeiten besteht in dem Druck einer sehr interessanten, von Missionar Pfander ausgefertigten, und in die tartarische und persische Sprache bereits übersetzten Schrift, welche unter dem Titel: „Misan ul hak, oder die Wage der Wahrheit," eine vergleichende Untersuchung über die Lehre des Evangeliums und des Korans in einem Umfange von etwa 30 Druckbogen in sich faßt, und darauf berechnet ist, die Aufmerksamkeit der Muhamedaner auf eine genauere Erforschung der heiligen Schriften und Vergleichung derselben mit dem Gesammtinhalte des Islams hinzulenken. Diese Schrift, welche aus einer genauern Bekanntschaft

mit dem ganzen Religionswesen der muhamedanischen Völker, und namentlich der Perser hergeflossen ist, und den großen Umfang ihrer Vorurtheile gegen die Lehre Christi mit praktischer Gewandtheit erläutert und durch das Licht des Evangeliums berichtigt, dürfte durch ihre allgemeine Verbreitung unter dem Volke das passendste Mittel seyn, den geistigen Verkehr unserer Missionarien mit den Tartaren und Persern zu eröffnen, und beiden Theilen einen sichern Leitfaden in die Hände zu geben, der eine reiche Fülle religiöser Unterhaltungs-Gegenstände ihnen darbietet, und klar die Hauptpunkte heraushebt, um welche es unsern geliebten Sendboten bei ihren Arbeiten unter den muhamedanischen Völkern vor Allem zu thun ist. Eine kurze Uebersicht des Inhaltes dieser interessanten Schrift, welche vorerst in der persischen Sprache auf unserer Druckerpresse zu Schuscha ausgefertigt werden soll, haben wir im Anhange III. beigefügt, um unsere Missionsfreunde in den Stand zu setzen, die eigenthümliche Richtung kennen zu lernen, von welcher aus unsere Missionarien zu Schuscha den Faden der Bekanntschaft mit dem Christenthum unter den Muhamedanern anzuknüpfen beabsichtigen; und wir wünschen von Herzen, daß der reiche Segen des HErrn diese ersten Anfänge ihrer Arbeit begleiten möge!

Ueber den allgemeinen Gang ihrer Missionsthätigkeit im verflossenen Jahre haben sich unsere Brüder in einem eigenen kurzen Berichte selbst ausgesprochen, welchen wir im Anhange IV. beigefügt haben, nachdem unser Heidenbote bei verschiedenen Gelegenheiten umständlichere Nachrichten über ihre Arbeiten bereits mitgetheilt hat. Uns

bleibt hier nur noch übrig, mit wenigen Worten die eigenthümliche Stellung zu bezeichnen, in welcher jeder Einzelne unserer dortigen Brüder zum allgemeinen Missionsgeschäfte sich befindet.

Zu dieser Station gehören nunmehr acht Missionarien, nämlich die Brüder F. Zaremba, C. G. Pfander, C. F. Judt, F. Sprömberg, J. Th. Wolters, Ch. G. Hörnle, E. Schneider und A. Kreis, an welche sich die beiden National-Gehülfen, Mirsa Faruch und Sarkis, anschließen. Missionar Pfander wird zunächst mit zwei seiner geliebten Brüder das persische Missionsfach fortsetzen, für welches er durch seine Reisen in Persien einen Reichthum an Erfahrungen gesammelt hat, und mit seinen Brüdern, die gegenwärtig mit der Erlernung der persischen Sprache sich beschäftigen, sich in die schriftlichen Arbeiten, in die mündliche Verkündigung des Evangeliums, so wie in die Reisen theilen, welche zur Förderung des Missionszweckes nothwendig sind. Missionar Sprömberg tritt mit Einigen seiner Brüder vorzugsweise in das tartarische Missionswerk über, und vertheilt sich mit ihnen in die verschiedenartigen Anforderungen und Geschäfte desselben; auch dürfen wir, so der HErr Gnade gibt, der lieblichen Hoffnung uns hingeben, daß, als älterer und erfahrener Bruder, Missionar Zaremba diesem wichtigen Missionsberufe unter den Tartaren zu der vom HErrn bestimmten Stunde werde zurückgegeben werden. Missionar Hörnle endlich hat neben der Erlernung der persischen Sprache noch den besondern Auftrag von unserer Missions-Gesellschaft erhalten, sich in die Sprache der Kurden hinein zu üben,

um unter dem Beistande des HErrn die Fähigkeit zu gewinnen, dem armen verlassenen Kurdenvolke die Schriften des Neuen Bundes in seine Muttersprache zu übersetzen, und ihnen durch den Glauben an das Wort den Zutritt zum Himmelreiche aufzuschließen.

Möge der HErr nach dem Reichthum Seiner Barmherzigkeit unsere geliebten Brüder zu Schuscha mit Geist und Kraft erfüllen, und sie tüchtig machen zu dem heiligen Werke des Amtes, das die Versöhnung predigt, und jetzt in Seinem Namen unter den muhamedanischen Völkern des Orientes aufgerichtet werden soll.

4. Missionsstation zu Tebris in Ober-Persien.

Ein interessantes Tagebuch des Missionars Pfander über seine letzte Reise, die er vom 19. September 1832 bis 2. Merz 1833 zur Förderung der Missionssache nach Tebris in Ober-Persien machte, das wir hinten im Anhange V. unsern Missionsfreunden im Auszuge mittheilen, war reich genug an Thatsachen aller Art, um in unsern Herzen die Ueberzeugung zur Reife zu bringen, daß der Versuch, in dieser Hauptstadt Ober-Persiens eine kleine evangelische Missionsstation aufzurichten, nicht nur unter den gegenwärtigen Umständen ohne bedeutende Gefahr ausführbar seyn dürfte, sondern auch heitere Aussichten für eine gesegnete Wirksamkeit in sich schließt, welche unter Gottes Beistand nach und nach die Grenzen ihrer Arbeit weithin über das Land ausbreiten dürfte. So wenig wir uns dabei die Nothwendigkeit verbergen konnten, bei dem steten Wechsel der Dinge in Persien nur mit bescheidener Hoffnung ein Werk zu beginnen,

das in seiner ersten Entwicklung den mannigfaltigsten Schwierigkeiten entgegentritt, und dessen wirkliches Gelingen allein von der wegbahnenden und siegbereitenden Gnade unseres Gottes abhängt; so konnte uns doch der Hinblick auf so manche fördernde Umstände der Gegenwart nicht länger zweifelhaft darüber lassen, was von unserer Seite zur Anbahnung einer evangelischen Mission in Persien wenigstens versuchsweise geschehen soll. Unser Beschluß wurde durch den weitern Umstand kräftig unterstützt, daß von nun an ein Hauptzweig der Missionsthätigkeit zu Schuscha der Verbreitung der Erkenntniß Christi unter dem persischen Volke zugewendet werden soll, welcher nur alsdann einen festen Bestand und eine ausgedehnte Wirksamkeit gewinnen kann, wenn ihm im Lande der Perser selbst eine Zahl von Mitgehülfen zur Seite steht, die nach einem gemeinsamen Plane sich wechselsweise die Hände bieten, um die geistigen Bedürfnisse des persischen Volkes genauer zu erforschen, und denselben in rechtem Maaße und auf die angemessene Weise die Nahrungsmittel des Evangeliums zuzuführen.

Der liebe Missionar Haas zu Schuscha erhielt nun im Sommer des verflossenen Jahres von unserer Missions-Committee den Auftrag: im Namen des HErrn diesen ersten Missionsversuch in Persien auf sich zu nehmen, und sich in dieser Absicht zu Tebris auf unbestimmte Zeit niederzulassen. Seine bisherigen Erfahrungen im Missionsgeschäfte, so wie seine verschiedenartigen Sprachkenntnisse schienen uns vorzugsweise denselben für dieses schwierige Beginnen geeignet zu machen, und dieß um so mehr, da seine Bekanntschaft mit der armenischen

Sprache und dem armenischen Volke, für dessen evangelische Erleuchtung er bisher auf gesegnete Weise zu Schuscha gearbeitet hatte, uns zugleich hoffen ließ, daß durch seine Niederlassung in Persien auch der zahlreichen armenischen Bevölkerung dieses Landes ein Segen Gottes zugeführt werden dürfte. Seit dem Oktober des verflossenen Jahres hat nun Missionar Haas seine Arbeit zu Tebris im Namen des HErrn begonnen. Es war ein folgenreicher und dem ersten Anscheine nach höchst betrübender Umstand, daß der Landesfürst, Abbas Mirza, von dessen Sinn und Aeußerung am meisten die Begünstigung eines solchen Versuches erwartet werden durfte, schon in den ersten Monaten unerwartet schnell von dieser Erde entrückt wurde, und das Land von Ober-Persien den ängstlichsten Besorgnissen gewaltsamer Erschütterungen zurückließ. Immerhin war es bei diesem schmerzlichen Ereignisse, das mit Einem Schlag die ersten Schritte dieses Versuches zu lähmen drohte, eine heilsame Erinnerung für unsern geliebten Bruder so wie für uns, das vorhabende Werk schon in seinen ersten Wurzeln nicht auf Menschenmacht und Gunst, sondern auf Gottes Geist zu bauen, und ruhig der weitern Entwicklungen zu warten, die da kommen sollen.

Das erste Niederlassen eines Boten Christi im fremden Lande hat in der Regel immer etwas Ungemüthliches, das seine ersten Arbeiten zu trüben droht. Die gänzliche Fremdartigkeit aller äußern Umstände, die Umkehrung seiner bisherigen Lebensweise, das Gefühl der Fremdlingschaft unter einem Volke, das man nicht kennt, die Nothwendigkeit, eine neue Sprache zu reden, in welcher

man noch nicht die erforderliche Fertigkeit erlangt hat, die unübersehbare Menge von Gegensätzen im täglichen Leben der Menschen, welche durch die Kraft des Christenthums umgeschaffen, vertilgt und gereinigt werden sollen, die Unbehülflichkeit, in welcher man sich selbst jeden Augenblick mit seinen täglichen Bedürfnissen erblickt: alle diese Umstände wirken zu mächtig auf das Gemüth, als daß sie nicht die Freude des Anfangs verdüstern, und den Glaubensmuth des Herzens für Augenblicke schwächen sollten. Auch diese schmerzhafte Erfahrung hat unser theurer Bruder Haas im ersten Hineinleben in seine neue Lage gemacht, und mit Abraham, dem Vater der Gläubigen, gefühlt, daß es eben kein Leichtes sey, zu bekennen: „daß wir Gäste und Fremdlinge auf der Erde sind."

Um so erfreulicher war für unsere Herzen der Inhalt des ersten Tagebuchs von seinem neuen Missionsposten, das Nachrichten von seinen Arbeiten und Erfahrungen in den ersten Monaten seines Aufenthaltes zu Tebris bis zum Ende des Januar dieses Jahres in sich faßt, aus welchem wir im Anhange unseres Berichtes (VI.) das Wichtigste zur Mittheilung für unsere theuren Missionsfreunde ausgezogen haben. Der Inhalt dieses lehrreichen Tagebuchs ist vollkommen dazu geeignet, unsere mitverbundenen Freunde in die eigenthümliche Natur des Missionsgeschäftes in Persien tiefer hineinblicken zu lassen, und die Wege zu bezeichnen, die der Bote Christi daselbst gehen muß, wenn der Erkenntniß des HErrn eine stille Bahn zu den Herzen der Einwohner vorbereitet werden soll. Wohl hat es keiner unserer theilnehmenden Freunde

erwartet,

erwartet, daß im Perserlande alsobald mit der öffentlichen Verkündigung des Evangeliums von Christo der Anfang gemacht werden könne. Dieß kann dort eben so wenig und noch viel weniger geschehen, als es bei uns geschehen dürfte, wenn auf den öffentlichen Straßen unserer Städte ein persischer Mollah sich hinstellen und das versammelte Volk zur Verwerfung ihres bisherigen Christenglaubens und zur Annahme des Korans auffordern wollte. Aber wenn gleich ein solches Beginnen in der Regel erst die letzte süße Frucht mannigfaltiger Vorbereitungen der Missionsthätigkeit ist, so bleibt doch dem lieben Missionar Haas, wenn ihm Gott auf seinem neuen Posten Gesundheit und Leben erhält, unendlich viel zu thun übrig, was einen entschiedenen Werth für das Werk Christi hat, und die Steige vorbereitet, auf welchen die Erkenntniß des Heiles in Christo allmählig zu den Herzen der Einwohner gelangen kann. Sollten die politischen Ereignisse des Landes die nöthige persönliche Sicherheit mit Recht hoffen lassen, so gedenkt im Laufe dieses Sommers Missionar Hörnle zu Schuscha sich an unsern Bruder Haas in Tebris anzuschließen, um die dargebotene Gelegenheit zu benutzen, in der Kenntniß der persischen Sprache die erforderliche Tüchtigkeit zu gewinnen. Wir empfehlen diesen neu begonnenen Missionsversuch in Persien dem liebenden Andenken und dem inbrünstigen Gebete aller Gläubigen, und flehen zum HErrn, daß der ganze Rathschluß Seines gnädigen Wohlgefallens an ihm und durch ihn an Tausenden unserer verirrten Brüder in Persien in volle Erfüllung gehen möge.

5. Missionsstation auf der dänischen Goldküste in West-Afrika.

Nur wenige Briefe sind uns im Laufe des verflossenen Jahres von Ussue auf der dänischen Goldküste her aus der Feder des lieben Missionars Riis zugekommen, welcher allein von dem Häuflein sechs theurer Sendboten daselbst zurückgeblieben ist. Nach einer Reihe von klimatischen Krankheiten, von denen immer eine der andern die Hände bot, hat der HErr aus Gnaden seine Gesundheit so weit befestigt, daß er sich als dem Himmelsstrich befreundet betrachten, und als solcher Ausflüge ins Land von Zeit zu Zeit wagen darf, welche jeden neuen Ankömmling mit Todesgefahr bedrohen würden. Die erste Zeit brachte er zu Christiansburg zu, um das Predigtamt auf der Colonie zu versehen, für welches seit dem Hingang unseres vollendeten Bruders Henke noch kein Nachfolger aus Dänemark angekommen war. Wie unwillkommen ihm auch diese Nothwendigkeit erschien, auf die Errichtung von Negerschulen in den Aquapim-Bergen noch länger verzichten zu müssen, wozu der freundliche Gouverneur Lind bereits hülfreiche Hand geboten hatte, so konnte er doch die christliche Angemessenheit seiner Stellung im Kreise einer zahlreichen Colonie verlassener Einwohner um so weniger verkennen, da ihm auch in dieser neuen Lage vielfache Gelegenheit dargeboten war, sich der armen Mulatten-Jugend anzunehmen, und den christlichen Schulunterricht derselben, so wie ihren Confirmanden-Unterricht zu besorgen. Endlich wurde der Pastor Haven von Kopenhagen zu Hülfe gesendet, um auf Christiansburg den Beruf eines christlichen Predigers

und Seelsorgers zu versehen; und schon freute sich Missionar Riis, seinem Lieblingswerke unter den Negern nun ungehindert entgegen eilen zu dürfen, denen seine Liebe und sein Leben angehörte. Allein die Hand des HErrn raffte nun plötzlich den wackern Gouverneur Lind durch den Tod hinweg, und mit ihm wurde unserem geliebten Bruder einer der treuesten Freunde entrissen, der seine Missionsarbeit bisher auf so kräftige Weise befördert, und ihn dabei mit Rath und That unterstützt hatte. Zu seinem Troste war auch der Nachfolger desselben seinem Vorhaben, auf den entferntern Pflanzungen im Gebirge Schulen unter der Negerjugend aufzurichten, günstig, und bot ihm eine fördernde Hand zur Ausführung desselben an. Schon war Alles vorbereitet, um in diesem neuen Wirkungskreise sich niederzulassen, als der verborgene Rath des HErrn am 3. September des verflossenen Jahres den kaum in die Arbeit eingetretenen Pastor Haven in die ewige Ruhe hinüber rief. „Das hiesige Gouvernement, so schreibt der liebe Bruder Riis in seinem neuesten Brief vom 22. September, hat mich, da meine Bestimmung abermals durch den Tod dieses geliebten Freundes verrückt wurde, freundlichst ersucht, von der Errichtung von Negerschulen in den Gebirgen vorerst abzusehen, und meine bisherige Arbeit auf dieser Colonie fortzusetzen. Wirklich scheint auch bis auf diese Stunde die Hand des HErrn dorthin meinen Weg mit Dornen vermacht zu haben; und da hier Alles wohl eingerichtet ist, und es mir an einem gesegneten Wirkungskreise nicht gebricht, auch derselbe bei meinem Austritt gänzlich verwaist zurückgelassen

werden mußte, so bleibt mir nichts übrig, als die Fügung meines Gottes zu ehren, und mir Seinen Weg wohl gefallen zu lassen."

So weit schreibt unser geliebte Bruder in seinem neuesten Briefe. Wir sind mit seiner Ansicht vollkommen einverstanden, und es gereicht unsern Herzen zum innigsten Dank gegen den HErrn, daß Er sein Leben bisher in Gnaden bewahren, und ihm die Gelegenheit bereiten wollte, gerade an der rechten Stelle, die für ihn vorzugsweise taugt, und auf welcher er das volle Vertrauen der Einwohner genießt, sein Tagewerk treiben zu dürfen. Was der Rath des HErrn ferner über unsere westafrikanische Mission beschlossen hat, das geschehe. Noch hängt ein mitternächtliches Gewölk über dem armen Negervolke Afrikas, das die Boten Christi nicht weiter in das Innere seiner Wildnisse hineinziehen läßt. Aber früher oder später wird auch ihm seine Erlösungsstunde schlagen, und der Anbruch eines neuen Tages das Sonnenlicht der himmlischen Wahrheit über seine düstern Fluren ausgießen.

6. Errichtung einer deutschen Missionsstelle im südlichen Indien.

Schon in unserm vorjährigen Jahresberichte haben wir kurz die Gründe auseinander gesetzt, welche unsere Missions-Committee bestimmten, unsere Aufmerksamkeit auf die Anlegung einer deutschen Missionsstelle im südlichen Indien hinzulenken. Noch war damals die Möglichkeit so wie die Art und Weise der Ausführung dieses Wunsches in ein vielfaches Dunkel eingehüllt, das uns den rechten Weg nicht erkennen ließ, den wir dabei wandeln

sollten. Um dem gewünschten Ziele näher zu treten, wurde dem Inspektor unserer Anstalt auf seine vorjährige Reise nach England der Auftrag mitgegeben, mit unsern erfahrungsreichern Freunden daselbst über diesen Gegenstand die erforderlichen Berathungen zu pflegen. Die Vorsehung unseres Gottes leitete es auf wunderbare Weise also, daß gerade während seines Aufenthaltes zu London die neue Verfassungsurkunde des brittischen Indiens vor dem Parlamente verhandelt, und mit derselben die Gestattung einer freien Niederlassung jedes Ausländers für rechtmäßige Zwecke in den brittischen Besitzungen des nördlichen und südlichen Indiens zum Gesetz erhoben wurde. Mit dieser Verfügung, an welche sich zugleich einflußreiche Förderungen der evangelischen Missionsarbeit unter den indischen Völkern anschließen, war von der Hand des HErrn das bedeutungsvollste Hinderniß auf einmal gehoben, das bis jetzt jede nicht brittische Missionsgesellschaft vom thätigen Antheil am segensreichen Missionswerke Indiens zurückgehalten hatte. Mit gänzlicher Aufhebung der bisherigen Lizenz, welche nur in den seltensten Fällen und mit sehr bedeutendem Kostenaufwand bis jetzt von der Direktion der ostindischen Compagnie für den Ausländer hatte erhalten werden können, steht ihm nun der freie Zutritt zu den Völkern und dem Boden Indiens von allen Seiten offen, und ihm ist mit der bürgerlichen Rechtsgleichheit und der Gestattung der freien Ausübung jedes protestantischen Glaubensbekenntnisses unter der Voraussetzung seines Gehorsams gegen die bestehenden Gesetze der unmittelbare Schutz des Präsidenten für seine Person, sein Eigenthum und seine Gewerbsthätigkeit zugesichert.

Da nun der HErr mit seiner starken Hand diese Riegel zerbrochen, und die Pforte des Eintritts in die indischen Missionsgebiete auf bürgerlich gesetzlichem Wege weit vor uns aufgethan hatte, so konnten wir an dem Wohlgefallen Seines Willens an das gewünschte Werk eine muntere Hand anzulegen, nicht länger zweifeln; und dieß um so mehr, da von jenen gesegneten Ufern her immer lauter der Ruf zu unsern Herzen herüber schallte: kommt herüber und helfet uns. Wiederholte Berathungen mit unsern sachkundigen brittischen Freunden, welche zugleich durch die ausführlichen Mittheilungen unserer geliebten Brüder in Indien, und namentlich des lieben Missionars J. J. Müller in Palamkottah, ein vielfaches Licht erhielten, ließen uns bald deutlich erkennen, daß die westliche Küste Indiens die geeignetste Stelle darbieten dürfte, auf welcher deutschen Missionarien ein weiter und ungehinderter Raum zu ausgedehnter Missionsthätigkeit dargeboten ist. Bei dieser Wahl lag uns billig der Grundsatz auf der Seele, unter einer von europäischem Verkehr unberührten Hindubevölkerung und an einer Stelle, wo Christi Name noch nicht gehöret ward, und welche den Arbeitssprengeln anderer Missions-Gesellschaften entfernter liegt, ein Räumchen aufzufinden, an welchem sich drei unserer geliebten Missionszöglinge im Herzen eines heidnischen Volkes stille niederlassen, und nach und nach ihre gesegneten Wirkungskreise für die erste Pflanzung des Christenthums aufsuchen könnten. Da zu gleicher Zeit durch dieses neue Gesetz vollkommen gleiche Religionsübung allen protestantischen Kirchengemeinschaften dargeboten ist, so nehmen wir es mit gerührtem Dank aus

der Hand unſeres Gottes an, dieſen erſten Verſuch unſerer deutſchen Brüder auf indiſchem Boden eine Miſſion der evangeliſch-lutheriſchen Kirche nennen zu dürfen, und das Augsburgiſche Glaubensbekenntniß ihrer kirchlichen Geſtaltung zu Grunde zu legen. Dieſes iſt ſeit den Zeiten des ſeligen Ziegenbalgs den Neubekehrten Indiens nicht unbekannt geblieben. Der Katechismus des ſeligen Dr. Luthers, ſo wie die wichtigſten Bekenntnißſchriften der lutheriſchen Kirche und die Liturgie derſelben haben mit den kräftigſten Liedern der ſpeneriſch-halliſchen Schule ſchon ſeit langer Zeit durch Ueberſetzungen ihren Weg zu dem tamuliſchen Volke jener Gegenden gefunden, und mit denſelben ſind unſern deutſchen Sendboten bereits die wichtigſten Hülfsmittel vorgearbeitet, welche zur Förderung ihres Werkes mit gerührtem Dank gegen Gott von ihnen benutzt werden können.

Bald vereinigte ſich unſere Miſſions-Committee in dem Beſchluſſe, daß aus der Reihe unſerer ältern Miſſionszöglinge die drei geliebten Brüder: Samuel Hebich von Nellingen im Königreich Würtemberg, Johann Chriſtoph Lehner von Rheinheim im Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt, und Chriſtian Leonhard Greiner von Göppingen in Würtemberg im Namen unſeres Gottes und Heilandes zu dieſem wichtigen Werke verordnet, und als die erſten Sendboten unſerer evangeliſchen Miſſions-Geſellſchaft nach dem ſüdlichen Indien abgeſendet werden ſollen. Dieſe drei geliebten Brüder haben nach erhaltener Ordination der evangeliſchen Kirche den 24. Merz dieſes Jahres unter gemeinſchaftlichem Gebet und Segenswünſchen ihre Reiſe vorerſt nach England angetreten, um ſich

dort einige Monate lang noch weiter im Gebrauche der englischen Sprache zu üben, und unter den Berathungen unserer dortigen Freunde, welche uns mit der zuvorkommendsten Liebe ihre freundliche Förderung zugesagt haben, sich nach einer passenden Schiffsgelegenheit nach den westlichen Gestaden Indiens umzusehen.

Die nächste Anweisung zum Eintritt in ihren künftigen Beruf, welche sie von unserer Missions-Committee empfangen haben, besteht einfach darin: sich vorerst auf der westlichen Küste der indischen Halbinsel nach einer gelegenen Seehafenstadt zu begeben, dort die Sprache des heidnischen Volkes, zu welchem sie gesendet werden sollen, gründlich zu erlernen, sodann einige der gesegneten Missionsstellen im Süden zu besuchen, sich mit der Missionsweise derselben bekannt zu machen, und erst nach der nöthigen Vorbereitung die besondere Missionsstelle, welche der Rath Gottes durch unsere sachkundigen Freunde in Indien ihnen zeigen wird, zu beziehen, und so in der Kraft des HErrn und im Lichte Seines heiligen Geistes ihr eigenes Missionswerk anzufangen.

Eine gnadenreiche Fügung unseres Gottes durfte unsere Missions-Committee nicht lange nach dem Abschied unserer drei Brüder aus unserem Kreise in dem Umstand finden, daß schon im Anfang des Monats Juli eine geeignete Gelegenheit zur unmittelbaren Ueberfahrt nach den westlichen Ufern Indiens in London sich darbot, welche für sie und für uns um so willkommener ist, da auf dem gleichen Schiffe einer der Missionarien der bischöflichen Missions-Gesellschaft, Herr Bailey, welcher seit vielen Jahren als Bote Christi auf jenen Ufern mit

großem Segen gearbeitet hat, so wie Herr John Sullivan, ein thätiger Beförderer der indischen Missionssache, nach Indien zurückkehren werden, und die Gesellschaft dieser beiden Männer während der langen Ueberfahrtszeit die willkommenste Vorbereitungsschule für unsere Sendboten werden dürfte.

Wie ermunternd auch die Aussichten sind, welche die ersten Anfänge dieses Missions-Beginnens freundlich beleuchten, so möchten wir es dennoch nicht wagen, uns bei denselben allzu lebhaften Hoffnungen hinzugeben. An dem Segen des HErrn wird es nimmermehr gebrechen, aber diesen Segen gibt Er nur zu Seiner Zeit und in der Weise, welche Seinem Herzen wohlgefällt. Jeder neue Missionsposten in der Heidenwelt hat seine eigene Prüfungs- und Läuterungs-Perioden, und der Bestand desselben wie der Segen seiner Wirksamkeit hängt von der Art und Weise ab, wie dieses Prüfungsfeuer der Trübsal ausgehalten und benutzt wurde. Unser Missionsposten auf dem west-afrikanischen Liberia hatte einst unter den hoffnungsreichsten Umständen begonnen, aber er ist im Läuterungsfeuer nicht bewährt erfunden worden, und mußte darum gänzlich aufgegeben werden. Unsere drei geliebten Brüder haben mit kindlicher Hingebung an den HErrn, und mit der aufrichtigen Bereitwilligkeit, Seinem Willen in ihrer Zeit zu dienen, den Wanderstab für Indien ergriffen. Nun thut es Noth, daß die Gemeinschaft der Gläubigen sie in ihrer Schwachheit durch die Rauchopfer des Gebetes kräftig unterstütze, damit sie am bösen Tage Widerstand thun, das Feld behalten und Alles wohl ausrichten mögen. Solch gemeinschaftliches Zusammenwirken

im Geiste des Gebetes macht allein das Herz fest und den Gang gewiß; und in dieser Ordnung dürfen wir getrost hoffen, daß ihr Pilgerweg reiche Früchte tragen wird zum ewigen Leben.

III.

Unsere evangelische Missionsschule faßte bei unserem letzten Jahresfeste vierzig Zöglinge in sich, welche sich aus eigenem Herzenstrieb zu ihrer vorbereitenden Bildung für den Missionsberuf in der Heidenwelt in derselben niedergelassen hatten. In ihren Kreis wurden an Ostern dieses Jahres neun neue Missions-Kandidaten von unserer Committee zur Prüfung aufgenommen, so daß demnach der Gesammtbestand unserer Missionsanstalt im Laufe des verflossenen Jahres in neun und vierzig Jünglingen bestand, welche sich dem seligen Zeugendienst des Evangeliums in der Heidenwelt geweiht haben. Aus dieser Zahl wurden vier, welche länger oder kürzer in unserer Mitte gewohnt haben, nach reiflicher Erwägung unserer Missions-Committee ihrer früheren Laufbahn zurückgegeben, während eilf andere Mitglieder dieses brüderlichen Kreises ihrer Missionsbestimmung im Namen des HErrn näher gerückt sind, und in verschiedenen Richtungen den Weg zu den Heiden betreten haben. Zwei derselben, die schon obengenannten Brüder Volz und Knoth sind für die Mission in Abyssinien verordnet, und bereiten sich auf dieselbe im bischöflichen Missions-

Institute zu Islington vor. Drei andere, die Brüder Hebich, Lehner und Greiner, schicken sich gerade in diesen Tagen zu London an, ihre lange Seereise nach Indien anzutreten. Die sechs übrigen verabschieden sich an unserem gegenwärtigen Jahresfeste aus unserer brüderlichen Mitte, und gedenken nach demselben sich nach London zu begeben, um unter der Leitung der englisch-bischöflichen Missions-Gesellschaft sich dort für den Dienst des Evangeliums unter den Heiden noch weiter vorzubereiten. Die Namen derselben sind: Karl Heinrich Blumhardt aus Stuttgart, Christian Friedrich Schlenker aus Kirchheim, Johann Georg Mühlhäuser aus Notzingen im Königreich Würtemberg, Karl Cäsar Menge aus Hanau, Alfred Emanuel Eckel aus Straßburg, und Christian Friedrich Warth aus Untertürkheim in Würtemberg. Ziehen wir die bereits Ausgetretenen, so wie die zum nahen Austritt vorbereiteten Brüder von der obigen Zahl unserer Missionszöglinge ab, so bleiben unserer Missionsschule noch vier und dreißig Mitglieder derselben übrig, welche in der Kraft des HErrn ihre begonnenen Missionsstudien fortzusetzen entschlossen sind.

An dem Austritte eines unserer brüderlich geliebten Lehrer, des Herrn Repetenten Werner, welcher dem Predigerberufe in seinem Vaterlande Würtemberg näher getreten ist, hat unsere Missionsschule einen empfindlichen Verlust gemacht, indem seine christliche Treue und Hingebung, so wie seine wissenschaftliche Bildung und Lehrgabe unserem Hause und seinen Bewohnern einen Segen zurückgelassen haben, den der HErr auf seiner künftigen Laufbahn reichlich wieder auf ihn zurückfließen lassen wolle.

An seine Stelle ist Herr Kandidat Oehler aus dem Königreich Würtemberg als Lehrer unserer Schule eingetreten, um an der Seite seiner drei Mitarbeiter zur Förderung des Unterrichts und Erziehungsgeschäftes in derselben thätig mitzuwirken, und wir haben ihn als eine theure Gabe aus der Hand des HErrn, der unsere innern und äußern Bedürfnisse am besten kennt, in Empfang genommen.

Erfreulich ist es für unsere Herzen, daß die Anzahl frommer und tüchtiger Jünglinge sich mehrt, welche sich vom HErrn berufen fühlen, der Verbreitung seiner seligmachenden Erkenntniß unter den Völkern der Heiden ihre Zeit und ihre Kräfte zu wiedmen. Für die vielfachen Liebesdienste, welche Manche unserer theilnehmenden Missionsfreunde auch in Hinsicht auf die Erleichterung der Bekanntschaft mit solchen Missions-Präparanden unserer Anstalt leisten, sind wir denselben zum herzlichsten Danke verpflichtet, und wir fühlen uns zu der angelegentlichen Bitte an sie gedrungen, diesem wichtigen Gegenstande, welcher die Lebenswurzel unserer evangelischen Missionsthätigkeit bildet, ihre ernsthafteste Aufmerksamkeit zu wiedmen. Bei der Empfehlung von Jünglingen, welche sich als Missions-Kandidaten darbieten, kommt nun freilich Alles auf die einfache Verständigung in den Grundsätzen an, nach welchen das Urtheil über die Empfehlungswürdigkeit eines Jünglings gebildet wird. Bisweilen wird dabei das Hauptaugenmerk auf hervorstechende Geistesgaben und den Vorrath vorbereitender Kenntnisse hingerichtet, welche zur Würdigkeit seiner Aufnahme in die Missionsschule gefordert werden, und sein gemüthvolles

Einverständniß in die Wahrheit des evangelischen Glaubens unserer Kirche als genügendes Merkmal betrachtet, das seine Tüchtigkeit zum künftigen Missionsberufe beurkundet. Gerade auf entgegengesetztem Wege wird bisweilen die aufrichtige, eifrige und durch Erfahrung bewährte christliche Gottseligkeit eines Jünglings als einziges und zureichendes Erforderniß der Würdigkeit seiner Aufnahme in die Missionserziehung angesehen, und die Zuversicht festgehalten, daß sein christlicher Sinn und Wandel jede erforderliche Geistesanlage erwecken, und jedes Gebrechen seines frühern Jugendunterrichtes und seiner versäumten Erkenntniß ersetzen werde. Bei beiden einander entgegengesetzten Ansichten der Beurtheilung läuft das Herz Gefahr, einen Mißgriff zu thun, und gerade das, was der ganze Umfang des Missionsbedürfnisses erfordert, aus dem Auge zu verlieren.

Unstreitig ist und bleibt die einzige Lebenswurzel des probehaltigen Missionssinnes allein der lebendige Glaube an den HErrn Jesum, welcher durch eine dankbare Liebe zu Dem, der uns bis in den Tod geliebet hat, im Sinn und Wandel des Christen sich thätig kund thut. Ohne diesen Glauben läuft auch das glänzendste Talent jeden Augenblick Gefahr, auf dem klippenreichen Meere des Missionslebens im Schiffbruche unterzugehen. Die sittliche Kraft, welche dieser Glaube der Seele gibt, und die Ordnung und Zuverläßigkeit des Charakters und Lebens, welche sein Einfluß über das ganze Wesen des Menschen verbreitet, wird durch keine Wissenschaft und durch keine Kunst ersetzt; so wie auch die beharrliche Ausdauer aufopfernder Menschenliebe nur von dem Glücklichen erwartet

werden darf, welchem dieſe himmliſche Gabe von dem Vater der Lichter aus Gnaden gegeben worden iſt.

Aber dieſes köſtliche Kleinod des Glaubens, unſtreitig das erſte und wichtigſte Erforderniß ächter Miſſionstüchtigkeit, wird nach dem Zeugniß des Wortes Gottes und der Erfahrung nicht darum gegeben, um durch daſſelbe die natürlichen Geiſtesgaben zu erſetzen, welche der weiſe Haushalter der Welt in verſchiedenen Abſtufungen ſeinen Menſchenkindern zu ertheilen pflegt, und die in reicher Fülle zum Werke des Amtes unter den Heiden erfordert werden; vielmehr geht die Arbeit dieſes Glaubens dahin, die vorhandenen natürlichen Anlagen und Geiſteskräfte des Menſchen zu ordnen, zu heiligen und für das Reich Chriſti fruchtbar zu machen. Nach dem Gleichniſſe des Heilandes im Evangelio haben die beiden Knechte, denen der HErr dem Einen zehn, dem Andern fünf Pfunde zur Verwaltung anvertraut hatte, einen ungleich größern Ertrag ihrer Arbeit in Seine Hände geliefert, als der minder Begünſtigte, der nur Ein Pfund von Ihm empfangen hatte, zu thun vermochte, ſelbſt alsdann, wenn er eben nicht im Unmuth ſein ihm anvertrautes Pfund im Schweißtuch in die Erde begraben hätte. Nicht als ob nicht auch der, dem nur Weniges anvertrauet iſt, immer noch bei treuer Behandlung deſſelben zur Freude ſeines HErrn und zum Wohl ſeiner Brüder Lobens- und Belohnenswerthes zu leiſten vermöchte, wenn er demüthig und beſcheiden genug iſt, das ihm anpaſſende Plätzchen in der Welt mit emſiger Treue auszufüllen, und ſich nicht aus Ueberſchätzung ſeiner Kräfte in Wirkungskreiſe hinein zu zwingen, deren gewiſſenhafte

Ausfüllung ein gröſseres Maaſs geheiligter Geiſtesgaben erfordert, als der HErr ihm zu verleihen für gut gefunden hat. Allerdings iſt es eine traurige Erfahrung, daſs der Knecht, dem der HErr fünf und zehn Pfunde zur nützlichen Verwerthung anvertraut hat, gar leicht und bald der Gefahr des Stolzes und des hochmüthigen Eigendünkels hingegeben iſt, und es undankbar vergiſst, daſs er nichts hat, was ihm nicht von Oben herab aus unverdienter Gnade gegeben worden wäre. Unaussprechlich groſs iſt der Schaden, den der hoffärtige Mißbrauch der Gaben Gottes dem Werke Chriſti in der Heidenwelt einbringt, indem ein ſolcher Sinn nur Verderben erntet. Aber nicht minder verführeriſch iſt die Anfechtung, welcher im Heidengebiete derjenige gar leicht unterliegt, der nur Ein Pfund in dieſelbe zum Handeln mitgebracht hat. Aus Unmuth und Mißgunſt vergräbt er gar leicht ſein Pfund im Schweiſstuch in die Erde, und nennt den HErrn, der ihn geſendet hat, einen harten Mann, welcher ernten will, wo er nicht geſäet hat. Beide bedürfen demnach der gleichen Zucht des heiligen Geiſtes, und der gleichen Wachſamkeit über ſich ſelbſt, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollen, indem ſie Andern predigen, ſelbſt verwerflich zu werden.

Freilich muſs zu dieſer Gnade der lebendigen Gottſeligkeit und zum erforderlichen Maaſse natürlicher Geiſtesgaben noch die innere Berufung vom HErrn nothwendig hinzutreten, wenn der fromme Jüngling auf der Miſſionslaufbahn zu heiterer Lebens- und Arbeitsfreudigkeit gelangen, und des Kreuzes nicht gar bald überdrüſsig werden ſoll, das ihn täglich auf dieſem Wege erwartet.

So schwer auch diese innere Berufung des Einzelnen zur Missionslaufbahn von Andern aus sichern Merkmalen aufgefaßt werden mag, und meist erst die Folgezeit dieses dunkle Geheimniß entfalten muß, so erkennbar ist sie doch für den redlichen Sinn dessen, der sie empfangen hat. Der sicherste Weg zur Erkenntniß derselben zu gelangen, bleibt immer die strenge Prüfung und das klare Bewußtseyn der Beweggründe, auf welche sich unser Verlangen nach dem Missionsberufe stützt, so wie das stille Achten auf die Fügungen Gottes in unserem äußerlichen Leben. Wen das Gefühl der Unbehaglichkeit in seinem bisherigen Berufe, die Lust, seinen Stand zu verändern und einer vermeintlich höhern Menschenklasse anzugehören; wen der Trieb, sein Verlangen nach wissenschaftlicher Ausbildung zu befriedigen, und einen Namen unter seinen Zeitgenossen zu gewinnen; wen der eitle Kitzel, sich in der Welt und unter den Völkern umzusehen, oder einen gesicherten Unterhalt für seine künftigen Lebenstage sich zu bereiten; wen die trügerische Hoffnung, sich selbst zu erhöhen und einen bedeutenden Einfluß auf ein Volk zu gewinnen; wen die unruhige Beweglichkeit, die mit keiner Lage in der Welt lange zufrieden ist; wen selbst die fromme Täuschung, durch die Kraft seiner Predigt Schaaren von Heiden dem Reiche Christi zu gewinnen, der Missionslaufbahn entgegen führt, der ist nicht vom HErrn berufen, so lange er von diesem Geiste getrieben wird. Nur die lebendige Anerkenntniß des wahren Glaubens, daß wir als Erlöste durch das Blut Christi Ihm jetzt mit Leib, Seel und Geist als bleibendes Eigenthum angehören, nur

der

der innere Drang einer dankbaren Liebe, die nicht mehr sich selbst, sondern Dem allein zur Ehre und Freude leben will, der für uns gestorben und auferstanden ist; nur jene Macht des christlichen Wohlwollens, das im Gefühl der Seligkeit, die wir selbst in der Gemeinschaft Christi genießen, von Herzen bereitwillig ist, Alles daran zu wagen, um unsere verirrten Mitbrüder zum Genuß derselben Seligkeit hinzuführen; nur die redliche Bereitwilligkeit, sich gerne zu dem Niedrigsten in der Nachfolge Christi zu bequemen, um des Höchsten theilhaftig zu werden: nur dieser Sinn läßt uns wissen, ob wir wirklich vom HErrn zur Missionslaufbahn berufen seyen oder nicht. Stimmt nach gewissenhafter und oft wiederholter Prüfung unser inneres Bewußtseyn mit diesem Sinne des Geistes überein, und haben wir dabei die Anforderung reiflich erwogen, welche die Tauglichkeit zum Missionsberufe mit vollkommenem Recht an uns macht, so kommt es weiter darauf an, das Wohlgefallen Gottes an unserer Wahl zu gewahren, das sich durch die Fügungen unserer äussern Lebensumstände zu erkennen gibt. Wer beim Eintritt in die Missionslaufbahn in Gefahr ist, irgend eine anerkannte Pflicht gegen seine Eltern und Vorgesetzten, gegen seine Landes-Obrigkeit und sein Vaterland zu verletzen, der kann nicht als ein vom HErrn Berufener mit Ruhe und Freudigkeit dem Ziele seiner Laufbahn entgegen ziehen. Sind diese Bande der Pflicht auf eine Gott wohlgefällige Weise gelöst, und haben wir die Billigung sachkundiger Christen, so wie derer, welchen ein Urtheil über uns zusteht, für unsern Entschluß gewonnen, so läßt

ſich in ſolchem Falle immerhin getroſt die Probe in einer Miſſionsſchule machen, und bei anhaltendem kindlichem Gebet und Flehen wird uns der HErr zur rechten Stunde kund thun, was Sein Rath über uns erſehen hat.

Auch die vorherrſchende Gemüthsweiſe des Einzelnen iſt bei der Wahl des Miſſionsberufes von nicht geringer Wichtigkeit. Iſt ſein Temperament zu aufbrauſender Heftigkeit und ſchnellem Zorn geneigt, ſo wird er unter dem nervenreizenden Einfluſſe eines tropiſchen Klimas gar bald eine Beute der Leidenſchaft, eine Laſt für ſeine Brüder und ein Stein des Anſtoßes für das Werk Chriſti unter den Heiden werden, und ſeine Geſundheit in kurzer Zeit verzehren. Iſt ſeine Gemüthsweiſe träge und unempfindlich, ſo wird der erſchlaffende Einfluß eines glühenden Himmels ihm bald jede Luſt zur Arbeit und Anſtrengung rauben, und eine Stumpfheit des Thätigkeitstriebes in ihm erzeugen, welche ihn zum Miſſionswerke untüchtig macht. Iſt ſein Gemüth zum Leichtſinn und zur Oberflächlichkeit geneigt, ſo wird er nur unter den bitterſten Erfahrungen die Fähigkeit gewinnen, eine ausharrende Geduld und eine unbewegliche Treue unter den anhaltenden Kämpfen ſeines Berufes zu üben. Neigt ſein Gemüth zum Schwermuthe hin, ſo iſt er in Gefahr, daß er bei Mangel an Umgang und an ermunternder Aufrichtung ſich ſelbſt erdrückt, und die ſchwere Laſt der Gegenwart durch düſtern Trübſinn ſich unerträglich macht. Eine Gleichmuth der Seele, die in Freud und Leid das rechte Ebenmaaß der Empfindungen bewahrt; eine natürliche Heiterkeit des Gemüthes, die im Glauben an den HErrn täglich ihre neue Nahrung ſucht und findet; ein

Sinn ungeheuchelter Menschenfreundlichkeit, der Allen wohl will und ihr Bestes sucht; eine feste Beharrlichkeit des Gemüthes, die unter Lasten aushält, und auch dem bösen Tage seine Vortheile abzugewinnen weiß; eine kindliche Sorglosigkeit, die in den Armen des Vaters ruht, und auf jedem Schritte das Beste von Ihm erwartet: diese durch Gottes Geist geheiligte Gemüthsweise ist ein großer Schatz, der vorzugsweise zum Missionsberufe tauglich macht, und auf seiner Dornenbahn mit jedem Tage weiter führt.

Allerdings hat auch die Gesundheit so wie die körperliche Beschaffenheit des Einzelnen ihr eigenthümliches Gewicht in der Waagschale des Missionslebens. Zwar bedarf es eben nicht eines starken und festen Körperbaues, um den Veränderungen eines tropischen Klimas und den erforderlichen Anstrengungen des Missionsberufes zu genügen, denn oft hat der zartere Körper den eigenthümlichen Einflüssen außereuropäischer Länder sich leichter und gefahrloser angeschmiegt, als die starke Körperkraft, welche den physischen Anforderungen des Klimas nicht weichen will. Nur die ursprüngliche Krankhaftigkeit organischer Körpertheile verschlimmert den Gesundheitszustand des Einzelnen, der unter einen fremdartigen Himmelsstrich versetzt wird, und führt in der Regel eine Entscheidung früher herbei, als sie im Geburtslande Statt gefunden haben würde. Da die unzivilisirten Heidenvölker die Ueberlegenheit des Europäers nicht nach den Eigenschaften seines Geistes und Herzens, sondern nur nach der Aeußerlichkeit seines Körperbaues zu beurtheilen pflegen,

so ist auch ein wohlgebildeter Körper eine Gabe des HErrn, die, obgleich nicht wesentlich zum Missions-Beruf erforderlich, doch immer einen eigenthümlichen Werth in sich schließt, welcher für den Missionsberuf nicht gleichgültig ist.

Möge der HErr uns und jeglichem unserer Freunde, der einen frommen Jüngling der Missionsschule zuweist, ein reiches Maaß himmlischer Weisheit schenken, um das, was bei solcher Wahl vor Allem Noth thut, richtig zu erkennen, und mit sorgsamer Pflege seinem stillen Wachsthum aufzuhelfen.

Unsere Missionsstudien sind im Laufe des verflossenen Jahres mit gesegnetem Erfolg fortgesetzt worden, und es hat bei den meisten unserer geliebten Zöglinge nicht an Fleiß und emsiger Beharrlichkeit gefehlt, die dargebotene Gelegenheit zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung zu benutzen, und ihre Zeit mit christlicher Treue auszukaufen. Besonders heilsam wirken in dieser Beziehung die Zeugnisse, welche sie aus dem Munde ihrer rückkehrenden ältern und erfahrenern Brüder für den Werth und die Brauchbarkeit einer vielseitigen Ausbildung zu vernehmen Gelegenheit haben. Wirklich bedürfen auch die Lehrer der Anstalt des ermunternden Bewußtseyns treuer Pflichterfüllung von Seiten ihrer geliebten Schüler, wenn sie der schwierigen Aufgabe nicht erliegen sollen, welche der HErr aus Gnaden in ihre Hände niederlegte. Ein in vielen Fällen gänzlich vernachläßigter Jugend-Unterricht, ein spürbarer Mangel an Denk- und Gedächtniß-Uebung, eine völlige Unbekanntschaft mit den Grundelementen des Sprachbaues, und jene Unbehülflichkeit des

Geistes, die sich in einer neuen Gedankenwelt fremde fühlt, legen bei nicht selten vorgerücktem Alter unserer theuren Missionszöglinge dem Unterrichte, namentlich in den beiden ersten Jahren, Hindernisse in den Weg, welche nur eine entschiedene Liebe zum HErrn und die treue Beharrlichkeit des Fleißes zu überwinden vermag. Aber daß sie in der Kraft Christi überwunden werden können, und von manchen unserer geliebten Brüder auf eine wahrhaft erfreuliche Weise wirklich überwunden worden sind, das haben wir nicht unserer Erfahrung im Unterrichte, sondern der Gnade Gottes zu verdanken, welche über unserem Hause gewaltet hat bis auf diese Stunde, und welcher allein das Lob für diese Segnungen gebührt.

Eine eigenthümliche Gefahr, welche dem geistigen Leben auf der Streiterbahn der Boten Christi von allen Seiten begegnet, ist das allmählige Hinabsinken in jene mittelmäßige Alltäglichkeit, welche selbst den heiligsten Beruf in ein eitles Brodgewerbe umzuwandeln droht. Um vor dem Einschleichen dieser Berufsgewohnheit sich zu sichern, thut dem Boten Christi vor Allem Noth, unter Gebet und Flehen zum HErrn sich an ein geistiges Ideal der apostolischen Missionsthätigkeit anzuschließen, das ihm Maaßstab seiner Selbstbeurtheilung und Leitstern seiner Handlungsweise werden soll, wenn er nicht mitten in der heiligsten Beschäftigung eine Beute der Gewöhnlichkeit werden will. Nicht umsonst hat die weisheitsvolle Vorsehung Gottes es also gefügt, daß uns in der heiligen Geschichte, im Leben des Apostels Paulus, der klare Spiegel eines solchen Musterbildes vor die Augen gestellt worden ist, um Jedem, der den Wettlauf des Missions-

lebens mit seinen Brüdern zu theilen wünscht, die tägliche Gelegenheit zu geben, an diesem Bilde apostolischer Missionsthätigkeit sich mit sich selbst zu verständigen. Man darf nur die einzelnen Züge dieses Charakters in der bedeutungsvollen Einfachheit, wie sie die heilige Geschichte nennt, zusammenlesen, um ein Missionsbild in ihnen zu gewahren, das nie ohne Beschämung und Ermunterung betrachtet werden kann. Die höchste Würde seines Lebens findet Paulus in dem Glück, ein Apostel zu seyn, und als Freiwilliger auf dieser Bahn zu wandeln. Der HErr Jesus Christus selbst hat ihn zum Apostelamte berufen, und sein Amt durch die Stiftung gläubiger Christen-Gemeinden in der Heidenwelt versiegelt. Daß er jetzt unter mannigfaltigen äußern Beschwerden das Evangelium den Heiden predigt, dessen darf er sich gar nicht rühmen; denn er muß es thun, und er thut damit nichts Sonderliches, weil es das größte Unglück seines Lebens wäre, wenn er es nicht thun würde. Aber damit kann sich seine Seele noch nicht zufrieden geben, denn es ist ein noch höheres Ziel, das auf allen seinen Missionswanderungen in seiner Seele mit ihm zieht. Auch er hätte die Befugniß, ohne ängstliche Rücksicht auf Andere von allen Nahrungsmitteln und Erquickungen Gebrauch zu machen, welche die Gegenwart darbietet. Auch ihm wäre gestattet, wie den übrigen Aposteln, eine Schwester zum Weibe mit umher zu führen; auch er dürfte füglich seine früheren Berufsarbeiten auf die Seite legen, um sich das Leben bequemer zu machen. Die Natur der Sache so wie das Wort Gottes würde es billigen, wenn er seinen Lebensunterhalt von den Beiträgen der Christengemeinden bezöge,

die der HErr durch seine Hand gestiftet hat. Aber auf alle diese Befugnisse hat sein Herz im Dienste seines göttlichen Meisters verzichtet. Er strebt nach einem Ruhm auf der Missionslaufbahn, der ihm höher steht als selbst das Leben, das er von Gott empfangen hat. Daß er das Evangelium den Heiden verkündigt, das ist eine selbstverstandene Pflicht; aber er will noch mehr als dieß, er will es kostenfrei den Völkern stellen, um nicht der Gefahr ausgesetzt zu seyn, eines Mißbrauches der Befugnisse beschuldigt zu werden, die das Evangelium seinen Dienern gibt. Um Menschen aller Klassen und Denkweisen die Predigt von dem Gekreuzigten näher zu bringen, und ihre Liebe für dieselbe zu gewinnen, kann er sich in dieser Welt Alles gefallen lassen, und zu jeder Volks- und Lebenssitte und zu jeder Eigenthümlichkeit der Denkart herabsteigen, selbst alsdann, wenn ein solches Hineinleben in Andere seiner Persönlichkeit schwere Kämpfe kosten sollte. Ihm ist wohl bewußt, daß obgleich Alle auf der Rennbahn dem Ziele entgegen eilen, und früher oder später bei demselben anlangen, doch Einer nur den Lorbeerkranz des Sieges davontragen kann. Und diesen zu erlangen, dazu ist ihm kein Opfer zu schwer und keine Anstrengung zu mühevoll; gilt es doch eine unvergängliche Krone, die ihm vom Ziele her entgegen glänzt. An der Gewißheit seines Besitzes so wie an der Gewißheit der Bahn, die zu demselben führt, ist ihm Alles gelegen. Darum will er keine leeren Luftstreiche thun, sondern den Kampf mit der Begehrlichkeit seines alten Menschen mit allem Nachdruck führen, um nicht, indem er Andern

predigt, am Ende selbst den höchsten Preis des Lebens einzubüßen. (1 Cor. 9, 1—27.)

Möge der HErr nach seiner großen Barmherzigkeit uns Allen die Kraft seines heiligen Geistes schenken, daß mitten im beschämenden Gefühle der Schwachheit das redliche Streben nach Annäherung zu diesem ehrwürdigen Bilde der herrschende Sinn unserer Missionsschule werden möge!

IV.

So wie ein Reichthum geistlicher Gaben Gottes unser evangelisches Missionswerk und seine Arbeiter im Heidenlande im Laufe des verflossenen Jahres gekrönet hat, so hat es Seine Hand uns auch an der leiblichen Nothdurft nicht ermangeln lassen, so daß wir Ihn auch in diesem Stücke als den guten Hirten erfahren durften, der seinen Schafen Leben und volle Genüge zu geben gewohnt ist. Diese Hülfleistungen seiner Gnade sind für unsere Herzen um so köstlicher in Tagen und Stunden der Trübsal, wie sie unser geliebtes Basel seit mehreren Jahrhunderten nicht sehen durfte. Dennoch hat uns Sein allmächtiger Arm vor dem Untergange bewahrt, und Sein Schild uns zugedeckt, so daß uns kein Fall fällen durfte, wie groß er war. Dafür bringen wir Ihm den innigsten Dank, der Seinem Namen gebührt, und bitten Ihn, daß Er diese neuen Zeugnisse Seiner rettenden und durchhelfenden Gnade tief in unsere Herzen schreiben, und uns auch für die künftigen Zeiten in denselben ein Unterpfand finden lassen möge, daß Er sich unter allen Umständen

als den Treuen und Wahrhaftigen an seinen Kindern beweist, und sie nie über Vermögen versucht werden lässet.

Die Gesammt-Einnahme unserer evangelischen Missions-Gesellschaft vom 1. Januar bis 31. Dez. 1833 bestand in . . . . Schweizerfranken 62,900-14 Rp.

An dieser Summe erhielten wir aus Deutschland und andern Ländern an laufenden Beiträgen verehrlicher Hülfs-Missions-Gesellschaften und Vereine, so wie an Liebesgaben und Legaten einzelner Freunde. . . . Schweizerfranken 26,282-31 „

Ebenso aus der Schweiz . . . . . „ 17,324-94 „

Rückerstattungen . . . . . „ 8,640-— „

Vom Ertrage des Magazins, Heidenboten, Zinsen und Geld-Agio . . . . „ 10,652-89 „

Gesammt-Einnahme: Schweizerfr. 62,900-14 Rp.

Dagegen beliefen sich die Gesammt-Ausgaben unseres Missionswerkes in derselben Zeit auf . . Schweizerfranken 54,883-18 Rp.

welche sich folgendermaßen vertheilen:

Unterhaltungs- und Lehrkosten unserer Anstalt, nebst den Ausrüstungs- und Reisekosten von vier ausgesendeten Missionszöglingen . . . . Schweizerfranken 28,318-35 Rp.

Verschiedenes, als Lokal-Unterhaltung, Hausgeräthschaften, Postporto, Transportkosten u. dgl. . . . . „ 5,263-69 „

Für unsere Missionsstation zu Schuscha „ 12,372-44 „

Für Karaß und Madschar . . . „ 2,200-— „

Transport Schweizerfranken 48,154-48 „

pr. Transport:	Schweizerfranken	48,154-48 Rp.
Für die Mission in Tebris in Persien	„	2,600-— „
Für persische Typen für unsere Presse in Schuscha.	„	1,141-— „
Angewiesene Geldvorschüsse für den Bücherdruck, besonders für den Druck des armenischen N. Testaments in Moskau	„	2,987-70 „
Gesammt-Ausgaben:	Schweizerfr.	54,883-18 Rp.

Diese Jahres-Rechnung zeigt demnach einen Ueberschuß von 8,016 Fr. 96 Rappen, welche unser treuer HErr und Versorger uns für die Bedürfnisse des laufenden Jahres zum Voraus in die Hände legte.

Unmöglich können wir den Inhalt der vorliegenden Jahres-Rechnung unserer evangelischen Missions-Gesellschaft überblicken, welche durch so manche freundliche Gabe an Strick- und Näharbeiten und Leinwand von den verehrten Frauen- und Jungfrauen-Missions-Vereinen noch weiter erhöht wurde, ohne uns zugleich zum innigsten Danke ermuntert zu fühlen gegen so viele bekannte und unbekannte, nahe und ferne Freunde und Freundinnen unseres deutschen und schweizerischen Vaterlandes, welche an dieser Handreichung der Christenliebe ihren thätigen Antheil genommen haben. Wie viele tausend Hände sind durch den Drang der Liebe Christi in Bewegung gesetzt worden, um durch das Zusammentragen ihrer Scherflein dieses ehrwürdige Opfer der Liebe auf dem Altare Gottes niederzulegen. Wie viele tausend Herzen haben sich dabei in heiliger Inbrunst aufgeschlossen, um in der stillen Kammer durch Gebet und gläubige Fürbitte diese Gabe

zu weihen, und sie in einen Wohlgeruch vor dem Throne des Ewigen zu verwandeln. Möge sie der Vater der Barmherzigkeit, der in das Verborgene siehet, Alle segnen, und diese Aussaat ihrer Liebe auf den großen Acker der Welt in hundertfachen Früchten wieder auf Jeglichen zurückfließen lassen, der es für Gnade hielt, am Werke Christi Theil nehmen zu dürfen.

Die hohe und ernste Entscheidungskraft der Zeit, in welcher wir leben, spricht zu laut zu den Herzen der Gläubigen, als daß es erst der Menschenworte bedürfte, um unsere Theilnahme an diesen herrlichen Erscheinungen des Himmelreiches zu neuem Eifer zu entzünden. Wo der HErr so laut und kräftig, wie in unsern Tagen, durch seine heiligen Gerichte zu den Völkern redet, da gebührt es uns, ehrfurchtsvoll zu hören, und unsere Häupter aufzuheben, weil sich unsere Erlösung naht. Während in so vielen Ländern des christlich genannten Europa's ein geheimnißvoller Gährungsstoff der Unzufriedenheit, den keine menschliche Klugheit zu deuten vermag, in den Eingeweiden der Völker wüthet, und alles Bestehende zu zertrümmern droht, hat der Arm des HErrn sich aufgemacht, seinem unbeweglichen Reiche neue weite Heerstraßen zu den zahlreichen Völkern der Heidenwelt aufzuschließen. Wie viele alte Riegel der Finsterniß sind nicht im Laufe des verflossenen Jahres von seiner Hand zerbrochen, wie viele Bollwerke der menschlichen Bosheit mit Einem Schlage zertrümmert worden, um seiner seligmachenden Erkenntniß die verrammelten Wege zu den Völkern der Erde aufzuthun! Jene schnöde Götzentempelkaste, mit welcher der bekehrte Hindu in Indien sich das

Recht von der brittischen Regierung erkaufen mußte, in den berühmten Tempeln des Landes seine Götter verehren zu dürfen, ist für immer aufgehoben, und eben damit dem blinden Fanatismus, der seine religiösen Uebungen gerne mit Opfern erkauft, ein Ende gemacht worden. Nach einer neuen gesetzlichen Verordnung kann nunmehr, was vorher nie geschehen durfte, und auch nie geschah, der zum Christenthum bekehrte Hindu eben so gut wie der Götzendiener und Muhamedaner zu einem Magistrate seines Volkes erwählt werden; auch ist ein altes Herkommen der Schasters, nach welchem jeder, der den väterlichen Götzendienst verließ und zum Christenthum übertrat, nicht nur aus seiner Familie und aus seinem Dorfe ausgestoßen, sondern auch seines väterlichen Vermögens beraubt wurde, auf gesetzlichem Wege für immer abgeschafft, und die Religions-Veränderung des Hindu kann und darf keinen nachtheiligen Einfluß auf seine bürgerlichen und Familien-Verhältnisse weiter zur Folge haben. Das ganze brittische Indien von den Ufern des Ganges an bis zum Kap Comorin hinab, und von da bis zum Indus hinauf, das bisher jedem Ausländer verschlossen war, ist nun durch die neue Charte Ostindiens für den allgemeinen und ungehinderten Völkerverkehr für immer aufgethan, und jedem Boten Christi aus allen Kirchen-Gemeinschaften und aus allen Ländern steht nun der Weg zu den Millionen der indischen Bevölkerung offen, um das Panier des Gekreuzigten auf allen Hügeln des Landes aufzurichten. Eine unglückliche Sklavenbevölkerung von mehr als 1,800,000 Seelen hat auf den westindischen Inseln im Laufe des verflossenen Jahres ihre

heißersehnte Erlösungsstunde gefunden, und mit einem Lösegeld von 3,200,000 Schweizerfranken hat die brittische Regierung die Freiheit derselben aus den schnöden Sklavenketten von ihren Drängern erkauft, und schon wandern große Schaaren von Evangelisten aus dem Schooße aller bestehenden Missions-Gesellschaften Brittaniens zu ihren Ufern hinüber, um ihnen die einzig wahre Freiheit in Christo, dem eingebornen Sohne Gottes, zu verkündigen.

Welch ein Anbruch einer neuen Missionszeit, welche wir zu erleben beginnen! Welche neue, unübersehbar weite Saatfelder der Wahrheit, die seit Jahrtausenden durch die Macht der Finsterniß mit starken Riegeln verschlossen waren, und jetzt für den Fuß der Friedensboten zugänglich geworden sind! Welch ein neues Siegel, das uns die herannahende Zukunft unseres HErrn als süßesten Ermunterungsgrund zur Glaubensthätigkeit und zur Geduld vor die Augen stellt!

Darum lasset uns uns freuen, meine theuersten Freunde, und fröhlich seyn, und dem HErrn die Ehre geben, denn die Hochzeit des Lammes ist gekommen, und seine Braut hat sich zubereitet. Selig sind, die zu dem Abendmahl der Hochzeit des Lammes berufen sind! Dieß sind wahrhaftige Worte Gottes, spricht der HErr. Offenb. 19, 7. 9.

Beilagen.

Beilage I.

Die Gebirgsvölker des Kaukasus.

Aus dem Jahresberichte des Missionars Lang zu Karaß, vom Merz 1834.

In Ihrem letzten Schreiben forderten Sie mich auf, etwas über die Geschichte der kaukasischen Bergvölker, und namentlich der Tscherkessen, zu schreiben, und in Gemäßheit Ihres Wunsches theile ich Ihnen hier mit, was ich bis jetzt über diesen Gegenstand in Erfahrung bringen konnte.

Die Geschichte dieser Völker ist dunkel, da sie selbst keine andern Geschichtsquellen als mündliche Tradition besitzen. In einer alten türkischen Schrift traf ich ein Geschlechtsregister an, das die Stammväter dieser Völker (ohne Zweifel mit vollkommenem Recht) bis auf Noah zurückführt. Von Noahs Söhnen sollen vier große Ehane herstammen, deren Namen genannt werden, welche zur Zeit der Sprachenverwirrung mit ihrem Volk nach Egypten zogen. Von einem derselben, Walaun, stammte Arabchan, der, um den Bedrückungen des Isaak Sultan sich zu entziehen, mit seinem Volk auf Schiffen den Nil herab entfloh. Nachdem derselbe die Städte Reschid und

Alexandrien geplündert hatte, zog er mit seiner kleinen Flotte zu dem griechischen Kaiser Konstantin nach Konstantinopel, der ihn freundlich aufnahm, und ihm in einer Gegend der Krimm, die noch jetzt Kabardi Su heißt, für sein Volk Wohnplätze anwies. Arabchan starb, und sein Sohn Abdan wurde jetzt Fürst dieser Völkerstämme. Der furchtbare Held Seid Batal Chasi verheerte um diese Zeit die griechischen Staaten, und Abdan, Verheerung fürchtend, und unvermögend, dem griechischen Kaiserthum Hülfe zu leisten, floh jetzt nach Kisil Tasch, in die Gegend, wo der Kuban ins schwarze Meer sich ergießt. Von hier kamen sie auf dem Meere an einen Ort, Tschaktschak genannt, wo sie sich niederließen, wahrscheinlich unweit Anapa, wo jetzt noch Ruinen alter Niederlassungen zu sehen sind, und woher die Fürsten der Tscherkessen zu stammen behaupten.

Auf dieser Flucht wurde Abdan ein Sohn geboren, den er Keser (den Verborgenen) nannte, weil er ihn vor dem griechischen Kaiser verbarg. Keser hinterließ Adadu Chan, dessen Enkel der berühmte Iral war, bei welchem die Tscherkessen heute noch zu schwören pflegen. Dieser Iral hatte drei Frauen; die erste gebar ihm Kuwat Chan, die zweite Beg Bulat und Beslem, die dritte Onarmy und Karisch, welche sämmtlich als die eigentlichen Stammväter der Tscherkessischen Fürsten geehrt werden. Schon unter dem Zar Iwan Wasileiwitsch (Jahr 1555) unterwarfen sich die Tscherkessen des Beschtaus (desjenigen Theils des kaukasischen Gebirgs, der in der Nähe von Karaß liegt) dem rußischen Scepter, und wurden als Vasallen im Kriege gebraucht. So überfielen sie den Daulet Kerai Chan in der Krimm, und nahmen dort die beiden Städte, Temruk und Theman, ein, wurden aber später von Schachbas Kerai geschlagen, an den Kuban zurückgetrieben, und gezwungen, den Islam anzunehmen. Als aber Rußland Krieg gegen die Türken und krimmschen Tartaren anfing, kehrten die Tscherkessen in ihre frühern Wohnplätze am Beschtau zurück. Nach

wenigen Jahren der Ruhe machten die kubanschen Tartaren wieder neue Einfälle, um die Tscherkessen wieder unter die krimm'sche Herrschaft zurückzudrängen; diese verließen jetzt den Beschtau, und zogen näher gegen den Terekfluß, an dessen Ufern sie sich auf rußischem Gebiet niederließen. An ihrer Spitze standen die Brüder Kabardi Bak, welche, unter sich uneinig, ihr Volk theilten, und an verschiedenen Stellen sich niederließen, wodurch die Eintheilung in die große und kleine Kabardah entstanden ist. Zum Zeichen der Unterwürfigkeit gaben die tscherkessischen Fürsten ihre Kinder als Geißeln dem Zar von Rußland. Unter diesen befand sich auch der Sohn und die Tochter des Fürsten Temruk, welche in Moskau die christliche Religion annahmen, die Tochter sogar Gemahlinn des Zars wurde.

Den ersten Anlaß zur Unzufriedenheit der Tscherkessen mit Rußland scheint die Anlegung einer Stadt am Terek gegeben zu haben. Kurgok Rantschuka, Fürst der kleinen Kabardah, nahm im Jahr 1759 das Christenthum zu St. Petersburg an, und ließ sich an den Ufern des Tereks nieder. Große Geschenke reizten Viele, zur christlichen Religion sich zu bequemen. Nun wurde im Jahr 1763 Mosdok gebaut, und gegen zweihundert Männer kamen dahin, sich taufen zu lassen. Die Kabardiner, unzufrieden, einen solchen Zufluchtsort für ihre verlaufenen Unterthanen in der Nähe zu haben, theilten sich, ein Theil für, der andere gegen Rußland, und Letztere forderten die Aufhebung der Festung Mosdok. Bald offenbarte sich unter ihnen der Wunsch, sich vom rußischen Scepter unabhängig zu machen. Vom türkischen Sultan gereizt, brach endlich eine Empörung unter ihnen aus. Fürst Ataschuka blieb Rußland getreu, vier andere Fürsten hielten es mit der Partei der Kubaner, jedoch wurden sie bald gezwungen, sich wieder mit Rußland zu vereinigen. Allein von der Pforte immer wieder aufs Neue gereizt, kam es zu wiederholten Empörungen unter ihnen, so oft

sie

sie auch geschlagen wurden. Von nun an hielten sie die Russen für ihre Unterdrücker, und suchten auch die übrigen Gebirgsvölker zum Aufruhr gegen Rußland zu reizen. Endlich kam selbst eine ansehnliche türkische Armee über den Kuban, an deren Spitze sich der berühmte Daulet Kerai befand, an den sich jetzt alle kubanischen und andere Völkerschaften anschlossen. Auch die Häupter der Tscherkessen hatten sich mit den Türken vereinigt, und nun wollten sie mit Gewalt die rußischen Festungen am Terek und dem Kubanflusse aufheben. Allein sie wurden bei der Festung Naur von den Russen geschlagen. Es kam zu einem Friedenstraktate, und die beiden Kabarden wurden wieder mit Rußland vereinigt; aber es war ein unbeständiger Friede. Indessen wurde die kaukasische Linie gebildet, das heißt, eine Reihe von Festungen von Ekaterinodar bis nach Stawropol und Georgiewks längs des Kubans bis ans schwarze Meer angelegt, um die Gegend zu sichern. Der Krieg brach von Zeit zu Zeit immer wieder aufs Neue aus, und mit großen Verlusten mußten die tscherkessischen Völker ihre Widersetzlichkeit bezahlen.

Endlich erschien der Derwisch Mahammed, später Scheich Mansur genannt, ein Mann, welcher den ganzen Koran und noch 20,000 geistliche Verse dazu auswendig wußte. Von den Türken aufgemuntert, entflammte er den alten Groll der Kaukasier gegen Rußland durch seine Predigten, denen seine strenge Enthaltsamkeit und freigebige Wohlthätigkeit großes Gewicht gab. Türkische Gesandte beredeten ihn, sich für einen Propheten auszugeben, und wußten die Bergvölker durch Erzählungen von erstaunlichen Wundern, die er verrichtet haben sollte, für seine Prophetenwürde zu begeistern. Bald wurde er als Iman Mansur verehrt, der zur letzten Zeit erscheinen, im kaukasischen Gebirg zuerst hervortreten, und allen Völkern den Islam verkündigen werde. Nun fing er an, an der Spitze eines gewaltigen Heeres von Türken und Gebirgsvölkern mit Feuer und Schwert Rache zu nehmen

an den Ungläubigen, die das Land der Muſelmannen in Beſitz genommen hatten. Dieß waren zunächſt die Ruſſen. Allein von dieſen wurde der neue Prophet mit ſeinem ganzen Anhang geſchlagen, bei Einnahme der Feſtung Anapa gefangen genommen und nach Schlüſſelburg gebracht, wo er als Gefangener das Leben endete. Mit ihm erloſch nun der Geiſt des Aufruhrs unter den Gebirgsvölkern; ein Friedensſchluß mit der Pforte befeſtigte Rußlands Oberherrſchaft über das kaukaſiſche Gebirg, und mehr als je zuvor wurde auch ein Theil der Tſcherkeſſen dem ruſſiſchen Scepter unterthan. Warum nun dieſes mächtige Reich, während Perſien und die Türkei vor ſeinen tapfern Legionen bebte, dieſe längſt erworbene Oberherrſchaft bis auf dieſen Tag nicht zu behaupten wußte, warum das Tſcherkeſſenvolk allein ſo viele Jahre frevelhaft genug auf dem ruſſiſchen Gebiete ſeinen Unfug treiben darf, dieß auseinander zu ſetzen, gehört nicht an dieſe Stelle. So viel iſt gewiß, daß die Verbindung mit den Muhamedanern bisher vorzugsweiſe dazu beitrug, dieſe Bergvölker zu erbitterten Feinden Rußlands zu machen; daß ihnen als Muhamedanern die Oberherrſchaft Rußlands als unerträgliches Joch erſcheint, ſo daß vor nicht vielen Jahren die meiſten Fürſten dieſer Völker vom ruſſiſchen Boden hinweg über den Kuban flohen, wo ſie bei ihren Stammverwandten, den Abaſchen, als Gaſtfreunde ſich niederließen, weil der Scepter Rußlands bisher noch nicht über den Kubanfluß in die kaukaſiſchen Schluchten hineinreichte. Hier in dieſen faſt unzugänglichen Wäldern und Klüften ſich ſicher glaubend, kommen nun, von ihren Stammverwandten unterſtützt, ſolche Räuberhorden alljährlich aus ihren Schlupfwinkeln über den Kuban herüber, und wollen Blut und Land ihrer Väter mit Verheerung und Raub ſo fürchterlich als möglich rächen; zumal ſie als Muhamedaner ein göttliches Recht zu haben glauben, die Ungläubigen zu verfolgen, und je größern Schaden ſie denſelben zugefügt haben, deſto größere Belohnung künftig im Paradies erwarten.

Außer dem Hauptstamme des Tscherkessenvolkes, den Kabardinern, gibt es noch viele Abzweigungen, die jenseits des Kubanflusses wohnen. Ob sie, seit ihrer Landung, nach der Flucht aus der Krimm sich hier niedergelassen, oder vielleicht seit einem Einfalle des Batu Chans in die große Kabardah sich tiefer ins Gebirg gezogen, kann ich nicht entscheiden. Vom Elborus her zieht sich die kaukasische Gebirgskette bis ans schwarze Meer, und längs dieser Kette auch der berühmte Kubanfluß, in welchen viele andere Bäche und Flüsse dieß- und jenseits fließen, an welchen diese und andere Völkerstämme angesiedelt sind.

Außer den Abasen, einem großen für sich bestehenden Volksstamm, der ebenfalls viele Verzweigungen dieß- und jenseits des Kuban hatte, und den Tartaren, die zum Theil jetzt noch jenseits dieses Flusses wohnen, mögen nun die tscherkessischen Abstammungen folgen.

1. Belenik, deren Stammvater mit den Kabardinern derselbe Kanuka ist. Vor der Pest mögen sie 1500 Familien gezählt haben. Sie sind aber sehr herabgeschmolzen, und haben sich zum Theil unter rußischen Schutz begeben. Sie wohnen am Fluß Laba, wo er sich aus dem Gebirge ergießt, und erstrecken sich bis zum Choz, der in das linke Ufer der Laba fällt, und bis zum Ursprung des Baches Pseßr, der von der Rechten in den Jaman-See sich ergießt. Hier gränzen sie mit den Muchosch zusammen. Auch sie sind große Räuber, doch halfen sie unsere Gefangenen aus Karaß auskaufen. Sie wohnen zum Theil in fast unzugänglichen Gebirgen.

2. Die Muchosch, ein kleiner Stamm, wohnen am Fuße der waldigen schwarzen Gebirge. Von Osten bis Westen wohnen sie zwischen Schimblonache, der in die Laba fällt, und Asim, der in den Bulaa-See sich ergießt. Sie sind wohlhabend an Vieh, und treiben Ackerbau. Ihre Fürsten stammen von Bataß. Sie sind Nachbarn der Kemirgoi.

3. Die Abasechen, ein bedeutender Stamm, wohnten sonst auf den Gipfeln des westlichen Kaukasus, zogen sich aber in die Ebenen herunter, und vermehrten sich stark durch Menschenraub, die sie zu Leibeigenen machten, wodurch sie auch so vermischten Ursprungs sind, daß nur die Edelleute noch eigentliche Abasechen sind. Sie wohnen von der Laba an der Festung Anapa zu. Ihre Dörfer bestehen aus einzelnen Häusern, liegen aber nahe zusammen. Jeder hat sein Feld und einen kleinen Wald eingezäunt, und besitzt so für sein Vieh Weide, und Holz und Ackerland eigenthümlich. Die Abasechen haben keine Fürsten, sondern nur Edelleute. Sie sind vor nicht vielen Jahren Bekenner des Islams geworden, sind aber noch unwissender in der Religion als die Kabardiner. Unter ihnen befinden sich hauptsächlich aus rußischem Gebiete weggeführte Gefangene; auch unsere Kinder von Karaß und Madschar befanden sich größtentheils da, weil eben jene kabardinischen Fürsten, welche aus der Kabardah entflohen sind, sich hier aufhalten.

4. Kamaquähe oder Kemirgoi, ein starker Tscherkessenstamm, ehemals gegen 5000 Familien. Sie gränzen an die Muchosch am Bach Arim, und wohnen bis zum Fluß Schaywacha, der unterhalb der Laba in den Kuban fällt. Sie sind wohlhabend und haben feste Dörfer. Ademi ist ein Geschlecht unter den Kemirgoi in einigen Dörfern am Psega und Psiche.

5. Die Bschedugh wohnten ehemals am Kuban, seit aber die Russen die Gränze vorgerückt, zogen sie sich ins Gebirg zurück an die Flüsse Psiche-Sup, und übten große Räubereien auf dem Gebiete der Kosaken des schwarzen Meeres.

6. Die Schapschik, ebenfalls ein starker Stamm, ehemals an 10,000 Familien stark, aber wie die Abasechen auf dieselbe Weise vermischt. Sie wohnen westlicher als die Bschedugh in dem waldigen Gebirge, Anapa zu, und leben ebenfalls wie die Abasechen Familienweise zerstreut, außer etlichen großen Dörfern. Auch sie sind

Räuber, und haben wenig Viehzucht. Der größte Räuber oder tapferste soll ihr Haupt sein.

7. Die Schani und Schagekeh, fast ganz untergegangene Stämme, wohnen in einzelnen kleinen Dörfern unweit Anapa. Die Pest hatte die Letztern namentlich hart mitgenommen.

Diese Stämme zusammen, die nun größtentheils jenseits des Kuban wohnen, werden das tscherkessische Volk genannt, während sie selbst sich Adige nennen. Der Name Tscherkeß soll tartarischen Ursprungs sein, und soll heißen „Straßenräuber;" allein die Ableitung ist dunkel und ungewiß, leider aber dem Wesen des Volkes nach nur allzu wahr. Schon von Anfang der Verbindung Rußlands mit demselben suchte die griechische Kirche ihm das Christenthum zu geben, und es schien auch keine Abneigung gegen diese Religion zu haben, indem es Zeiten gab, wo das Volk größtentheils den Namen Christi angenommen hatte. Aber es fehlte je und je an den rechten Anstalten, am gehörigen Unterricht, am Wort Gottes, und so wich der Name Christi im Kriegsgetümmel nur allzubald dem Namen Mahomed, der dem kriegerischen Geiste dieses Volkes weit mehr entsprach, zumal er sie lehrte, ihre Feinde, die Russen, bekriegen, und ihre Habe als Eigenthum der Ungläubigen sich mit Gewalt zuzueignen. Spuren ihres frühern Christenthums findet man keine andern als Trümmer alter Kirchen und Grabsteine mit Kreuzen.

Wohl aus politischem Interesse bestrebte sich die Pforte von frühen Zeiten her, den Islam unter den kaukasischen Völkern, namentlich unter den Tscherkessen auszubreiten. Besondere Verdienste soll sich ein gewisser Isaak Effendi, im Solde der Pforte, um die Bekehrung dieser Stämme erworben haben. Ein mächtiger Schlagbaum für die Ausbreitung und Begründung des Islams ist indessen die Sprache dieses Volkes, das auch keineswegs so geneigt scheint, wie z. B. die Tartaren, die schwere Sprache des Korans zu studiren, und so das Volk

zu unterrichten. Daher denn noch immer das Volk in großer Unwiſſenheit lebt, und wenig um die eigentlichen Lehren Muhameds ſich kümmert.

Dieſe Nation beſteht eigentlich aus fünf Klaſſen: 1. Fürſten, Pſcheh; 2. Work, alte Edelleute, auch Usden genannt; 3. Freigelaſſene der Fürſten, oder Usden, die dadurch ſelbſt Usden oder Work werden, aber ihre frühern Herren noch im Kriege begleiten müſſen. 4. Freigelaſſene ſolcher neuen Edelleute; endlich 5. Leibeigene, die theils den Ackerbau treiben, oder ihre Herren bedienen müſſen. Früher war die Anzahl der Fürſten bedeutend, aber Peſt und Krieg richteten große Verheerungen unter dieſem Volke an. Der Fürſt iſt Lehnsherr über ſeine Edelleute, und dieſe Herren über ihre Leibeigenen. Die Leibeigenen haben indeſſen keine beſtimmten Abgaben zu entrichten, ſondern der Herr nimmt von ihnen, was er, jedoch nur zur Nothdurft, braucht. Ehemals beherrſchten ſie einen großen Theil der kaukaſiſchen Völker, die ihnen Tribut bezahlten, aber ihr Anſehen hat mit den Eroberungen Rußlands ganz abgenommen. Beſtimmte Gerichte und Geſetze haben ſie nicht, außer wo ſie, wie in der Kabardah, unter rußiſchen Geſetzen leben, ſondern Gewohnheit und Gebrauch der Väter iſt das Geſetzbuch. Die Alten ſind die Richter. Seit ſie im Muhamedanismus begründeter geworden, iſt auch der Koran das Geſetzbuch, und der Effendi der Kadi oder Richter. Die Works müſſen dem Fürſten in den Krieg folgen, und ſo viel Hülfstruppen ſtellen, als er verlangt. Der Fürſt führt im Kriege an, und macht mit ſeinen Rittern und Knechten ſeine Raubzüge, wohin er will.

Der Tſcherkeß hat ein kriegeriſch-ſtolzes Anſehen, Kraft und Gewandtheit, iſt ziemlich groß gewachſen, hat ausdrucksvolle Geſichtszüge; Gaſtfreundſchaft iſt ſeine Tugend, der man das Leben anvertrauen darf. Die Blutrache iſt einheimiſch, und Urſache zu manchem Raubzuge gegen die Ruſſen. Adelſtolz iſt groß, und ein Fürſt nimmt daher nur eine Fürſtentochter zur Ehe. Sie

haben, wie alle Morgenländer und Muhamedaner, die Brautgabe, Kalim genannt, die bei einem Fürsten auf 2000 Rubel kommen kann. Sie besteht gewöhnlich aus Pferden, Vieh und Waffenrüstung die die Edelleute im Falle eines Fürsten unter einander entrichten. Der Vater selbst gibt etwa ein Paar Leibeigene seinem neuen Schwiegervater.

Ehebruch wird gemeiniglich mit dem Tode bestraft. Der Ehebrecherinn läßt der Mann das Haar abscheren, macht ihr Einschnitte in die Ohren, und schneidet ihr die Aermel ihrer Kleider ab, und schickt sie ihren Eltern zurück. Ehescheidung geschieht leicht, wie bei allen Muhamedanern. Wird einem Fürsten ein Sohn geboren, so stellt er ein großes Fest an, und übergibt denselben am dritten Tage einem seiner Works, die sich um die Ehre zanken. Der Knabe bekommt eine Amme, die ihm den Namen beilegt, und im dritten oder vierten Jahre wird er beschnitten. Der Vater sieht nun seinen Sohn kaum mehr vor dessen Verheirathung, woraus eine große Gleichgültigkeit zwischen den nächsten Verwandten entsteht. Einen tscherkessischen Fürsten darf man ohne Beleidigung nicht nach dem Wohlbefinden seiner Frau und Kinder fragen.

Die Sprache ist von allen übrigen Sprachen ganz verschieden, und wohl eine der schwersten Sprachen in der Welt, in Beziehung auf die Aussprache. Schrift haben sie gar nicht, sondern bedienen sich der tartarischen Sprache, die fast im ganzen Kaukasus geläufig ist, wo wenigstens Muhamedaner wohnen. Seit sie den Islam angenommen, haben sie auch aus dem Koran viele Wörter zur Bezeichnung religiöser Ausdrücke in ihre Sprache aufgenommen.

Die Kleidung gleicht der Kumukisch-tartarischen. Sie besteht in einem Hemd von Leinwand, einem gestickten Röckchen von Baumwolle oder Seide. Darüber ist eine Art kurzer Ueberrock von schlechtem Tuch; auf beiden Seiten auf der Brust sind in Fächer eingetheilte Taschen

zu Patronen angebracht. Als Muhamedaner raſiren ſie das Haupthaar ab, laſſen aber gerne ein Büſchel auf dem Scheitel ſtehen. Sie tragen jetzt auch Bärte. Die Waffen des Tſcherkeſſen, die zu ſeinem Anzuge gehören, ſind ein Säbel, Dolch im Gürtel, Flinte, zwei Piſtolen, Panzerhemd, Helm, Armſchienen und eiſerne Handſchuhe. So ziehen ſie gewöhnlich ins Feld. Zu Hauſe aber trägt er einen Dolch, oft auch Säbel und Piſtole mit ſich umher. Ihr erſtes Geſchäft iſt auch, die Waffen in Ordnung zu halten. Auf ihren Zügen dient ihnen der Sattel zum Kiſſen, das darunter liegende Stück Filz zum Bette, und der Filzmantel zur Decke (Das haben wir ihnen abgelernt, wenn wir in den Tartarenſteppen reiſen).

Handwerker haben ſie nur Eiſen- und Silberſchmiede. Jene verfertigen Dolche, Sicheln, Pflugſcharren, Beile, Meſſer, Pferdgebiſſe; dieſe Armaturſtücke und ſonſtige Kleiderzierrathen, namentlich für die Weiber. Die Kleidung verfertigt die Frau und Töchter, und es iſt eine Haupteigenſchaft einer guten Frau, wenn ſie gut nähen kann. Hausgeräthe verfertigt der Mann, weil alles ſehr einfach und von Holz iſt. Ihre Kochkeſſel kaufen ſie von benachbarten Völkern.

Ihre Häuſer ſind wie die der Tartaren, nur etwas geräumiger und reinlicher, aus Reiſern geflochten, mit Leimen ausgeſchmiert und mit Stroh gedeckt. Sie bauen auch näher zuſammen als die Tartaren, wenigſtens die zuſammengehörigen Familien.

Sie haben keine Oefen, ſondern in der Mitte des Hauſes, an deſſen Seite, einen Feuerherd, über welchen ein Kamin gebaut iſt. An einer Seite ſteht eine Bettlade, darauf man am Tage ſitzt, neben derſelben ſind eine oder zwei Kiſten, in denen ihre Habſeligkeiten ſind, und auf die Kiſten werden alle Morgen die Bettdecken, Matrazen und Kopfkiſſen gelegt. Eine der ſchönſten Zierrathen ihrer Hütten ſind die Waffen, die an der Wand herum hängen. Ein guter Hauswirth, namentlich die Fürſten oder Edelleute, haben außer ihrem Wohnhaus auch ein Gaſthaus

(Kunkhaus), in welchem sie Ankömmlinge beherbergen. Draußen vor dem Dorfe sind kleine Hütten angebracht, die zu Abtritten dienen. Durch Reinlichkeit zeichnen sie sich weit vor den Tartaren aus.

Ihre Habe besteht gewöhnlich in Pferden, Rindvieh, Schafen und Ziegen. Ackerbau treiben sie nur zur Nothdurft und sehr einfach. Bienen-, so wie besonders Pferdezucht ist dagegen sehr stark. Sie haben Arben (zweirädrige Wagen) wie die Tartaren, die von Ochsen gezogen werden, in welchen auch die Frauen spazieren fahren. Von der Milch der Kühe, auch der Schafe, bereiten sie Butter und Käse; das Schaffleisch schmeckt sonderlich gut, und ist ihre Hauptspeise, nebst Hirsen, aus welchem sie allerlei Backwerk zu bereiten wissen. Auch ist Pferdefleisch und eine von demselben zubereitete Art Würste ein Leckerbissen. Aus der Wolle bereiten sie selbst das Tuch zu den Kleidern. Leinwand und Seide handeln sie für Schafe ein. Aus Hirsen machen sie auch ein halbgegohrenes Getränk (Bosa); thut man Honig dazu, so ist es sehr angenehm und stark. Sie gebrauchen auch die Handmühlen des Morgenlandes. Die Speise wird wie bei den Tartaren auf einem sehr kleinen Tischlein aufgetragen, um welches sich dann die Gäste lagern, wobei sie weder Löffel, noch Gabel, noch Teller gebrauchen. Haben die angesehensten Leute gegessen, so wird das Tischlein den Geringern vorgestellt, und diese essen, was übrig geblieben ist. Als Muhamedaner sprechen sie das: „Bismillahi" (im Namen Gottes), vor dem Essen, und waschen vor und nach demselben die Hände und das Gesicht, sonderlich den Mund aus, was allerdings sehr Noth thut und löblich ist, da man mit den Händen ißt.

So wenig sie übrigens die Arbeit lieben, so sind sie doch kein träges Volk zu nennen, sondern sind außerordentlich dienstfertig und munter. Leider ist ihre Hauptbeschäftigung Krieg, Jagd, Räuberei, was sie blutdürstig und verschlagen macht. Dieser ihrer Lebens- und ihrer Heldenthaten rühmen sie sich, und werden noch im Tode

gerühmt, zur Zeit der Todtenklage. Ihre Spiele sind Waffenübungen zu Pferde und eine Art Tanz, der eigen ist, und Bewundern und Entsetzen erregt, bei welchen eine traurige Violine den Takt hält.

Zum Schluß dieser kurzen Darstellung nur noch wenige Worte in Beziehung auf die Frage: Wie fern die Anlegung einer Missionsstelle unter diesen Völkern ausführbar seyn dürfte?

In der That mag es ein Finger Gottes seyn, der, durch die wiederholten Heimsuchungen der beiden deutschen Gemeinden, den Christen bedeutet, dieses Volk die Steige des Friedens zu lehren. Klar geht es aus seiner Geschichte hervor, und die Ueberreste der Kirchen bestätigen es, daß es einst den Namen Christi trug; aber eben so klar ist es, daß es auch weiter nichts als den Namen hatte. Kein Wort Gottes, weder mündlich, viel weniger schriftlich, legte jenen Grund, der auch im Sturme der Zeiten besteht. Niemals scheint auch nur ein Versuch gemacht worden zu seyn, ihm in seiner Sprache die großen Thaten Gottes von der Erlösung zu verkündigen. Hätten sie nur einige Strahlen gehabt von der Sonne der Gerechtigkeit, der bloße Schimmer des Halbmonds hätte sie nicht also blenden und verblenden können. Dieser durchdrang sie wenigstens so weit, daß manche Einzelne den Koran studiren, und daß sie aus demselben so manche Ausdrücke für religiöse Begriffe in ihre Sprache aufgenommen haben. Allerdings ists eine beugende Schmach für die Christen, die den Schülern des falschen Propheten den Vorrang ließ, dieß Volk seinem Reiche einzuverleiben, also daß es schon so viel Blut gekostet, ehe sie nur eine christliche Oberherrschaft anerkennen wollen. Auch in den alten Tagen mußte oft Gefangenschaft der Christen dem Panier des Kreuzes Bahn machen, und schwere Demüthigung an die versäumte Pflicht erinnern.

Ein Umstand der Ermunterung, an diesem Volke zu arbeiten, ist ferner, daß es die Vorsehung unseres Gottes und Heilandes, der alle Gewalt hat im Himmel und auf

Erden, der Oberherrschaft der Pforte für immer entrissen hat, und es theilweise bereits dahin gekommen ist, daß es seinen Nacken unter den Scepter der christlichen Regierung beuget, mit der es so frühe befreundet worden, und die es mit Ernst und Güte zu gewinnen sucht, an die es sich auch mehr und mehr mit Zutrauen wieder anschließt. Weise zog der Monarch manche der unterworfenen Tscherkessen in seine Dienste, und läßt es sie reichlich schmecken, welche Vortheile der Gehorsam im Staate bringt, so daß sie anfangen, sich um die Gunst desselben zu beeifern. Dieser Umstand, verbunden mit der Hinweisung auf den traurigen Zustand der ungehorsamen Stämme, sollte nun auf alle Weise benutzt werden, sie zu überzeugen, daß es lauter Gewinn für sie ist, wenn sie unter christlichem Schutze leben. Sehen sie ja auch mit sehenden Augen, wie Muhameds Reich nur durch Duldsamkeit christlicher Regierungen noch steht, ohn welche es selbst sich auflösen würde, und also keiner christlichen Macht mehr Widerstand leisten kann. Es muß demnach die muhamedanische Zelotenflamme, die von keiner Seite mehr mit Brennstoff gestärkt wird, mehr und mehr erlöschen, zumal es ihnen bisher an den Erkenntnißmitteln der gewaltigen Irrthümer des Islams fehlt, und derselbe also nur oberflächlich und nur Wenigen bekannt ist. Sollte man also länger anstehen, bis diese bittere Wurzel fester und stärker sich in die Gemüther pflanzet, und somit weit schwerer auszurotten ist?

Schulen, in denen auch die rußische Sprache gelehrt würde, dürften ein reizendes und gesegnetes Mittel werden, dem Werke des Evangelii eine Bahn zu bereiten. In dieser Vorbereitungs- und Anbahnungszeit könnte auch nach und nach die Sprache dieses Volkes zur Sprache des Reiches Gottes umgebildet werden.

Einen großen Einfluß hatte dieß Volk von jeher auf fast alle Völker des Kaukasus, und so wie es muhamedanisch geworden, neigten sich die meisten Stämme, größtentheils aus Furcht vor ihren Beherrschern, zum

Islam. So lange dieß Volk in Berührung mit der Türkei stand, war gleichsam der ganze Kaukasus an und für sich dem Evangelio verschlossen, und Christenthum, wenn auch nur dem Namen nach vorhanden, war ein Gegenstand, an dem sich der muselmännische Tscherkeß vergreifen konnte, unter der schönen Aussicht zu künftiger Belohnung. Würde nun dieß Volk von der Finsterniß bekehret zum Lichte, und von der Gewalt des Satans zu Gott, so wäre nicht nur eine weite Thüre unter den übrigen Stämmen des Kaukasus aufgethan, weil die Furcht schwände, von diesem Volk geraubt und als Sklave gehalten zu werden, sondern selbst ihr Exempel würde mächtig wirksam sein. Ein großes, weites Feld, noch so wenig bearbeitet, wie der Kaukasus ist, sollte das nicht einladen? Wie lieblich wären da die Füße der Boten des Friedens auf diesen Bergen! Warum nur weg über die Gebirge eilen, und weite Arbeitsfelder aufsuchen, während hinter uns Satan noch solche gewaltige Festen hat?

Ob man nun aber in der Kabardah, also unter solchen Tscherkessen einen Anfang machen soll, die bereits ganz unter rußischem Schutze sich befinden — oder über den Kuban, an die gegenwärtig noch mehr Unabhängigen, sich zu wenden habe? dürfte vielleicht die Frage seyn. Zu berücksichtigen ist dabei zunächst, ob unsere Mission diesseits des Kaukasus arbeiten, sich neue Arbeitsfelder aufsuchen darf? während eigentlich unsere Erlaubniß nur auf die Länder des schwarzen und kaspischen Meeres jenseits des Kaukasus gehen. Zu berücksichtigen ist, daß die Privilegien der Colonie Karaß hauptsächlich und namentlich volle Erlaubniß geben, unter den Völkern des Kaukasus zu arbeiten.

Dann ist es zweitens offenbar, daß man jenseits des Kuban, ehe diese Völkerstämme Rußlands Oberherrschaft anerkennen, sich wohl, ohne Verwegenheit, nicht unmittelbar unter ihnen niederlassen, sondern vorerst Aule diesseits am Kuban, oder solche Aule jenseits dieses Flusses aufsuchen müßte, in welchen rußische Beamten sich auf-

halten. Allerdings wäre eine so ausgebreitete Wirksamkeit denkbar, aber näher liegen uns doch, meiner Meinung nach, die Tscherkessen in der Kabardah, unter denen sich Blutsverwandte der in Karaß wohnenden Erkauften und Getauften sich befinden, welche mit der Sache des Evangelii mehr befreundet, und überhaupt durch Verbindung mit Rußland den Christen näher gebracht sind, als jene in den Schluchten und Wäldern des Kaukasus bisher wie Wölfe auf Raub ausgehenden wilden Stämme.

Dieß, verehrte Väter, ists, was ich gegenwärtig über die Sache der Tscherkessen zu sagen weiß, und mit dem herzlichen Wunsche gesagt habe, daß bald kommen möge die Zeit der Erquickung vom Angesichte des HErrn, zu erleuchten dieß Volk und diese Gegend der Berge, auf denen noch so manche Trümmer alter Christenkirchen gleichsam nur darum da zu stehen scheinen, zu rufen: „Kommet herüber, und helfet die Lücken Davids wieder aufbauen!" Mögen diese wenigen Zeilen da und dort ein Herz erheben, auch im Schweizer Berglande des mächtigen Kaukasus zu gedenken, wenn sie beten: „Dein Reich komme!"

Beilage II.

Reise des Missionars König zu Madschar an den Kubanfluß, im Sommer 1833.

(Man vergleiche unsere Uebersichtskarte der Länder zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer, im Magazin vom Jahr 1825.)

Nicht länger vermochte mein Herz den Gedanken zu ertragen, so schreibt Missionar König zu Madschar in seinem neuesten Tagebuch, dreizehn theure Schäflein meiner Weide in den Händen der wilden Räuber auf den kaukasischen Bergen zu wissen; und obgleich meine Schußwunde am Arm noch nicht ganz geheilt war, und mir der Arzt den Gebrauch der Warmbäder am Beschtau verordnet hatte, so konnte ich doch dem Verlangen nicht widerstehen, in Begleitung von zwei vertrauenswerthen Gliedern meiner Gemeinde längs des Kubanflusses hinabzuziehen, um für die Befreiung der armen Gefangenen das Möglichste zu versuchen.

Am 31. Mai 1833 machten wir uns daher im Namen unseres Gottes von Madschar auf den Weg, indeß beim Abschied manche trauernde Mutter mit Thränen im Auge uns ein rührendes Lebewohl an der Thüre ihrer Hütte zurief, und den Segen Gottes zu unserer Reise erflehte. Am folgenden Tage langten wir glücklich bei der lieben Missionsfamilie zu Karaß an, wo Bruder Lang mich mit offenen Armen empfing. Um einige Empfehlungsschreiben für die Räuberfürsten des Kaukasus zu gewinnen, ritt ich mit Missionar Galloway unverweilt nach dem benachbarten El Mirsa Aul, um bei dem bekannten Gubel Sultan daselbst, dessen Frau aus einer

angesehenen Tscherkessenfamilie des Gebirges abstammt, mich für meine vorhabende Reise Raths bei ihm zu erholen. So wenig auch dieser Sultan als rußischer Unterthan auf seinen Einfluß bei den Fürsten der Bergvölker rechnen konnte, so suchte er mir doch auf jegliche Weise zu dienen. Er berief seinen Hadschi (Gelehrten) zu sich, und diktirte diesem einen Empfehlungsbrief in der tartarischen Sprache, folgenden Inhalts:

„Gubel Sultan, am Fuße des Beschtau wohnend, entbietet Allen seinen freundlichen Gruß, welche geneigt sind, zur Befreiung der Madscharer Gefangenen mitzuwirken, und läßt sie wissen, daß der Träger dieses Briefes alles Zutrauens werth sey, und es wohl verdiene, daß die Tscherkessen ihn als ihren Gastfreund behandeln, und keinen Zweifel in seine Aussagen setzen, weil sein Wort wahr und gewiß ist. Zur Bestätigung dessen drückt der Sultan dem Briefe sein Siegel auf."

Nun machte ich mich in Begleitung von drei Kosaken nach Padilpatschirks auf den Weg. Menschliche Fürsorge ist immerhin gut, indeß wäre man auf einer so gefahrvollen Reise, wie die meinige war, gar übel daran, wenn man sich auf die Kosaken verlassen wollte. Am zweiten Tag kam ich bei der kaukasischen Linie zu Padilpatschirks an, wo die beiden Abgeordneten meiner Gemeinde bereits eingetroffen waren, und wir beschlossen nun, dem kommandirenden Herrn General in der Gouvernementsstadt Stawropol einen Besuch zu machen, um von demselben die erforderliche Anweisung für unsere weitere Reise uns zu erbitten. Da er nur rußisch sprach, so hatte seine Gemahlinn, welche französisch redete, die Güte, meine Bitte ihm ins Russische zu dolmetschen. Gerade setzte sich im Augenblick unseres Eintrittes ein berüchtigter Tscherkessenfürst aufs Pferd, welcher vor kurzer Zeit dem rußischen Scepter sich unterworfen hatte, und jetzt im Begriffe war, noch einmal zu den Seinigen ins Tscherkessengebirg zu ziehen. Er war einfach gekleidet, und sein Blick war finster und zur Erde gesenkt. Ich ergriff

den Augenblick, ihm mein Anliegen ans Herz zu legen, und dasselbe seinem mächtigen Einflusse auf seine Landsleute dringend zu empfehlen. Er hörte mich geduldig an, und ließ sich von seinem neben ihm reitenden Hadschi das Empfehlungsschreiben von Gubel Sultan vorlesen, worauf er erwiederte: wir möchten nach der Lodefke Stanitke kommen, um das Weitere zu vernehmen. Diese Festung liegt etwa vier Tagreisen von hier am Kubanflusse hinab, und der Weg kann auch bei starker Bedeckung nicht ohne große Gefahr gemacht werden. Er selbst ließ sich jetzt über den Kuban hinübersetzen, um ins Gebirg zurückzukehren, nachdem er das Versprechen gegeben hatte, mit den Räubern über die Sache zu reden. Von dem Herrn General wurden wir aufs freundlichste empfangen, und er versprach, für die Befreiung der Gefangenen sein Möglichstes zu thun.

Nun blieb uns nichts übrig, als unter dem Schutze unseres Gottes unsern gefahrvollen Weg nach der Lodefke Stanitke anzutreten. Es war gerade um die Erntezeit; aber hier hatte die Sichel der Schnitter nichts zu thun, denn die Steppe, die sonst so schön grünt, war einem Wege ähnlich, und von der Sonnenhitze völlig ausgebrannt, so daß es schwer hielt, auch nur für unsere Pferde ein wenig Gras zu finden.

Am folgenden Tag gelangten wir, am Kubanflusse immer hinziehend, nach Protschnoi Okop, einer starken Festung, die von Kosaken bewohnt ist, und einen wichtigen Uebergang ins Tscherkessenland öffnet. Das Wetter war ungemein schwül, und ich begab mich nach einem ziemlich wohlgebauten Hause, um mir einen Trunk Wassers auszubitten. Man bejahte meine Bitte, aber wir warteten eine halbe Stunde, und Niemand kam aus dem Hause heraus. Ich bat jetzt zum zweiten Mal; die Antwort war dieselbe, aber wieder ohne allen Erfolg, bis wir endlich merkten, daß wir unser eigenes Trinkgeschirr bringen müssen, damit die Einwohner als Stari Bretgi

(Altgläubige)

(Altgläubige) nicht verunreinigt würden. Wirklich nahmen sich auch die Leute mit der größten Sorgfalt in Acht, unserem Trinkgeschirr nicht nahe zu kommen. Nun ging die Noth erst recht an, denn die Leute wollten uns selbst nicht gegen gute Bezahlung für unsere abgematteten Pferde ein wenig Futter geben, nachdem wir einige Stunden lang in der Stanitke umher von Haus zu Haus geritten waren. Nicht einmal wollten sie gestatten, daß wir ein Feuer anmachten, um uns etwas Thee zu bereiten, und wir wären hungrig und durstig dort weggekommen, hätte nicht ein freundlicher Armenier uns seine Theemaschine angeboten. Glücklicher Weise kam der befehlshabende Oberst dieser Festung, ein Liefländer, an, der sich sehr freundlich und hülfreich gegen uns erzeigte. Bald brachte er uns zwei Tscherkessen herbei, welche jenseits der Kuban wohnen, und sich uns als Unterhändler darboten. Einer derselben wußte die ganze Raubgeschichte in Madschar so genau zu erzählen, als ob er selbst dabei gewesen wäre, und fing von selbst an, von meinen chirurgischen Instrumenten und dem Kompaß zu reden, den sie mir geraubt hatten. Es war mir eben gar nicht heimathlich zu Muthe, indeß blickte doch ein Strahl der Hoffnung durch, daß vielleicht Gott diese Leute, die vermuthlich selbst am Raubzug Theil genommen hatten, jetzt als Werkzeuge gebrauchen könnte, die Befreiung unserer Gefangenen zu Stande zu bringen. Sie versprachen, nach einigen Wochen wieder zu kommen, um uns von den Gefangenen weitere Kunde zu bringen.

Wir setzten nun am folgenden Tag unsern Weg weiter fort, und kamen nach viel Mühseligkeiten wohlbehalten in der Lodefke an. Hier war nun der Ort unseres Aufenthaltes; wie lange er dauern sollte, war uns völlig unbekannt. Für mich wurde er länger, als ich je erwartet und gewünscht hatte. Der kommandirende Oberst war so gütig, uns eine Wohnung anzuweisen, die freilich, einem Stalle ähnlich, keine Fenster hatte, und unsere Pferde

ließ er bei den Pferden seiner Reuterei besorgen. Ich bat den Herrn Oberst, dem Tscherkessenfürsten Tschambolet, den ich wenige Tage zuvor gesprochen hatte, meine Ankunft allhier kund zu thun. Dieser schickte auch wirklich nach Verlauf einiger Zeit eine Antwort zurück, worin er bemerkte, daß er gegenwärtig mit dem Beg Sultan in Krieg verwickelt sey, und sich daher der Sache nicht annehmen könne. Man möchte länger Geduld haben, bis die Unruhen sich gelegt hätten. Da war nun freilich nichts anderes zu thun, als wehmuthsvoll in das Räubergebiet hinüberzublicken. Zwar wurden von Zeit zu Zeit rußische Gefangene, die von den Tscherkessen geraubt worden waren, zum Austausch herüber gebracht, aber von unsern Kindern wollte keines kommen. Auch der Beg Sultan, der Gegner des Fürsten, machte mit seinem Gefolge einen Besuch bei dem Obersten, als ich gerade mich bei demselben befand. Dieß waren wahre Enakskinder von Riesengröße, mit einem großen Schwert umgürtet, und mit doppelten Pistolen und Dolchen umhängt. Diese Leute haben sich zwar dem rußischen Scepter unterworfen, allein ich möchte ihnen keinen Augenblick mein Leben anvertrauen, denn das Bild frecher Straßenräuber ist ihnen in jeden Zug ihres wilden Gesichtes eingedrückt.

Nach mehreren Wochen erkrankte ich, und zwar so heftig, daß an meinem Aufkommen gezweifelt wurde. Unser guter Gott fügte es indeß also, daß ich an dem Regimentsarzte einen theilnehmenden Mann fand, der sich mit viel Freundlichkeit meiner annahm, und auch der Herr Oberst erwies mir während meiner achtwöchigen Krankheit viel Güte, und ließ mir die Arzneien aus der Feld-Apotheke reichen. Da gab es freilich manches Schwere zu erfahren, und mein Verlangen, nach Hause zurückzukehren, wurde immer stärker. Aber wie konnte ich das, da ich mit leerer Hand zu den trauernden Eltern hätte zurückkehren müssen. Endlich traten ganz unvermuthet zwei Unterhändler in unsere Stube, welche einen der jüngsten Knaben mit sich gebracht, und bei der Tscher-

keſſenwache jenſeits des Kubans zurückgelaſſen hatten. Das Löſegeld, das ſie forderten, war ungemein hoch, und wir konnten uns unmöglich zu demſelben entſchließen, weil wir befürchten mußten, daß der Preis bei den größern Kindern bis aufs Doppelte geſteigert werden würde. Endlich kamen wir nach langem Handeln in einer Kaufſumme überein; aber jetzt ging der Jammer und das Wehklagen erſt recht an, denn das unglückliche Loos der Auswechslung traf ein kleines Mädchen, das von ſeiner gefangenen Mutter losgeriſſen werden ſollte. Es war mir unmöglich, Zeuge dieſes jämmerlichen Auftrittes zu ſeyn, wie gern ich auch die Ankunft des Knaben am Kubanufer geſehen hätte. Als das arme Mädchen, etwa 14 Jahre alt, zum Ueberſetzen in den Kahn gebracht werden ſollte, ſo klammerte ſie ſich auf verzweifelte Weiſe an die Mutter an, und ſuchte dem Schiffer das Ruder aus der Hand zu reißen; und als auch dieß nichts half, ſo ging ſie bis beinahe zum Verſinken in den Kubanfluß hinein. Endlich brachten ſie den ausgelösten Knaben in meine Stube, der mit zerfetzten Lumpen umhängt, die ſeine Blöße nicht zu decken vermochten, mit Krätze am Körper überzogen und vom Ungeziefer gequält, ſprachlos und elend vor mir ſtand. Einer erſtarrten Pflanze ähnlich, ſchien er kein Wort für ſeine Empfindung finden zu können, und auf meine Frage: kennſt du mich? freuſt du dich, wenn ich dich zu deinen lieben Eltern zurückbringe? kam der matte Hauch „froh" kaum über ſeine Lippen heraus. Alſobald wurde er am ganzen Körper gewaſchen und mit friſchen Kleidern angezogen, und ſein unerſättlicher Hunger mit Speiſe geſtillt. Es dauerte nicht lange, ſo wandelte ſich ſein ganzes Weſen. Die lebensleere Kälte ſchwand, und gleich der Blume, die der erſte Sonnenſtrahl erquickt, entfaltete ſich ein neues Leben in ſeiner Seele. Obgleich erſt zehn Jahre alt, war er von den Räubern viermal verkauft worden, und ſein Körper war vom ſchweren Holztragen ſo verwundet, daß Blutſtröme von ſeinen Schultern hinabtroffen.

Doch die Güte des HErrn hatte uns noch eine weitere Freude bereitet. Nach zwei Tagen kamen tſcherkeſſiſche Edelleute, vom Fürſten Tſchambolet geſendet, in ihrer vollen Waffenrüſtung zu uns, um uns einen zweiten Knaben zuzuführen, den ſie auf dem jenſeitigen Ufer gelaſſen hatten, für deſſen Loslaſſung ſie aber eine unmäßige Summe forderten. Da ſie tartariſch verſtanden, ſo verſuchte ich mein Möglichſtes, ihre Herzen zu erweichen; aber ſie blieben ſo unbeweglich wie ein Felſen, und der ganze Tag ging mit unnützen Unterhandlungen vorüber. Am Abend zogen ſie wieder über den Kuban, um den Knaben ins Gebirge zurück zu führen. Unſere Verlegenheit war peinlich. Wir hätten das unglückliche Kind, o wie gerne, aus den Räuberhänden herausgekauft, und dennoch durften wir die geforderte Summe nicht geben, weil wir fürchten mußten, den Kaufpreis der Andern nur deſto theurer zu machen. Dennoch brach mir mein Herz; ich ſetzte mich aufs Pferd, und eilte den beiden Unterhändlern über den Kuban gegen das Gebirg hin nach. Auf dieſem feindlichen Boden begegneten ſie mir mit harten Vorwürfen, und mir blieb nichts übrig, als ſie, wie einſt Jakob vor Eſau that, mit Liebe und Geduld zu überwinden. Endlich ging der Austauſch vor ſich, und gleich Wölfen fielen ſie über die Geldſumme her, die ich ihnen darreichte. Der arme Knabe, Konrad, nur ein Jahr älter als der erſtere, war in einem nicht minder jammervollen und herzzerreißenden Zuſtand. Als beide Knaben einander ſahen, fingen ſie an tſcherkeſſiſch zu reden. Der ältere derſelben war von den Räubern ſiebenmal verkauft worden, und ſein Geſchäft beſtand meiſt darin, Schafe und Kälber in den Wäldern zu hüten, was ſie, obgleich faſt gänzlich von Kleidern entblößt, auch zur Winterszeit thun mußten. Sie erzählten mir, wie ſie mit dem Vergeſſen der deutſchen Sprache auch das Gebet unterlaſſen, und nimmermehr gedacht hätten, je wieder in ihre Heimath zurückzukommen.

Nun war es hohe Zeit, wieder nach Madschar zurückzukehren. Den 24. Oktober reisten wir von Lodefke Stanike, das mir unvergeßlich bleiben wird, mit unsern beiden Knaben ab, und kamen am dritten Tag wieder zu Protschnoi Okop an, wo wir die Freude hatten, den tapfern Herrn Oberst Saß, diesen Schreckensmann der Tscherkessen, anzutreffen, der kurz zuvor von einem Feldzug gegen dieselben zurückgekommen war, und nebst vielen Pferden und Schafen, die er weggenommen hatte, zum Zeichen des Sieges auch eine Anzahl abgeschnittener Schädel ihrer Anführer zurückbrachte, die, mit ihren blutbesudelten Bärten am Thore aufgesteckt, fürchterlich anzusehen waren. Schon rüstete sich derselbe wieder zu einem zweiten Feldzuge, und ich war nicht lange zu Hause angekommen, als die Nachricht einlief, daß er einen glänzenden Sieg über die Tscherkessen davongetragen habe; daß die sämmtlichen Fürsten derselben um Frieden bitten, und daß die Rückgabe sämmtlicher Gefangenen zu einer der Friedensbedingungen gemacht worden sey. Auf diese Weise dürfen wir hoffen, unsere armen Kinder bald wieder aus den Händen ihrer Räuber befreit zu sehen.

Die Freude über unsere Ankunft war zu Karaß sehr groß. Alt und Jung, Groß und Klein liefen uns eine Strecke Wegs entgegen, um die geretteten Kinder zu begrüßen. Schon am andern Tage eilte ich mit denselben über Georgiewsk nach Madschar zurück. Aber wie groß war nicht unsere Freude, als wir schon auf dem Wege die drei geliebten Brüder aus Basel, Schneider, Kreis und Würthner antrafen, welche nach langer Reise schnellen Schrittes Karaß zueilten. Das war eine selige Erquickung für mein Herz nach dem beschwerdevollen Feldzuge, den ich gemacht hatte. Wir versetzten uns im Geiste in die Kreise unserer fernen Brüder und Schwestern in der Heimath, und gelobten mit einander dem HErrn, getrost und muthig unter dem verblendeten Volke, das Ihn noch nicht kennt, zu Seinem Dienste bereit zu stehen, und jede Kraft des Leibes und der Seele daran zu wagen, um als Gehülfen der Gnade Christi sie der Sklavenketten der Finsterniß zu entreißen.

Beilage III.

Schusha.

Aus den neuesten Berichten unserer vier daselbst arbeitenden Missionarien, vom Dez. 1833 und April 1834.

Ehrerbietig geliebte Vorsteher!

Es war für unsern kleinen Bruderkreis eine schwere und doch angenehme Aufgabe, mit dem zu Ende eilenden Jahre Ihnen wieder eine Uebersicht davon zu geben, was der HErr an uns und durch uns an dem Werke gethan, welches Er aus Gnaden unsern Händen anvertrauet hat. In mehreren Rücksichten dürfen wir diese Aufgabe wohl eine schwere nennen. Wäre unser Antheil an der allgemeinen menschlichen Kurzsichtigkeit auch geringer, als er wirklich ist, dennoch würde es nicht leicht sein, eigene, in einem ganzen Jahre gemachte Erfahrungen klar zu überschauen, und das um so weniger, je mehr dieselben mit dem täglichen Berufsleben verwoben sind. So leicht es ferner oft scheint, eine Sache im Allgemeinen betrachtet, zu beurtheilen, so verwickelt und schwer wird es, wenn dieselbe in ihren mannigfachen Einzelnheiten sich vor die Seele stellt, wie dieses im Missionsberufe sehr häufig geschieht. Doch abgesehen von den so eben berührten Punkten, so lag die Schwierigkeit der Aufgabe dieses Mal noch besonders in denen, die sie zu lösen hatten, nämlich in uns. Wie Ihnen bekannt, so mußte es sich dieses Jahr so fügen, daß keiner von den ältern

Brüdern der Jahreskonferenz beiwohnen konnte; wie sehr es aber die richtige Beurtheilung einer Sache, welche sich im Laufe der Zeit zu dem entwickelt hat, was sie ist, für den Neuhinzugekommenen erschwert, das bedarf keiner Auseinandersetzung. Alles dieses und so mancher besondere Grund trieb uns denn recht an, das Angesicht des HErrn zu suchen, um uns von Ihm die Tüchtigkeit zum Werke zu erflehen, die allein bei Ihm zu finden ist. Und wir dürfen sagen, Er hat unser kindliches Flehen nicht unerhört gelassen; sondern die Stunden, in welchen wir uns zur gemeinschaftlichen Berathung versammelten, zu Stunden des Segens gemacht. Dieses macht uns nun aber auch getrost, Ihnen, theure Vorsteher und unsern mitverbundenen Freunden, offen und wahr die Ergebnisse dieser unserer Berathungen mitzutheilen, hoffend, Ihre Liebe zum Werke des HErrn wird da gerne verzeihen, wo sie auf unserer Seite Fehler und Zurückbleiben im Ringen nach dem hohen Ziele unseres wichtigen Berufes entdeckt.

Wie sollten wir es nicht auch sagen, daß neben dem Schweren wir auch das Angenehme unserer Aufgabe erfahren durften. Gleichwie der Ackermann zuerst sich seiner Mühe freut, wenn Gott es ihm vergönnet, die Frucht derselben in seine Scheune zu führen, und nach ihm erst der Städter ebenfalls derselben froh wird, so war es ja eben auch uns vergönnt, mit dankbarem und gerührtem Herzen auf das hinzuschauen, was der HErr Gutes an uns und an unserm geringen Werke gethan hat. Wir mußten es freilich gewissermaßen vergessen, daß wir uns bereits inmitten unseres Arbeitsfeldes befinden, indem unsere Thätigkeit sich großentheils auf Vorbereitungsarbeiten beschränkte. Allein das Voranschreiten in diesen, und daß es uns vergönnt war, hie und da schon Hand ans Werk zu legen und den guten Samen des Evangeliums dem Boden anzuvertrauen, konnte unsere Herzen nur mit demüthiger Freude erfüllen. Es ist unser inniger Wunsch, daß der HErr, deß die Sache ist,

auch Ihnen diese Mittheilungen möge zum Segen werden lassen, auf daß so seinem Namen durch vieler Danksagung Lob dargebracht werde. Ach, Ihm allein gebührt aller Ruhm und alle Ehre, Ihm, dem Lamme, das uns erkaufet hat mit seinem kostbaren Blut. — Wir folgen nun der natürlichen Ordnung, und theilen Ihnen zunächst das mit, was unser kleines Missionspersonal angeht, und lassen dann eine kurze Uebersicht unserer hiesigen Wirksamkeit folgen.

Es sind für manche Missionen prüfende Erfahrungen, wenn nach dem oft dunkeln Rathschluß des HErrn Arbeiter aus voller Thätigkeit entweder wegsterben, oder ihr doch für kürzere oder längere Zeit entzogen werden. Beides durften wir nicht erfahren, und fühlen uns eben deßhalb nicht wenig veranlaßt, dem HErrn für diese seine Freundlichkeit zu danken. Was den Gesundheitszustand der Brüder im Einzelnen betrifft, so erfreut sich Bruder Judt im Ganzen einer dauernden Gesundheit. Durften einige unter uns nicht ganz leer ausgehen, sondern mußten, der eine mehr, der andere weniger aus dem bittern Kelch der mannigfachen körperlichen Leiden sein bescheiden Theil trinken, so mußte deßhalb die Arbeit doch nicht ganz unterlassen werden.

Wenn man, um in den Missionsberuf zu treten, es billig mit in Rechnung nehmen muß, auf die Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens zu verzichten, so hat man damit noch keineswegs weder das Bedürfniß noch die Empfänglichkeit für dieselben dahin gegeben. Diese Erfahrung sollten wir dieses Jahr in reichem Maaße machen. Während wir nämlich im vorigen Jahr die Geschwister Dittrich und Haas mit ihren lieben Kleinen in unserer Mitte haben durften, so entbehren wir jetzt, was man eigentlich Familienleben nennt, gänzlich. Wie einst Melanchton, so durften wir es auch oft erfahren, wie die Kleinen in ihrer sorglosen Fröhlichkeit so geeignet sind, den gesunkenen Blick auf den Vater zu richten, der da ein rechter Vater ist über Alles, was Kinder

heißt im Himmel und auf Erden. Es thut uns sehr leid, daß Bruder Pfander, durch Umstände genöthigt, nicht im Stande war, dieses Jahr in unsern Bruderkreis zurückzukehren, um durch eine treue Lebensgefährtinn die entstandene Lücke wieder auszufüllen.

Es war von Anfang der hiesigen Mission ein Lieblingsgedanke, daß die in Grusien angesiedelten deutschen Gemeinden nicht blos, wie man es wünschte, sondern wie man es vom HErrn so geleitet ansah, mit in den Plan der hiesigen Thätigkeit eingeschlossen werden sollten, namentlich in sofern, als durch eine Neubelebung derselben der beste Eindruck auf die umher wohnenden Tartaren und Armenier würde gemacht werden. Was Alles geschehen und gethan ist, um diese Absicht zu erreichen, ist Ihnen hinlänglich bekannt; und da Sie mit den als Prediger in diesen Colonien arbeitenden Brüdern in unmittelbarer Verbindung stehen, so glauben wir uns um so mehr hier aller weitern Mittheilungen überhoben zu sehen. Zu hoffen ist, daß durch Bruder Dittrichs Anstellung als Oberpastor dem stark eingerissenen Unwesen des Separatismus kräftig wird entgegen gearbeitet werden. Ferner dürfen wir das auch nicht unbeachtet lassen, daß von mehreren in und um Tiflis wohnenden Deutschen der ansehnliche Missionsbeitrag von 72 Silberrubel uns übermacht wurde. So sehr diese Gemeinden sowohl in bürgerlicher als religiöser Beziehung darnieder liegen, und so wenig gute Hoffnung das nachwachsende Geschlecht bis jetzt erregt, so wollen wir doch die Hoffnung nicht aufgeben, daß der HErr dieselben noch zu seinen gnädigen Absichten brauchen wird, um so mehr, da sich noch mancher gute Same aus Deutschland her in ihnen findet, und durch Predigtamt und besser eingerichtetes Schulwesen mit des HErrn Hülfe auch von dem nachwachsenden Geschlechte sich mehr erwarten läßt.

Es war wohl nichts natürlicher, als daß die ersten unserer hiesigen Brüder von der Absicht, unter den Muhamedanern zu arbeiten, sich, wenn nicht abwenden, so

doch theilweise zu dem armenischen Volke hinlenken mußten. Die Sache liegt so nahe, daß, hätten wir nicht die gemachten Erfahrungen hinter uns, wir aufs Neue versucht werden könnten, an eine regelmäßigere Thätigkeit unter ihnen zu denken. Aber eben dieser Umstand will uns bei mehrerem Nachdenken die Sache in einem etwas andern Lichte darstellen. Wir dürfen in unserer Thätigkeit nie vergessen, daß wir an einem Werke arbeiten, dessen unmittelbarer Erfolg nicht nothwendig von den günstigen Umständen, noch von den angewandten Mitteln abhängt, so geneigt wir auch sind, und beinahe nicht umhin können, darnach zu urtheilen. Allein des HErrn Wege sind häufig verborgen in tiefen Wassern, und das kurzsichtige Auge entdeckt sie nicht gleich. So scheint es uns auch mit der Thätigkeit unter den Armeniern zu sein. Wir konnten die Fingerzeige des HErrn nicht verkennen, nach welchen wir die hiesige Arbeit wenigstens in sofern aufgaben, als nun kein Bruder sich diesem Zweige mehr besonders widmet; dennoch wurde auch dieses Jahr eine nicht unbedeutende Anzahl armenischer Schriften verbreitet, die gewiß nicht ohne stillen Segen wirken, und dann wird auch Bruder Haas in Tebris, so viel der HErr Kraft und Gelegenheit darreicht, sich diesem Volke widmen. Es ist ein sehr hinnehmender Gedanke, daß die finstern Kirchen der Armenier auch noch einmal sollen durch das helle Licht des Evangeliums erleuchtet werden! Jetzt sieht es freilich noch traurig in ihnen aus, und die äußere Bauart ihrer Gotteshäuser ist ein sinnbildlicher Abdruck ihres geistigen Zustandes. Da ist nirgends ein Fenster angebracht, um das helle Licht des Tages einzulassen, höchstens, daß außer der Thüre noch hie und da ein Loch gelassen ist, durch welches am Tage doch etwas Licht hereindringt.

Sie wundern sich nicht, geliebte Freunde, wenn wir Ihnen rücksichtlich der Arbeit unter den Muhamedanern berichten, daß dieselbe gleichsam von Neuem angefangen werden muß. Nicht, als sey von den frühern

Brüdern noch nichts gethan worden, das sey ferne; aber im Blicke auf uns, die wir erst seit ein und zwei Jahren hieher kamen, und dann, daß für dieses Jahr auch Bruder Pfander von hier abwesend, und somit kein älterer Bruder für diesen Arbeitszweig gegenwärtig war, — in dieser Beziehung fühlten wir es nur zu sehr, daß nicht der geübte und erfahrene Landmann den Acker bestellte, sondern Anfänger. Und dieser Acker selbst, o wie liegt er noch so sehr unangebaut vor unsern Augen! Ja es ist wahrlich leichter, mit einigen Schriftstellern an der Möglichkeit der Bekehrung Ismaels zu verzagen, und sich mit dem halben Trost zu trösten, daß sie doch einige Erkenntniß von Gottes Wesen haben, und also nicht mehr den Heiden gleich zu rechnen sind; — als im Glauben auch ein Belebtwerden dieser Todtenfelder zu erwarten, und bis das geschieht, nur unverdrossen den guten Samen auszustreuen. Will man nicht der faden Behauptung Gehör geben, daß nur der Muhamedanismus mit seiner albernen Sittenlehre für den Orient passe, was doch schon dadurch widerlegt wird, daß früher schon bis ins Herz von Persien hinein blühende Christengemeinden waren; dann kann man sich bald überzeugen, daß auch die Muhamedaner, gleich jedem natürlichen Menschen, eine Neubelebung, eine Auferstehung aus dem Sündenschlafe bedürfen. Wodurch aber diese bewirkt wird, darüber ist kein wahrer Christ in Zweifel, und die mit dem Evangelio bekannte Welt sollte es wenigstens nicht seyn. Denn haben zu verschiedenen Zeiten auch einzelne Moralisten mit ihren Lehren am Aeußern der Menschheit polirt; ein Leben aus Gott, das kommt nur von Oben her. Wann aber die Zeit erfüllet seyn wird, daß von diesem Fresser Speise, und Süßigkeit vom Starken geht, das weiß allein Der, der die Zeit in Erfüllung bringt. Daß wir übrigens diesem Zeitpunkte um ein Gutes näher gekommen sind, das sollte einem jeden auch der oberflächlichste Blick auf den Zustand der muhamedanischen Staaten nach außen und innen zeigen.

Was nun unſer Arbeitsfeld im engern Sinne anbetrifft, ſo war es uns allerdings erfreulich, auch dieſes Jahr eine nicht unbedeutende Anzahl von perſiſchen Neuen Teſtamenten und andern Abſchnitten der heiligen Schrift theils hier, theils in der Umgegend zu verbreiten. Wir wurden durch dieſen Umſtand um ſo mehr aufgemuntert, als wir manche Spuren haben, daß dieſe Bücher mit Nachdenken geleſen werden. So war es erfreulich, mehrere Einwohner aus der perſiſchen Stadt Khoi um Bücher von uns bitten zu ſehen. Als Grund dazu geben ſie an, daß ein Neues Teſtament zu ihnen gebracht worden ſey, und viel Aufſehen gemacht habe, ſo daß auch ſie zu wiſſen wünſchten, was doch eigentlich in demſelben enthalten ſey. Auch in unſerm Hauſe hatten wir mehrere Male Unterredungen mit Muhamedanern, obgleich wegen Mangel an Sprachkenntniß in dieſer Beziehung nur wenig geleiſtet werden konnte. Dagegen benutzt Mirſa Faruch auf dem Baſar ſich häufig darbietende Gelegenheiten zu Unterredungen; und erſt letzthin traf es ſich, daß jemand mit einem Teſtamente zu ihm kam, und ihn um Erklärung einiger Stellen bat, was dann eine ausführliche Beſprechung über die Wahrheiten des Chriſtenthums zur Folge hatte. Als eine hoffnungsvolle Pflanze unſerer Arbeit unter den Tartaren nennen wir Ihnen die ſeit einiger Zeit in unſerm Hauſe beſtehende Schule für junge Tartaren, in ſofern dieſelbe einen großen Theil der Zeit des damit beſchäftigten Bruders in Anſpruch nahm. Doch gedenken wir, weiter unten ein Mehreres über dieſelbe mitzutheilen.

Aus dem Wenigen, was wir hier über das uns vorliegende Arbeitsfeld geſagt haben, läßt ſich leicht abnehmen, daß es ſich bei demſelben noch nicht darum handelt, die vollen Garben einzuernten, ja daß es nicht einmal ein zur Ernte reifes Ackerfeld zu ſeyn ſcheint; aber ein Ackerfeld iſt es dennoch, wo es nicht an Arbeit, aber wohl noch ſehr an treuen Arbeitern fehlt. Es mußte gerade in dieſer Hinſicht für unſere Herzen ſehr tröſtend

sein, daß der HErr, was uns zum Schaden schien, vielmehr, wie wir hoffen, zum Segen gelenkt hat, nämlich des Bruders Haas Austritt von hier. Ist es des HErrn Wille, so läßt sich ferner daran denken, daß durch neuhinzukommende Brüder in den Städten Schamachi, Baku u. s. w. und ihren Umgegenden durch längere Besuche wird gearbeitet werden können, wenigstens wäre dieses sehr wünschenswerth.

Als ein besonderes Mittel, einen christlichen Einfluß auf nicht christliche Völker auszuüben, wurde bis jetzt noch immer die Beförderung oder Errichtung von Schulen angesehen, in sofern nämlich durch dieselben entweder durch Zucht oder durch Lehre christlich auf die Schüler eingewirkt wird. Daß die Sache ihre ganz besondern Schwierigkeiten hat, wer wollte das bezweifeln? Seit dem Beginn der hiesigen Mission war es im Plane, eine christliche Bildungsanstalt für junge Muhamedaner einzurichten. Gewiß eine Aufgabe, die bei richtiger Lösung die segensreichsten Folgen haben würde. Aber wie könnten wir es uns verbergen, daß wir noch weit davon entfernt sind? Bruder Zaremba machte die ersten Versuche, eine Schule für hiesige junge Leute zu eröffnen, und der Erfolg war im Ganzen so entsprechend, daß nichts zu wünschen übrig blieb, als daß dieser liebe Bruder sich der Sache mehr hätte widmen können. Nachdem Bruder Sprömberg sich sowohl die rußische als tartarische Sprache mit des HErrn Hülfe so weit zu eigen gemacht hatte, daß er sie fürs Leben gebrauchen konnte, so dachte man mit Ernst daran, einen zweiten Versuch mit der Errichtung einer Schule zu machen, und zwar dieses Mal ausschließlich für muhamedanische junge Leute. Man dachte zugleich daran, mit dem Unterricht in der rußischen auch den in der persischen Sprache zu verbinden. Neben dem, daß sich hoffen ließ, auf diese Weise in eine gar mannigfache Berührung mit den Leuten selbst zu kommen, bot sich auch die beste Gelegenheit dar, durch das Lesen sowohl des Neuen Testaments als anderer christlicher

Bücher unmittelbar auf die Schüler einzuwirken. Und so wurde denn nach Ostern dieses Jahrs im Namen des HErrn der Anfang mit diesem Werke gemacht. Mehrere Umstände trafen zusammen, daß sich lange Zeit zum ersten Schüler kein zweiter finden wollte, bis endlich in kurzer Zeit die Zahl bis auf zwölf sich vermehrte, nicht eingerechnet die, welche nach ein Paar Wochen wieder ausblieben. Diese Zahl hat sich jetzt wieder bis auf neun vermindert, die mit zwei armenischen jungen Leuten, denen aus besondern Gründen die Theilnahme gestattet wurde, den Bestand der Schule ausmachen. Nach manchen Versuchen, sowohl das Rechte in Lehre als Zucht zu treffen, herrscht jetzt in derselben etwa folgende Ordnung: Die Schüler kommen um 9 Uhr, bleiben zum Theil über Mittag in der Schule, die um 3 Uhr geschlossen ist, nachdem Nachmittags der Unterricht um 1 Uhr begann. Von 9—10 Uhr lesen sämmtliche Schüler in zwei Klassen ein von Bruder Zaremba herausgegebenes Büchlein, enthaltend Abschnitte aus den Psalmen, und namentlich aus dem Neuen Testament. In der ersten halben Stunde übersetzt die erste Klasse, worüber sie in der zweiten halben Stunde eigene, dem Gelesenen entsprechende Gedanken niederschreibt. Die zweite Klasse liest in der ersten halben Stunde ebenfalls aus diesem Büchlein einen Abschnitt beim Unterlehrer Sarkis, den in der folgenden Stunde Bruder Sprömberg mit ihr durchgeht, und irgend eine grammatikalische Aufgabe daran anknüpft. In der zweiten Stunde, von 10—11 Uhr, erhält die erste Klasse Unterricht in der rußischen Grammatik, und die zweite löst zum Theil ihre Aufgaben, zum Theil wird sie zum Rechnen angeleitet. Von 11—12 Uhr ist Schreibstunde, wo dann die erste Klasse diktirt, aber die zweite nach Vorschriften schreibt. Nachmittag von 1—2 Uhr hat die erste Klasse Arithmetik nach einem rußischen Leitfaden, die zweite Grammatik. Von 2—3 Uhr erhält die erste Klasse wöchentlich dreimal Geographie, die zweite schreibt grammatikalische Beispiele.

Nach dieſer Zeit darf ein jeder noch ſo lange bleiben, als er will, um ſeine Lektion zu lernen. Der erſten Klaſſe wird der Unterricht meiſt in rußiſcher, der zweiten aber mehr in tartariſcher Sprache ertheilt. Um aber auch dieſer letztern Uebung zum Sprechen zu verſchaffen, ſo wird gewöhnlich der aus dem obgedachten Büchlein geleſene Abſchnitt zergliedernd durchgefragt, wo ſie dann die Antworten nur aus dem Buch zuſammenſtellen dürfen.

Da wir unſern Wunſch, mit dem rußiſchen auch den perſiſchen Sprachunterricht zu verbinden, nicht erreichen konnten, weil die Schüler zu Mirſa Faruch kein rechtes Zutrauen faſſen konnten, und auch dieſer die Freudigkeit dazu verlor, ſo war es zum Theil nothwendig, oben erwähnte Gegenſtände in der Schule aufzunehmen, um die Schüler auf eine zweckmäßige Weiſe beſchäftigen zu können. Auf der andern Seite iſt aber eine etwas gründlichere Kenntniß der Geographie und Geſchichte gewiß ein großes Hülfsmittel, um dadurch viele Vorurtheile gegen das Chriſtenthum zu heben, und manche Blößen der muhamedaniſchen Religion aufzudecken.

Bruder Sprömberg hatte bis jetzt das Geſchäft des Unterrichtertheilens ziemlich allein auf ſich, indem der Unterlehrer Sarkis wegen Mangel an Kenntniſſen nur zum Repetiren gebraucht werden kann; doch, ſollte der HErr dieſem Werke Gedeihen geben, ſo iſt zu hoffen, daß er nach und nach ſich mehr Tüchtigkeit erwirbt, und dann brauchbarer wird. Was die Schüler ſelbſt anbetrifft, ſo ſind es meiſt junge Leute von zwanzig Jahren und darüber, und zwar aus den angeſehenſten Familien, die meiſt ſchon ziemlich beleſen im Perſiſchen ſind. So ſehr die Schule als ſolche gewinnen würde, wenn ſich auch jüngere Schüler einfänden, ſo iſt fürs erſte doch wohl nicht daran zu denken, indem man befürchtet, daß dieſe zu ſchwach ſeien, etwaigen Verſuchen, ſie von ihrem Glauben abwendig zu machen, zu widerſtehen. Es läßt ſich demnach nicht vorausſehen, daß die Anzahl der Schüler ſich bald um ein bedeutendes vermehren wird, und

wir dachten eben deßhalb ſchon viel daran, in wiefern es rathſam oder nicht rathſam wäre, erwachſenen jungen Leuten von den Armeniern den Zutritt zur Schule zu geſtatten. Doch in wiefern dieſes wirklich thunlich ſeyn wird, darüber kann uns der HErr nur durch ſeine Fingerzeige belehren. Er wolle aus Gnaden auch in dieſer Sache uns den rechten Weg finden, und ſeines Namens Ruhm mehren helfen.

Die armeniſchen Schulen, von denen noch vier bis Oſtern beſtanden, ſind bis auf eine eingegangen. Doch leben wir der getroſten Hoffnung, daß der für Schulen geweckte Sinn und die mannigfachen Hülfsmittel, welche bereits durch unſere Preſſe dargereicht worden ſind, nicht verloren ſeyn werden.

Rückſichtlich der übrigen Thätigkeit auf der hieſigen Station glauben wir Sie noch auf das, was in Ueberſetzungen, durch die Druckerei, und im Erlernen von Sprachen geleiſtet wurde, aufmerkſam machen zu müſſen.

So lange Bruder Dittrich hier war, fuhr er eifrig in der angefangenen Ueberſetzung der Pſalmen und ihrer Reviſion fort, und wir hoffen, daß derſelbe Sie bald über die Beendigung dieſes wichtigen Werkes in Kenntniß ſetzen wird. Daß Bruder Pfander während ſeines letzten Aufenthaltes in Tebris die Reviſion ſeines Traktats beendigt hat, iſt Ihnen von demſelben ſchon angezeigt worden; und wir können nicht anders, als Sie aufmuntern, den Druck deſſelben ſo bald wie möglich zu bewerkſtelligen, indem uns derſelbe ſehr geeignet ſcheint, dem tief gefühlten Bedürfniſſe einer gründlichen Belehrung über das Chriſtenthum abzuhelfen. — Mirſa Faruch hatte zum Theil ſeine regelmäßige Beſchäftigung darin, daß er uns im Tartariſchen Unterricht ertheilte; daneben fuhr er fort, an der zweiten Ueberſetzung des Neuen Teſtaments ins Tartariſche fleißig zu arbeiten, ſo daß er bereits bis zum Briefe an die Hebräer vorgerückt iſt. Geht dieſem Werk auch dadurch viel an Werth ab, daß Mirſa Faruch

bei seiner Uebersetzung den Grundtext nicht benutzen konnte, und überhaupt gar manche andere Hülfskenntnisse zu dieser Arbeit entbehrt, so bleibt derselben in sprachlicher Hinsicht immer ein reeller Werth, und wird zur endlichen Vollendung dieser Arbeit gewiß viel beitragen.

Billig bemühten wir uns auch dieses Jahr, durch Verbreitung von biblischen und andern erbaulichen Büchern den guten Samen auszustreuen, und das um so mehr, als der mündlichen Verkündigung noch immer so viele innere und äußere Hindernisse im Wege stehen. Wir theilen Ihnen hier eine Uebersicht der vertheilten Bücher mit.

A. Verzeichniß der in diesem Jahre (1833) ausgegebenen, hier gedruckten Bücher.

In armenischer Sprache wurden vertheilt:

1.)	Armenisches Wörterbuch	100 Ex.
2.)	Prüfung des christlichen Glaubens und des Muhamedanismus	144 „
3.)	Spruchbuch oder Sammlung göttl. Zeugnisse über alle Lehren des christl. Glaubens .	209 „
4.)	Lesestücke aus dem Alten Testament . . .	225 „
5.)	Erster Kanon des Psalters	350 „
6.)	Kleine Bibelgeschichte für Schulen . . .	277 „
7.)	ABC-Buch	771 „
8.)	Der bekehrte Negersklave	364 „
9.)	Wichtige Fragen für Jedermann . . .	354 „
10.)	Das Ende der Zeit	560 „
11.)	Predigten vom Leiden Christi	563 „
12.)	Die Sünde kein Scherz	559 „
13.)	Die Lehre vom Leiden Christi	564 „
14.)	Ermahnung an Lügenredner	576 „
15.)	Die Wahrheit und Kraft des Evangeliums	530 „
16.)	Von der wachsenden Gewalt der Sünde .	525 „
17.)	Anleitung zu einem gottseligen Leben . .	527 „
	Transport:	7,198 Ex.

	Transport:	7,198 Ex.
18.)	Sechszehn kurze Predigten	544 „
19.)	Kurze Gebete für jeden Tag in der Woche	520 „
20.)	Cyrill über die Apokryphen	495 „
21.)	Das Herzbüchlein	279 „
		9,036 Ex.

B. Verzeichniß der von der brittischen Bibelgesellschaft erhaltenen, und von uns ausgegebenen Bücher:

1.)	Armenische N. Testamente (Bibeln 15 Ex.)	146 Ex.
2.)	Arabische Bibeln	19 „
3.)	— Neue Testamente	20 „
4.)	— Psalter	135 „
5.)	Persische Neue Testamente	140 „
6.)	— Sprüchwörter Salomons . . .	85 „
7.)	— Genesis	75 „
8.)	— Psalter	136 „
9.)	Türkisches Altes Testament	29 „
10.)	— Neues Testament	41 „
11.)	Syrisches Altes Testament	45 „
12.)	— Neues Testament	45 „
13.)	— Evangelien	50 „
14.)	— Psalter	60 „
15.)	Syro-chaldäische Evangelien	82 „
16.)	Hebräische Bibeln	25 „
17.)	— Neue Testamente	16 „
18.)	Deutsche Bibeln	2 „
19.)	Französische Bibeln	1 „
20.)	— Neue Testamente	1 „
21.)	Russische Neue Testamente	11 „
	Summe:	1,164 Ex.

Von diesen Büchern wurde ein großer Theil hier in Schuscha, und durch einen Bücherverbreiter in Nachitschewan und der Umgegend verbreitet. Ebenso befindet sich in Tiflis ein mit uns bekannter junger Mann, der sich der Verbreitung von Büchern sehr thätig annimmt.

Einen nicht unbedeutenden Theil namentlich von syrischen, arabischen und chaldäischen Büchern hat Bruder Haas mit nach Tebris genommen, weil sich zu deren Verbreitung dort die beste Gelegenheit finden möchte. Ebenso wurden nach den Städten Schamachi, Baku, Derbend und Astrachan eine bedeutende Anzahl versendet. Möge der HErr geben, daß diese Bücher recht vielen empfänglichen Herzen in die Hände kommen.

Um die Verbreitung der Bücher zu befördern, bemühten wir uns, zunächst hier einen Kaufmann zu suchen, der unsere Bücher in seiner Bude auf dem Basar zum Verkaufen und Vertheilen aufnähme. Es gelang uns auch, einen solchen zu finden; und der Erfolg wird lehren, in wiefern es anwendbar ist, vielleicht auch in andern Städten auf ähnliche Weise dieselben auszubreiten. Bei dem geringen Preis der Bücher (Traktate werden umsonst gegeben) lassen sich oft kaum die Versendungskosten lösen. Sehr wünschen wir, bald die von Bruder Dittrich besorgte Uebersetzung des armenischen Neuen Testamentes zu bekommen, um dem armenischen Volke diesen köstlichen Schatz in seiner Muttersprache darreichen zu können. Daß es im Ganzen nicht an Gelegenheit fehlt, Bücher auszutheilen, das beweist die bedeutende Anzahl, welche im vergangenen Jahre wirklich verbreitet wurde; und wenn Manche sie nicht mögen, und als eine werthlose Waare von sich weisen, so finden sich dagegen Andere, die froh darüber sind. Könnten wir uns persönlich der Sache mehr annehmen, so ließe sich auch manches besser thun; aber bis jetzt fehlte dazu die Möglichkeit.

Auch in diesem Jahre 1833 fand Bruder Judt für die Presse hinlängliche Beschäftigung. Es wurden in neuen Auflagen in neu-armenischer Sprache gedruckt:

1.) Das Ende der Zeit . . . . . 1,500 Ex.
2.) Predigten vom Leiden Christi . . . . 1,500 „

Transport: 3,000 Ex.

Transport:	3,000 Ex.
3.) Die Sünde kein Scherz	1,500 „
4.) Die Lehre vom Kreuze Christi	1,500 „
5.) Ermahnung an Lügenredner	1,500 „
6.) Die Wahrheit und Kraft des Evangeliums	1,500 „
7.) Von der wachsenden Gewalt der Sünde .	1,500 „
8.) Anleitung zu einem gottsel. Leben (alt-arm.)	2,000 „
9.) Sechszehn kurze Predigten	1,500 „
10.) Kurze Gebete für jeden Tag in der Woche	1,500 „
11.) Cyrill über die Apokryphen (alt-arm.) .	750 „
12.) Das Herzbüchlein	1,000 „
13.) Ein zweite Auflage des ABC-Buchs .	1,000 „
	18,250 Ex.

Gegenwärtig befindet sich unter der Presse die armenische Sprachlehre von Dschamdschan. Außerdem wurden die in diesem Jahre gedruckten Traktate größtentheils auch gebunden. Sollte es mit der Einrichtung der persischen Druckerei nicht so schnell gehen, so würde eine neue Auflage des ersten Kanons der Psalmen, und wenn etwa von den bis jetzt gedruckten Traktaten welche vergriffen werden sollten, auch von diesen neue Auflagen zu machen, gewiß sehr zweckmäßig dieselbe beschäftigen.

Zwar zur unscheinbarsten, aber dennoch unsere meiste Zeit und Kräfte in Anspruch nehmenden Thätigkeit gehört für dieses Jahr unstreitig das Sprachstudium. Dadurch, daß man genöthigt wird, seine Gedanken in einer fremden Sprache auszudrücken, steigt man wieder in das Kindesalter zurück. Wie das Kind an den Lippen der Mutter hängt, um ihr die Laute für den Ausdruck seiner Innenwelt abzusehen, so auch, wenn man in den Fall kommt, namentlich ohne Vermittlungssprache, eine fremde Sprache erlernen zu müssen. Obwohl Bruder Judt durch den Druck obgenannter Bücher ziemlich beschäftigt war, so hatte er doch hin und wieder freie Zeit, die er dem völligern Erlernen der tartarischen Sprache widmete, und freut sich, mit der Hülfe des HErrn in der Sache vor-

angekommen zu sein. Da es sehr wünschenswerth ist, daß hier, wo so wenig des Ruhmes Christi ist, jede Zunge, die bereit ist, denselben auszusprechen, gelöst sein möge, so gedenkt Bruder Judt auf diese Weise die Erlernung der Sprache fortzusetzen, um auch in seinem Theile sich darbietende Gelegenheiten zur Verkündigung des Evangeliums zu benutzen.

Bruder Syrömberg wurde zwar durch die Schule sehr gehindert, sich mit Muße dem Studium der tartarischen Sprache widmen zu können; allein was er auf diese Weise einbüßte, das gewann er wieder durch die tägliche Gelegenheit, welche sich ihm zum Sprechen darbot. Er gedenkt noch einige Zeit auf diese Weise fortzufahren, dann aber die Erlernung der persischen Sprache anzufangen. In der rußischen Sprache suchte er sich ebenfalls, theils durch den Unterricht, den er von einem Offizier empfing, theils durch eigenes Studium weiter zu bilden, und obwohl er erkennt, wie viel ihm noch zu lernen übrig ist, so dankt er doch dem HErrn, der bei vieler Schwachheit bis hieher geholfen hat, und hofft, Er werde auch ferner helfen.

Die Brüder, Hörnle und Wolters, überkletterten mit des HErrn Hülfe glücklich die ersten Berge der grammatikalischen und lexikographischen Schwierigkeiten in Erlernung der tartarischen Sprache, und finden den Weg nun schon gangbarer. Bruder Hörnle denkt zum Behuf des Kurdischen mit dem neuen Jahr ebenfalls die Erlernung der persischen Sprache anzufangen.

Werfen wir zum Schluß noch einen fragenden Blick auf die Gefühle, welche unsere Herzen beim Schlusse unserer dießjährigen Berathung erfüllen, so möchten wir uns recht tief in den Staub beugen, wahrnehmend, daß Der, den aller Himmel Himmel nicht fassen können, und der da ist und der da war und der da kommt, daß der sich herabläßt zu so armen unwürdigen Geschöpfen, wie wir sind, und uns bei unserm Beisammensein sein gnädiges Naheseyn inne werden ließ. O, dieß stärkt mächtig,

und weckt zu neuer Thätigkeit; denn wir achten billig, daß uns in ſolcher Gemeinſchaft, unter ſolchem Beiſtand, bei ſolchem Schutze das Werk wohl gelingen ſoll. Zwar beugt uns der Blick auf uns ſelbſt, indem wir finden, daß wir bei weitem noch das nicht ſind, was der HErr nach ſeiner Treue ſo gern aus uns machen möchte. Beten Sie daher, theure Freunde, für das Gelingen des Werkes, das auch Sie vertrauungsvoll in unſere Hände gelegt haben, o ſo beten Sie auch für uns, auf daß wir nicht den irdiſchen Werkzeugen gleich abgenutzt und ſo einſt unbrauchbar werden. Wir möchten auch unſere Seelen erretten, und fühlen, daß dieſes eher geſchehen muß, als wir im Stande ſind, mit Ernſt an die Rettung Anderer zu denken. Daß wir täglich Zutritt haben zu dem Gnadenthrone Jeſu Chriſti, und dort unſere ſo oft gleich dem wogenden Meere unruhigen Herzen ſtillen können, das iſt das Manna, was uns auch in der Wüſte der muhamedaniſchen Welt erhält. O daß daſſelbe uns nur täglich ſüßer und angenehmer werden möchte, daß wir gleich dem Apoſtel alles, was noch Sünde und Welt heißt, für Koth und Auskehricht achten, um der überſchwänglichen Erkenntniß Jeſu Chriſti willen, des Gekreuzigten. Ja es iſt unſer Wunſch, dem Apoſtel nachſprechen zu lernen: „Leben wir, ſo leben wir dem HErrn; ſterben wir, ſo ſterben wir dem HErrn. Darum wir leben oder ſterben, ſo ſind wir des HErrn.“

F. Judt. G. Hörnle.
Fr. Sprömberg. Joh. Th. Wolters.

Auszüge aus den Tagebüchern der Miſſionarien Sprömberg und Judt zu Schuſcha, vom 1. Januar bis 1. April 1834.

Januar 7. Bruder Judt ſchreibt in ſeinem Tagebuche: Ich beſuchte heute einen bekannten Armenier, der mich recht freundlich aufnahm. Er wollte ſogleich ein

Gaſtmahl zubereiten, um mich zu bewirthen; allein ich ſchlug es ab mit der Bemerkung, daß ich nicht zu ihm gekommen ſey, um zu eſſen, ſondern mich mit ihm zu unterhalten. In der Unterredung mit ihm war ich nicht wenig verwundert, als ich an ihm einen Mann fand, der manche gute Kenntniß von der chriſtlichen Religion hat, die er, aus ſeinen Reden zu ſchließen, aus unſern Büchern ſchöpfte. Auf meine Frage: Wie er denn dazu komme, aus unſern Büchern etwas zu wiſſen, da er doch nicht leſen könne? erwiederte er: „Mein Sohn lieſt am Abend nach der Arbeit mir und meinem Hauſe aus euern Büchern vor, und auf dieſe Weiſe lerne ich die Wahrheiten kennen.“ Hierauf rief er ſeine Tochter, die das Herzbüchlein bringen mußte, deſſen Bilder er mit ihr durchging, um zu zeigen, daß auch ſeine Tochter etwas davon verſtehe. Bei dieſer Gelegenheit bemerkte er: „Obgleich es bei uns Sitte iſt, daß die Töchter nichts lernen, ſo ſehe ich doch darauf, daß auch ſie mit den Wahrheiten, die eure Bücher enthalten, bekannt werde.“ Es iſt nicht recht, fuhr er weiter fort, daß bei uns das weibliche Geſchlecht gleichſam ſklaviſch behandelt wird, denn bei Gott iſt Mann und Weib gleich geachtet. Endlich fragte er mich, woher es doch komme, daß es ihm ſo ſchwer falle, nach den Wahrheiten, die er in unſern Büchern leſe, ſein Leben einzurichten; denn er faſſe oft den Vorſatz, ſo zu leben, aber könne es dann doch nicht. Ich erwiederte ihm hierauf, daß der Menſch in ſeinem unbekehrten Zuſtande nicht nach dem Worte Gottes leben könne, indem er keine Kraft in ſich ſelbſt dazu habe. Der Menſch ſey ein fluchwürdiger, von Gott abgefallener Sünder, und könne daher nichts als ſündigen; Jeſus, unſer Heiland aber habe ſich unſerer erbarmt, ſich um unſerer Sünden willen kreuzigen laſſen, auf daß wir durch ſein Blut von unſern Sünden rein und vor Gott gerecht würden. Er habe Kraft erworben allen denen, die an Ihn glauben; und wer hierum Ihn brünſtig bitte, werde auch tüchtig gemacht, ſein Leben nach dem Worte Gottes

einzurichten. Ich munterte ihn auf, oft zu beten, dann werde Gott auch ihm Kraft verleihen, nach seinem Worte leben zu können. Ehe ich ging, sagte er noch: „Gott sey Dank, daß Er euch vor neun Jahren in unser Land gebracht hat! denn unsere Priester können uns nichts von Jesus sagen; aber seitdem wir Bücher von euch erhalten, weiß ich mehr von Jesu. Beim Weggehen war ich über meinen Unglauben, der solche Aeußerungen von einem Armenier kaum erwartet hätte, tief beschämt; sie waren mir ein deutlicher Beweis, daß der HErr, obgleich vor unsern Augen verborgen, doch vielleicht manchen Stillen im Lande hat, der, durch das Lesen unserer Bücher veranlaßt, den Weg der Wahrheit sucht.

Januar 11. Da heute eine Anzahl armenischer Grammatiken im Binden fertig wurden, so suchte ich es unter den Armeniern bekannt zu machen, indem ich unserm Bücherverkäufer auf dem Basar einige dieser Bücher brachte. Im Gespräch mit ihm äußerte er, daß vor neun Jahren sehr wenige Armenier in Schuscha waren, die lesen konnten, indem es an Schulen, besonders aber an Büchern fehlte; seitdem aber von uns Schulen eingerichtet und Bücher gedruckt wurden, habe es in Schuscha wenig Armenier, die nicht lesen können. Obgleich ich diese Aeußerung nur für Schmeichelei halten konnte, so ist es im Grunde doch wahr, ich hörte es auch schon häufig von andern Armeniern, daß der größere Theil der Einwohner dieser Stadt lesen könne. Ich hätte sehr gewünscht, mich noch weiter in ein christliches Gespräch mit ihm einlassen zu können; allein mehrere Armenier, die uns zur Seite saßen, störten uns durch andere Gespräche, und ich mußte es tief fühlen, wie schwer es ist, unter dem Gewirre vieler Geschäfte eine christliche Unterredung mit ihnen anzuknüpfen. Ich besuchte einen andern bekannten Armenier, mit dem ich mich ungestört unterhalten konnte. Er erkundigte sich sogleich nach den Brüdern, Dittrich, Zaremba und Haas, mit vieler Theilnahme, wurde aber so ungehalten darüber, daß die genannten

Brüder nicht mehr hier sind, um unter ihrem Volke zu arbeiten, daß er im Eifer diejenigen mit starken Worten angriff, welche die Aufhebung unserer Schulen vorzüglich bewirkt hatten.

Januar 12. Heute kam ein bekannter Priester aus einem nahe gelegenen Dorfe zu mir, um Bücher für seine aus zwanzig Schülern bestehende Schule zu kaufen. Das Herzbüchlein schien ihm von allen am meisten zu gefallen, und ich konnte mich mit ihm über den Inhalt desselben in ein Gespräch einlassen, in welchem er sehr aufmerksam war. Als er aber sah, daß ich ihn aufforderte, den Zustand seines Herzens nach diesem Büchlein zu prüfen, so konnte er es nicht mehr lange aushalten, sondern sagte: „Entlasse mich," und er ging. Es ist wirklich traurig, in welch einem beklagenswerthen Zustand sich die Priester befinden. Nachmittags besuchte ich einen bekannten kranken Priester, auf dessen todtblaßem Gesichte ich lesen konnte, daß er sich freute, als ich in seine Stube trat. Ich sprach ihm zu, daß er sich doch an den rechten Arzt, Jesus Christus, wenden, und fleißig zu Ihm beten möchte. Ja, erwiederte er, einer unserer Kirchenväter sagt: „Wenn der Mensch gesund ist, sucht er keinen Arzt, und wenn der Mensch reich ist, fühlt er nicht die Noth des Bettlers." So gerade sei es ihm in gesunden Tagen gegangen; nun aber, da er äußerlich krank sey, fühle er auch zugleich, daß seine Seele nicht gesund sey, und das bekümmere ihn am meisten; denn, fügte er hinzu: verdirbt auch mein Leib, was ist an ihm gelegen, er wird wieder zur Erde; aber meine Seele, ach meine Seele, die ewig währt, was wird aus ihr werden, wenn sie nicht durch Jesum Christum, den Seelenarzt, gesund wird! — Ich legte ihm hierauf die Liebe unseres Heilandes, mit welcher Er Allen entgegen komme, die als verlorene Sünder zu Ihm, dem rechten Arzt und Helfer, ihre Zuflucht nehmen, an das Herz. Nach einer meinem Herzen wohlthuenden Unterredung verließ ich ihn. Dieser Priester, wohl der gelehrteste und angesehenste in

der Stadt, ſtand früher mit uns in genauer Verbindung, und half Bruder Dittrich viel im Ueberſetzungs-Geſchäfte. Er hatte früher eine Zeit, wo er wirklich recht angefaßt war, ſo daß es beinahe mit ihm zu einem Austritt aus der armeniſchen Kirche gekommen wäre, indem er wohl einſah, daß er nach ſeiner Ueberzeugung nicht mehr armeniſcher Prieſter ſein könne, wenn er derſelben nicht wieder untreu werden wolle. Allein, er behielt nicht, was er hatte, ſeine Beſuche bei uns wurden immer ſeltener, und endlich gerieth er wieder in das alte Weſen des ſündlichen Prieſterlebens. O, möchte unſer treuer Heiland ſich ſelbſt dieſes verlorenen Schafes annehmen!

Januar 16. Bruder Sprömberg ſchreibt: Was iſt doch das Faſten bei den Katholiken im Vergleich mit dem der Muhamedaner? Sollte aus demſelben wirklich ein Ruhm vor Gott erwachſen, dann würde man billig den Muhamedanern den Preis zuerkennen müſſen. Jetzt, bei der größten Kälte, halten ſie ihre Faſten, und zwar ſo, daß Niemand, außer ſehr Kranke, vom Anbruch des Tages bis zum Dunkelwerden irgend etwas genießt; ja ſogar Rauchen, Schnupfen, an etwas riechen u. ſ. w. iſt ſtreng verboten. Und dieſes dauert einen ganzen Monat, und zwar nur deshalb, weil man über die drei Tage, an welchen zu faſten geboten iſt, nicht gewiß iſt. Man ſagt ſonſt in der Regel, und nicht mit Unrecht, daß der Islam der Sinnlichkeit allen Vorſchub thut; allein in dieſem Stück macht der Koran eine Ausnahme; es ſey denn, daß man es auch zur Sinnlichkeit rechnete, auf dieſe Weiſe den Himmel verdienen zu wollen. Da ſitzen nun die armen Leute, quälen ſich beinahe bis auf den Tod mit dem Hunger, und fragen, wie lange es noch bis zum Dunkelwerden ſey?

Heute beſuchte ich die Mesdſched, wo in dieſer Zeit täglich ein Vortrag gehalten wird. Sie war angefüllt mit Menſchen, die alle auf dem Boden ſaßen, ausgenommen der Redner, der auf einem hohen Stuhle ſeinen Sitz hatte. Natürlich mußte ich als Unreiner an der

Thüre stehen bleiben, wodurch freilich das Hören und Verstehen sehr erschwert wurde. Der Gegenstand des Vortrags war die Geschichte Alis, wie er endlich der List und Gewalt seiner Feinde unterlag. Er wußte mehrere Stellen aus dieser Geschichte sowohl durch Ton als durch Geberden so rührend vorzutragen, daß ein lautes Schluchzen entstand, und selbst mir, ohne zu wissen warum, es weinerlich wurde. Hierin besteht aber auch ihre Hauptkunst. Auf die Sache, die vorgetragen wird, nimmt man weniger Rücksicht, sondern achtet nur darauf, ob der Redner im Stande ist, bald Weinen, und zur Abwechslung auch Lachen hervorzubringen. Kann er dieses nicht, so ist sein Lohn gering, ja er erntet wohl gar noch Spott und Schande dazu; im entgegengesetzten Fall aber wird er gut bezahlt. Nachdem ich dieses gesehen, ist es mir erklärlich, wie eines Theils die Leute so fest am Islam kleben, indem er wirklich auf eine wunderbar täuschende Weise die oberflächlichen Bedürfnisse des Menschen befriedigt, dann aber auch, wie die Mullah, das Volk auf diese Weise bestürmend, es gebrauchen, wozu sie wollen, sey es auch zu Mord und Todschlag. Ueberhaupt liegt in der lebendigen Verkündigung in vieler Beziehung eine große Kraft, und man sieht es recht deutlich an den Kirchen, wo das lebendige Wort verstummt ist, wie sehr sie dadurch im Nachtheil sind. In Glaubenssachen, wo mehr aufs Zeugen als aufs Demonstriren ankommt, hat eben deßhalb ein lebendiger Vortrag doppelten Einfluß. Müßte ich nicht befürchten, das Volk zu reizen, so würde ich öfter zuhören; eines Theils um in sprachlicher Beziehung Nutzen zu ziehen, theils aber auch, um mit dem Geiste des Islams, der sich in solchen Reden mit am klarsten ausspricht, bekannter zu werden.

Januar 17. Einer meiner Schüler, der seit einiger Zeit ausgeblieben war, besuchte mich heute, und sagte, daß, da für die Muhamedaner dieser Monat zu gottesdienstlichen Verrichtungen bestimmt sey, er in dieser Zeit

nicht kommen werde. Ich fragte ihn, ob er auch den Koran leſe? was er bejahte, aber ebenſo auch eingeſtand, daß er nichts davon verſtehe. — Aber warum lieſeſt du ihn denn? — damit ich auf dieſe Weiſe für meine verſtorbenen Voreltern oder Freunde ein Verdienſt erwerbe. Ich machte ihn darauf aufmerkſam, wie ſehr er ſich in dieſer Sache irre, denn Gott könne doch unmöglich an einem ſo ſinnloſen Weſen Wohlgefallen haben. Er ſah das ein, und beruhigte ſich darauf, daß es nun einmal ſo befohlen ſey. Da mir bekannt war, daß ſein Großvater ein Chriſt war, und erſt in Folge bürgerlicher Verhältniſſe Muhamedaner wurde, ſo fragte ich ihn, warum doch ſein Großvater Muhamedaner geworden ſey? Das weiß ich nicht; er wird aber wohl etwas Gutes an dieſem Glauben gefunden haben. — Findeſt du denn etwas Gutes am Islam? — Ich bin noch zu wenig beleſen, um darüber urtheilen zu können. — Es iſt wahr, erwiederte ich, von einer gewiſſen Seite iſt es ſchwer, darüber ins Reine zu kommen, namentlich wenn wir bei Menſchen ſtehen bleiben. An den armeniſchen Chriſten möchten ſchwerlich äußere Vorzüge vor den Muhamedanern aufgefunden werden können; denn ſie ſind durch die Muhamedaner in ihrem Glauben zu Grunde gerichtet worden. Willſt du aber einen Hauptfehler des Islamismus wiſſen, ſo iſt es der, daß er lehrt, der Menſch könne durch ſeine Werke ſich vor Gott ein Verdienſt erwerben, während doch jeder Menſch, wenn er nur will, erkennen kann, daß Gott jeden Tag Urſache hätte, ihn wegen ſeiner Sünden zu verſtoßen. Was hilft es mir aber, ſagte er, wenn ich Armenier werde; für einen ſolchen, der ſeinen Glauben verläßt, iſt im Himmel kein Platz. Hierauf ſagte ich ihm: das iſt eine Behauptung, die nur aus Unverſtand hervorgehen kann; denn wenn dieſelbe wahr iſt, warum ſagen denn die Mullah, daß die, ſo an Muhamed gläubig wurden, ins Paradies gekommen ſind, ungeachtet ſie, und das meiſtens mit Gewalt, von einem andern Glauben zum Islamismus bekehrt wurden. Bei

der Sache handle es sich darum, daß man die Ueberzeugung erlange, dieses ist der rechte Weg zum Himmel, den hat Gott zu gehen bestimmt; sey man darüber im Reinen, dann habe es um den Platz im Himmel keine Noth. Es that mir leid, daß ich durch einen mich besuchenden jungen Armenier in dieser Unterredung unterbrochen wurde; denn es schien mir wirklich, als sey das Herz dieses jungen Menschen wenigstens nicht feindlich gesinnt. Mit dem Armenier konnte ich viel über die armenische Kirche, und überhaupt über das Christenthum sprechen; allein ich konnte ihm nicht trauen, fühlend, er werde meine Worte an einem Orte verkehrt wiedersagen, und so den Segen in einen Fluch verwandeln. Ach, dieses arme Volk, wann wird es wieder zu einem geraden, aufrichtigen Wesen kommen. Die Erfahrungen, welche unser Heiland mit den hinterlistigen Pharisäern und Sadduzäern machte, müssen einem hier oft zur Lehre dienen.

Januar 21. Es kam heute wieder einer von den hieher verwiesenen Polen zu mir, ein junger Mensch von nicht übelm Aussehen. Er bat um ein Buch, und es freute mich, ihm ein polnisches Neues Testament geben zu können. So schwer es hielt, um uns einander zu verständigen, denn er sprach nur polnisch, so suchte ich ihn doch darauf aufmerksam zu machen, wie sein und seiner Landsleute trauriges Loos Folge ihrer eigenen Verschuldung sey, und zeigte ihm zu dem Ende die Stelle im Römerbrief, welche von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit handelt. Man möchte sagen, der Apostel habe diese Stelle mit Rücksicht auf unsere Zeit geschrieben; denn was immer die Revolutionäre für sich geltend machen mögen, dieses Wort Gottes spricht gegen sie. Zu bedauern ist nur, daß wie sie die Gesetze der irdischen Götter hinter sich werfen, sie es so auch mit diesem göttlichen Gebote machen; aber wir wissen, daß keine Religion ein traurigeres Ende nehmen wird, als die des Teufels und seines Anhangs.

Auch einige Tartaren kamen zu mir, wohl nicht, um über göttliche Dinge zu sprechen, als vielmehr um einen Besuch zu machen. Unter anderm fragte ich sie, was denn eigentlich bei ihrem Fasten für ein Nutzen herauskomme? Sie gaben zur Antwort: Für diese Welt freilich kein anderer, als daß sie hungern müssen; aber in jener Welt. Ja, sagte ich, wer es glaubt. Denn wenn ihnen hier kein Nutzen daraus erwachse, um Gottes willen brauchen sie nicht zu hungern, dem thäten sie damit keinen Gefallen. — Früher schon hatte ich Gelegenheit, mit einigen meiner Schüler über denselben Gegenstand zu sprechen, und suchte sie dabei über das wahre Wesen des Fastens zu belehren, in sofern der Zweck desselben nämlich nicht nur sein solle, eine kürzere oder längere Zeit hungrig zu bleiben, sondern entweder nur zum sichtbaren Ausdruck der innern Zerknirschung des Herzens, oder aber als Mittel dienen soll, unsere fleischlichen Leidenschaften besser im Zaum halten zu können. Zu dem Ende führte ich ihnen das Beispiel von einem Pferde an. Wenn nämlich dasselbe lange im Stalle steht, und gut genährt wird, so macht es beim Reiten allerlei Unarten, und setzt den Reiter nicht selten in Gefahr, abgeworfen zu werden; arbeitet es aber täglich, so hat man so etwas nicht zu befürchten. Aehnlich verhält es sich mit dem Menschen. Sie sahen die Sache wohl ein; allein „unser Prophet hat es also befohlen, oder im Koran steht es so geschrieben," schlägt alle vernünftigen Vorstellungen zu Boden, und nur erst, wenn das Evangelium sich an ihren Herzen als Wort Gottes gerechtfertigt haben wird, und der Koran in seiner Blöße dasteht, dann läßt sich etwas Gründliches erwarten. Uebrigens ist es eigen, wenn die Mullah die Fastenzeit „ein bei Gott zu Gaste Seyn" nennen. Witzige Köpfe haben ihnen den Einwurf gemacht, Gott müsse doch ein unbarmherziger Gastgeber seyn, wenn er seinen Leuten das Maul verbinde, damit sie nicht essen können. Doch könnte man auch hier wohl Geist und Buchstaben unterscheiden. Uebrigens wird man

es kaum glauben, wenn man hört, daß die verschiedenen Genüsse ihre bestimmte Zeit haben. So sagten z. B. meine Gäste: daß wir nur nicht der Pfeife Zeit versäumen. Anfangs wußte ich nicht, was das heißen soll; aber bald merkte ich, daß dieses die erste Sache ist, welche ihnen zu genießen erlaubt ist. Denn kaum sahen sie auf meine Uhr, daß die Zeit gekommen war, so wurde auch sogleich die Pfeife angezündet. Das vermag der Glaube, selbst wenn er irre geleitet ist.

Januar 23. Bruder Judt schreibt: Ein ehemaliger Schüler von Bruder Zaremba, ein junger Armenier, kam zu mir, und bat um persische Bücher. Da ich ihn nicht kannte, so fragte ich ihn, zu welchem Zwecke er sich persische Bücher ausbitte, und so erzählte er mir dann, daß er mit den ältern Brüdern sehr gut bekannt gewesen sey, die ihm von Zeit zu Zeit Bücher gegeben hätten, um sie unter den Kurden zu verbreiten. Im Verlauf der Unterredung hörte ich von ihm die erfreuliche Nachricht, daß unter den Kurden manche seyen, die das Neue Testament lesen, und oft zu ihm kommen, um sich mit ihm über das Christenthum zu unterhalten. Es werden sogar von den Kindern der Kurden in Ermanglung anderer Bücher unsere Bücher in ihrer Schule gelesen. Er sagte ferner, daß ihm vornehmlich zwei Mullah bekannt seyen, die das persische Neue Testament lesen, und öfters mit ihm über den Inhalt desselben sprechen. Beim Weggehen munterte ich ihn auf, zur Verbreitung christlicher Bücher unter den Muhamedanern seiner Umgegend, und bot ihm nicht nur Bücher an, so oft er derselben ermangle, sondern gab ihm auch mehrere persische, türkische und arabische biblische Bücher, so wie auch einige armenische. Ich freute mich, und dankte Gott, daß Er uns von Zeit zu Zeit durch solche Erfahrungen ermuntert und erquickt, und einige Lichtstrahlen in unsere Dunkelheit fallen läßt. Möge der HErr uns noch viele solche Erfahrungen machen lassen.

So kam auch heute ein bekannter Armenier zu mir, der mich zu einem Gastmahl einlud. Ich war lange unentschlossen, ob ich gehen solle; doch der Gedanke, daß mir der HErr vielleicht Gelegenheit schenke, unter einer Anzahl von Gästen ein Wort zu Seines Namens Ehre reden zu können, bewog mich, von dieser Einladung Gebrauch zu machen. Beim Eintritt in das Zimmer war ich nicht wenig verwundert, 25—30 Personen im Kreise auf dem Boden herum sitzend anzutreffen, die mich alle freundlich bewillkommten, und mir den besten Platz anwiesen. Ich saß nicht lange, so brachte man mir Wasser, um meine Hände vor dem Essen zu waschen, was eine Gelegenheit gab, über das Händewaschen der Pharisäer und den Ausspruch unseres Heilandes: „Was in den Mund eingeht, verunreinigt den Menschen nicht u. s. w." zu sprechen. Die versammelten Gäste hörten aufmerksam zu, und einige unter ihnen, besonders ein Priester, nahmen Antheil am Gespräch. Jetzt wurde das Essen aufgetragen. Während dem Essen rief ich einem der Gäste zu, und fragte ihn: ob unser Heiland auch zu Gastmahlen gegangen sey? Er zögerte lange mit der Antwort, bis ich ihnen endlich die Geschichte Luk. 7, 36—50. erzählte, die ich denn auf die Gäste anzuwenden suchte. Der Heiland gab Gnade und Gelegenheit, noch Manches über das wahre Christenthum zu sprechen, bis die Gäste endlich ihren Priester aufforderten, daß er, als ihr Priester, nun auch etwas von Jesu erzählen möchte. Allein er erwiederte: Ich scheue mich vor den Deutschen, denn ich möchte leicht nicht alles so erzählen, wie es im Neuen Testamente geschrieben ist; auch weiß ich es ohne dieß nicht so auswendig zu erzählen. Mit dieser Antwort schienen die Gäste nicht zufrieden zu seyn, und der Priester, obgleich sich freundlich gegen mich stellend, schien mich doch in eine Falle locken zu wollen, indem er manche verfängliche Frage an mich richtete, die ich ihm aber größtentheils immer mit Bibelstellen beantwortete. Nachdem

ich

ich eine geraume Zeit unter ihnen geseſſen, baten mich einige Gäſte, es ihnen doch nicht übel zu nehmen, wenn ſie nach ihrer Sitte ſingen und auf einer Art Leier ſpielen, wogegen ich gerade nichts einwenden konnte. Endlich als ich ſah, daß ihre Köpfe vom Weine warm wurden, und auch der Prieſter vor den Andern in dieſer Hinſicht nicht zurückblieb, ſo entfernte ich mich, und ging nach Hauſe. Möge es dem HErrn gefallen, daß mein Reden zum Segen der Gäſte und zu Seines Namens Preis und Ehre gedeihen möge; ja möchte ich doch im Umgange mit den Leuten jederzeit ein Licht ſeyn, das da leuchtet in der Finſterniß.

Januar 30. Bruder Sprömberg ſchreibt: Die Faſtenzeit veranlaßte einige von meinen Schülern, den Wunſch zu äußern, für kurze Zeit aufs Land zu gehen; denn bei den Muhamedanern, wenigſtens bei den Schiiten, gilt das Geſetz, daß wenn Jemand eine Reiſe von zehn Meilen macht, ſo darf er eſſen, muß aber die verſäumten Faſttage zu einer andern Zeit wieder einbringen. Wenn daher die Faſtenzeit in den Sommer fällt, wo die Tage lang ſind, und der Menſch bei großer Hitze namentlich vom Durſt heftig geplagt wird, ſo machen vorzüglich die Reichern unter irgend einem Vorwande eine Reiſe, um ſich ſo die Freiheit zum Eſſen zu verſchaffen. — Mir ſchien der Wunſch meiner Schüler eine ungeſuchte Gelegenheit zu ſeyn, ſelbſt eine kleine Reiſe zu machen, indem ich mit einem von ihnen ſeine Angehörigen beſuchte, die etwa zwei Tagreiſen von hier am Kur wohnen. Die Hoffnung, Gelegenheit zu finden, den Leuten näher zu kommen, Uebung im Sprechen zu haben, und mit ihrem geiſtigen Zuſtande und äußern Sitten bekannter zu werden, bewogen mich, dieſe Gelegenheit nicht vorübergehen zu laſſen. Und ſo trat ich dann, mit dem Wunſche, daß der HErr mit mir ſeyn, und ſeinen Segen auch zu dieſem geringen Unternehmen geben möge, in Begleitung von drei meiner Schüler heute meinen Weg

an. Einige Erfahrungen und Bemerkungen, die ich während dieſer kurzen Reiſe machen durfte, mögen ſtatt eines Tagebuches dienen.

Was vor allen Dingen geeignet war, meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen, das waren die mancherlei Reden und Erſcheinungen, durch das Faſten veranlaßt. Während ich die gemeinen Leute meiſt gedankenlos dem Gebote Folge leiſten ſah, ſchimpften andere auf die Mullah, weil ſie die Faſtenzeit noch verlängerten; denn wenn man den Neumond am dreißigſten Tage nicht ſieht, ſo wird noch ein Tag zum Faſten hinzugeſetzt, um ja nicht zu fehlen. Warum dieſes, ſagten nun Einige, der Monat hat nie mehr als dreißig Tage. Ach Mirſa (ſo nannten ſie mich), ſagte einer zu mir, unſere Mullah ſind ſehr ſchlecht, ſie betrügen uns.

Als am zweiten Tage der Reiſe einer der Schüler nicht eſſen wollte, ſo nahmen ihn andere beim Arm und ſetzten ihn zum Eſſen hin, während er mit lachendem Munde ſagte: Ei, ihr bärtigen Alten, was ſagt denn ihr? — Ach du, ein junger Menſch, was wirſt du faſten? Dagegen widerſtand ein anderer junger Muhamedaner, der mit uns geritten war, ſtandhaft allen Zuredungen. Des Abends, ſobald die Sonne ſich hinter den Bergen verbarg, war die allgemeine Rede: Iſt es Zeit, d. h. dürfen wir eſſen? Oft wurde ich befragt, da ſie ſahen, daß ich eine Uhr bei mir hatte, wie lange es noch bis zur Eſſenszeit ſey? An einem kalten Tage, wo wir einen ziemlich langen Weg zu reiten hatten, faſtete einer der Schüler; allein es wurde ihm ſo unwohl, daß, als wir an Ort und Stelle ankamen, das Erſte, was er begehrte, etwas zu eſſen war. Mehrmals fand ich Gelegenheit, ihm das wahre Weſen des Faſtens auseinander zu ſetzen, und als ich einmal ſagte, daß wir keine geſetzliche Faſten hätten, ſondern daß es einem Jeden frei ſtände, in dieſer Beziehung nach Bedürfniß und Ueberzeugung zu handeln, ſo hieß es: Ihr habt es recht gemacht. Uebrigens iſt es mir noch immer räthſelhaft, wie ganze Völker ſich

ein ſolches Joch haben aufwerfen laſſen; allein ich glaube, wenn einmal die Nebel, in welche der Islam ſeine vorgebliche Göttlichkeit gehüllt hat, werden zerſtreut ſeyn, dann wird dieſe Sitte ein leichter Raub des geſunden Verſtandes ſeyn. Einmal ereignete es ſich, daß wir einen Mann antrafen, deſſen Pferd, als es einen Kanal paſſirte, mit der Laſt hineinfiel. Lange hatte er ſich abgemüht, bis ihm endlich einige hinzugekommene Leute wieder herausbalfen. Als wir zu ihm kamen, band er ganz durchnäßt und vor Kälte zitternd ſeine Sachen wieder zuſammen. Ich bot ihm ein wenig Rum mit der Bemerkung an, er möchte es in ſeinem Zuſtande als Medizin gebrauchen. Nein, ſagte er, ich faſte, ich darf nicht trinken. Mich ſetzte dieſe Antwort in Verwunderung, und veranlaßte mich zu mancherlei Betrachtungen.

Ein anderer Gegenſtand meiner Betrachtungen war das Gebet. Bekanntlich haben die Muhamedaner fünf Gebetszeiten; ich ſah jedoch nur, daß des Morgens und Abends gebetet wurde. Aber wie?! Ich erinnere mich, früher geleſen zu haben, wie ein Muhamedaner den Chriſten Unaufmerkſamkeit beim Gebet zum Vorwurf macht, indem er von ſich ſelbſt ſagt, daß ihn ſelbſt die Todesgefahr nicht in der Andacht ſtören würde. Dieſes für wahr haltend, bekam ich eine eigene Vorſtellung vom Gebet der Muhamedaner, die nicht zu ihrem Nachtheile war. Allein, habe ich je geſehen, wie man eine geiſtliche Handlung ins Fleiſch herabgezogen hat, ſo iſt es die Art und Weiſe, wie ich dieſes Mal Gelegenheit hatte, Muhamedaner beten zu ſehen. Zwar ſah ich es auch ſchon bei den Armeniern, daß, wenn der Hausvater das Tiſchgebet ſprach, er während deſſelben rief: Bringe den Wein! Lege das Brod dorthin! Bringe Salz u. ſ. w.; doch aber ſoll es bei ihnen nicht ſo ſeyn. Allein das Gebet der Muhamedaner iſt reine Ceremonie, indem es blos in einzelnen arabiſchen Ausrufungen beſteht, die Hauptſache aber die verſchiedenen Verbeugungen ſind, welche dabei

Statt finden. Das Erste, worauf der Muhamedaner beim Gebet achtet, ist, daß er mit dem Gesichte sich nach Mekka wendet. Als einer unserer Mitreisenden sein Gebet verrichtete, hatte er eine falsche Stellung angenommen. Sogleich fingen Andere an, ihm zuzurufen, daß er falsch stehe. Anfangs glaubte er, sie hätten blos ihren Spott mit ihm, und achtete nicht darauf, bis man endlich mit Schwüren u. s. w. ihn bewegte, sein Gesicht nach einer andern Gegend zu wenden. Dabei ging das Gespräch immer fort; es wurde gelacht, geschworen, dieß und jenes gemacht, während der andere seine Verbeugungen machte und dazu murmelte. Ich glaubte, er werde es übel genommen haben, daß man ihn so gestört habe, allein davon war keine Rede, und ich fand es überall so, ja noch schlechter. Einer nämlich machte ein Paar Verbeugungen; dann fragte er, obs Pferd gekommen sey? und hatte noch manches andere zu sagen, und dann betete er wieder fort. Ein Anderer, der mit ihm zugleich betete, und zwar wunderliche Töne durch die Nase hervorbrachte, die mich sehr zum Lachen reizten, hatte kaum sein Gebet vollendet, als er schon wieder mit Schwüren bei seiner Seele, bei Gott, beim Koran an dem Gespräch Theil nahm. Ach, wie gern hätte ich meine Kniee mit ihnen vor dem Vater gebeugt, der der rechte Vater ist über Alles, was Kinder heißt, im Himmel und auf Erden, um Ihn im Namen Seines Sohnes im Geist und in der Wahrheit anzubeten. Man sollte glauben, nur so lange sie nichts Besseres kennen, können die Muhamedaner solchem sinnlosen Gottesdienst anhangen, und daß es unmöglich wäre, die Thorheit desselben zu verkennen; allein so lange der Mensch nicht von oben herab erleuchtet wird, ist ihm Alles recht, womit er entweder sein Gewissen beschwichtigen, oder den Anforderungen des äußern Anstandes Genüge leisten kann. Ach, daß doch bald dem Evangelio die verschlossenen Thüren zu den Herzen dieser armen, in Blindheit sitzenden Menschen, möchten aufgethan werden. Es ist mir der Eindruck noch gegenwärtig,

welchen ich erhielt, als ich einmal in einem Wirthshause einen Flucher und Schwörer von Profession hörte. Dieser Eindruck erneuerte sich, als ich den Gesprächen meiner Reisegefährten und Anderer zuhörte. Manchmal sträubten sich wirklich die Haare zu Berge, wenn ich über Kleinigkeiten sie die allergrößten Schwüre ausstoßen hörte. Ich möchte fast sagen, daß die geringste Betheurung, die bei ihnen wegen der herrschenden großen Lügenhaftigkeit nur zu häufig vorkommen, von einem Schwure begleitet wird. Ich will sterben; du sollst sterben; bei meiner Seele; beim Koran; bei diesem Kinde; bei Gott; beim Propheten; beim allerhöchsten Gott und seinem Propheten, — das sind etwa die gebräuchlichsten Betheuerungen in aufsteigender Stufenfolge. Eine Sünde hat in der Regel eine andere zur Folge, und so sind diese Betheuerungen eine Folge von dem Lügengeiste, der unter dem Volke herrschend ist, und vor dem man sich bei großen und armen Leuten zu verwahren hat. Es gilt ihnen gleich viel, wie sie ihre Absicht erreichen, wenn sie nur zum Ziele gelangen. Als ich einem sein unwahres Benehmen in Wort und That vorhielt, lachte er und meinte, es sey anders nicht gut möglich gewesen, seine Absicht zu erreichen. Obgleich man jetzt nur noch von der alten deutschen Treue und Redlichkeit spricht, so kann man im Vergleich zu der Falschheit hiesiger Nationen dreist sagen, daß auch jetzt noch das deutsche Volk ein treues Volk ist.

Welche irrige Vorstellung die Leute mitunter von dem Zweck unserer Thätigkeit haben, das mußte ich einmal auf ganz überraschende Weise wahrnehmen. Mein Begleiter, ein gutmüthiger, aber unwissender Mann, sagte Andern, die ihn um mich befragten: Ja, die sind gekommen, daß sie die Armenier zu nichte machen. Was sagst du? fragte ich ihn hierauf: Ja, die Armenier sagen: Christus ist Gott, und wir: er sey nur ein großer Prophet; was sagt denn ihr? erwiederte er, meinend, ich sey seiner Ueberzeugung. Auch wir, sagte ich, erkennen

in Christo einen Propheten; aber freilich noch mehr als dieſes, wir ſagen auch, daß er Gott iſt. Er ſah mich groß an, als wollte er ſagen: So, das habe ich nicht gewußt. So gut ich konnte, ſuchte ich ihnen zuerſt ihre Vorurtheile gegen die Gottheit Chriſti zu benehmen, und ihnen die Sache mehr im wahren Licht zu zeigen. Allein fühlend, daß ich meinen Zweck doch nicht erreichen könne, ſie zu überzeugen, lenkte ich das Geſpräch bald auf andere Gegenſtände.

Bei dem Bruder eines meiner Schüler fand ich einmal Gelegenheit, über Chriſtenthum ziemlich ausführlich zu ſprechen; allein meiſtentheils waren es Fragen über fremde Länder und Völker, die ich ihnen beantworten mußte. — Ein Mann bat mich, eine kranke Perſon, die Frau ſeines Sohnes, zu beſuchen. Um doch etwas zu thun, was nützlich und keinen Falls ſchädlich ſeyn konnte, verordnete ich ein Fußwaſſer mit Aſche und Salz. Als es fertig war, fragte er mich noch alles Ernſtes, ob die Kranke dieſe Medizin trinken ſolle?

Februar 2. Bruder Judt ſchreibt: Da ich das Bedürfniß immer mehr und mehr fühle, mit den Armeniern dieſer Stadt näher bekannt zu werden, um dadurch Gelegenheit zu finden, von dem Einen, das Noth iſt, ſprechen zu können, ſo entſchloß ich mich, einen mit uns früher verbundenen Armenier zu beſuchen. Der alte Greis nahm mich liebreich auf und ſagte: Schon habe ich geglaubt, ihr hättet meiner ganz vergeſſen; denn ſchon ſeit langer Zeit hat mich Niemand mehr von euch beſucht. Das Ehrwürdige dieſes alten Mannes zog mich an, und ich ſaß nicht lange, ſo fing er an, über die Verfolgung, die im Jahr 1830 über die armeniſche Miſſion erging, zu ſprechen, wobei er ſehr in Eifer über die armeniſche Geiſtlichkeit gerieth, die unſere weitere Arbeit verhinderte. Aber, fügte er mit bewegter Stimme, die mich wirklich rührte, hinzu: „habt nur Geduld mit unſerm Volk, predigt unter ihnen trotz aller Hinderniſſe; denn euere Arbeit unter uns wird nicht vergeblich ſeyn. Und ob ihr

gleich noch keine Frucht euerer Arbeit sehet, so denket nur, es sey eben jetzt für euch Winter. Denn wie es jetzt draußen Winter ist, und der Schnee die Fluren bedeckt, daß man glauben sollte, es sey nicht möglich, daß aus dieser mit Schnee bedeckten Erde etwas hervorkeimen könne; siehe, so kommt doch ein Frühling, wo Blumen, Kräuter und Früchte aller Art aus dem abgestorbenen Boden hervorwachsen werden. Also auch mit euerer Arbeit. Schüttelt nicht den Staub von euern Füßen, fahret fort, das Wort Gottes auf unserm Boden auszustreuen, so wird gewiß auch ein Frühling und eine Erntezeit für euch anbrechen. Sehet an das Beispiel der Apostel, auch für sie war es im Anfang Winter; aber es kam eine Erntezeit, wo Tausende von den Völkern eingesammelt wurden. Du wirst es mir nicht glauben; aber ich weiß es gewiß, daß Viele unter unserm Volke sind, die durch euch und durch eure Bücher zu besserer Erkenntniß gekommen sind." Diese und ähnliche Aeußerungen dieses alten Greisen waren mir ganz unerwartet, und ich fühlte mich um so mehr zu ihm hingezogen, weil ich sah, daß er nicht, wie es sonst so allgemein unter den Armeniern der Fall ist, nur mit dem Munde, sondern wirklich von Herzen sprach, und ich hätte zu ihm sagen mögen, wie unser Heiland einst zu dem Jünglinge: „Du bist nicht fern vom Reiche Gottes." O, wie wohl thun solche Aeußerungen dem armen Herzen, wenn man um sich her nichts als dicke Finsterniß sieht; es ist, als leuchte einem ein Lichtstrahl aus dunkler Nacht entgegen. Nachdem ich noch Einiges mit ihm gesprochen hatte, verließ ich ihn, flehend zu Gott, daß Er sich diesem, am Rande des Grabes stehenden Greisen, ferner offenbaren möge. Möchte doch auch mein Unglaube beschämt werden, und der HErr auch von diesem Volke sagen: „Ich habe mir lassen überbleiben 7000, die ihre Kniee vor Baal nicht gebeugt haben."

Februar 5. Wenn der Christ, der unter ein unschlachtiges und verkehrtes Geschlecht hinausgestellt ist,

um ſich her blickt und Niemanden ſieht, der nach dem Heil, das der Welt in Jeſu Chriſto angeboten iſt, fragt; wenn er ſieht, wie Satan ſein Haupt erhoben, und die Völker mit Ketten der Finſterniß gebunden hat, ſo möchte ſein Glaube, der auch die ihn umgebenden Völker gern gerettet ſähe, ſchwach, und ſein Hoffnungsblick, der einen Strahl des Lichts in der Finſterniß ſucht, trübe werden. Allein der Prophet Jeſajas, und beſonders deſſen 60ſtes Kapitel, das ich heute bei meiner Morgenandacht las, war dazu geeignet, die matten Flügel wieder zu erheben, um mich über alle Hinderniſſe und Bollwerke des Satans hinüber zu ſchwingen, die hier dem Miſſionswerke entgegen ſtehen. Welche Verheißungen ſind uns in dieſem Kapitel gegeben! Wie herrlich iſt die Rückkehr der Völker zu Jeſu beſchrieben, und welch ein herrlicher Tag iſt dem Reiche Gottes auf Erden verheißen! Ach, darum will ich nicht mehr zweifeln, ſondern glauben, daß auch für die hieſigen Völker noch ein Tag kommen wird, wo ſie das Haus der Herrlichkeit Gottes zieren, und im Glanze des Lichtes wandeln werden. Ich will daher durch Gottes Gnade nur immer treuer zu werden ſuchen, und immer brünſtiger flehen: „Komm, froher Tag, o komm! der unſere Sehnſucht ſtillet, Und das Verheißungswort Im ganzen Sinn erfüllet: Es iſt das Reich, die Macht, die Herrlichkeit und Kraft Auf ewig unſerm Gott Und Chriſtus nun verſchafft.“

Februar 7. Geſtern und heute hatte ich Gelegenheit, mehrere chaldäiſche und ſyriſche bibliſche Bücher unter einige chaldäiſche Prieſter zu vertheilen. Sie kamen von Moſul her in einem bedauernswürdigen Zuſtande, in Lumpen eingehüllt, die kaum ihre Blöße bedeckten. Sie machten im Ganzen einen guten Eindruck auf mich, und ſchienen eine große Hochachtung vor dem Worte Gottes zu haben; auch freuten ſie ſich ſehr, Bücher der heiligen Schrift in ihrer Sprache zu erhalten. Sie erzählten mir auch, daß die um ſie her wohnenden Kurden bei einem Ueberfalle ihre Dörfer zerſtört, und ihre Kinder und

Verwandten in die Sklaverei geführt haben. O, möchte der HErr die Zeit bald kommen lassen, wo die chaldäischen und syrischen Christen von der leiblichen und geistlichen Sklaverei erlöst werden, denn der Jammer und das Elend unter diesen morgenländischen Christen muß sehr groß seyn.

Februar 15. Die Bücherverbreitung durch Bruder Haas in Persien scheint einen lieblichen Anfang genommen zu haben, indem ich heute schon wieder zwei Kisten mit armenischen Büchern, ungefähr 1,200 Exemplare, zubereitete, um sie ihm mit erster Gelegenheit zuzusenden. Sollte die Verbreitung der armenischen Bücher den gesegneten Fortgang behalten, wie sie nun den Anfang genommen hat, so dürfte eine zweite Auflage der zwölf zuletzt gedruckten Traktate nicht mehr sehr ferne seyn.

Februar 17. Schon vor zwei Tagen kam ein persischer Mullah zu mir, und bat, ich möchte ihm erlauben, zuzusehen, wie man bei mir Bücher binde, was ich ihm gerne zuließ. Beim Weggehen ersuchte er mich, mich öfter besuchen zu dürfen, um das Buchbinden etwas zu erlernen. Heute kam er wieder, und that in seinem Benehmen gegen mich sehr geheimnißvoll, winkte mir, mit ihm in mein Zimmer zu gehen, wo er mich als seinen Bruder begrüßte, und sagte: Wir sind Eines Glaubens, darum sind wir Brüder. Ich beschwöre dich, sage es Niemand, ich kam nicht, um das Buchbinden zu erlernen, sondern Gelegenheit zu finden, mich mit dir über die christliche Religion zu unterhalten; denn ich glaube auch an Jesum, der sich für Sünder hat kreuzigen lassen. Ich traute seiner Schmeichelei gleich anfangs nicht recht, und fragte ihn deßhalb, auf welche Weise er zum Glauben an Jesum gekommen sey, ob er zu demselben durch das Lesen des Neuen Testamentes gelangt sey? Ich las ihm hierauf einiges aus der Bergpredigt und aus dem Gespräche unseres Heilandes mit Nikodemus vor, und fragte ihn, ob er dieses auch schon gelesen habe? Nein, erwiederte er, aus unsern eigenen Büchern habe ich die Lehre

Christi kennen gelernt, und durch sie bin ich an Christum gläubig geworden. Ich sagte ihm, daß in ihren Büchern die Lehre Christi durchaus verdreht sey, und ich daher nicht glauben könne, daß sich die Sache so verhalte, wie er mir sage; denn nur im Neuen Testament könne er den Weg zur Seligkeit finden, und empfahl ihm daher, dasselbe fleißig zu lesen. Dieser Mann scheint in sehr dürftigen Umständen zu seyn, und glaubt vielleicht, wenn er sich bei mir als einen Christen ausgibt, so werde ich mich seiner um so mehr annehmen, und ihn mit Geld unterstützen.

Februar 20. Der persische Mullah besuchte mich seit obigem Datum jeden Tag, um sich über das Christenthum mit mir zu unterhalten. Ich las ihm gewöhnlich aus dem Neuen Testament vor, dem er aufmerksam und oft mit thränenden Augen zuhörte. Auf meine Frage, ob er glaube, bei der muhamedanischen Religion selig werden zu können? schwieg er eine Weile still, und sagte dann: „Nein, Muhamed war ein Mensch wie ich, folglich kann ich auch nicht durch ihn selig werden.“ Auf meine Frage: Hältst du dich für einen Sünder, und kann ein Sünder in das Himmelreich eingehen? konnte er mir nicht viel antworten. Ich seufzte daher im Stillen zum HErrn um Weisheit und Gnade, und legte ihm einfach die Versöhnung, so durch Christum geschehen ist, an sein Herz, und bat ihn noch einmal, das Neue Testament fleißig zu lesen. Auch fragte ich ihn heute, was ihn veranlaßt habe, sein Vaterland zu verlassen und hieher zu kommen, und was er denn eigentlich suche? Nun bekannte er mir, daß er sein Weib und vier Kinder heimlich verlassen habe, und zwar darum, weil er sie nicht mehr habe ernähren können, dabei weinte er, seine Armuth sehr beklagend. Ich wies ihn auf Christus, der aller Armen und Elenden Hülfe und Trost ist; auch gab ich ihm eine Kleinigkeit, worauf er mich verließ. Dieser Mann ist mir ein Räthsel; noch darf ich ihm nicht trauen, denn die Verstellungskunst und Betrügerei ist bei

dieſen Leuten ſehr groß. O möchte es dem treuen Heiland gefallen, dieſen nach Leib und Seele armen Menſchen ſeiner Heerde zuzuführen.

Februar. 23. Heute hörte ich, daß dieſer Perſer bei einigen Armeniern auf dem Baſar geäußert haben ſoll, daß er entſchloſſen ſey, ein Chriſt zu werden.

Februar 24. Ganz unerwartet kam heute ein armeniſcher Wartabed aus Artabat bei Nachitſchewan in Begleitung zweier Prieſter zu mir, um Bekanntſchaft mit uns anzuknüpfen. Er war ſehr freundlich, und freute ſich über die Menge armeniſcher Bücher, die ich ihm zeigte, von welchen er ſich von jeder Sorte eins ausbat. Die Einrichtung der Druckerei ſchien ihm großes Vergnügen zu machen, und oft ſagte er zu mir: „Gott ſegne euch! Gott ſey Dank! Gottes Gnade ſey über euch!" Er erzählte mir dann auch von Errichtung mehrerer Schulen, die unter ſeiner Aufſicht ſtehen, und daß ſie nächſtens eine höhere Schule einzurichten gedenken. Beſonders freute er ſich über den von Bruder Dittrich geſchriebenen Traktat: „Vergleichung des Chriſtenthums mit dem Muhamedanismus," und ſagte, daß ſie durch dieſes Buch nun in Stand geſetzt ſeyen, mit den Muhamedanern über das Chriſtenthum zu ſprechen, und es ſey nicht ſelten, daß ſie mit dieſer Waffe in der Hand den Muhamedanern das Maul ſtopfen, ſo daß die Muhamedaner oft ſagen: Woher haben denn die Deutſchen unſere Religion kennen gelernt, daß ſie ſogar aus dem Koran dieſelbe zu beſtreiten ſuchen? Die Deutſchen müſſen doch eigenthümliche Leute ſeyn; wir möchten ſie wohl auch kennen lernen. Er erzählte mir noch manches Andere; und als er ging, ſprach er den Segen über mich aus, was ich ihm zu erwiedern ſuchte, indem ich den Wunſch ausdrückte, daß es doch bald Licht unter den Armeniern werden möchte.

Auch zwei durchreiſende perſiſche Mullah aus Urmia erfreuten mich heute mit einem Beſuche. Ihr Betragen gegen mich war auffallend freundlich und zutraulich, ohne, wie ich glaube, ſich zu verſtellen. In meiner

Unterredung mit ihnen über die Wahrheiten des Christenthums waren sie nicht wie andere Muhamedaner gleich mit Spitzfindigkeit bereit, sich der Lehre und Gottheit Christi feindselig entgegen zu stellen, sondern was mich zu ihnen hinzog, war, daß auch sie erkannten und bejahten, daß der Mensch in seinem sündigen Zustande kein Erbe des ewigen Lebens werden könne, wenn er nicht an Jesum Christum glaube. Das dritte Kapitel aus dem Evangelium Johannes, das ich, so oft ich mit Muhamedanern in Berührung komme, gewöhnlich vorlese, schien ihnen sehr gut zu gefallen, und sie baten mich nun, daß ich ihnen das persische Neue Testament und andere Bücher geben möchte, was ich gern that. Einer von ihnen las auch sogleich seinen Gefährten das eben angeführte Kapitel im Evangelium Johannes vor. Solche Besuche erheben einen wieder aus dem Staube, und stärken den Glauben, daß gewiß auch noch für die Muhamedaner eine Gnadenzeit kommen wird, wo sie, von den eisernen Banden des Teufels und ihres Lügenpropheten befreit, von dem sanften Hirtenstabe Christi geleitet werden. Ja, HErr Jesu, komme bald! zerreiße Du die Bande, und mache die Gefangenen frei!

Februar 27. Die erwähnten Mullah aus Urmia erfreuten mich heute wieder mit einem Besuche, und zwar in Begleitung zweier durchreisender Mullah aus Koi in Persien, die sie bei mir einführten. Sie erkundigten sich gleich nach dem Zwecke unseres Hierseyns, den ich ihnen auseinander legte. Jedoch den Wahn, daß wir vom Kaiser oder andern Fürsten Deutschlands hieher geschickt seyen, wollten sie sich lange nicht nehmen lassen, bis ich ihnen endlich erzählte, wie sich in Europa und besonders in Deutschland fromme Gesellschaften gebildet haben, die nach dem Ausspruche Jesu Christi: „Gehet hin in alle Welt, und predigt das Evangelium aller Kreatur" u. s. w. handelten, und fromme Männer in alle Länder ausschickten, um den Heiden, Muhamedanern und andern Völkern die Lehre Christi zu verkündigen, und zu diesem Zwecke

seyen auch wir zu ihnen gekommen. Ich erzählte ihnen nun kurz, welche Wunder das Evangelium von Jesu Christo unter den wildesten Völkern hervorgebracht habe, wie dadurch nämlich schon äußerst rohe, grausame und blutgierige Menschen ganz umgewandelt worden sind, und daß sich auch einige schon von ihren Glaubensgenossen zum Christenthum bekehrt hätten. Nun glaubten sie endlich, daß wir nicht vom Kaiser geschickt seyen, und verwunderten sich sehr über die so guten Menschen (wie sie sich ausdrückten), die sich zu einem so schönen Zwecke vereinigt haben. Einem von ihnen, der einen bessern Eindruck auf mich machte, liefen die Thränen über die Wangen herab, als ich einige Bekehrungsgeschichten von Muhamedanern erzählte. Sie verweilten lange bei mir, und ich hatte somit eine schöne Gelegenheit, ihnen Jesum Christum, den Gekreuzigten, als den einigen Seligmacher der Sünder zu verkündigen. Noch nie habe ich in einer Unterredung mit hiesigen Leuten die Nähe und Hülfe des treuen Heilandes so erfahren dürfen, als im Kreise dieser Perser, und was mir unter anderm sehr wichtig war, war dieses, daß sie mit ihren gewöhnlichen Spitzfindigkeiten nicht herausrückten, sondern offen sich aussprachen und zuhörten. Ich hatte auch Gelegenheit, biblische Bücher unter sie zu vertheilen; und als sie sich entfernten, baten sie um Erlaubniß, mich wieder besuchen zu dürfen. Möge es dem HErrn gefallen, uns viele solche Besuche zuzuschicken, so werden unsere Herzen sich freuen, und dem HErrn Lob und Dank singen.

März 8. Der früher erwähnte Perser aus Koi, der mich innerhalb vierzehn Tagen beinahe täglich besuchte, um sich mit mir über das Christenthum zu unterhalten, kam auch heute wieder zu mir. Schon früher hatte er öfters geklagt, daß er von den hiesigen Muhamedanern sehr viel zu leiden habe, indem sie aus den vielen Besuchen, die er bei uns mache, schließen, daß er damit umgehe, von dem muhamedanischen Glauben abzufallen und ein Christ zu werden. Ich suchte ihn hierauf immer

Christi kennen gelernt, und durch sie bin ich an Christum gläubig geworden. Ich sagte ihm, daß in ihren Büchern die Lehre Christi durchaus verdreht sey, und ich daher nicht glauben könne, daß sich die Sache so verhalte, wie er mir sage; denn nur im Neuen Testament könne er den Weg zur Seligkeit finden, und empfahl ihm daher, dasselbe fleißig zu lesen. Dieser Mann scheint in sehr dürftigen Umständen zu seyn, und glaubt vielleicht, wenn er sich bei mir als einen Christen ausgibt, so werde ich mich seiner um so mehr annehmen, und ihn mit Geld unterstützen.

Februar 20. Der persische Mullah besuchte mich seit obigem Datum jeden Tag, um sich über das Christenthum mit mir zu unterhalten. Ich las ihm gewöhnlich aus dem Neuen Testament vor, dem er aufmerksam und oft mit thränenden Augen zuhörte. Auf meine Frage, ob er glaube, bei der muhamedanischen Religion selig werden zu können? schwieg er eine Weile still, und sagte dann: „Nein, Muhamed war ein Mensch wie ich, folglich kann ich auch nicht durch ihn selig werden.“ Auf meine Frage: Hältst du dich für einen Sünder, und kann ein Sünder in das Himmelreich eingehen? konnte er mir nicht viel antworten. Ich seufzte daher im Stillen zum HErrn um Weisheit und Gnade, und legte ihm einfach die Versöhnung, so durch Christum geschehen ist, an sein Herz, und bat ihn noch einmal, das Neue Testament fleißig zu lesen. Auch fragte ich ihn heute, was ihn veranlaßt habe, sein Vaterland zu verlassen und hieher zu kommen, und was er denn eigentlich suche? Nun bekannte er mir, daß er sein Weib und vier Kinder heimlich verlassen habe, und zwar darum, weil er sie nicht mehr habe ernähren können, dabei weinte er, seine Armuth sehr beklagend. Ich wies ihn auf Christus, der aller Armen und Elenden Hülfe und Trost ist; auch gab ich ihm eine Kleinigkeit, worauf er mich verließ. Dieser Mann ist mir ein Räthsel; noch darf ich ihm nicht trauen, denn die Verstellungskunst und Betrügerei ist bei

ſprach hierauf noch ein und anderes mit ihm, und bat ihn, das Neue Teſtament fleißig zu leſen, und Gott anzuflehen, daß Er durch den heiligen Geiſt ſein Herz erleuchte, und ſeufzte ſelbſt zu meinem Heilande, daß Er ſich doch dieſes nach Leib und Seele armen Menſchen erbarmen möchte. Auch jetzt kann man dieſem Mullah noch nicht recht trauen und glauben, denn die Reden der Perſer ſind oft ein ſo feines Gewebe von frecher Lügenhaftigkeit und Betrügerei, daß es oft ſehr ſchwer hält, ſie nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen. Möchte der HErr uns daher viel Gnade geben, uns durch den äußern Schein und glatte, ſchmeichelhafte Worte nicht täuſchen zu laſſen; aber auch nicht mißtrauiſch Alles nur von der Schattenſeite aufzufaſſen; denn wer weiß, ob nicht der HErr dieſen Mullah gerade durch ſeine Armuth und Noth zu ſich ziehen will.

März 19. Oben genannter Perſer beſuchte mich ſeit der letzten Unterredung nur noch ſehr ſelten, und ſcheint ſich nach und nach ganz zurückziehen zu wollen. O, wie hart und verſchloſſen iſt das Herz des Muhamedaners gegen die ſeligmachende Wahrheit! Kaum gibt man mit Furcht und Zittern dem Gedanken Raum: Vielleicht gefällt es dem barmherzigen Gott, daß Er ſich dieſer Seele erbarmt, und ſie auf den Weg der Wahrheit führt; kaum hofft man, aus dicker Finſterniß einen Lichtſtrahl ſchimmern zu ſehen, der einem den ſchweren Pilgerpfad verſüßen möchte, ſo ſieht man doch bald nichts anderes wieder als Finſterniß und Dunkel; keine Seele will vom Todesſchlafe zum neuen Leben in Chriſto erwachen. Tod und Verweſung umlagert die Stadt, die auf einem Berge liegt! Wie ſo ſehr nöthig haben wir es, daß die Chriſten im Abendlande heilige Hände und Herzen zu Gott erheben für das hieſige Miſſionswerk und für uns, damit unſer Glaube, der oft dem Erlöſchen nahe iſt, nicht ganz aufhören möge. Das große Wort „Glauben" ſcheint uns auf hieſiger Miſſionsſtelle vom HErrn zur Hauptaufgabe gemacht zu ſeyn. Nur das Wort der Verheißung

ist der Fels, auf welchem das hiesige Missionswerk und wir stehen; und bewahren wir dasselbe durch den Glauben in unsern Herzen, so mag das Meer wüthen und toben, alle Wellen werden an diesem Felsen sich brechen. Aber oft muß ich noch schreien: „HErr, stärke mir den Glauben.“

März 21. Bruder Sprömberg schreibt: Heute verließen uns die Brüder, Hörnle und Wolters, um in Begleitung von Mirsa Faruch einen Besuch bei den in Schekt und Schirwan wohnenden Tartaren zu machen. Zwar ist ihr nächster Zweck nur, sich in den Waffen unserer Ritterschaft und des hier zu führenden heiligen Krieges zu üben. Auch darüber wollen wir uns freuen, und wünschen, daß es der HErr ihnen möge gelingen lassen, sowohl auf diese Weise eine größere Fertigkeit im Sprechen zu erlangen, als auch durch ihr Stammeln Seines Namens Ruhm zu vermehren. Wir glauben, daß die Begleitung von Mirsa Faruch in doppelter Beziehung wünschenswerth war; einmal weil er ziemlich vertraut ist mit der Art und Weise, wie wir mit den Muhamedanern umgehen, und daneben können sie ihn auf dem Wege als Sprachlehrer benutzen.

März 26. Bruder Judt schreibt: Ein armer Armenier aus Tiflis, der als Bote hieher geschickt wurde, besuchte mich gestern, und bat mich sehr angelegentlich um ein Herzbüchlein, dessen Inhalt, mit dem er schon in Tiflis bekannt wurde, einen so großen Eindruck auf sein Herz gemacht hatte. Ich prüfte ihn zuerst, und verlangte den vollen Werth dieses Buches; aber so arm er auch aussah, so war er doch entschlossen, es zu bezahlen, und solle er, wie er sich ausdrückte, das Geld dazu betteln. Von seinem redlichen Verlangen überzeugt, schenkte ich ihm das Buch. An dem heutigen Tage kam er wieder zu mir, und verlangte abermals Herzbüchlein. Ich war darüber verwundert, daß er schon wieder verlange, und fragte ihn deßhalb, wo er das gestern

empfangene

empfangene gelassen habe? Ja, erwiederte er, gestern Abend kam ich zu meinem Herrn, einem armenischen Beg (Edelmann), bei welchem noch mehrere tartarische Begs waren, dem zeigte ich das Büchlein mit den Worten: „In diesem Büchlein steht der Weg zum Himmel und zur Hölle aufgezeichnet.“ Mein Herr nahm es mir ab, und las es den Tartaren vor. Der Inhalt desselben gefiel einem der Tartaren sehr wohl, so daß er es mir abkaufen wollte; allein ich schenkte es ihm in der Hoffnung, daß er aus demselben werde erkennen lernen, welcher Weg zum Himmel, und welcher zur Hölle führt. Dieß gab Gelegenheit und Anlaß, mich mit diesem schlichten, einfältigen Armenier in ein Gespräch über das Christenthum einzulassen. Ich erklärte ihm die Bilder im Herzbüchlein, und erzählte ihm einfach die Leidensgeschichte unseres Heilandes, worüber er ganz in Thränen zerfloß. Bei näherer Unterredung mit ihm fand ich diesen Mann nicht ganz ohne christliche Erkenntniß, und ohne dieß auch sehr empfänglich für die christliche Wahrheit, so daß ich mich immer im Stillen über ihn freuen konnte, so oft er mich besuchte.

März 27. Heute kam jener Armenier wieder, um Abschied von mir zu nehmen, indem er im Begriff war, wieder nach Tiflis abzureisen. Er erzählte mir, daß er sich gedrungen fühle, jedem Armenier das Herzbüchlein zu zeigen, und zu sagen: „Siehe, dieses Büchlein zeigt uns, welches der Weg zur Hölle, und welches der Weg zum Himmel ist.“ Aus allen seinen Aeußerungen konnte ich schließen, daß er sich für die Verbreitung von Schriften interessire; ich bot ihm deßhalb armenische Bücher an, sie um und in Tiflis zu verbreiten, was er auch mit Freuden annahm. Ich fand in diesem Manne eine wahrheitsuchende und auf den Trost Israels wartende Seele, der den Verfall seiner Kirche und besonders der Priesterschaft auf eine traurige Weise schilderte und beklagte. — Vielleicht ist auch er einer von den Stillen im Lande, die der HErr unsern Augen verborgen den Weg der Wahrheit und des Lebens führt.

Unterredung mit ihnen über die Wahrheiten des Christenthums waren sie nicht wie andere Muhamedaner gleich mit Spitzfindigkeit bereit, sich der Lehre und Gottheit Christi feindselig entgegen zu stellen, sondern was mich zu ihnen hinzog, war, daß auch sie erkannten und bejahten, daß der Mensch in seinem sündigen Zustande kein Erbe des ewigen Lebens werden könne, wenn er nicht an Jesum Christum glaube. Das dritte Kapitel aus dem Evangelium Johannes, das ich, so oft ich mit Muhamedanern in Berührung komme, gewöhnlich vorlese, schien ihnen sehr gut zu gefallen, und sie baten mich nun, daß ich ihnen das persische Neue Testament und andere Bücher geben möchte, was ich gern that. Einer von ihnen las auch sogleich seinen Gefährten das eben angeführte Kapitel im Evangelium Johannes vor. Solche Besuche erheben einen wieder aus dem Staube, und stärken den Glauben, daß gewiß auch noch für die Muhamedaner eine Gnadenzeit kommen wird, wo sie, von den eisernen Banden des Teufels und ihres Lügenpropheten befreit, von dem sanften Hirtenstabe Christi geleitet werden. Ja, HErr Jesu, komme bald! zerreiße Du die Bande, und mache die Gefangenen frei!

Februar 27. Die erwähnten Mullah aus Urmia erfreuten mich heute wieder mit einem Besuche, und zwar in Begleitung zweier durchreisender Mullah aus Koi in Persien, die sie bei mir einführten. Sie erkundigten sich gleich nach dem Zwecke unseres Hierseyns, den ich ihnen auseinander legte. Jedoch den Wahn, daß wir vom Kaiser oder andern Fürsten Deutschlands hieher geschickt seyen, wollten sie sich lange nicht nehmen lassen, bis ich ihnen endlich erzählte, wie sich in Europa und besonders in Deutschland fromme Gesellschaften gebildet haben, die nach dem Ausspruche Jesu Christi: „Gehet hin in alle Welt, und predigt das Evangelium aller Kreatur" u. s. w. handelten, und fromme Männer in alle Länder ausschickten, um den Heiden, Muhamedanern und andern Völkern die Lehre Christi zu verkündigen, und zu diesem Zwecke

a.) das Neue Testament steht mit den Schriften des alten Bundes in der engsten und unzertrennlichsten Verbindung; beide stimmen ihrem Hauptinhalte nach vollkommen mit einander überein, und das Alte Testament wird durch das Neue erläutert, vervollständigt und erfüllt.

b.) Es ist sittlich unmöglich, daß die mit den geistigen Bedürfnissen der Menschennatur vollkommen zusammenstimmenden Glaubenslehren, sittliche Vorschriften, Verheißungen und Drohungen des Neuen Testamentes wieder aufgehoben werden können.

c.) Eine solche Aufhebung widerspricht endlich geradezu den bestimmtesten Aussprüchen des Bibelbuches, nach welchen das Wort Gottes bis in Ewigkeit bleiben und niemals aufgehoben werden soll.

Kapitel 3. Die heiligen Schriften des Neuen und Alten Testamentes sind zu keiner Zeit verfälscht oder auf irgend eine Weise verändert worden.

a.) Nicht zu Muhameds Zeit, in welcher sie nach der Behauptung des Korans verfälscht worden seyn sollten.

aa.) Für solche Verfälschung weist die Geschichte jener Zeit nicht die leiseste Spur nach, auch läßt sich kein vernünftiger Beweggrund hiezu von Seiten der Christen denken.

bb.) Eine solche allgemeine Verfälschung wäre in jenem Zeitalter geradezu unmöglich gewesen, und hätte in keinem Falle verborgen bleiben können.

Daß sie aber niemals wirklich geschah, das beweisen

cc.) die alten Uebersetzungen und Handschriften des Neuen Testaments aus jenem Zeitalter, welche mit dem Texte unseres Bibelbuches vollkommen zusammenstimmen.

dd.) Ebenso auch die zahlreichen Schriften der Kirchenväter.

cc.) Daß die Schriften der Kirchenväter sowohl als die alten Uebersetzungen und Handschriften des Neuen Testamentes sämmtlich eine solche Verfälschung zu Muhameds Zeit erlitten haben sollten, ist aus äussern und innern Gründen völlig unerweislich.

b.) Auch vor Muhamed haben die heiligen Schriften der Christen keine solche Veränderung erfahren.

c.) Eben so wenig sind die neutestamentlichen Schriften in den Tagen der Apostel, oder die alttestamentlichen vor dem Zeitalter Jesu verfälscht worden.

d.) Muhamed hatte erweislich Ursache genug, eine solche Behauptung zu wagen, ja er mußte sie aufstellen, wenn er sich je als Prophet unter seinem Volke geltend machen wollte.

II. Buch.

Uebersicht der Hauptlehren des Evangeliums.

Kapitel. 1. Biblische Stellen über Gott, seine Eigenschaften und seine Gesinnungen gegen die Menschen, mit kurzer Nachweisung ihres innern Zusammenhangs.

Kapitel 2. Ueber den Menschen.

a.) Wie er ursprünglich war,

b.) wie er jetzt ist,

c.) wie er nach den Aussprüchen des Wortes Gottes seyn und werden soll.

d.) Um ihn zu diesem Ziele hinzuführen, hat Gott den Menschen seine Gebote gegeben, und sie zugleich in das Herz derselben eingeschrieben. Uebersicht dieser heiligen Gebote und ihres Zusammenhangs mit der Bestimmung des Menschen.

e.) Diese Gebote Gottes hat noch kein Mensch gehalten, und keiner kann sie durch eigene Kräfte halten. Durchgängige Strafwürdigkeit der Menschennatur vor Gott. Von dieser Strafe der Sünde, dem Zorne Gottes, kann sich kein Mensch aus eigener Kraft befreien. Erlösungsbedürftigkeit der Menschennatur.

Kapitel 3. Die Erlösung der Menschen durch Christum.

a) Diese Erlösung wurde von Anfang an von Gott verheißen, und alle Propheten haben von Jesu, dem einzigen Erlöser der Menschen, gezeugt.

b.) Jesus ist wirklich der in den Propheten verheißene Erretter. Alle Weissagungen der Propheten von dem zukünftigen Erretter gingen an Ihm in die genaueste Erfüllung. Jesus starb, wie es voraus gesagt war, zur Versöhnung der Welt den Kreuzestod, und durch seine Auferstehung am dritten Tage hat Gott die Wahrheit seiner Lehre und die Versöhnungskraft seines Todes in ihrer bleibenden Gültigkeit versiegelt.

c.) Die Gottheit Christi. Sie kann so wenig, wie der Begriff Gottes selbst, begriffen werden, und ist wie der letztere ein Gegenstand des Glaubens, den das Wort Gottes klar und deutlich verkündigt.

d.) Christus nach seiner göttlichen und menschlichen Natur. Lehre des Christenthums von demselben im Gegensatz gegen die Entstellungen des Korans.

e.) Die Wirkungen, der durch Christum zu Stande gebrachten Erlösung.

f.) Diese Erlösungsanstalt ist ein Gegenstand des Glaubens, und dieser Glaube die Sache der Erfahrung. Sie ist aber auch zugleich im höchsten Grade Gottes würdig, und den sittlichen Bedürfnissen der Menschennatur vollkommen angemessen.

Kapitel 4. Wie kann der Mensch zur Theilnahme an der Erlösung Christi gelangen?

a.) Diese Theilnahme an der Erlösung Christi erfordert Glauben von Seiten des Menschen. Wahre Beschaffenheit des Christenthums.

b.) Diesen Glauben kann der Mensch nicht sich selbst geben, er muß durch den heiligen Geist in ihm gewirkt werden.

c.) Gottheit des heiligen Geistes. Die Bibellehre von der Dreieinigkeit, in ihrem Gegensatz gegen die Verfälschungen des Korans. Biblisches Fundament dieser Lehre.

d) Der heilige Geist wirkt durch die Predigt des Evangeliums Buße und Glauben, und durch den Glauben die vor Gott geltende Gerechtigkeit, und so die Bekehrung des Sünders zu Gott, die Wiedergeburt.

e) Diese Wiedergeburt ist ein lauteres Werk Gottes, aber Gott will, daß allen Menschen geholfen werde.

f.) Dabei läßt diese Bekehrung den Menschen nicht unthätig in Hinsicht auf die Heiligung und Vervollkommnung seines Sinnes und Lebens.

Kapitel 5. Der wahre Christ, der Wiedergeborne, in seinem Verhältnisse gegen Gott, gegen seinen Nebenmenschen und gegen sich selbst.

a.) Er liebt Gott über Alles. Demüthige Ehrfurcht gegen Gott, kindliches Vertrauen zu Ihm, und völlige Hingabe in Gottes Willen, als Begleiter und Früchte dieser Liebe. Der Gebetsumgang mit Gott, als Stärkungsmittel derselben.

b.) Er liebt seinen Nächsten wie sich selbst. Beschaffenheit und Aeußerungen der wahren Menschen- und Christenliebe.

c.) Pflichten des Christen gegen sich selbst. Nicht die Lehre Christi, sondern die Nichtbeobachtung ihrer Vorschriften ist Schuld daran, wenn nicht Alle, welche Christen heißen, also gesinnet sind.

Kapitel 6. Die hauptsächlichsten Beweise für die Göttlichkeit der Alt- und Neutestamentlichen Lehre.

1.) Sie befriedigt die großen Bedürfnisse des Menschengeistes.

2.) Sie ist das kräftigste Mittel, eine wunderbare und durchgreifende Aenderung des menschlichen Herzens und Lebens zu bewirken.

3.) Die erhabene Vorstellung des Bibelbuches von Gott und die Bestimmung des Menschen als Beweis seiner Göttlichkeit. Dasselbe beweist:

4.) die Reinheit und Vollkommenheit seiner sittlichen Vorschriften, so wie

5.) der große Plan zur Rettung und Beseligung des ganzen Menschengeschlechtes, welcher dem Alten und Neuen Testamente zu Grunde liegt,

6.) die vollkommene Uebereinstimmung der biblischen Lehre mit sich selbst, als Beweis ihres göttlichen Ursprungs,

7.) die Weissagungen und ihre Erfüllung, so wie der von Muhamed selbst zugestandene Beweis aus den Wundern Christi.

Unentschuldbarkeit derer, welche nicht an das Evangelium glauben.

Kapitel 7. Ueber die erste Ausbreitung der Lehre Christi.

a.) Die ersten Verbreiter des Evangeliums, die Apostel Jesu.

aa.) Sie waren Augen- und Ohrenzeugen des Lebens und der Wunderthaten Christi, und erhielten von Ihm den bestimmten Auftrag: Seine Lehre allen Völkern der Erde zu verkündigen.

bb.) Um diesen Auftrag auszuführen, erhielten sie die Gabe des heiligen Geistes.

cc.) Durch Eingebung dieses Geistes redeten und schrieben sie,

dd.) und bestätigten in der Kraft dieses Geistes die Göttlichkeit ihrer Lehre durch viele Wunder.

ee.) Ihre Worte und Lehren sind demnach Gottes Wort, und sie selbst sind Gesandte Gottes. Auch der Koran erkennt sie als solche an.

ff.) Die auffallenden Spuren der göttlichen Mitwirkung in dem Laufe dieser ersten Herolde des Evangeliums.

ist der Fels, auf welchem das hiesige Missionswerk und wir stehen; und bewahren wir dasselbe durch den Glauben in unsern Herzen, so mag das Meer wüthen und toben, alle Wellen werden an diesem Felsen sich brechen. Aber oft muß ich noch schreien: „HErr, stärke mir den Glauben.“

März 21. Bruder Sprömberg schreibt: Heute verließen uns die Brüder, Hörnle und Wolters, um in Begleitung von Mirsa Faruch einen Besuch bei den in Schekt und Schirwan wohnenden Tartaren zu machen. Zwar ist ihr nächster Zweck nur, sich in den Waffen unserer Ritterschaft und des hier zu führenden heiligen Krieges zu üben. Auch darüber wollen wir uns freuen, und wünschen, daß es der HErr ihnen möge gelingen lassen, sowohl auf diese Weise eine größere Fertigkeit im Sprechen zu erlangen, als auch durch ihr Stammeln Seines Namens Ruhm zu vermehren. Wir glauben, daß die Begleitung von Mirsa Faruch in doppelter Beziehung wünschenswerth war; einmal weil er ziemlich vertraut ist mit der Art und Weise, wie wir mit den Muhamedanern umgehen, und daneben können sie ihn auf dem Wege als Sprachlehrer benutzen.

März 26. Bruder Judt schreibt: Ein armer Armenier aus Tiflis, der als Bote hieher geschickt wurde, besuchte mich gestern, und bat mich sehr angelegentlich um ein Herzbüchlein, dessen Inhalt, mit dem er schon in Tiflis bekannt wurde, einen so großen Eindruck auf sein Herz gemacht hatte. Ich prüfte ihn zuerst, und verlangte den vollen Werth dieses Buches; aber so arm er auch aussah, so war er doch entschlossen, es zu bezahlen, und solle er, wie er sich ausdrückte, das Geld dazu betteln. Von seinem redlichen Verlangen überzeugt, schenkte ich ihm das Buch. An dem heutigen Tage kam er wieder zu mir, und verlangte abermals Herzbüchlein. Ich war darüber verwundert, daß er schon wieder verlange, und fragte ihn deßhalb, wo er das gestern

empfangene

empfangene gelassen habe? Ja, erwiederte er, gestern Abend kam ich zu meinem Herrn, einem armenischen Beg (Edelmann), bei welchem noch mehrere tartarische Begs waren, dem zeigte ich das Büchlein mit den Worten: „In diesem Büchlein steht der Weg zum Himmel und zur Hölle aufgezeichnet.“ Mein Herr nahm es mir ab, und las es den Tartaren vor. Der Inhalt desselben gefiel einem der Tartaren sehr wohl, so daß er es mir abkaufen wollte; allein ich schenkte es ihm in der Hoffnung, daß er aus demselben werde erkennen lernen, welcher Weg zum Himmel, und welcher zur Hölle führt. Dieß gab Gelegenheit und Anlaß, mich mit diesem schlichten, einfältigen Armenier in ein Gespräch über das Christenthum einzulassen. Ich erklärte ihm die Bilder im Herzbüchlein, und erzählte ihm einfach die Leidensgeschichte unseres Heilandes, worüber er ganz in Thränen zerfloß. Bei näherer Unterredung mit ihm fand ich diesen Mann nicht ganz ohne christliche Erkenntniß, und ohne dieß auch sehr empfänglich für die christliche Wahrheit, so daß ich mich immer im Stillen über ihn freuen konnte, so oft er mich besuchte.

März 27. Heute kam jener Armenier wieder, um Abschied von mir zu nehmen, indem er im Begriff war, wieder nach Tiflis abzureisen. Er erzählte mir, daß er sich gedrungen fühle, jedem Armenier das Herzbüchlein zu zeigen, und zu sagen: „Siehe, dieses Büchlein zeigt uns, welches der Weg zur Hölle, und welches der Weg zum Himmel ist.“ Aus allen seinen Aeußerungen konnte ich schließen, daß er sich für die Verbreitung von Schriften interessire; ich bot ihm deßhalb armenische Bücher an, sie um und in Tiflis zu verbreiten, was er auch mit Freuden annahm. Ich fand in diesem Manne eine wahrheitsuchende und auf den Trost Israels wartende Seele, der den Verfall seiner Kirche und besonders der Priesterschaft auf eine traurige Weise schilderte und beklagte. — Vielleicht ist auch er einer von den Stillen im Lande, die der HErr unsern Augen verborgen den Weg der Wahrheit und des Lebens führt.

---

ee.) Daß die Schriften der Kirchenväter sowohl als die alten Uebersetzungen und Handschriften des Neuen Testamentes sämmtlich eine solche Verfälschung zu Muhameds Zeit erlitten haben sollten, ist aus äussern und innern Gründen völlig unerweislich.

b.) Auch vor Muhamed haben die heiligen Schriften der Christen keine solche Veränderung erfahren.

c.) Eben so wenig sind die neutestamentlichen Schriften in den Tagen der Apostel, oder die alttestamentlichen vor dem Zeitalter Jesu verfälscht worden.

d.) Muhamed hatte erweislich Ursache genug, eine solche Behauptung zu wagen, ja er mußte sie aufstellen, wenn er sich je als Prophet unter seinem Volke geltend machen wollte.

II. Buch.

Uebersicht der Hauptlehren des Evangeliums.

Kapitel. 1. Biblische Stellen über Gott, seine Eigenschaften und seine Gesinnungen gegen die Menschen, mit kurzer Nachweisung ihres innern Zusammenhangs.

Kapitel 2. Ueber den Menschen.

a.) Wie er ursprünglich war,

b.) wie er jetzt ist,

c.) wie er nach den Aussprüchen des Wortes Gottes seyn und werden soll.

d.) Um ihn zu diesem Ziele hinzuführen, hat Gott den Menschen seine Gebote gegeben, und sie zugleich in das Herz derselben eingeschrieben. Uebersicht dieser heiligen Gebote und ihres Zusammenhangs mit der Bestimmung des Menschen.

e.) Diese Gebote Gottes hat noch kein Mensch gehalten, und keiner kann sie durch eigene Kräfte halten. Durchgängige Strafwürdigkeit der Menschennatur vor Gott. Von dieser Strafe der Sünde, dem Zorne Gottes, kann sich kein Mensch aus eigener Kraft befreien. Erlösungsbedürftigkeit der Menschennatur.

a.) das Neue Teſtament ſteht mit den Schriften des alten Bundes in der engſten und unzertrennlichſten Verbindung; beide ſtimmen ihrem Hauptinhalte nach vollkommen mit einander überein, und das Alte Teſtament wird durch das Neue erläutert, vervollſtändigt und erfüllt.

b.) Es iſt ſittlich unmöglich, daß die mit den geiſtigen Bedürfniſſen der Menſchennatur vollkommen zuſammenſtimmenden Glaubenslehren, ſittliche Vorſchriften, Verheißungen und Drohungen des Neuen Teſtamentes wieder aufgehoben werden können.

c.) Eine ſolche Aufhebung widerſpricht endlich geradezu den beſtimmteſten Ausſprüchen des Bibelbuches, nach welchen das Wort Gottes bis in Ewigkeit bleiben und niemals aufgehoben werden ſoll.

Kapitel 3. Die heiligen Schriften des Neuen und Alten Teſtamentes ſind zu keiner Zeit verfälſcht oder auf irgend eine Weiſe verändert worden.

a.) Nicht zu Muhameds Zeit, in welcher ſie nach der Behauptung des Korans verfälſcht worden ſeyn ſollten.

aa.) Für ſolche Verfälſchung weist die Geſchichte jener Zeit nicht die leiſeſte Spur nach, auch läßt ſich kein vernünftiger Beweggrund hiezu von Seiten der Chriſten denken.

bb.) Eine ſolche allgemeine Verfälſchung wäre in jenem Zeitalter geradezu unmöglich geweſen, und hätte in keinem Falle verborgen bleiben können.

Daß ſie aber niemals wirklich geſchah, das beweiſen

cc.) die alten Ueberſetzungen und Handſchriften des Neuen Teſtaments aus jenem Zeitalter, welche mit dem Texte unſeres Bibelbuches vollkommen zuſammenſtimmen.

dd.) Ebenſo auch die zahlreichen Schriften der Kirchenväter.

cc.) Daß die Schriften der Kirchenväter sowohl als die alten Uebersetzungen und Handschriften des Neuen Testamentes sämmtlich eine solche Verfälschung zu Muhameds Zeit erlitten haben sollten, ist aus äussern und innern Gründen völlig unerweislich.

b.) Auch vor Muhamed haben die heiligen Schriften der Christen keine solche Veränderung erfahren.

c.) Eben so wenig sind die neutestamentlichen Schriften in den Tagen der Apostel, oder die alttestamentlichen vor dem Zeitalter Jesu verfälscht worden.

d.) Muhamed hatte erweislich Ursache genug, eine solche Behauptung zu wagen, ja er mußte sie aufstellen, wenn er sich je als Prophet unter seinem Volke geltend machen wollte.

II. Buch.

Uebersicht der Hauptlehren des Evangeliums.

Kapitel. 1. Biblische Stellen über Gott, seine Eigenschaften und seine Gesinnungen gegen die Menschen, mit kurzer Nachweisung ihres innern Zusammenhangs.

Kapitel 2. Ueber den Menschen.

a.) Wie er ursprünglich war,

b.) wie er jetzt ist,

c.) wie er nach den Aussprüchen des Wortes Gottes seyn und werden soll.

d.) Um ihn zu diesem Ziele hinzuführen, hat Gott den Menschen seine Gebote gegeben, und sie zugleich in das Herz derselben eingeschrieben. Uebersicht dieser heiligen Gebote und ihres Zusammenhangs mit der Bestimmung des Menschen.

e.) Diese Gebote Gottes hat noch kein Mensch gehalten, und keiner kann sie durch eigene Kräfte halten. Durchgängige Strafwürdigkeit der Menschennatur vor Gott. Von dieser Strafe der Sünde, dem Zorne Gottes, kann sich kein Mensch aus eigener Kraft befreien. Erlösungsbedürftigkeit der Menschennatur.

Kapitel 3. Die Erlösung der Menschen durch Christum.

a.) Diese Erlösung wurde von Anfang an von Gott verheißen, und alle Propheten haben von Jesu, dem einzigen Erlöser der Menschen, gezeugt.

b.) Jesus ist wirklich der in den Propheten verheißene Erretter. Alle Weissagungen der Propheten von dem zukünftigen Erretter gingen an Ihm in die genaueste Erfüllung. Jesus starb, wie es voraus gesagt war, zur Versöhnung der Welt den Kreuzestod, und durch seine Auferstehung am dritten Tage hat Gott die Wahrheit seiner Lehre und die Versöhnungskraft seines Todes in ihrer bleibenden Gültigkeit versiegelt.

c.) Die Gottheit Christi. Sie kann so wenig, wie der Begriff Gottes selbst, begriffen werden, und ist wie der letztere ein Gegenstand des Glaubens, den das Wort Gottes klar und deutlich verkündigt.

d.) Christus nach seiner göttlichen und menschlichen Natur. Lehre des Christenthums von demselben im Gegensatz gegen die Entstellungen des Korans.

e.) Die Wirkungen, der durch Christum zu Stande gebrachten Erlösung.

f.) Diese Erlösungsanstalt ist ein Gegenstand des Glaubens, und dieser Glaube die Sache der Erfahrung. Sie ist aber auch zugleich im höchsten Grade Gottes würdig, und den sittlichen Bedürfnissen der Menschennatur vollkommen angemessen.

Kapitel 4. Wie kann der Mensch zur Theilnahme an der Erlösung Christi gelangen?

a.) Diese Theilnahme an der Erlösung Christi erfordert Glauben von Seiten des Menschen. Wahre Beschaffenheit des Christenthums.

b.) Diesen Glauben kann der Mensch nicht sich selbst geben, er muß durch den heiligen Geist in ihm gewirkt werden.

c.) Gottheit des heiligen Geistes. Die Bibellehre von der Dreieinigkeit, in ihrem Gegensatz gegen die Verfälschungen des Korans. Biblisches Fundament dieser Lehre.

d) Der heilige Geist wirkt durch die Predigt des Evangeliums Buße und Glauben, und durch den Glauben die vor Gott geltende Gerechtigkeit, und so die Bekehrung des Sünders zu Gott, die Wiedergeburt.

e) Diese Wiedergeburt ist ein lauteres Werk Gottes, aber Gott will, daß allen Menschen geholfen werde.

f.) Dabei läßt diese Bekehrung den Menschen nicht unthätig in Hinsicht auf die Heiligung und Vervollkommnung seines Sinnes und Lebens.

Kapitel 5. Der wahre Christ, der Wiedergeborne, in seinem Verhältnisse gegen Gott, gegen seinen Nebenmenschen und gegen sich selbst.

a.) Er liebt Gott über Alles. Demüthige Ehrfurcht gegen Gott, kindliches Vertrauen zu Ihm, und völlige Hingabe in Gottes Willen, als Begleiter und Früchte dieser Liebe. Der Gebetsumgang mit Gott, als Stärkungsmittel derselben.

b.) Er liebt seinen Nächsten wie sich selbst. Beschaffenheit und Aeußerungen der wahren Menschen- und Christenliebe.

c.) Pflichten des Christen gegen sich selbst. Nicht die Lehre Christi, sondern die Nichtbeobachtung ihrer Vorschriften ist Schuld daran, wenn nicht Alle, welche Christen heißen, also gesinnet sind.

Kapitel 6. Die hauptsächlichsten Beweise für die Göttlichkeit der Alt- und Neutestamentlichen Lehre.

1.) Sie befriedigt die großen Bedürfnisse des Menschengeistes.

2.) Sie ist das kräftigste Mittel, eine wunderbare und durchgreifende Aenderung des menschlichen Herzens und Lebens zu bewirken.

3.) Die erhabene Vorstellung des Bibelbuches von Gott und die Bestimmung des Menschen als Beweis seiner Göttlichkeit. Dasselbe beweist:

4.) die Reinheit und Vollkommenheit seiner sittlichen Vorschriften, so wie

5.) der große Plan zur Rettung und Beseligung des ganzen Menschengeschlechtes, welcher dem Alten und Neuen Testamente zu Grunde liegt,

6.) die vollkommene Uebereinstimmung der biblischen Lehre mit sich selbst, als Beweis ihres göttlichen Ursprungs,

7.) die Weissagungen und ihre Erfüllung, so wie der von Muhamed selbst zugestandene Beweis aus den Wundern Christi.

Unentschuldbarkeit derer, welche nicht an das Evangelium glauben.

Kapitel 7. Ueber die erste Ausbreitung der Lehre Christi.

a.) Die ersten Verbreiter des Evangeliums, die Apostel Jesu.

aa.) Sie waren Augen- und Ohrenzeugen des Lebens und der Wunderthaten Christi, und erhielten von Ihm den bestimmten Auftrag: Seine Lehre allen Völkern der Erde zu verkündigen.

bb.) Um diesen Auftrag auszuführen, erhielten sie die Gabe des heiligen Geistes.

cc.) Durch Eingebung dieses Geistes redeten und schrieben sie,

dd.) und bestätigten in der Kraft dieses Geistes die Göttlichkeit ihrer Lehre durch viele Wunder.

ee.) Ihre Worte und Lehren sind demnach Gottes Wort, und sie selbst sind Gesandte Gottes. Auch der Koran erkennt sie als solche an.

ff.) Die auffallenden Spuren der göttlichen Mitwirkung in dem Laufe dieser ersten Herolde des Evangeliums.

zu ermuntern, ſich durch die über ihn ergehenden Verfolgungen nicht abhalten zu laſſen, ein Chriſt zu werden, wenn es ihm ernſtlich darum zu thun ſey. Doch konnte ich ihm bis auf dieſe Stunde noch nicht recht trauen, indem der Gedanke mir immer ſehr nahe lag, daß vielleicht ſeine äußere Noth und Armuth ihn dazu bewege, ſich uns auf dieſe Weiſe gefällig zu machen. Heute nun klagte er mir voll Betrübniß, daß er es unter den Muhamedanern nicht mehr länger aushalten könne, indem ſie ihn immer zu plagen ſuchen, und er ſelbſt ſeines Lebens unter ihnen nicht mehr ſicher ſey; er ſehe ſich deßhalb genöthigt, ſobald er etwas Reiſegeld zuſammen gebettelt habe, nach Tiflis zu reiſen, um ſich daſelbſt taufen zu laſſen. Darauf trat ich ihm ernſtlich näher, und ſagte: er möchte mich nun nicht belügen, ſondern mir der Wahrheit gemäß ſagen, ob er von ganzem Herzen verlange, ein Chriſt zu werden, oder ob er nur aus Armuth und Noth ſich bewogen fühle, ſich zum Chriſtenthum zu bekennen, indem er ſich mit der Hoffnung ſchmeichle, auf dieſe Weiſe in eine beſſere Lage verſetzt zu werden? Ferner, ob er etwa meine, daß es ſchon genug ſey, wenn er ſich nur äußerlich mit dem Munde zum Chriſtenthum bekenne, während ſein Herz doch noch unwiedergeboren voll Lug und Trug ſeyn könne? und ob er glaube, daß alle uns umgebenden Chriſten, die in Rückſicht auf ihren Lebenswandel von den Muhamedanern und Heiden wenig voraus haben, wahre Chriſten ſeyen? und erklärte ihm hierauf, daß er, wenn er nur blos ein Namenchriſt oder ein Chriſt um zeitlicher Vortheile willen zu werden ſuche, viel beſſer thue, wenn er Muhamedaner bleibe. Dieß machte ihn nachdenkend; doch endlich erwiederte er: „Glaube mir, ich will kein nur mit dem Munde bekennender Chriſt werden, ſondern trachte von ganzem Herzen darnach, ein ſolcher Chriſt zu werden, wie ich es im Inſchil (Neuen Teſtament) geleſen habe. Muhamed kann mir, dem Sünder, für Zeit und Ewigkeit nicht helfen, nur von Chriſto erwarte ich Hülfe.“ Ich

ſprach hierauf noch ein und anderes mit ihm, und bat ihn, das Neue Teſtament fleißig zu leſen, und Gott anzuflehen, daß Er durch den heiligen Geiſt ſein Herz erleuchte, und ſeufzte ſelbſt zu meinem Heilande, daß Er ſich doch dieſes nach Leib und Seele armen Menſchen erbarmen möchte. Auch jetzt kann man dieſem Mullah noch nicht recht trauen und glauben, denn die Reden der Perſer ſind oft ein ſo feines Gewebe von frecher Lügenhaftigkeit und Betrügerei, daß es oft ſehr ſchwer hält, ſie nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen. Möchte der HErr uns daher viel Gnade geben, uns durch den äußern Schein und glatte, ſchmeichelhafte Worte nicht täuſchen zu laſſen; aber auch nicht mißtrauiſch Alles nur von der Schattenſeite aufzufaſſen; denn wer weiß, ob nicht der HErr dieſen Mullah gerade durch ſeine Armuth und Noth zu ſich ziehen will.

März 19. Oben genannter Perſer beſuchte mich ſeit der letzten Unterredung nur noch ſehr ſelten, und ſcheint ſich nach und nach ganz zurückziehen zu wollen. O, wie hart und verſchloſſen iſt das Herz des Muhamedaners gegen die ſeligmachende Wahrheit! Kaum gibt man mit Furcht und Zittern dem Gedanken Raum: Vielleicht gefällt es dem barmherzigen Gott, daß Er ſich dieſer Seele erbarmt, und ſie auf den Weg der Wahrheit führt; kaum hofft man, aus dicker Finſterniß einen Lichtſtrahl ſchimmern zu ſehen, der einem den ſchweren Pilgerpfad verſüßen möchte, ſo ſieht man doch bald nichts anderes wieder als Finſterniß und Dunkel; keine Seele will vom Todesſchlafe zum neuen Leben in Chriſto erwachen. Tod und Verweſung umlagert die Stadt, die auf einem Berge liegt! Wie ſo ſehr nöthig haben wir es, daß die Chriſten im Abendlande heilige Hände und Herzen zu Gott erheben für das hieſige Miſſionswerk und für uns, damit unſer Glaube, der oft dem Erlöſchen nahe iſt, nicht ganz aufhören möge. Das große Wort „Glauben" ſcheint uns auf hieſiger Miſſionsſtelle vom HErrn zur Hauptaufgabe gemacht zu ſeyn. Nur das Wort der Verheißung

Noch zieht, wie zu Abrams Zeiten,
Dein Häuflein durch der Erde Weiten,
Und ruhet unter Zelten aus.
Aber wann wird ſie erſcheinen
Die ſel'ge Zeit, nach der wir weinen,
Da Alle deckt dein heilig Haus?
Die ſüße Friedenszeit,
Ach! iſt ſie denn noch weit?
Iſt dein Ohr denn
Taub unſrem Schmerz,
Dein Himmel Erz?
O öffne Dein erbarmend Herz!

Sieh! zerſtreut iſt Deine Heerde
Nach Oſt und Weſten auf der Erde,
Und ſeufzt nach Deines Tempels Bau,
Der, vereint aus allen Zonen,
Umſchließe Deine Nationen,
Und ſchütze vor der Nächte Thau.
Send' einen Salomo!
Mach' unſre Herzen froh
Der Verheißung!
Stell' hoch und kühn
Die Säulen hin,
Und laß auf Erden Frieden blüh'n!

Gib indeß in unſern Tagen,
Daß wir geduldig Steine tragen
Zu deines Tempels Baugerüſt.
Wenn auch oft der Feind uns ſtörte,
Und wenn wir bau'n, die Hand am Schwerte;
Wir wiſſen, daß Du nahe biſt.
Gib uns den Heldenmuth,
Der in der Demuth ruht!
Gib uns Treue!
Send' heil'ge Wacht
Zur Zeit der Nacht,
Und nimm die Schwachen wohl in Acht!

HErr, Dein Werk iſt groß und wichtig,
Und wer von uns iſt dazu tüchtig?
Wenn gleich die Welt es ärmlich nennt;
Ob wir jetzt in Schwachheit ſtammeln,
Erſt noch das Baugeräthe ſammeln,
Und manchen Stein zum Fundament;
Einſt wölbt ſich doch im Chor
Die Kuppel hoch empor,
Fernhin ſtrahlend.
Und iſt's auch klein,
Was wir Dir weih'n,
Doch kann es nicht verloren ſeyn.

Aber wenn Dein Ruf erſchallet,
Wenn einſt zu Deinem Tempel wallet
Der Nationen froher Zug:
Was wird's für ein Jubel werden!
Dann hebt das Herz ſich von der Erden
Und ſchwingt ſich auf mit Adlersflug.
Dann ſind beim großen Mahl
Auch wir mit in der Zahl
Deiner Gäſte.
Und laſſen weh'n
Das Lobgetön'
Zu Deines Thrones ew'gen Höh'n!

Pf. B.

Miſſions-Lied.

Den 3. Juli 1834.

Nacht mit tauſendjähr'gem Schatten
Deckt die Länder fort und fort;
Selt'ne Sterne nur mit matten
Strahlen ſchimmern da und dort.

Doch jenſeits der Wolken im Lande der Wonnen,
Da leuchten ſo helle die himmliſchen Sonnen;
Da ſtrahlt um den Thron des Unendlichen her
In heiligen Flammen das gläſerne Meer.

Tauſend Nationen wallen
In der Finſterniß dahin,
Ach! und Niemand unter Allen
Will ſie aus dem Dunkel zieh'n;
Doch droben vom Throne her blikt auf die Armen
Ein väterlich Auge mit mildem Erbarmen,
Und gibt es dem Chriſten auf Erden ins Herz,
Zu lindern den Blinden den brennenden Schmerz.

Und die Knechte Chriſti ſchiffen
Muthig hin auf wilder Fluth,
Die ſich über Felſenriffen
Bricht mit ungeſtümer Wuth;
Sie ſeh'n ja am Steuer den himmliſchen Meiſter,
Ihr Auge wird heller, die Hoffnung wird dreiſter:
Laß branden die Wogen, Sein Friede iſt nah!
Laß ſplittern die Maſten, der Retter iſt da!

Wann ſie dort an's Ufer ſteigen,
Seh'n ſie, wie ſich auf den Höh'n
Schaaren vor den Götzen neigen,
Und um Heil vergeblich fleh'n.
Wie lange wird's währen, bis über ſie Alle
Erhöht das Panier des Gekreuzigten walle;
Dann fallen die blutigen Götzen in Staub,
Dann werden die Tempel Immanuels Raub.

Noch ſteht dürr des Friedensfürſten
Unermeßliches Gefild',
Und die Nationen dürſten
Nach dem Born, der Leben quillt.

Einſt werden ſie ſich zu dem Ewigen halten,
Der dort in der Wüſte den Felſen geſpalten:
Dann fällt auf die öde vertrocknete Au,
Wie Ströme des Lebens, der himmliſche Thau.

Laßt uns Samen ſtreu'n, ihr Brüder,
Bis die müde Hand erſtarrt!
Drückt uns oft auch Sorge nieder,
Wann wir lang' auf Frucht geharrt:
Einſt kommt ſie, die Zeit, da die Segen uns träufen,
Die Aehren im ewigen Sonnenſchein reifen;
Vergeblich ja wartet das thörichte Herz
Auf Garben der Ernte im ſtürmiſchen Merz.

Wenn auch da und dort ermattet
Einer ſich zur Ruhe legt,
Von Gebüſchen ſtill umſchattet,
Von der kühlen Gruft verdeckt.
Die Jeſu gedienet in Arbeit und Kummer,
Erwecket Er mächtig dereinſt aus dem Schlummer;
Sie ſeh'n ihre Garben im ewigen Licht,
Und was ſie geduldet, vergeblich iſt's nicht.

Nun ſo füll' uns denn, Du Treuer,
Deſſen Geiſt die Welt durchgeht,
Heut' auf's Neu' mit heil'gem Feuer,
Welches Dir entgegen weh't!
Laß Segen auf die, die Dein Ackerfeld bauen,
O HErr, aus dem oberen Heiligthum thauen,
Und ſtille der Herzen entbrannte Begier
Nach Frucht ihrer Müh', nach dem Himmel, nach Dir!

Pf. B.

Inhalt
des dritten Heftes 1834.

Neunzehnter Jahresbericht
der
evangelischen Missions-Gesellschaft
zu Basel.

Seite.

Einleitung 315

I. Uebersicht der verschiedenen Arbeitsstellen unserer im Dienste auswärtiger Missions-Gesellschaften arbeitenden Brüder 318

II. Die Missionsstellen unserer evangelischen Missions-Gesellschaft 348

1. Missionsstation Karaß 349
2. — — zu Madschar 354
3. — — zu Schuscha. 360
4. — — zu Tebris in Ober-Persien. . 373
5. — — auf der dänischen Goldküste in West-Afrika 378
6. Errichtung einer deutschen Missionsstelle im südlichen Indien 380

III. Unsere evangelische Missionsschule 386

IV. Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben unserer Missionsanstalt im verflossenen Jahre . . . 400

Beilagen.

I. Die Gebirgsvölker des Kaukasus 406

II. Reise des Missionars König an den Kubanfluß, im Sommer 1833 422

III. Die neuesten Berichte der Missionarien zu Schuscha 430

IV. Inhalts-Verzeichniß der in die tartarisch-türkische und persische Sprache übersetzten Schrift: Leuchte auf dem Weg der Wahrheit für den Wahrheitsuchenden Muhamedaner, oder: Untersuchungen über das Evangelium und den Koran . . . 474

Missionslieder 483

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Irland.

Schreiben der Bibelgesellschaft zu Dublin, vom 17 Februar 1834.

Die heilsamen Wirkungen der irländischen Bibelverbreitung sind über alle Berechnung groß. Die gebornen Irländer lieben ihre Sprache so sehr, daß sie, trotz des priesterlichen Bannfluches und so mannigfaltigen Widerstandes, das Wort Gottes mit Freuden annehmen und lesen lernen. Ich habe Mehrere kennen gelernt, welche, ehe sie sich entschließen konnten, ihre Bibel wegzugeben, lieber aus dem Lande auswanderten. Innerhalb der lezten zehn Jahre habe ich Hunderte der armen irländischen Bauern gesehen, welche wegen ihrer Liebe zum Bibellesen Jahre lang die härtesten Mißhandlungen ihrer Priester und selbst den Kirchenbann sich gefallen ließen, ehe sie sich entschließen konnten, das Bibelbuch aus ihrer Hütte wegzugeben. Ich bin überzeugt, daß in diesem Augenblick in diesem Distrikte allein 700—1000 Landleute in diesem Falle sich gegenwärtig befinden. Ich bin selbst persönlich mit mehr als zweihundert dieser Landleute bekannt, welche sich lieber Gefängniß und Stockschläge gefallen ließen, als daß sie dem Lesen der heil.

Schriften entsagt hätten. Nicht selten ist es die schmerzliche Pflicht meines Berufes, sie unter solchen Umständen zu besuchen, und oft sah ich ihre Kleider und den Boden mit ihrem Blute befleckt, oder ihre Köpfe so zerschlagen, daß selbst ihre Freunde sie nicht mehr erkennen konnten. Diese Stürme der Verfolgung sind zwar, wie die Stürme in der Natur, nicht selten zerstörend, aber sie bringen doch immer ihre heilsamen Wirkungen mit sich.

Aus der warmen Anhänglichkeit des irländischen Landvolkes an die heiligen Schriften läßt sich mit Recht schließen, daß diese in allen Distrikten des Landes, in welchen irländisch gesprochen wird, in allgemeinen Umlauf kommen werden, und wir haben eben darum Ursache, bessere Tage für das irländische Volk erwarten zu dürfen.

Südamerika.

Aus einem Briefe des Herrn Predigers J. Wray zu Berbice, vom 13 Januar 1834.

Unsere Bibeln und Testamente gehen so schnell ab, und die Zahl ihrer Leser nimmt so reißend zu, daß ich fürchten muß, kein einziges Exemplar derselben mehr zu haben, ehe ich einen neuen Vorrath von Bibeln erwarten kann. Das große Verlangen der Neger, das Wort Gottes lesen zu lernen, erregt unsere Bewunderung; und wir sind es gewiß, daß dieses Verlangen je mehr und mehr zunehmen wird. Im verflossenen Monat ging ich über den Fluß, um auf der Westküste in unserer neuen Kapelle zu predigen, und es war ein wahrhaft erquickender Anblick, in einer Klasse unserer Vorschule über dreißig Neger anzutreffen, die im Neuen Testamente lasen, während große Haufen derselben in verschiedenen Abtheilungen mit ihren Katechismen sich be-

ſchäftigten. Lezten Sonntag predigte ich an einer neuen Stelle, etwa 5 Stunden am Fluſſe hinauf, wo ſich in wenigen Augenblicken über 500 Negerſklaven um mich her ſammelten. Nicht ohne Wonnegefühl ſah man ſie anſtändig gekleidet und ihre Sitze auf dem Kopfe tragend, von verſchiedenen Pflanzungen herbei eilen, voll Begierde, das Wort des Lebens zu vernehmen.

Inſel Ceylon.

Aus einem Schreiben des Miſſionars D. Poor zu Batikottah, vom 22 Juni 1833.

Ihrem Wunſche gemäß, habe ich das Vergnügen, Ihnen über unſere Vertheilung von Bibeln, welche wir von der Bibelgeſellſchaft zu Jaffna empfangen haben, einige Umſtände zu melden. Unſer hieſiger Bibelverein beſteht aus 180 Eingebornen, welche mit unſerm Miſſions-Seminar verbunden ſind. Jedes einzelne Mitglied trägt einen jährlichen Beitrag von einem Gulden zur Beförderung der Bibelſache bei. Unter dieſen Mitgliedern ſind wöchentliche Bibelſtunden eingeführt, in welchen ihnen die Miſſionarien und Katecheten dieſer Station das Wort Gottes erklären und auf das Herz und Leben anwenden. Durch die großmüthigen Gaben der Bibelgeſellſchaft und ihre eigenen Beiträge, ſind etwa ſechszig derſelben in Stand geſetzt worden, ſich das ganze Bibelbuch, das in der cingaleſiſchen Sprache ſechs Octavbände ausmacht, anzuſchaffen, indeß die Uebrigen einzelne Theile des Wortes Gottes beſitzen. Wir haben die Mittel in den Händen, allen unſern Subſcribenten eine vollſtändige Bibel in die Hand zu geben; allein wir halten es ihren Umſtänden für angemeſſener, einen Theil um den andern denſelben einzuhändigen, da das Verlangen der übrigen Einwohner nach dem Worte Gottes ſo groß und dringend iſt.

Mit unserer Missionsstation sind nunmehr 16 Freischulen für die Eingebornen verbunden, in welchen 500 Kinder beiderlei Geschlechts Unterricht empfangen. Um die Lehrer derselben für ihren Beruf tauglicher zu machen, lassen wir sie jede Woche einmal auf unserer Station zusammmenkommen, und ertheilen ihnen Unterricht. In allen unsern Schulen wird das Wort Gottes mit den Kindern gelesen und in verschiedenen Klassen nach den Graden ihrer Bildung, dem Verstande und Herzen derselben nahe gebracht. Am allersichtbarsten sind indeß die heilsamen Wirkungen des Wortes Gottes in unserm Missions-Seminar, das auf dieser Stelle aufgerichtet ist. Die Zahl seiner Schüler besteht aus 150 Jünglingen, von denen bereits 53 Abendmahlsgenossen geworden sind. Zwölf dieser Jünglinge haben einen Curs theologischer Studien begonnen, mit denen zugleich der Gebrauch englischer und tamulischer Schriften verbunden ist. Mehrere dieser Jünglinge haben bereits die Tüchtigkeit erlangt, als Klassenlehrer gebraucht werden zu können. Wir nähren die stille Hoffnung, unter dem Beistande unseres Gottes dahin zu gelangen, daß nach und nach aus unserer kleinen Kinderschule, mit welcher wir das Missionswerk auf dieser Station vor Jahren begonnen haben, eine Universität herauswachsen wird.

Westafrika.

Aus dem Schreiben eines Missionars am Gambiaflusse, vom 20 August 1833.

Peter Sallot, einer unserer Missionsgehülfen, war früher ein Sklave auf der nahe gelegenen französischen Insel Gori. Vor seiner Befreiung unterrichtete er einige Negerjünglinge im Lesen des Wortes Gottes. Als er von Gori hinweg nach St. Mary, in den Mün-

dungen des Gambia gerufen wurde, um als Lehrer in der dortigen Missionsschule zu dienen, fuhren die Negerjünglinge auf Gori fort, sich an den Abenden der Woche zu versammeln, um das Wort Gottes zu lesen. Sie fanden heftigen Widerstand von Seiten ihrer Eigenthümer und anderer Sklavenhalter, welche nichts versäumen, um diese armen Geschöpfe in der Unwissenheit zu erhalten. Allein dieses Widerstandes ungeachtet freut es mich, Ihnen melden zu dürfen, daß ihre Anzahl je mehr und mehr zunimmt, so daß Viele dieser schwarzen Söhne Afrikas auf Gori nun selbst die großen Thaten Gottes im Bibelbuche lesen können.

Als kürzlich ein mahomedanischer Marrabu (Priester) vernahm, daß ich zu Comer, einer großen Mandingostadt, in der Moschee gelehrt und die heiligen Schriften unter das Volk ausgetheilt habe, so kam er 6 Stunden weit aus dem Innern des Landes zu mir, um mich um eine arabische Bibel zu bitten. Kaum hatte er sie von mir empfangen, so fieng er alsobald an, mit unersättlicher Begierde 2 Stunden lang vom ersten Kapitel des ersten Buches Mosis an ohne Aufhören fortzulesen. Es war ein hoch erfreulicher Anblick, diesen alten ehrwürdigen Mann, umgeben von einer großen Schaar von Afrikanern auf dem Boden sitzen zu sehen, welche mit der größten Aufmerksamkeit dem Worte Gottes zuhörten.

Griechenland.

Aus dem neun und zwanzigsten Jahresberichte der brittischen Bibelgesellschaft zu London, vom Mai 1833.

Die Revision der alttestamentlichen Bücher in der neugriechischen Sprache ist bis zu dem Propheten Jesajas vorwärts geschritten, und der Druck derselben hat be-

reits zu London begonnen. Exemplarien des ersten Buches Mosis sind bereits zum Vertheilen nach den jonischen Inseln gesendet worden. Auch eine zweite Auflage des Psalmbuches in dieser Sprache ist vollendet, und sie erschien gerade zu rechter Zeit, da die erste gänzlich vergriffen war.

Die Bearbeitung des Neuen Testamentes in der griechischen Sprache mit türkischer Schrift ist fertig, und Herr Leeves fährt fort, die alttestamentlichen Schriften der griechischen Ausgabe in türkische Schrift umzusezen. Derselbe hat im verflossenen Jahr 1000 Psalmbücher und 1000 Testamente in Umlauf gesetzt.

Verflossenen Sommer machte Herr Leeves eine kurze Besuchsreise nach Albanien. Er kam zuerst nach Prevesa, wo er eine Anzahl von Testamenten um herabgesetzte Preise verkaufte, und der dortigen Schule ein Geschenk von 36 Exemplaren zurückließ. Von hier besuchte derselbe Vonizza, auf dem jenseitigen Ufer des Meerbusens, wo 700 griechische Familien in großer Dürftigkeit leben, denen er 60 Testamente als Geschenk überließ. Zu Canza, einem kleinen, kurz zuvor wieder aufgebauten Dorfe, kaufte der Priester eine kleine Anzahl von Schrifterexemplarien; auch wurden die Dürftigsten mit diesem köstlichen Schatze beschenkt. Zu Arta, das eine große griechische Bevölkerung in sich faßt, fand Herr Leeves viel Eingang. Er schreibt hievon: „Das Verlangen der Einwohner nach dem Worte Gottes, das Wenige zuvor gesehen hatten, war so groß, daß ich einen viel größern Vorrath von Testamenten hier hätte verkaufen können, als ich bei mir hatte. Ich war daher genöthigt, um für meine übrige Reise noch eine Anzahl von Exemplarien übrig zu behalten, viele unbefriedigt wegzuschicken, mit dem Versprechen: daß ein neuer Vorrath bald nachgesendet werden soll. Dieser ist bereits über Prevesa dorthin abgegangen."

Zu Janina, das eine Bevölkerung von 15,000 Seelen in sich faßt, konnte Herr Leeves nur wenige Schriftexemplare zurücklassen; aber er bemerkt: „Auch in dieser Stadt war das Verlangen nach dem Worte Gottes sehr groß, und die Leute sehen begierig dem Vorrathe entgegen, den ich ihnen zugesagt habe. Einige englische Reisende, welche nach mir hieher kamen, wurden um Bibeln ersucht, und von den Einwohnern gefragt: ob die versprochenen Neuen Testamente nicht bald gesendet werden?"

Durch einen Griechen, der im Gebirge Zagori wohnt, wurden in den zerstreuten Dörfern Neue Testamente ausgetheilt. In jedem Dorf dieses Gebirges findet sich eine Schule, in welcher nunmehr das Wort Gottes gelesen wird. Auch auf der Insel Lariſſa machte Herr Leeves einen kurzen Besuch. „Ich fand hier, so schreibt derselbe, die Schule mit Kindern und Erwachsenen angefüllt, und Haufen von Landleuten standen von außen und sahen mit gespannter Begierde zu, wie hier auf neue Weise unterrichtet wird. Der Lehrer der Schule war über das Geschenk an neuen Testamenten hoch erfreut, das ich ihm beim Weggehen zurückließ."

Herr Leeves spricht die Ueberzeugung aus, daß zu Janina und in den Umgebungen dieser Stadt, ein schönes Arbeitsfeld für die Verbreitung des Wortes Gottes aufgeschlossen ist. Im Dorfe Dizitza, das wegen seiner herrlichen Natur Lord Byron in einem seiner Lieder besang, wurden Exemplarien des Neuen Testamentes mit Begierde gekauft. Auch zu Argyrocastro wurde das Wort Gottes mit Freuden aufgenommen. „Der Bischof, so schreibt Herr Leeves, nahm mich bereitwillig in sein Haus auf, und ich brachte einen angenehmen Tag bei ihm zu. Er ist ein verständiger Sciote und die Wohlfahrt seiner Heerde liegt ihm am Herzen. Gerne ent-

reits zu London begonnen. Exemplarien des ersten Buches Mosis sind bereits zum Vertheilen nach den jonischen Inseln gesendet worden. Auch eine zweite Auflage des Psalmbuches in dieser Sprache ist vollendet, und sie erschien gerade zu rechter Zeit, da die erste gänzlich vergriffen war.

Die Bearbeitung des Neuen Testamentes in der griechischen Sprache mit türkischer Schrift ist fertig, und Herr Leeves fährt fort, die alttestamentlichen Schriften der griechischen Ausgabe in türkische Schrift umzusetzen. Derselbe hat im verflossenen Jahr 1000 Psalmbücher und 1000 Testamente in Umlauf gesetzt.

Verflossenen Sommer machte Herr Leeves eine kurze Besuchsreise nach Albanien. Er kam zuerst nach Prevesa, wo er eine Anzahl von Testamenten um herabgesetzte Preise verkaufte, und der dortigen Schule ein Geschenk von 36 Exemplaren zurückließ. Von hier besuchte derselbe Vonizza, auf dem jenseitigen Ufer des Meerbusens, wo 700 griechische Familien in großer Dürftigkeit leben, denen er 60 Testamente als Geschenk überließ. Zu Canza, einem kleinen, kurz zuvor wieder aufgebauten Dorfe, kaufte der Priester eine kleine Anzahl von Schriftexemplarien; auch wurden die Dürftigsten mit diesem köstlichen Schatze beschenkt. Zu Arta, das eine große griechische Bevölkerung in sich faßt, fand Herr Leeves viel Eingang. Er schreibt hievon: „Das Verlangen der Einwohner nach dem Worte Gottes, das Wenige zuvor gesehen hatten, war so groß, daß ich einen viel größern Vorrath von Testamenten hier hätte verkaufen können, als ich bei mir hatte. Ich war daher genöthigt, um für meine übrige Reise noch eine Anzahl von Exemplarien übrig zu behalten, viele unbefriedigt wegzuschicken, mit dem Versprechen: daß ein neuer Vorrath bald nachgesendet werden soll. Dieser ist bereits über Prevesa dorthin abgegangen."

Zu Janina, das eine Bevölkerung von 15,000 Seelen in sich faßt, konnte Herr Leeves nur wenige Schriftexemplare zurücklassen; aber er bemerkt: „Auch in dieser Stadt war das Verlangen nach dem Worte Gottes sehr groß, und die Leute sehen begierig dem Vorrathe entgegen, den ich ihnen zugesagt habe. Einige englische Reisende, welche nach mir hieher kamen, wurden um Bibeln ersucht, und von den Einwohnern gefragt: ob die versprochenen Neuen Testamente nicht bald gesendet werden?"

Durch einen Griechen, der im Gebirge Zagori wohnt, wurden in den zerstreuten Dörfern Neue Testamente ausgetheilt. In jedem Dorf dieses Gebirges findet sich eine Schule, in welcher nunmehr das Wort Gottes gelesen wird. Auch auf der Insel Larissa machte Herr Leeves einen kurzen Besuch. „Ich fand hier, so schreibt derselbe, die Schule mit Kindern und Erwachsenen angefüllt, und Haufen von Landleuten standen von außen und sahen mit gespannter Begierde zu, wie hier auf neue Weise unterrichtet wird. Der Lehrer der Schule war über das Geschenk an neuen Testamenten hoch erfreut, das ich ihm beim Weggehen zurückließ."

Herr Leeves spricht die Ueberzeugung aus, daß zu Janina und in den Umgebungen dieser Stadt, ein schönes Arbeitsfeld für die Verbreitung des Wortes Gottes aufgeschlossen ist. Im Dorfe Dizitza, das wegen seiner herrlichen Natur Lord Byron in einem seiner Lieder besang, wurden Exemplarien des Neuen Testamentes mit Begierde gekauft. Auch zu Argyrocastro wurde das Wort Gottes mit Freuden aufgenommen. „Der Bischof, so schreibt Herr Leeves, nahm mich bereitwillig in sein Haus auf, und ich brachte einen angenehmen Tag bei ihm zu. Er ist ein verständiger Sciote und die Wohlfahrt seiner Heerde liegt ihm am Herzen. Gerne ent-

schloß er sich, die Vertheilung von Bibeln und anderer christlichen Schriften selbst zu übernehmen; und er bestellte daher alsobald für seinen Kirchsprengel 100 Alt- und Neugriechische Testamente, 200 Psalmbücher und 60 albanesische Testamente.

Auch für die Vertheilung des albanesischen Neuen Testamentes, wurden von Herrn Leeves in dieser Stadt zweckmäßige Einrichtungen getroffen. Von hier kehrte derselbe über Delvino nach Corfu zurück, erfreut und gestärkt durch die Erfahrungen, welche er auf dieser Reise gemacht hatte. Nach seiner Rückkehr wurden alsobald an die verschiedenen, von ihm besuchten Stellen 1336 Exemplare des Neuen Testamentes abgesendet.

Türkei.

Herr Barker fährt fort, die Bibelverbreitung in den türkischen Staaten von Constantinopel und Smyrna aus zu leiten; ihm sind daher im verflossenen Jahre in verschiedenen Sprachen Vorräthe von 650 serviſchen Testamenten, 500 neugriechischen Testamenten, 500 Psalmbüchern, 200 hebräischen und 100 englischen Bibeln zugesendet worden. Von diesen beiden Stellen aus, wo Bibelvorräthe gehalten werden, hat derselbe im verflossenen Jahr 5316 Exemplare derselben versendet, außer 2095 Exemplaren, welche nach Adrianopel, Saloniki und dem Berge Athos geschickt wurden. Aus der Rechnung der ersten 6 Monaten geht hervor, daß 1518 Exemplare verkauft und nur 92 Exemplare an Schulen verschenkt wurden. In den darauf folgenden 4 Monaten, wurden 1117 Exemplare verkauft, und zwar zu einer Zeit, da die Pest große Verheerungen anrichtete.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

England.

Dreißigste Jahresfeier der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

London den 7 Mai 1834.

Der edle Lord Bexley, als neuerwählter Präsident der Gesellschaft, eröffnete die sehr zahlreich besuchte Versammlung mit der Bemerkung, daß er an dem heutigen Tage den Vorsitz in derselben mit ganz andern Empfindungen einnehme als im vorigen Jahr, da er als Stellvertreter des vollendeten ehrwürdigen Vorsitzers in ihrem Kreise erschienen sey. Der Vorzug, der ihm nunmehr zugefallen sey, könne nur in der langen Verbindung seinen Grund haben, in welcher er seit 23 Jahren mit der Gesellschaft stehe. Ihre großen und edlen Zwecke habe er seit dieser Zeit nie aus dem Auge verloren, und nie aufgehört, für ihren gesegneten Erfolg zu beten, und ihr mit Freuden seine Dienste zu widmen. In seiner nunmehrigen Lage müsse er von Herzen wünschen, daß ihn der Geist führen möge, der ihren vollendeten Präsidenten geleitet habe. Nie fühle er größeres Vergnügen, als wenn er zurückblicke auf den Zeitpunkt, in welchem er zuerst Theil an der Gesellschaft genommen habe. Damals habe die ganze Summe ver-

breiteter Bibelschriften nur 35,000 Exemplare betragen, jetzt übersteige sie die Zahl von 8 Millionen. Damals habe die Gesammtausgabe der Gesellschaft in den sieben ersten Jahren nur 50,000 Pfund Sterling ausgemacht, jetzt habe sie weit über 2 Millionen derselben auf die Bibelverbreitung verwendet. Wenn auch die Gesellschaft mit dem heutigen Tage ihre Arbeiten zu schließen im Falle wäre, so würde sie dennoch die unschätzbarsten Segnungen über die Welt verbreitet haben, und den Nachkommen acht Millionen Bibeln und Testamente in 121 verschiedenen Sprachen und Mundarten als Vermächtniß zurücklassen, von denen 72 nie zuvor als Mittheilungsmittel der göttlichen Wahrheit gebraucht worden seyen. Aber er trage die getroste Zuversicht in seiner Seele, die Arbeiten der Gesellschaft werden mit zunehmender Kraft und wachsendem Erfolg fortdauern, bis keine Zeit mehr seyn wird. Die große Grundlage sey gelegt, mächtige Hindernisse seyen überwunden, Sprachen großer Völker seyen zum Behuf der Bibelübersetzungen bearbeitet, und wenn neue Schwierigkeiten sich erheben sollten, so werden diese gerade in dem Buche das kräftigste Heilmittel finden, welches sie zu verbreiten das Vergnügen haben.

Nun wurde der sehr umständliche Bericht von Herrn Prediger Brandram als Secretair der Gesellschaft verlesen. Die Einnahmen des verflossenen Jahres beliefen sich auf 83,897 Pfund Sterling, und überstiegen demnach die Einnahme des vorigen Jahres um die Summe von 8404 Pfund Sterling. In Großbrittanien und im Auslande wurden im verflossenen Jahr 393,900 Bibeln und Testamente von der Gesellschaft verbreitet. Im Laufe dieses Jahres wurden 13 neue Hülfsgesellschaften, 10 Zweiggesellschaften und 154 Bibelvereine aufgerichtet. Der Erlös verkaufter Bibeln bestand in 41,149 Pfund Sterling und 2 Schilling.

Der Biſchof von Chester unterſtützte den Antrag, daß der verleſene Bericht gedruckt werden ſolle. Er wolle nicht verſuchen, ſagte er, noch einmal die Länder und Meere zu durchwandeln, die ſie ſo eben an der Hand ihres Freundes auf eine ſo angenehme Weiſe durchpilgert hatten. Der Bericht habe ihm nichts weiter zu ſagen übrig gelaſſen, und er wiſſe nichts zu nennen, was er aus dem Bericht entfernt wünſchte. Es liege etwas Merkwürdiges in dem Umſtand, daß eine ſo junge Geſellſchaft wie die ihrige, welche kaum das dreißigſte Jahr erreicht habe, ſich bereits auf die Wanderungen um die Welt ſo gut verſtehe; aber nie würden ſie dieſe Reiſe ſo weit und ſo glücklich zurückgelegt haben, wäre die Geſellſchaft nicht auf den Fittigen des Glaubens getragen und vom Arme einer allmächtigen Vorſehung unterſtützt worden. Wenn Reiſende nach fernen Ländern ziehen, ſo ſind gewöhnlich die Bande der Liebe und Handreichung gelöst, die ſie an ihr Vaterland geknüpft haben; aber mit dieſem Reiſenden, den unſere Geſellſchaft darſtellt, verhält ſich's anders. Seine Hülfsquellen fließen in den Herzen der Heimath fort, und mit ihnen wird er von China bis nach Peru, von Neufundland bis nach Auſtralien getragen.

Ein Bericht, wie wir ihn ſo eben gehört haben, läßt ſich nicht unpaſſend mit einem Weltgemälde vergleichen; er verſetzt die Zuhörer in die Lage von Zuſchauern, vor deren Augen eine Menge von Gegenſtänden mit Blitzesſchnelle vorüberziehen. Aber geſezt, man könnte ihnen von einer Anhöhe herab ein Land um's andere zeigen, geſetzt ſie könnten wirklich nach Rußland, nach der Türkei, nach China, nach Weſtindien wandern, wie viel würden ſie in ſolchem Falle finden, was ihr Herz betrübt und niederſchlägt. Das Vergnügen, das ihr Aug erquickt, würde beinahe ganz zerſtört werden durch den Kummer, der an ihrer Seele nagt.

Immerhin würden ſie ſchöne Länder, majeſtätiſche Berge, herrliche Thäler, prachtvolle Ströme, die ganze Mannigfaltigkeit der Schöpfung, den ganzen Reichthum der Güte Gottes überſchauen; allein bei näherer Prüfung würde ihr Auge ſo viel Dürftigkeit, ſo viel Sünde, ſo viel Jammer, ſo viel ſittliches Verderben gewahr, daß dieſer Anblick jede Freude im Herzen erſticken müßte; ſie würden, um in der Sprache eines Dichters zu reden, es bejammern, daß der Menſch allein hienieden im Zuſtande der Fäulniß ſich befinde.

Aber welch' einen Gegenſatz liefert uns nicht die Geſchichte der Bibelgeſellſchaft; je tiefer hier das Auge in die Arbeitsſtätten eindringt, deſto höher ſteigt das Vergnügen. Es iſt unmöglich, auch nur die Geſchichte eines einzigen Bibelbuches in ihrem Laufe zu verfolgen. Könnten wir dieß thun, wie oft würde ſie uns ſagen, welche Veränderungen ſie hervorgebracht, welche neue Herzen ſie geſchaffen, welche Finſterniſſe und Unreinigkeiten ſie getilgt, welche himmliſche Richtungen der Seele ſie erzeugt, wie manches Krankenbett ſie getröſtet, wie manchen Gefangenen ſie mit neuer Hoffnung belebt, wie viele Segnungen ſie in der Welt verbreitet hat. Dann erſt könnten wir die Wirkungen richtig beurtheilen, welche die Arbeiten einer ſolchen Geſellſchaft hervorbringen. Und können wir dieß nicht jetzt ſchon bis auf einen gewiſſen Grad thun? Sehen wir nicht einzelne Menſchen, einzelne Familien, einzelne Gemeinden, die vormals in heidniſcher Finſterniß lebten, und jetzt erleuchtet ſind und ſich freuen, das Wort Gottes als ein Wort der Gnade und der Seligkeit in ihren Händen zu haben?

Der Amerikaniſche Miſſionar, Herr D. Abeel, welcher mehrere Jahre in China und den Grenzenländern desſelben gearbeitet hat, machte in ſeiner Anſprache die Bemerkung: Man habe ſich bis jetzt eingebildet, China ſey für jeden

Ausländer verschlossen, seine Mauern können nicht überstiegen werden, und 360 Millionen Menschenseelen seyen dort dem Verderben überlassen. Leider sey diese Meinung seit langer Zeit auch von solchen Menschen gepflegt worden, welche allein im Stande seyen, China's Bewohnern zu Hülfe zu kommen. Er meine die protestantischen Christen. Das Judenthum war, so fuhr er fort, seit unendlichen Zeiten, in China einheimisch. Der Buddhismus, eine schändliche Abgötterei, ist gefahrlos in China eingedrungen, und hat über Millionen von Menschenseelen Finsterniß und Elend ausgebreitet. Auch die Religion Muhameds fand ihren Weg nach China nicht mit der Gewalt des Schwerts, sondern auf dem Pfade des Friedens, und hat manche edle Seele zur Beute gemacht. Auch die Religion des Papstthums drang unter den ungünstigsten Umständen in China ein, und verjagt und verbannt, kam sie immer auf's neue zurück, um Tausende von Menschen mit ihren Fittigen zu decken. Aber nicht ohne Schamgefühl muß es gesagt werden, nur Eine Christenklasse wußte bis jetzt nicht's für China zu thun; es ist die Klasse der protestantischen Christen. Man glaubt ziemlich allgemein, die Welt müße durch Missionarien bekehrt werden. Ich kenne nur Einen Missionar, dem ich mein vollkommenes Vertrauen schenken kann. Diesen Missionar habe ich in China angetroffen; er verstand die Sprache gut und war emsig in der Arbeit. Er machte Reisen von einer Insel zu der andern. Er wanderte selbst allein und schutzlos umher, zog in Städte und Dörfer, und wagte sich sogar in den Pallast dessen zu treten, welcher „der Sohn des Himmels" genannt wird, um ihm den wahren Weg zum Himmel zu zeigen. Dieser Missionar that mir die Ehre an, mich auf meinen Reisen in China zu begleiten, und einen ähnlichen Reisegefährten weiß ich in der Welt nicht mehr zu finden. Wo ich nicht hingehen konnte, da ging er hin; was ich nicht thun konnte, das hat er gethan. Niemals hat er mich verlassen, und wurde nie müde, voraus zu ziehen und mir die Wege zu bahnen. Gewißlich wird die Gesellschaft begierig seyn, den Namen dieses Missionars zu vernehmen; aber zuvor muß ich Ihnen sagen, was er nicht ist. Er gehört nicht zur

bischöflichen Kirche, und auch nicht zu den Dissenters; er ist kein Calvinist, kein Lutheraner, kein Armenianer und nichts dergleichen; er ist weder Engländer noch Amerikaner, weder Schottländer noch Holländer; er scheint allen Sektengeist von Herzen zu hassen und gar manche von denen, die Tausende überall im Munde tragen, hat er nicht einmal dem Namen nach erkannt. Sein Name heißt: die Bibel! und die Gesellschaft, die ihn ausgesendet hat, heißt: die Bibelgesellschaft. Ja wahrlich, dieß ist der einzige Missionar, welchem wir die Bekehrung der Welt zutrauen dürfen; und Gott hat uns jetzt Gelegenheit gegeben, diesen Missionar auszusenden, welcher bereits fast alle Sprachen der Völker spricht, und eine Eigenschaft besitzt, die kein anderer hat, nämlich eine Art von Allgegenwart, daß er sich Millionenfach in der Welt ausbreiten kann. Das glückliche Loos ist mir zugefallen, mehr als fünfzig Chinesischen Schiffen diesen Missionar mitzugeben, und ich trage die frohe Zuversicht in meinem Herzen, diese Gesellschaft werde dafür sorgen, daß dieser Missionar zu allen Völkern bis an die entferntesten Grenzen der Erde gesendet wird.

Herr Prediger Knill von Petersburg begann seine Ansprache mit der Bemerkung: Es seyen jetzt gerade 20 Jahre, seitdem er an der Bibelverbreitung Theil genommen habe. Damals habe er im Missions-Institute zu Gosport gewohnt, und beim Anblick der ausnehmenden Lasterhaftigkeit, welche in den Umgebungen seines Wohnortes damals herrschend war, sey ihm und mehreren seiner Mitschüler der Gedanke auf die Seele gefallen: sie dürfen nicht nach fernen Heidenländern ziehen, so lange noch so viele Heiden in ihren nächsten Umgebungen zu bekehren seyen. Er habe daher angefangen, den Matrosen das Evangelium von Christo zu verkündigen; und bei einer solchen Gelegenheit habe ihm einmal ein Matrose drei Schillinge als Geschenk mit der Bemerkung angeboten: „Er müsse wohl durstig seyn, und er soll nun um dieses Geld ein Glas Bier im nächsten Wirthshause trinken.“ Für das Geld habe er dem Manne eine Bibel gegeben, die er nun mit der Aeußerung unter seine Kutte schob: „Man müßte ihm zuerst den Kopf nehmen, ehe er dieses Buch wieder fahren lasse.“ Wer kann sagen, was diese Bibel im Stillen ausgerichtet hat?

Nun sey er nach Rußland gereist, das man in England fast nur aus Zeitungsnachrichten kenne, welche auf die grellste Weise die wahre Beschaffenheit der Dinge zu entstellen pflegen. Er könne die Gesellschaft versichern, daß durch die Arbeiten der Bibelgesellschaft in Rußland unaussprechlich viel Gutes gestiftet worden sey. Herr Paterson habe im Jahr 1812 den Kaiser Alexander in einer Bittschrift um die Erlaubniß gebeten, die Bibel unter die Protestanten austheilen zu dürfen. Der Kaiser habe eingewilligt, aber zugleich den Wunsch ausgedrückt, daß auch die Russen die Bibel haben sollen, und nun sey eine allgemeine Bibelgesellschaft errichtet worden. Die heil. Schriften, fuhr er fort, wurden jetzt allgemein in Rußland verbreitet, und das Lesen derselben brachte die heilsamsten Wirkungen hervor. Einige Jahre später wurde die Anstalt aufgehoben, und die Bibelvorräthe nun in einem Gebäude verschlossen und dem Moder übergeben. Im September 1828 gefiel es Gott, daß die Vorrathskammer wieder aufgeschlossen werden durfte. Ein armes Weib kam alsobald zu mir, um sich eine Bibel auszubitten, und mit Entzücken bezahlte sie den Werth derselben, um diesen köstlichen Schatz zum Labsal ihrer Seele im Hause zu haben. Sie lief damit bei ihren Nachbarn umher, und theilte ihnen diese frohe Botschaft mit, und innerhalb sechs Wochen waren bereits 800 Exemplare durch sie verkauft. Nun kamen die Leute viele Meilen weit herbei, um die Gelegenheit nicht einzubüßen. Unter ihnen befand sich auch eine fromme Russin, welche 2 russische Testamente für ihre Geschwister verlangte. Bald kam sie wieder und wieder, und Gott gebrauchte sie als Werkzeug, nicht weniger als 30,000 Exemplare Neuer Testamente und Psalmbücher in Rußland zu verbreiten. Der Sohn eines angesehenen Mannes wünschte Finnland zu besuchen, um dort die Wasserfälle zu besehen. Der Vater willigte ein, verlangte aber, sein Sohn soll 1000 Exemplare finnischer Testamente auf seine Rechnung mit sich nehmen, um sie auf seiner Reise zu verbreiten. Der Jüngling wünschte nun einen jungen Freund als Gesellschafter zu haben. Jedoch am Abend zuvor, ehe er das Schiff betrat, wachte sein Gewissen auf, und erklärte ihm: er selbst sey noch völlig unbekannt mit dem Inhalt des Buches,

das er verbreiten soll. Er konnte die Nacht hindurch keine Ruhe finden; der Himmel war vor seinen Augen verschlossen, und gleich aufgethürmten Bergen lagen seine Sünden vor ihm. Er segelte am folgenden Tage ab, verbreitete die Neuen Testamente, kehrte nach einiger Zeit als eine neue Kreatur in Christo von Finnland zurück, und ist seit dieser Zeit einer unserer thätigsten Mitarbeiter an der Verbreitung des Bibelbuches geworden.

Herr Prediger Stowel bemerkte, wenn der vollendete Wilberforce, dessen Name im Berichte genannt worden sey, aus der Wohnung der Seligen herabblicken könne auf die Erde, so werde er den Vorschlag billigen, den er jetzt der Versammlung zu machen habe, daß nämlich jedem Sklaven der westindischen Inseln, dem nach dem neuern Parlamentsbeschlusse der Freiheitsbrief von den Sklavenketten geschrieben werden soll, mit diesem Briefe irdischer Freiheit zugleich die Bibel als göttliche Urkunde himmlischer Freiheit in die Hand gegeben werden soll. (Allgemeiner Beifall.) Er schlage vor, daß für diesen Zweck besondere Geldbeiträge gesammelt werden sollen. (Allgemeiner Beifall.) Einer seiner Brüder jenseits des Meeres sey der Ueberbringer einer Aufforderung der Amerikanischen Bibelgesellschaft an die brittische, nach welcher dafür gesorgt werden soll, daß Jedem, der Mensch heißt, auf der ganzen Erde, das Bibelbuch gegeben werden könne, sobald er dasselbe mit aufrichtigem Herzen verlangt. Dieß sey ein herrlicher Vorschlag; Manche werden ihn wohl der Schwärmerei beschuldigen, aber es sey eine Schwärmerei der erhabensten Art, die am Ende ihre wörtliche Erfüllung finden werde; denn die Erkenntniß des Herrn werde noch einmal die Erde bedecken, wie das Wasser den Meeresboden. Ein so großer Gedanke habe Kraft genug, alle kleinlichten Streitigkeiten der Kirche Christi mit einem Mal zu erdrücken. Die Bibelgesellschaft sey noch immer der heilige Tempel der Eintracht und der Bruderliebe, und er dürfe getrost glauben, daß er und viele seiner Amtsbrüder mit ihm mit weniger Parteigeist und mit mehr christlichem Gefühl zu ihren Gemeinden zurückkehren werden.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Jahrgang
1834.

Viertes Quartalheft.

Die Nord-Amerikaniſchen Indianer-Stämme.

Vorwort.

Die Missionsgeschichte hat zu allen Zeiten die gedoppelte Aufgabe zu lösen: einerseits nämlich einfach und wahr zu erzählen, auf welche Weise, durch welche Männer und zu welcher Zeit die seligmachende Erkenntniß Jesu Christi unter einem heidnischen Volke eingeführt, und unter welchen Umständen die Kirche Christi unter demselben aufgebaut wurde; und andererseits uns mit der Geschichte so wie mit dem äußern und innern Zustand dieses Volkes vor seiner Bekehrung zum Christenthum bekannt zu machen, uns die besondern Hindernisse zu nennen, mit welchen der Glaube an das Evangelium bei seinem ersten Eintritt unter dasselbe zu kämpfen habe, und die stillen und oft verborgenen Wege der Vorsehung Gottes zu bezeichnen, durch welche sie auch auf ungebahnter Straße die Siege der göttlichen Wahrheit vorzubereiten wußte. Obschon die Lösung der ersten Aufgabe den eigentlichen Hauptzweck der Missionsgeschichte bildet, so ist doch auch die zweite nicht minder lehrreich und wichtig, indem wir aus dem düstern Schattengemälde des heidnischen Zustandes eines Volkes, und aus den tausendfachen Bollwerken innerer und äußerer Hindernisse, welche sich in seiner Mitte dem Laufe des Evangeliums entgegen stellen, nur desto auffallender die heiligen Kräfte gewahren, welche der

lebendige Glaube an das Christenthum in sich verbirgt, und durch immer neue Thatsachen in der Ueberzeugung uns befestigen, daß das Evangelium Christi die heilige Bestimmung in sich trägt, das beglückende Gemeingut aller Völker der Erde zu werden.

In dieser Betrachtung ist es uns nicht unwillkommen, wenn uns von Zeit zu Zeit auf dem Wege unserer Missionsgeschichte die Gelegenheit in den Weg tritt, an der Hand eines kenntnißreichen, unbefangenen und christlichen Menschenbeobachters unter ein heidnisches Volk hineinzutreten, und uns von demselben die geheimnißvollen Wendungen seiner Geschichte, so wie die tausendfachen Lücken und Entbehrungen erzählen zu lassen, welche die unheilbringende Unbekanntschaft mit dem Glauben an das Evangelium, und die in den gewöhnlichen Fällen unglückschwangere Einwirkung der sogenannten civilisirten Völker in seinem volksthümlichen Zustande zu erzeugen pflegt. Eine solche Gelegenheit, den Zustand der nordamerikanischen Völkerstämme, ihren Volkscharakter und ihre neueste Geschichte genauer kennen zu lernen, hat uns in der neuesten Zeit eine inhaltsreiche und in vielfacher Hinsicht höchst merkwürdige Schrift dargeboten, welche am Ende des verflossenen Jahres (1833) Herr C. Colton, ein christlich gebildeter, kenntniß- und einflußreicher Bürger der nordamerikanischen Staaten als Augen- und Ohrenzeuge der neuesten Indianer-Geschichte unter dem Titel: „Reise zu den nordamerikanischen Seen und unter den Indianern im nordwestlichen Gebiete, im Jahr 1830 (Tour of the American Lakes and among the Indians of the Northwest Territory in 1830) in zwei Bänden zu London herausgegeben hat. Diese Schrift enthält so viel Neues bis jetzt in Europa Unbekanntes und in hohem Grade Merkwürdiges, sie ist zugleich in

ihrem ganzen Inhalte so bezeichnungsvoll für den Charakter der Indianerstämme in den vereinigten Staaten Nordamerikas, für die Handlungsweise der verschiedenen Regierungen dieser Staaten gegen dieselbe, für den Einfluß der evangelischen Missionsarbeiten in ihrer Mitte, so wie für die Geschichte des traurigen Schicksales dieser Völkerstämme, daß der Herausgeber des Magazins auf den Beifall seiner Leser rechnen zu dürfen glaubt, wenn er in gedrängten Auszügen die wichtigsten Parthien dieser Schrift zu ihrer Kenntniß bringt, um auf diesem Wege, so es Gott gefällt, ihre fromme Theilnahme für das Loos dieser unglücklichen Völkerstämme zu gewinnen. Es ist fürwahr ein schmerzhafter Gedanke, daß die blinde Selbstsucht und Habgier des größern Theiles der Europäer, welche bis jetzt mit heidnischen Völkern in Berührung gekommen sind, uns den wahren Zustand und die sittlichen Bedürfnisse derselben meist in einem getrübten oder falschen Lichte dargestellt, und wie laut man auch in Europa in unsern Tagen an allen Straßenecken von Völkerfreiheit und Menschenrechten spricht, dennoch in den meisten Fällen diese Völker blos als eine rechtlose Menschenwaare betrachtet und behandelt haben, welche nur darum ihr kümmerliches Daseyn auf dieser Erde führen, weil sie mit ihrem väterlichen Boden, den sie seit Jahrtausenden besitzen, zu Schlachtopfern der schnöden Habsucht der civilisirten Völker vorbehalten sind. Es ist heilige Pflicht aller Freunde des evangelischen Missionswerkes, diesem herabwürdigenden Vorurtheile so vieler ihrer Zeitgenossen aus allen Kräften entgegen zu treten, die tiefe Schmach, welche ein solches Betragen von Seiten sogenannter Christen im Kreise der heidnischen Völker auf den Christennamen geworfen hat, schonungslos aufzudecken, und vor dem Richterstuhl der allgemeinen Gerechtigkeit die

wehklagenden Stimmen geltend zu machen, welche je länger je lauter die heidnischen Weltvölker gegen die grausame Habsucht der Weißen, wie sie dieselbe zu nennen pflegen, zu führen haben. Merkwürdig bleibt bei dieser wehmüthigen Erscheinung immer der Umstand, daß gerade diejenigen, welche für ihre eigene Freiheit und für den unumschränkten Genuß ihrer eigenen Menschenrechte in unsern Tagen am lautesten ihre Stimme geltend machen, gewöhnlich die schonungsloseste Gewalt gegen unbeschützte und hülflose Völker üben, und eine Gefühllosigkeit gegen die Rechte der Menschennatur in Andern verrathen, die keinen Augenblick Bedenken trägt, sie mit thierischer Gewalt aus ihrer alten Heimath und von ihrem Boden hinweg in die Wildnisse zu verjagen, um von ihren rechtmäßigen Besitzungen und den Erwerbnissen ihres Fleißes Besitz zu nehmen. Die Geschichte, welche wir in diesen Blättern aus unbezweifelten und an Ort und Stelle allgemein anerkannten Zeugnissen zu erzählen haben, enthält die schauerlichsten Belege für diese Behauptung, und bestätigt zugleich die alte Wahrheit, daß nur der lebendige Glaube an das Evangelium die wahre Freiheit bringt, und seinen Freunden die einzig rechtmäßigen Mittel bereitet, die verschlossenen Wege zum Genusse dieser wahren Freiheit den Völkern der Erde aufzuschließen.

Erſter Abſchnitt.

Muthmaßlicher Urſprung der amerikaniſchen Indianerſtämme. Blicke in ihren Volkscharakter, ihre Religionsweiſe und Geſchichte. Schnelle Abnahme ihrer Bevölkerung.

Nicht ſelten haben ſich die gelehrten Forſcher der nordamerikaniſchen Völkergeſchichte in den ſeltſamſten Muthmaßungen über den gemeinſamen Urſprung der zahlreichen eingebornen Stämme dieſes mächtigen Welttheiles verloren, und bis jetzt noch den Faden nicht gefunden, der ſie an der Hand der Geſchichte aus dieſem dunklen Labyrinthe einer unbekannten Vorzeit ſicher herauszuführen vermöchte. Unſtreitig ſtehen die Indianerſtämme unſerer Tage nach ihren Sprachen, ihrer Religionsweiſe, ihrer Volksbildung und ihren herkömmlichen Gebräuchen, ſelbſt mitten in ihrem tiefſten Zerfalle, in einer Eigenthümlichkeit da, welche beinahe keine Vergleichung derſelben mit dem Zuſtande der übrigen Heidenvölker alter und neuer Zeit in den andern Welttheilen übrig läßt. Europa kennt die Indianerſtämme Amerikas erſt ſeit vollen dreihundert Jahren, nachdem Jahrtauſende lang die ganze übrige Welt kaum eine leiſe Ahnung von dem Vorhandenſeyn dieſer weſtlichen Welt gehabt hatte. Schon die erſte Bekanntſchaft der Europäer mit dem Indianer-Geſchlechte iſt mit Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten aller Art befleckt; man hielt es lange Zeit kaum der Mühe werth, ſich für die Sprache, die Geſchichte und den innern und äußern Zuſtand dieſer zerſtreuten Völkerſtämme der

Wildniß auf irgend eine Weise zu interessiren, und vergaß über dem gierigen Verlangen, ihren reichen Boden in Besitz zu nehmen, und sie als Werkzeuge der Habsucht zu mißbrauchen, jeden Gedanken an die geeigneten Mittel und Wege, ihnen liebreich nahe zu kommen, ihr Zutrauen zu gewinnen, in ihrer Sprache mit ihnen zu reden, die zerstreuten Denkmale ihrer Geschichte kennen zu lernen, und sich dadurch in den Besitz der Mittel zu setzen, die frühern Spuren ihrer alten Geschichte der theilnehmenden Welt aufzuschließen. Was diese sogenannten Wilden bei dem ersten Eintritt der weißen Fremdlinge noch nicht waren, das wurden sie jetzt erst durch die ungerechte und grausame Behandlung, welche sie auf jedem Schritte von denselben erfahren mußten. Zurückgedrängt in das undurchdringliche Dickicht ihrer ewigen Wälder, und mit Gewalt genöthigt, einen fortgesetzten Krieg der Selbsterhaltung mit den treulosen Eindringlingen zu führen, wurden sie scheu gegen Jeden, der die weiße Farbe an sich trug, und im Gefühle der geistigen Ueberlegenheit ihrer Gegner in die schmähliche Nothwendigkeit versetzt, durch hinterlistige Mittel dem schreienden Rachgefühle Luft zu machen, das die rohe Gewalt der Europäer in ihren Herzen entzündet hatte.

Aber selbst unter diesen wilden Trümmern eines zusammenstürzenden Volkslebens blieb in dem Charakter des Indianers immer noch etwas übrig, das die ehrwürdige Eigenthümlichkeit seines natürlichen Zustandes verkündigte, und einen Ursprung seines Geschlechtes ahnen ließ, der in unverwelklichen Zügen einen alten Volksadel dem Auge des unbefangenen Beobachters darstellte. Man hat in neuerer Zeit die Abstammung des amerikanischen Indianer-Geschlechtes vom alten Hebräer-Volke abzuleiten versucht, und der edle Boudinot in seiner reichhaltigen Zeitschrift: „Der Stern im Abendlande" betitelt, hat allen Mitteln der Wissenschaft und der Alterthumskunde aufgeboten, um in den

wenigen Ueberbleibseln der Indianergeschichte und ihrer ursprünglichen Volksgesittung die zerstreuten Trümmer eines Beweises für diese Behauptung zusammen zu lesen. Die auswärtige Geschichte der alten Weltvölker bot ihm zu solcher Beurkundung keine Hülfsmittel an die Hand, und die Hindeutungen auf den hebräischen Ursprung der Indianer, welche er in der Vision des Esdras (II. Buch 13tes Kapitel) zu finden glaubte, lassen nicht nur eine andere Deutung zu, sondern diese Urkunde selbst ist geschichtlich zweifelhaft, und eben darum unbrauchbar für diese Behauptung.

Ungleich ergiebiger für eine solche Vermuthung sind die innern Hülfsquellen, welche wir in den Traditionen der Religionsweise und den alten Gebräuchen der Indianer antreffen. Diese alten Ueberlieferungen, wie wir sie in den verschiedensten und abgelegensten Indianerstämmen finden, sind durchgängig in der Thatsache einverstanden, daß ihre Voreltern in der frühesten Zeit über einen großen Wasserstrom im Nordwesten (die Behringsstraße im Meere von Kamtschatka) herüber kamen, und sich in den Ländergebieten ansiedelten, die sie von alten Zeiten her besaßen. Nicht selten wird in der Tradition hinzugefügt, daß neun Theile von zehn (Stämmen) ihrer Voreltern, welche nur Ein Volk bildeten, über den großen Strom herüber gekommen seyen. Dieser Umstand wiese uns auf die babylonische Gefangenschaft des israelitischen Zehnstämmereiches hin, dessen Glieder nie wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt sind, indeß der Stamm Juda mit Benjamin verbunden, unter Cyrus Regierung sich wieder in der alten Heimath ansiedelte. Beispiellos wäre in der alten asiatischen Völkergeschichte keineswegs der Umstand, daß Theile des gedrängten Israelitenvolkes von Babylonien her durch Mittel-Asien hindurch an die nordöstlichste Spitze dieses Welttheils zurückgeworfen worden wären, und über die schmale Meerenge der Behringsstraße, welche damals nur einen Wasserstrom bildete,

ihre Einwanderungen in die westlichen Uferländer Amerikas versucht hätten. Merkwürdig ist noch weiter der Umstand, daß nicht selten nordamerikanische Indianer beim Anblick des Bibelbuches, das ihnen überreicht, und dessen Geschichte in ihren großen Zügen ihnen erzählt wurde, zu äußern pflegten: „Dieses Buch hat vormals unsern Voreltern angehört."

Verschiedene andere Spuren der zerstreuten indianischen Traditionslehre lassen uns gleichfalls die Vermuthung ihrer hebräischen Abstammung nicht unwahrscheinlich finden. Diese sagt ihnen nämlich, daß der große Geist ihren Vätern vormals zukünftige Dinge vorher verkündigt habe; daß er jetzt noch die Natur zu ihren Gunsten leite; daß Engel vormals mit ihren Vätern geredet haben; daß alle Indianerstämme von Einem Manne abstammen, welcher zwölf Söhne hatte; daß dieser Mann ein angesehener Hirtenfürst gewesen sey, welcher viel Land besaß; und daß seine Nachkommen, die Indianer, wieder das Land ihres Stammvaters in Besitz nehmen werden. Sie glauben der Tradition gemäß, daß der Geist der Weissagung und der Wundermacht Gottes, der ihren Voreltern zu Theil geworden war, auch ihnen wieder werde gegeben werden, und daß sie wieder zum Besitz des Buches gelangen werden, das sie gänzlich verloren haben. Diese Ueberlieferungen der Indianer erzählen deutlich die Geschichte der Sündfluth mit dem einzigen Unterschied, daß Einige behaupten; sie sey nur theilweise geschehen, und Andere, sie habe sich über die ganze Erde verbreitet. Sie erzählen von einem kleinen Ueberreste von Menschen, der auf einem großen Schiffe aus der Fluth sich gerettet habe; andere Traditionen derselben geben an, daß acht Menschen anfänglich von dem großen Geist geschaffen worden seyen, und daß alle Nationen mit ihren verschiedenen Hautfarben von denselben abstammen. Sie wissen vom Thurmbaue zu Babel, von der Sprachenverwirrung und der Zerstreuung der Stämme. Sie behaupten, daß

ihre Voreltern ehmals die Beschneidung unter sich eingeführt hätten, darüber aber später von den Jungen ausgespottet worden seyen. Einige Traditionen sagen: das erste Weib stamme vom Himmel, habe Zwillingssöhne gehabt, von welchen der Aeltere den Jüngern gemordet habe; Andere geben an: der große Geist habe zuerst zwei Indianer geschaffen; da sie aber seinem Zwecke nicht entsprachen, so habe er von Jedem eine Rippe genommen und ein Weib für den Andern gemacht. Seitdem die Indianer die Weißen gesehen haben, sagen sie: der große Geist habe den Weißen aus feinerem Staub geschaffen, und darum bestehe er aus besserem Stoffe. Sie behaupten ferner: ihre Voreltern haben auf ihren Wanderungen eine heilige Ruthe mit sich geführt, welche ihnen der große Geist gegeben habe, und diese haben sie immer, wo sie irgendwo stille hielten, in den Boden gesteckt, und wenn sie über Nacht Knospen getrieben habe, so sey dieß ein Zeichen gewesen, daß sie sich länger an dieser Stelle aufhalten sollen. Diese Traditionen sind natürlich unter den Indianern nicht allgemein, auch sind sie nicht unter allen Stämmen in derselben Form vorhanden, aber ihr Vorhandenseyn beruht auf dem glaubwürdigsten Zeugniß.

Auch die Religion der Ureinwohner Amerikas zeichnet sich durch Eigenthümlichkeiten aus, die sie von allen übrigen Heidenvölkern wesentlich unterscheiden, und ein neues Licht über ihre Abstammung verbreiten. Es ist allgemein anerkannt, daß die Indianer Nord-Amerikas weder mit Vielgötterei noch mit Götzendienst bekannt sind. Ueberall, wo man sie in ihren Wildnissen antrifft, erkennen sie das Daseyn eines unsichtbaren höchsten Wesens an, das sie den großen Geist nennen, dem sie unendliche Eigenschaften zuschreiben, und andachtsvoll verehren. Eben so allgemein sind sie mit dem Daseyn eines einigen, mächtigen, bösen Geistes und böser Engel bekannt. Sie Alle glauben an ein zukünftiges Leben, und an Belohnungen und Strafen

in der zukünftigen Welt, von welcher sie, wie sichs im Zustand großer Unwissenheit natürlich erwarten läßt, mehr oder weniger rohe Vorstellungen haben. Aber ihre Begriffe von Gott sind in hohem Grade rein, und mit tiefer Ehrfurcht von denselben aufgefaßt, und so beschaffen, daß sich ein Christ wohl mit ihnen verständigen kann. Indianer und Christen treffen hier auf demselben Boden mit einander zusammen; sie verehren Einen höchsten, unsichtbaren, Alles beherrschenden und durchdringenden, allmächtigen und allvollkommenen Geist. Unter ihren Alterthümern findet man nicht die geringste Spur von Sinnbildern des Götzendienstes, überall kein Bild, weder droben am Himmel noch auf der Erde, das sie als Darsteller der unsichtbaren Gottheit irreligiös verehrt hätten. Dieser Umstand ist unstreitig in hohem Grade bedeutungsvoll. Alle andern Weltvölker, die das Christenthum nicht kennen, sind fast ohne Ausnahme Götzendiener; und je unwissender und geistig zerrütteter ein Volk ist, desto mächtiger ist die Herrschaft ihrer angenommenen Götter, und desto roher und fleischlicher die Gestalten, unter denen sie dieselbigen verehren. Keine Voraussetzung erklärt so einfach diese merkwürdige Erscheinung, als wenn wir annehmen, diese Indianerstämme stammen ursprünglich von Israelitenhaufen ab, welche in unbekannten Tagen nach ihrer Gefangenschaft in Babylonien in das Land eingewandert sind, und den Abscheu gegen den Götzendienst mit sich brachten, den sie erst unter den Götzendienern Babyloniens kennen gelernt hatten, nachdem sie selbst und ihre Voreltern so oft im eigenen Vaterlande von der Abgötterei des Auslandes zum Abfall von dem Gott ihrer Väter verführt worden waren.

Nehmen wir an, daß die wandernden und jagdlustigen Indianerstämme Nordamerikas wirklich die Nachkommenschaft der verlornen Stämme Israels in sich fassen, und durch einen langen Wechsel trauriger Unglücksfälle allmählig zur Barbarei hinabgesunken sind,

welche religiöse Gebräuche werden wir als aufbewahrtes Erbgut ihrer Väter am ehesten unter ihnen erwarten dürfen? Wohl dürften die Opfer von Schlachtthieren, welche das Hirtenleben liefert, die letzte religiöse Ceremonie seyn, die sie hingeben würden. Aber das wandernde Leben hat die Indianer genöthigt, ihre Viehheerden zurückzulassen. An die Stelle des Lammes, das geopfert wurde, tritt nun das Lieblingsthier des indianischen Jägers, der Hund; und so weit nur immer unsere Bekanntschaft reicht, so gibt es keinen Indianerstamm in Nordamerika, der nicht gewohnt wäre, zu regelmäßiger Zeit ein feierliches Opfer mit dem Blute dieses Thieres dem großen Geiste darzubringen. Hiezu wird immer das fleckenloseste Thier gewählt, das die gleiche Farbe haben muß. Während auf dem Brandopfer-Altare das Feuer lodert, tanzen sie singend um denselben herum, und rufen mit lauter Stimme J-U-Je-Wah. Wer erblickt nicht alsobald in diesen Tönen den heiligen Namen Jehovah? Auch das hebräische Wort „Elohim" gebrauchen sie von dem großen Geist, so wie auch in ihren heiligen Gesängen eben so deutlich, wie in christlichen Chören das Wort „Halleluja" nicht selten gehört wird.

Ich habe nicht wahrgenommen, daß sie eine regelmäßige Priesterschaft unter sich haben, dennoch wird einzelnen Personen etwas aufgetragen, das dem Prieſteramte ähnlich ist. Unter dem Israelitenvolke war der Prophetenberuf immer ein außerordentlicher, von Gott selbst aufgetragener Beruf, und auch die Geschichte der amerikanischen Indianer liefert merkwürdige Beispiele dieser Art. Wohl hat ein Elias, ein Elisa und irgend ein anderer Prophet in Israel und Juda kaum so große Ehrfurcht genossen, und so mächtigen Einfluß geübt, als dieß bei den Indianer-Propheten der Fall ist, wenn sie einmal beglaubigt sind. Jede andere Gewalt ist ihnen untergeordnet, und die wichtigsten Fragen über Krieg und Frieden werden von ihnen entschieden.

Die blutigsten Indianerkriege unter ihnen selbst und gegen die Weißen sind unter ihrem Einflusse geführt worden. Dabei führen sie eine Art von Bundeslade im Kriege mit sich umher, welcher die tiefste Verehrung gewidmet ist.

Auch die vielfachen Aehnlichkeiten der indianischen Mundarten mit der hebräischen Sprache sind der Vermuthung ungemein günstig, daß diese Indianer von den Hebräern abstammen. Dieß zeigen schon die allgemeinen Merkmale dieser Mundarten. Der vorherrschende Gebrauch der Kehltöne in denselben ist eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Hebräischen, und oft mußte ich mich über die tiefen Bauchtöne verwundern, die sie, besonders bei lebhaften Ansprachen, mit der größten Körpergewalt aus der tiefsten Tiefe heraufziehen. Sie haben statt der besondern Partikeln und Verbindungswörter gleich dem Hebräischen ihre Vor- und Nachsylben, so wie sie auch die meisten Eigenschaftswörter eben so, wie die hebräische Sprache, durch Hauptwörter auszudrücken pflegen. Am auffallendsten aber ist die große Menge hebräischer Wurzeltöne, welche in allen Indianer-Dialekten sich vorfinden, und die einer gründlichern Erforschung werth sind, als sie bisher bei so großer Unbekanntschaft mit den Indianersprachen möglich war.

Bei allen diesen auffallenden Zügen, welche auf die Abstammung dieser Indianerstämme vom Hebräervolke hindeuten, und die durch das altpatriarchalische Leben, das in ihren Waldhütten sich allenthalben findet, noch vermehrt werden, wird es dennoch aus Mangel an geschichtlichen Zeugnissen unmöglich bleiben, diese Vermuthung in ein genügendes Licht zu stellen. Wir bedürfen dieß auch nicht, um unsere Leser für die letzten Ueberbleibsel ehrwürdiger Völkerstämme zu interessiren, welche jählings dem Loose gänzlicher Zernichtung entgegen ziehen. Noch nennt uns die Geschichte derselben eine Zeit, in welcher mit Recht gefürchtet werden

mußte, daß ſie alle europäiſchen Niederlaſſungen auf ihrem Feſtlande in den Abgrund des Meeres werfen, und als ein ſtolzes und unabhängiges Volk die einzige Meiſterſchaft über das amerikaniſche Feſtland üben würden. Dieß wäre höchſt wahrſcheinlich auch geſchehen, hätten ſich die zahlreichen Stämme derſelben unter einander einmüthig verſtanden, oder die grauſame Behandlung nur von ferne geahnet, welche ſie und ihre Kinder treffen würde. Lange waren ſie von den europäiſchen Gewalten gefürchtet, und ſelbſt ſeitdem die vereinigten Staaten zu einem unabhängigen und gemeinſchaftlichen Bunde ſich bildeten, haben Einzelne dieſer Indianerſtämme glückliche Kriege gegen die Weißen geführt, und Friedensbündniſſe mit dem Staatenvereine geſchloſſen, welche ihnen Gleichheit der Rechte, wechſelſeitige Hochachtung und gemeinſchaftliche Vortheile zuſicherten. Dieſe Bündniſſe mit den Indianern wurden feierlich von den Staaten beſchworen, und ruhten auf demſelben Grunde der Verträge, auf welchen die Haushaltung der europäiſchen Staaten ſich ſtützt.

Aber kaum waren die Indianer in unmittelbare Berührung mit den Weißen getreten, als ihre Bevölkerung, ſo wie ihre Bedeutſamkeit zuſehends dahinſchwanden, während ihre weißen Nachbarn ſich immerdar mehrten, und mit unglaublicher Schnelligkeit nach allen Richtungen hin ausbreiteten. So kam es, daß einzelne dieſer Stämme gänzlich vertilgt wurden, und nicht mehr auf der Erde gefunden werden. Alle die mächtigen Völker, welche im Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts die öſtlichen Staaten bewohnten, ſind zu unbedeutenden Ueberreſten herabgeſchwunden, von denen keiner mehr nach Tauſenden gezählt werden kann. Die übriggebliebenen Indianer in Neu-England, das die Staaten von Maine, Neu-Hampſchire, Vermont, Maſſachuſets, Rhodeinſel und Connektikut in ſich ſchließt, wurden vor zwei Jahren auf 2,247 angeſchlagen. Im Staate New-York ſchätzte man zu derſelben Zeit die

Indianer-Bevölkerung auf 5,184 Seelen. Die meisten andern Staaten haben nur wenige Indianer mehr in sich. Die größten Stämme derselben, östlich (diesseits) des Missisippi, befinden sich im Süden in den Staaten Georgien, Alabama und Missisippi, und die ganze Anzahl derselben östlich von diesem Strome wurde in dem amtlichen Berichte, den Dr. Morse im Jahr 1821 dem Kongresse eingab, auf 120,346, und im Westen (jenseits) des Missisippi auf 350,780 Seelen angeschlagen, so daß demnach die ganze Indianer-Bevölkerung, welche von den Ufern des atlantischen Meeres an bis zu den Ufern des stillen Meeres im Gebiete der vereinigten Staaten sich befindet, sich auf 471,126 Seelen beläuft.

Da in den westlichen Gebieten von Nord-Amerika sich zahlreiche Indianerstämme aufhalten, die man bis jetzt noch sehr wenig kennt, und es bis jetzt unmöglich war, eine genaue Schätzung derselben aufzunehmen, so glauben wir vollkommen berechtigt zu seyn, die Indianer-Bevölkerung innerhalb der vereinigten Staaten wenigstens auf eine halbe Million Seelen anzuschlagen. Die gleiche Anzahl darf mit viel Recht auch in dem brittischen Gebiete von Nord-Amerika angenommen werden; und so finden wir demnach eine Million amerikanischer Ureinwohner, als ehrwürdige Ueberbleibsel jener alten und mächtigen Völkerstämme über die Gebiete der weißen Einwohner weithin ausgebreitet; ein unglückliches Geschlecht, dessen Stolz gedemüthigt, dessen Muth gelähmt ist, das von den Grabstätten seiner Voreltern mit Gewalt weggejagt und genöthigt wird, ohne Wohnstätte heimathlos umher zu pilgern, indeß die weiße Bevölkerung um sie her sich täglich anhäuft, und sie in die Wildnisse zurückdrängt, bis sie in die Gewässer des stillen Ozeans hineingejagt oder für immer von dem Erdboden vertilgt sind. Wer kann sie ohne das tiefste Mitleiden anschauen, diese Million unsterblicher Menschenseelen, welche der grausamen Habsucht

der

der eingewanderten Fremdlinge gegenüber nichts verschuldet haben, als daß sie einen fruchtbaren Boden von ihren Voreltern ererbten, und die jetzt von den Weißen aus ihren alten Wohnsitzen hinausgejagt werden, welche ihre Voreltern, wie sie behaupten, von dem großen Geist empfangen haben. Obgleich bereits mehr als zwei Jahrhunderte vorübergeflossen sind, seitdem diese grausamen Ungerechtigkeiten gegen das Indianergeschlecht begonnen haben, und mit zunehmender Härte fortgesetzt werden, so hat doch die Welt bis jetzt keine Zeit gefunden, diesem traurigen Schauspiele ihre theilnehmende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Was vermochten die wenigen Edlen, welche für die geistliche und leibliche Rettung der Indianer bisher gearbeitet und ihr Leben aufgeopfert haben, gegen den überwältigenden Einfluß der einwandernden Fremdlinge auszurichten? Der amerikanische Indianer ist ein Mensch, und als solcher nicht minder denn der Europäer, jeder Veredlung fähig, welche der Glaube an das Evangelium der Menschennatur verleiht. Und daß ein Theil des niedergedrückten Indianergeschlechtes, unter welchem die Boten Christi gearbeitet haben, durch die Kraft des Christenglaubens wirklich zu dieser Stufe sittlicher Veredlung empor gehoben worden sey, das werden die einleuchtenden Thatsachen lehren, welche hier erzählt werden sollen. Möge die Bekanntschaft mit denselben das gesegnete Mittel werden, in den Herzen der Christen unter allen Völkern eine warme Theilnahme für dieses niedergedrückte Geschlecht anzuregen, und sie aufzumuntern, mit vereinten Kräften ihrem nahenden Untergange hülfreich zuvor zu kommen.

Zweiter Abschnitt.

Die Niagara-Wasserfälle. Reise nach den großen Seen der nordwestlichen Gebiete Nordamerikas.

Im Sommer 1830 machte ich (Herr Colton) mich auf den Weg, um die obern fünf Seen des nordwestlichen Gebietes zu besuchen, und die Indianerstämme jener Gegenden, die schon längst mein ganzes Interesse gewonnen hatten, genauer kennen zu lernen. Mein Weg führte mich den Laurenzstrom hinauf über den Ontario-See zu den weltberühmten Wasserfällen des Niagarastromes, der den Eriesee mit dem Ontario verbindet. Wer je an dieser Stelle war, und ein Gefühl hat für das Große und Feierliche der Natur, wodurch Gott mit dem Menschen spricht, der kann die Eindrücke nimmermehr vergessen, welche dieses Schauspiel in seiner Seele zurückläßt. Die Berge haben ihre majestätische Form, aber ihre Sprache, wie sehr sie auch zum Herzen dringt, ist lautlos, so lange nicht ein Sturm über ihre Gipfel hintobt, und an ihren Seitenwänden die Wälder in Aufruhr bringt. Die Wildniß hat ihre romantischen Einöden und ihre endlosen Steppen, indeß auf ihren Sandfeldern der heiße Gluthwind nicht selten dem Wanderer den Tod bereitet; aber in ihr kann das Auge keinen Ruhepunkt finden, und das Gemüth durch anziehende Gestalten erheitern. Der sturmbewegte Ocean hat seine festlichen Erhabenheiten, wenn die Riesengebirge der Wellen dem kleinen Kahne des Schiffers sich wild und drohend entgegen stürzen, aber dieses erhabene Schauspiel hat seine Gefahren, und wo Gefahr ist, da ist Schmerz. Mit den brausenden Wasserfällen des Niagara verhält es sich anders, denn an ihnen kann die Seele von jeder bangen Besorgniß ausruhen. Der Zuschauer setzt sich am Fuße des ungeheuren Cataraktes nieder, und sieht und hört, und wird des Schauspiels nimmermehr müde. Er kann an den Ufern dieses ma-

jestätischen Stromes hinwandeln von dem Punkte an, wo die schwarzen Gewässer des Oschippewaslandes in ihn hineintreten, und Schritt für Schritt seinem raschen Laufe folgen, und mit den Augen sehen, wie die Fluth jeden Augenblick mehr und mehr ihren raschen Lauf beflügelt. Die wachsende Schnelligkeit des Stromes fängt allmählig an, die wellenlose Oberfläche des Wassers aufzuwirbeln; der Wasserstrudel wird mit jedem Moment wilder, bis sich der mächtige Strom schäumend und brüllend in die ungeheure Tiefe hinabstürzt. Welch ein Wunder der Natur, das immer neue Gegenstände des Erstaunens darstellt, von welcher Seite her man dasselbige betrachtet. Es ist seit Jahrtausenden immer dasselbe erhabene Werk Gottes voll Leben und Bewegung. Seine Quellen trocknen niemals aus, und seine brausende Wasserfülle wird nie vermindert. An seiner Pracht und Größe kann sich die Seele des Wanderers nie ersättigen, und immer kühner wird die Begierde, die Wundergröße dieses Naturschauspieles in ihren tausendfachen Gestaltungen anzuschauen.

Der Niagarastrom ist etwa zwölf Stunden lang, und bildet einen jener Kanäle, durch welche die Gewässer jener mächtigen Kette inländischer Seen Nord-Amerikas sich in den Busen von St. Laurenz, und aus diesem in das atlantische Meer ergießen. Die Wasserfälle sind vier Stunden von der südlichen Spitze des Ontariosees, und acht Stunden von dem Fuße des Eriesees entfernt. Bei den Höhen von Lewiston beginnt der mächtige Wassersturz, von wo aus der Strom beinahe zwei Stunden Wegs fortwährend in die Tiefe hinabsprudelt, bis seine wildbewegten Gewässer in der Tiefe der Ebene ein Ruheplätzchen zum Athmen wieder finden, um von hier aus sanft und geräuschlos in den Ontariosee hineinzuschleichen. Auf diesem Strome befindet sich oberhalb der Fälle bei Quenston ein mächtiger Wasserwirbel, welcher nicht minder merkwürdig

ist, als die Fälle selbst sind. Auf diesem Punkte macht der in seinen Ufern eng zusammengepreßte, tiefe und reißende Strom in einem spitzigen Winkel eine scharfe Beugung, welche ein mächtiges Wasserbecken bildet, in welchem die wilden Gewässer sich zuvor zirkelförmig umherwälzen, ehe sie den Ausgang nach unten zu finden vermögen. In diesem Becken bildet der Strom verschiedenartige, übereinander liegende Wasserschichten, die sich nach unveränderlichen Gesetzen bis zu dem Punkte auf- und abrollen, wo die mächtige Wasser-Pyramide ihren Ausgang gefunden hat. Nicht selten werden ausgewurzelte Bäume, welche der Strom aus der heulenden Wildniß herausgetragen hat, Tage und bisweilen Wochen lang im Wirbel des Wasserbecken kreisförmig umhergeworfen, bis sie der heulenden Wasserspitze sich nähern, und von derselben in eine unbekannte Tiefe hinabgezogen werden, nach einiger Zeit in einer andern Ecke des Beckens wieder auf der Oberfläche erscheinen, und nun aufs neue in die strömenden Umkreise des Wassers wieder hineingezogen werden.

Es ereignete sich in dem letzten Kriege zwischen Großbrittanien und den vereinigten Staaten, daß ein brittischer Soldat auf einer Flöße von Bäumen, welche oberhalb dieses Wasserbeckens gefällt worden waren, in den Wirbel hineingezogen wurde, weil der Strick brach, der die Flöße an einen Baum angeheftet hatte. Seine Kameraden standen am Ufer, um das unglückliche Schicksal ihres Freundes mit ihren Augen zu sehen, ohne ihm die geringste Hülfe leisten zu können. Im unwiderstehlichen Kreislaufe wird der arme Mann auf seiner Flöße gegen die gefährliche Wirbelspitze hingetrieben, und in einem Nu mit lautem Gezische in den Abgrund verschlungen. Die Zuschauer am Ufer standen betäubt bei diesem Anblick da, und alle Hoffnung für die Rettung ihres Freundes war verloren. Aber welch entzückendes Entsetzen ergriff nicht ihre Seele, als er an die Flöße angeklammert nach einiger Zeit wieder auf

dem Rande des Wirbels auftauchte, und ihren ausgestreckten Armen entgegen zu rudern schien. Bravo, Bravo! riefen sie hüpfend vor Freude mit einer Stimme, die an den nahen Felsenwänden wiedertönte. Aber ach! statt dem Ufer zuzurudern, und ihm auf der äußersten Wirbellinie ein Seil der Rettung zuwerfen zu können, ward der Unglückliche mit seiner Flöße nochmals unwiderstehlich in den Wirbelkreis hineingezogen, und begann aufs Neue seinen Todesgang dem aufgesperrten Wasserrachen entgegen. Er fiel auf seine Kniee nieder, hob seine Hände flehend zum Himmel empor, und empfahl sich der Gnade seines Gottes; und wird nun zum zweiten Mal in die bodenlose Tiefe mit tobender Gewalt hinabgestoßen. In athemloser Angst warteten seine Kameraden am Ufer, bis die zerschmetterten Balkentrümmer wieder zum Vorschein kommen würden, indem sie nun nicht mehr hofften, daß ihr unglücklicher Freund noch einmal das Tageslicht erblicken werde; dennoch tauchte zu ihrer unaussprechlichen Freude die Flöße und der Mann zum zweiten Mal aus dem tobenden Wasserwirbel auf. Seine Erscheinung zündete das Fünklein der Hoffnung für die Rettung desselben aufs Neue in ihren Herzen an, und augenblicklich ward jeder Versuch gemacht, die schwimmende Flöße aus dem Wellenzirkel herauszubringen. Aber Alles war vergeblich; der Unglückliche flehte wehklagend um ihren Beistand, aber was konnten sie thun? Noch einmal ward die Flöße gegen den heulenden Rachen unwiderstehlich hingetrieben, und noch einmal fiel der Arme auf seine Kniee nieder, und ward im Wassergeheul verschlungen. Wer konnte nun seine Wiedererscheinung auf dem Wasser hoffen? jedoch er kam zum dritten Mal auf die Oberfläche des Wassers hervor, und rief nun hoffnungslos seinen Kameraden das letzte Lebewohl zu. Gott segne Euch! Gott segne Euch! tönte es dem Ufer zu; Gott erbarme sich dein! antworteten sie ihm mit schluchzenden Tönen. Gott erbarme dich meiner, rief er zum

letzten Mal aus, und stürzte sterbend in den Wirbelzug hinab. Aber stand er noch einmal auf? ja das that er. Seine Kameraden eilten, während er einmal um das andere seine Wasserrunde machte, nach dem benachbarten Dorfe Quenston, die Leute kamen herbei, ein Baumstamm um den andern wird plötzlich bis zum äußersten Rande des Wasserwirbels gelegt, ein Boot an sie angeheftet, und so am Ende der Unglückliche auf seinem Strudelgange erreicht und glücklich gerettet. Noch lebt derselbe als Soldat unter einem brittischen Regiment, und wird seine Wasserfahrt und die wunderbare Rettung seines Gottes nimmermehr vergessen.

Der See Ontario *) ist der letzte in der Kette der fünf inländischen Seen süßen Wassers, auf denen der Verfasser seinen Ausflug in die nordwestlichen Indianergebiete machen wollte. Dieser See liegt zwischen der brittischen Provinz von Ober-Kanada im Norden, und dem Staate New York im Süden, und hat von Osten nach Westen eine Länge von etwa 80 Stunden, und seine größte Breite ist etwa 20 Stunden. Sein Wasser ist der Schauplatz großer Handelsthätigkeit. Eine Menge von Segelschiffen und Dampfboote vom größesten Umfange kreuzen immer auf demselben umher, und selbst feindliche Flotten haben auf demselben gesteuert, um eine blutige Seeschlacht aufzusuchen. Der Ausfluß dieses Sees ist der Anfang des Laurenzstromes, dessen Gewässer nach Montreal auf der südlichen, und nach Quebek auf der nördlichen Seite hinabführen.

Der Eriesee liegt südwestlich vom Ontario; seine östliche Spitze endet bei Buffalo, und von da läuft er in südwestlicher Richtung, 28 Stunden breit, einen

*) Der Leser wird ersucht, die kleine Uebersichtskarte der vereinigten Staaten von Nordamerika, welche dem vierten Heft des Jahrganges 1828 unseres Magazins beigeheftet ist, bei den folgenden Nachrichten zu Hülfe zu nehmen, um dieselben desto besser zu verstehen.

Weg von etwa 100 Stunden in die Länge hin, indem ihn die fruchtbaren Ackergefilde von Ober-Kanada auf seiner nördlichen, und Theile der Staaten von Neu York, Pensylvanien und Ohio auf seiner südlichen Seite umfassen. Diese fruchtbaren Gefilde rechts und links desselben befanden sich noch vor kurzer Zeit im Besitze der Indianer, und zwar der sechs Nationen auf der nördlichen, und der Cherokesen, Wyandots und anderer Stämme auf der südlichen Seite desselben. Auch dieser See ist einem großen Marktplatze ähnlich, der von Handelsschiffen wimmelt.

Der nächste in aufsteigender Linie ist der See St. Clair, welcher zwölf Stunden im Durchmesser hat, und etwa auf dem halben Wege zwischen dem Eriesee im Süden, und dem Huron-See im Norden liegt, welche beide durch die Flüße Detroit und St. Clair mit einander verbunden werden, indem jeder dieser Flüsse einen Weg von etwa zwölf Stunden in der Länge fortläuft.

Der Huron-See gleicht einem inländischen Meere, das so vielfache und verschiedenartige Ausbeugungen und Krümmungen hat, daß seine Gestalt nicht leicht beschrieben werden kann. Von seiner Ausmündung in den Strom St. Clair im Süden, bis zu seiner obersten Spitze in den Wasserstraßen von Michilimackinack im Nordwesten, mag der Huronsee eine Länge von 140 Stunden haben, indeß seine größte Breite etwa 100 Stunden beträgt. Sein Gewässer öffnet einen ungeheuren Seeweg für die größten Schiffslasten in das Innere des nördlichen Amerikas hinein, und sie sind zugleich in seinen nördlichen Regionen der Sammelplatz von einer ganzen Welt größerer und kleinerer Inseln, deren man bereits nicht weniger als 32,000 gezählt hat, und die in wahrhaft malerischer Gestalt und Entfernung von einander liegen. Die zahllosen Buchten und Wasserstraßen, welche diese Inselnheere bilden, und die größten Schiffe tragen, so wie die Inseln selbst, die

meist mit hohen Eichen- und Tannenwäldern dicht besetzt sind, würden ein höchst seltenes Schauspiel demjenigen darbieten, welcher in einem Luftballon über sie hinfliegen könnte.

Der Michigan-See ist ein herrliches Gewässer, das einer Ochsenzunge ähnlich sich in einem langen Arme von Süden nach Norden ausdehnt, und an dessen nordwestliche Seite sich die Greenbay anschließt. Seine Gestalt ist regelmäßig, und er bildet einen offenen und schiffbaren See, der von den Straßen Mitschillimakinak, oder kürzer von der Insel Mackinau im Norden bis zu seiner südwestlichen Spitze in einer Länge von etwa 140 Stunden und 60 Stunden seiner größten Breite sich ausbreitet.

Aber die Königinn aller frischen Wasserseen auf der Erdfläche ist der obere See, der bei seiner prachtvollen Ausdehnung und seiner Wichtigkeit mit Recht diesen Namen trägt; seine Länge von Osten nach Westen beläuft sich auf 280, und seine größte Breite vielleicht auf 120 Stunden. Er bildet ein offenes Meer, das in allen Richtungen schiffbar ist, und einige wichtige Inseln in seinem Busen umfaßt. Dieser ungeheure inländische See hat seinen Auslauf in den Huronsee bei den Wasserfällen von St. Marie an seiner östlichen Spitze. Diese Fälle sind ein Abhang, der auf eine Viertelstunde Wegs 22 Fuß fällt, und mit geringen Kosten in einen Schiffskanal verwandelt werden könnte. Außer den aus Baumrinde verfertigten Booten der Indianer, die auf diesem See schwimmen, wird derselbe nur für den Pelzhandel gebraucht, und von wenigen Schiffen besucht. Dieser obere See ist, wie der entfernteste von den Uebrigen, so auch der prachtvollste. Seine Gewässer und seine Ufer werden bis jetzt nur selten von den Weißen besucht. In diesen Regionen herrscht kein anderes Gesetz als das Gesetz des Eigennutzes oder der Leidenschaft. Der ungeheure Busen dieses Sees, der große Flotten in sich aufnehmen kann,

und wahrscheinlich zu solchem Stappelplatze bestimmt ist, trägt bis jetzt nur die leichte Barke des Indianers auf seinen Wellen. Die wilde und romantische Einsamkeit seiner Ufer, so wie der dichten Wälder, und der unangebauten Fluren, die ihn umschließen, sind bis jetzt nur mit dem Geheul der wilden Thiere bekannt geworden, und nur der rothe Mann (bekanntlich sind die Indianer von röthlicher Hautfarbe), der zur Sättigung seines Hungers das Gewild verfolgt, findet einen Pfad durch diese Wildnisse, oder der rachsüchtige Krieger, welcher nach Blut dürstet. Im Verhältnisse zu den untern Seen und den bewohnten Gebieten der beiden Kanada's und der vereinigten Staaten wird diese Gegend als ein weit entferntes Land im Nordwesten betrachtet.

Die südlichen Ufer des obern Sees sind nämlich die nördlichen Gränzmarchen, bis zu welchen die bürgerliche Ordnung der vereinigten Staaten sich erstreckt, und werden gewöhnlich das nordwestliche Gebiet genannt, das den Hauptschauplatz unserer weitern Betrachtungen ausmacht. Der Staat Illinois liegt im Süden dieses Gebietes; der See Michigan bildet seine östliche Grenze, und der Missisippistrom die westliche, indeß das ganze Land sich vom 42° 45′ nördlicher Breite bis zum 49° ausbreitet, und in seiner längsten Weite von Osten nach Westen etwa 9 Längengrade in sich faßt. Ein mächtiges Indianergebiet, das von verschiedenartigen Stämmen desselben seit undenklichen Zeiten bewohnt ist, und in welchem viele Tausende derselben ihre stillen Waldhütten aufgerichtet haben.

Dritter Abschnitt.

Reisegelegenheiten nach dem Nordwestgebiete. Charakter der wilden Indianer. Abfahrt von Buffalo. Der Eriesee. Geschichte von Detroit. Frühere Handelsposten. Beschreibung des Gebietes von Michigan.

Der Niagara-Wasserfall ist bei Lustreisenden in Amerika gemeiniglich die westliche Grenze, bis zu welcher sie ihre lustigen Ausflüge zu machen pflegen. Nur Wenige finden Grund genug, den Seekrankheiten auf den Seen sich zu unterziehen, um tiefer in die Wildnisse des Landes einzudringen. Es ist wahr, daß die schnelle Aufhäufung einer auswandernden Bevölkerung im Westen, die sich längs des südlichen Ufers des Erie-Sees und in den Staaten von Ohio, Indiana, Illinois und dem Gebiete von Michigan seit wenigen Jahren niedergelassen hat, so wie die vielfache Verbindung, welche nunmehr zwischen der Stadt Neu-York und dem weiten Missisippithale über die Gewässer des Eriesees eröffnet ist, diesen See zu einem geschäftigen Schauplatze kaufmännischer Unternehmungen gemacht hat. Außer den zahlreichen Segelschiffen fährt jeden Tag am obern und untern Ufer dieses Sees ein Dampfschiff ab, um zwischen Buffalo und Detroit eine Reise von 48 Stunden zu machen, und zugleich an den Hauptlandungsplätzen seiner südlichen Ufer einzukehren. Eines dieser Dampfboote macht den geradesten Lauf zwischen diesen beiden Städten, und legt, da es an keiner Stelle landet, diesen mächtigen Weg innerhalb 24 Stunden zurück. Wie es sich erwarten läßt, so wandern Haufen neugieriger Reisenden mit dieser schnellen und leichten Gelegenheit nach dem Missisippithale und der Stadt Detroit unaufhörlich hin und her, um ihre Neugierde zu befriedigen, Freunde zu besuchen, oder für sich und ihre Familie in irgend einem Winkel dieses Landes der Verheißung eine Wohnstätte aufzu-

finden. Jeden Monat einmal segelt ein Dampfboot von Buffalo nach den entferntern Gegenden des nordwestlichen Gebietes ab, und nimmt von Detroit aus seinen Weg über die Seen, um mit den Grenzgarnisonen die Verbindung zu unterhalten, und die wenigen Reisenden weiter zu bringen, welche Geschäfte in diesen entfernten Gegenden der Wildniß abzumachen haben, oder kühn genug sind, ihrer Neugierde bis in diese Entfernung nachzueilen.

Im August 1830 wurde eine Regierungs-Commission der vereinigten Staaten nach dem nordwestlichen Gebiete gesendet, um, wie die Indianer zu sagen pflegen, ein Rathsfeuer anzuzünden, und in einer öffentlichen Versammlung sämmtlicher Häuptlinge der zahlreichen Indianerstämme daselbst eine Pfeife zu rauchen, in der Absicht, einige Mißhelligkeiten zu heben, welche zwischen ihnen selbst, so wie zwischen ihnen und der Regierung der vereinigten Staaten Statt fanden. Schon längst hatte der Verfasser gewünscht, dieses eigenthümliche Geschlecht von Menschen genauer kennen zu lernen, und er durfte mit Recht hoffen, daß eine solche allgemeine Indianer-Versammlung ihm eine reiche Ernte zu Beobachtungen aller Art darbieten würde. Er hatte bereits nicht wenig von den Indianern in ihrem halbcivilisirten Zustande gesehen, in welchem sie schaarenweise zerstreut unter der weißen Bevölkerung der Staaten angetroffen werden, wo, wie sich's erwarten läßt, ihr Charakter, ihre Sitten und Gewohnheiten, und selbst ihre Natur durch den Verkehr mit der gebildeten Welt vielfache Umwandlungen erfahren haben. Unter solchen Umständen ist der Indianer Nordamerikas ein ganz anderes Wesen, als es der Indianer in seinem wilden, jedem bildenden Verkehr entfremdeten Zustande ist, oder, wie die philosophischen Bildner der Menschheit sagen würden: Dort lebt er in seiner kunstlosen Natur.

Niemand kann behaupten, den Charakter der ursprünglichen Bewohner des nordamerikanischen Bodens

kennen gelernt zu haben, der sie blos unter dem beflekenden Einflusse des Verkehrs mit Europäern gesehen hat. Denn wird der Indianer durch die Berührungen der Kultur nicht gebessert, so wird er unendlich schlechter, als er zuvor war, indem die sich selbst überlassene Menschennatur für die Ansteckungskraft des Lasters ungleich empfänglicher ist, als für die Besserungskraft der Tugend. Gar leicht nimmt der Indianer, der Versuchung preisgegeben, die Laster des Weißen an, und unter solchen Berührungen schmilzt sein Geschlecht hinweg wie der Schnee vor der Mittagssonne des Sommers. Dieß war das unglückselige Loos der Ureinwohner Amerikas von den Tagen an, da einst Columbus diesen Welttheil entdeckte. Sie sind zu Haufen dahin geschmolzen, und schmelzen noch hinweg. Grausame Kriege haben sie aufgezehrt, zu denen sie durch die Missethaten der Weißen aufgereizt wurden; und der kleine Ueberrest zahlreicher Völkerstämme, ein niedergedrücktes, ein schutzloses, ein zerbrochenes, in seinen eigenen Augen geschändetes Geschlecht, sie sind in Muthlosigkeit hinabgesunken, und der Tod ist ihnen lieber geworden denn das Leben.

Ein ganz anderer Mensch ist der wilde Indianer, dessen väterliche Lebensweise durch das europäische Geschlecht noch nicht vergiftet worden ist. Stolz auf seine Unabhängigkeit, streift er in seinen Wäldern umher, und ist gewohnt, sich selbst als den Mittelpunkt der Welt zu betrachten, welche vorzugsweise für ihn geschaffen ist. Mit ungebändigtem Muth träumt er sich zum Herrn über Alles hinauf, und die Berge und Thäler, die endlosen Wälder und Wiesen, die Ströme und Seen, Alles, so weit sein scharfes Auge reicht, und noch mehr als dieß, Alles ist sein Eigenthum, und seinem Gebote unterthan.

Greenbay, im nordwestlichen Gebiete, wohin unser Reisezug gerichtet war, wird in Amerika gemeiniglich für das Ende der Welt gehalten, und das Volk kann

sich nicht vorstellen, daß es jenseits desselben noch irgend eine Stelle oder ein menschliches Wesen geben könne, und irgend etwas, mit dem die Sterblichen zu thun haben mögen. Der Weg dorthin ist weit, die Seefahrt gefährlich, und schnellen, unheilbringenden Stürmen ausgesetzt; die Ufer sind unbewohnt, oder nur hie und da von dem unfreundlichen Wilden in Besitz genommen. Klima und Lebensweise und Alles muß verändert werden auf dieser weiten Reise, welche ein Weltumsegler, wie Cook und Parry, freilich nicht für weit halten wird, die aber immer entfernt und zweifelhaft genug ist für den, der nie gewohnt war, die wilden Regionen der neuen Welt zu besuchen.

Den 20. Juli 1830 schifften wir uns zu Buffalo in einem Dampfboote nach Detroit ein, und legten den Weg in zwei Tagen zurück, indem wir an der südlichen Küste des 100 Stunden langen Eriesees ohne irgend einen bemerkenswerthen Zufall hinsteuerten, und die vorzüglichsten Häfen des Sees besuchten, die zum Vergnügen unserer Reise uns weiter nichts lieferten, als ein zahlloses Heer von Stechmücken, welche während unseres kurzen Aufenthaltes Besitz von unserem Schiffe genommen hatten, und jetzt nichts anderes zu thun wußten, als mit kühner und grausamer Blutgier die Reisenden zu plagen. Der Eriesee ist erst an seinen westlichen Enden mit Inseln besetzt, wo die schönen gekrümmten Ufer des Festlandes, so wie der Inseln mit undurchbrochenen Wäldern besetzt sind, und in jeder Richtung sich verborgene Buchten und beschattete Wasserkanäle aufschließen, welche das Auge des Wanderers ergötzen. Die Natur trägt hier noch überall das Bild einer kräftigen und unberührten Jungfräulichkeit, und auf dem glatten Wasserspiegel erblickt das Auge die heilige Feier eines ewigen Sabbaths der Natur, den nur selten in den nahen Wäldern das Lispeln des Windes, oder das Geräusch des indianischen Jägers in seiner Todesstille unterbricht. Mit solchen Gefühlen tritt

der Fremdling in die Mündungen des Flusses Detroit ein, wo er noch auf der östlichen Spitze den Kanonendonner der alten Feste Maldon zu vernehmen glaubt, der im Revolutionskriege das wilde Dickicht dieser Wälder erschütterte, oder da und dort die schmutzige Hütte eines angesiedelten Franzosen an diesen Ufern erblickt, oder an der blitzesschnellen Leichtigkeit sich ergötzt, mit welcher die kleinen Indianer-Barken, mit kupferfarbigen Gesichtern angefüllt, an ihm auf dem Wasser vorüber gaukeln, und die lebendige Regsamkeit im Schatten dieser Wälder verkündigen. Bald findet sich der Wanderer an der Pforte eines betriebsamen und blühenden Seehafens, der einst der alte Sitz der Indianerkriege und der Indianergeschichte war, und jetzt mit seinen schön gebauten Straßen das Auge zum Besuche einladet.

Detroit wurde lange als Grenzmarche der Civilisation gegen den Nordwesten hin angesehen, und um die Wahrheit zu sagen, so ist noch jetzt oberhalb dieser Stelle gar wenig Kultur anzutreffen. Die Stadt liegt auf der westlichen Seite der Wasserstraße oder des Flusses, welcher den Huronsee mit dem Eriesee verbindet, etwa vier Stunden unterhalb des großen Wasserbeckens, der See St. Clair genannt, und acht Stunden vom nördlichen Ufer des Eriesees entfernt. Dieser Ort wird mit dem Namen und den Vorrechten einer Stadt geehrt, obgleich seine Bevölkerung nicht über 3000 Seelen in sich faßt. Die Ufer oberhalb und unterhalb der Stadt Detroit sind von einer französischen Bevölkerung besetzt; Nachkömmlinge der ersten europäischen Pelzhändler, welche hier unter den Indianern sich niedergelassen haben, und die besonders in den Umgebungen dieser Stadt bis zum Clairsee so dicht umher wohnen, daß immer 100 Köpfe auf eine halbe Stunde Wegs gerechnet werden können. Die Stadt Detroit beginnt ihre Geschichte mit dem Juli 1701, als ein Franzose, de la Motte Cadillac, mit etwa 100 Einwanderern und

einem französischen Jesuiten sich an dieser Stelle niederließen. Wohl gibt es keinen Ort in den weiten Gebieten der vereinigten Staaten, der eine solche Reihe merkwürdiger Auftritte in seiner kurzen Geschichte aufzuweisen hätte, wie Detroit. Fünfmal wurde die Farbe ihrer Flagge geändert, drei verschiedene Mächte bekämpften sich um ihren Besitz, und seitdem die Stadt dem Gebiete der vereinigten Staaten anheim fiel, mußte die Regierungs-Behörde daselbst dreimal auswandern. Zweimal wurde sie von den Indianern belagert, einmal im Kriege erobert, und einmal bis auf den Boden niedergebrannt.

Es muß bemerkt werden, daß die französischen Handelsposten in den Wildnissen der obern Seen 50 Jahre früher als Detroit angelegt wurden. Diese Handelsfaktoreien dehnten sich schon im Jahr 1673 bis an den Mississippistrom und bis zum Arkansawlande hinab aus, und im Jahr 1679 drang zum erstenmal Robert de la Sale durch das Delta (ein dem griechischen Buchstaben Δ ähnliches Land) des Mississippi hinab, und sah die mächtigen Gewässer dieses Stromes mit dem Golf von Mexiko sich vermischen. In diesen Tagen wurde der ungeheure Gedanke aufgefaßt und ausgeführt, von dem entfernten Quebek am Laurenzstrome an über die obern Seen bis zum Mississippistrome hin, und an seinen weiten Ufern hinab bis zum Meere von Mexiko einen Handelspostenkordon aufzurichten. Ein Unternehmen, das in seinem Verhältnisse zu jener Zeit und zu der Masse von Schwierigkeiten, welche dabei überwunden werden mußten, mit allem, was Großes in unsern Tagen unternommen ward, in Wettkampf treten kann. Hat je der Glaube der Christen und die Liebe zu ihrem Erlöser und zu den verlornen Menschenseelen etwas Aehnliches gewagt und ausgeführt? Noch thut sich Mancher auf die großartigen Unternehmungen unserer Bibel- und Missions-Gesellschaften etwas zu gut, und betrachtet sie als einen Gegenstand freudiger Bewunderung; sie sind

es auch vergleichungsweise mit der stumpfen Trägheit und Lauigkeit der alten Tage; aber fragen wir die Handelswelt, was sie für ihren Eigennutz und irdischen Gewinnes willen gewagt, aufgeopfert und ausgeführt hat, so bleibt uns nur das beschämende Bewußtseyn übrig, hinter ihrem Unternehmungsgeist und ihrer kühnen Thatkraft noch unendlich weit zurückzustehen.

Detroit ist nunmehr die schöne und blühende Hauptstadt eines weiten und interessanten Ländergebietes geworden, das die Bestimmung hat, sich bald zu wenigstens zwei der wichtigsten Staaten des nordamerikanischen Bundes hinauf zu bilden. Die Stadt sitzt jetzt gleich einer Königinn auf den Gewässern Nordamerikas, welche mitten im Herzen aller Blutadern des Landes innerhalb kurzer Zeit, wie auf Adlersflügeln, auf tausende von Stunden hin mit ihren leichten Schiffen in allen Theilen des Inlandes sich bewegen wird. Erst vor kurzer Zeit dachte man sich, von den atlantischen Uferstellen aus, diesen Ort in einer ungeheuren Entfernung der Wildniß, der nur nach langer Zeit und unter großer Reisemühseligkeit erreicht werden mag; jetzt legt man von der Stadt Neu York aus den Weg von 300 Stunden nach Detroit mit der größten Bequemlichkeit in vier Tagen zurück. Einige der schönsten Dampfboote Nordamerikas gehen zu Detroit jeden Tag ab und kommen an, sie verbinden das weite Gebiet der obern Seen mit dem Osten, und haben bereits begonnen, auch den entfernten Westen und Norden auf den Binnengewässern zu besuchen.

Die Halbinsel Michigan, welche zwischen dem See gleichen Namens im Westen, und dem Huronsee im Osten liegt, ist eine der größten Schönheiten dieser Art in Amerika und vielleicht in der ganzen Welt. Wo kann irgendwo eine solche Landzunge von so großem Umfange gefunden werden, welche eine Küste von mehr als 320 Stunden in sich faßt, deren Seen das reinste

Trinkwasser

Trinkwasser in sich schließen, und die für Schiffe jeder Last fahrbar sind. Das Klima dieser Landzunge ist mild und gesund, und der Boden ungemein fruchtbar und gedeihlich; die Ströme und Bäche reichen für alle möglichen Zwecke zu; das ebene Zwischenland zwischen den beiden großen Seen ist mit zahllosen kleinen Wasserbecken, eine, zwei bis vier Stunden im Umfang durchschnitten, deren Wasser so klar und hell ist, wie die Quellen Edens, und die, wie die Ströme des Landes, von Fischen wimmeln. Es liegt etwas in der Natur dieser Wasserbecken, das ihnen einen Reiz verleiht, dem nichts Anders gleichkommt. Sie sind die Quellen der Flüsse und der kleinen Bäche, welche rechts und links in die größern Seen abfließen; und ihr Wasser ist, wie das der großen Seen, das ganze Jahr hindurch so rein und hell wie Krystall. Wie manche reiche Güterbesitzer haben künstliche Seen in ihren Pärken angelegt, die nach aller Mühe dennoch keine andere Bestimmung haben, als die Behälter aller Unreinigkeit zu seyn. Aber im Gebiete von Michigan ist eine ganze Welt von Seen, welche die Hand Gottes geschaffen hat, und deren Durchsichtigkeit bis zum tiefsten Boden ein Wunder ist für alle, welche noch nichts Aehnliches gesehen haben.

Vierter Abschnitt.

Abreise von Detroit. Der See St. Clair. Ueberbleibsel der französischen Bevölkerung in diesen Gegenden. Der Huronsee. Wilde und malerische Natur seiner nördlichen Gegenden. Ein Indianer-Kanu. Ankunft bei den Wasserfällen von St. Marie. Eigenthümliche Weise der Indianer-Sprache.

Am 4. August 1830 segelten wir von Detroit auf einem Dampfschiffe nach den obern Seen ab. Unsere

Reisegesellschaft bestand aus nicht weniger als 250 Wanderern, welche der Wildniß entgegen zogen. Außer den Abgeordneten der amerikanischen Regierung, welche am letzten Ende unserer Reise zu Greenbay ihre Geschäfte abzumachen hatten, befanden sich noch auf unserem Schiffe einige Truppenabtheilungen, welche die Grenz-Garnisonen verstärken sollten, eine kleine Anzahl von Reisenden, welche die Wißbegierde oder der Handel in diese nordwestlichen Gegenden zog, so wie einige Familien von Auswanderern, die sich in der Wildniß niederlassen wollten. Die Seltenheit des Schauspiels zog große Haufen von Einwohnern der Stadt an das Ufer hin; bald verschwand diese aus unsern Augen, indeß leichtbeflügelt das Schiff zwischen dem kanadischen Ufer und der Schweininsel (Hog Island) dem weiten Becken des St. Clairsees bei gutem Wind entgegen schwamm.

Dieser See ist eine zirkelförmige Erweiterung der Wasserstraße, welche etwa zwölf Stunden im Durchmesser hat. Bei seinen niedern Ufern und dem Mangel aller Berge in der weiten Umgebung öffnet sich vom Verdecke aus eine weite Aussicht nach allen Richtungen hin. Erst in der Mitte des Sees erscheinen dem Auge die mit dichten Wäldern besetzten Wasserräume, deren hohes Gebüsch zwischen dem Himmel und dem Wasser bodenlos zu schweben scheint, und die in wunderbarer Gestalt mit dem Auge spielen. Diese Bilder, in die seltsamsten Formen eingehüllt, änderten jeden Augenblick ihre Gestalten, so wie der Schlangenlauf des Schiffes in seinem Wasserkanale den nördlichen Ufern sich näherte. Der See St. Clair hat nämlich die besondere Eigenthümlichkeit vor allen andern, daß seine Seitenwasser durchgängig seicht sind, die Wasserstraße ausgenommen, welche sich durch ihn hindurch zieht, die durch Stürme immer wieder ihre Richtungen ändert, und auf welcher der Schiffer nur mit dem Senkblei in der Hand seinen sichern Weg zu finden vermag. Eigentlich ist dieser See nichts anders als eine Landniederung, welche von

Wasser überströmt ist, indeß der Hauptfluß einen Kanal durch dieselbe bildet, der, obgleich vielfach gekrümmt, doch für alle Zwecke der Schifffahrt geeignet ist.

Mit unserem Eintritt in diese Gewässer hatten wir nun die ganze civilisirte Welt auf unserem Rücken, und steuerten schnurstracks den Regionen der Barbarei entgegen, oder besser gesagt, wir flohen von einer Welt hinweg, welche der Fußtritt und die Hand des Menschen auf jedem Schritte befleckt, um in eine jungfräuliche Wildniß hinüber zu treten, in welcher die Stimme Gottes durch die Natur lautbarer zu der Seele redet, als an jenen Orten des gebildeten Menschenverkehrs, wo sie unter dem durchkreuzenden Geräusche selbstsüchtiger Geschäftigkeit und niedriger Leidenschaft verhallt. Alles umher eine Wildniß, deren Charakter nur dann begreiflich wird, wenn man ihre große Flammenschrift mit eigenen Augen gelesen hat. Ein jegliches Herz auf dem Schiffe schien leicht und froh gleich den Wolken, die am Himmel dahin fliegen, und in jeglichem Auge glänzte ein Lichtstrahl der Hoffnung, der Sonne ähnlich, welche diese Schauplätze der Natur beschien. Wie das Klima, so schien sich auch der Anblick des Himmels zu verändern. Alles war so voll Leben auf dem Schiffe, als wäre dasselbe ein Bienenkorb, den die emsigen Bienen zu verlassen gedenken, um in der freien Natur ihre Ernten einzuholen. Auch die Mischung unserer Gesellschaft vermehrte das Malerische unserer neuen Stellung. Ein Haufen wilder Rekruten, die der gewöhnlichen Welt Abschied gaben, um die Grenzposten zu besetzen, und dort zwischen den Wilden und den weißen Händlern Frieden zu halten; eine Regierungs-Commission, um Streitigkeiten zwischen den Urstämmen des nordwestlichen Gebietes zu schlichten und Verträge mit denselben abzuschließen; reisende Kaufleute, die ihren Gewinn in der Wildniß suchen; ein General-Vikar des Papstes zu Rom, der die Interessen der katholischen

Kirche in der Wildniß wahren soll; zwei protestantische Prediger und ein Missionar, welche auf der Insel Mackinau ihre Arbeitsstätten aufsuchen, um den Gekreuzigten, der das Leben ist, den armen Indianern zu verkündigen. Dieses Alles verlieh unserer Fahrt einen eigenthümlichen Reiz, den Jeglicher auf seine Weise genoß.

Um 4 Uhr Nachmittags befanden wir uns an der Stelle, welche mit Recht das Delta des St. Clairflusses genannt zu werden verdient, der sich durch etwa fünfzig Mündungen in das große Wasserbecken ergießt, von denen fünf vorzugsweise schiffbar sind. So weit das Auge reichte, dehnte sich nur wenige Zoll über dem Wasser ein Marschland vor demselben aus, das mit hohem Wiesengras dicht überladen ist. Aber bald traten die undurchbrochenen Wälder in ihrer ganzen Majestät hervor, unter deren Schatten da und dort die Hütte eines Franzosen hervorblickt, der sich in dieser Wildniß angesiedelt hat. Diese französischen Ansiedler sind nämlich über die ganze alte Linie der Handelsfaktoreien von Quebek bis nach Detroit, von Detroit bis zu der Insel Mackinau im Norden des Huronsees hinauf, von da queer durch das ungeheure nordwestliche Gebiet hinüber bis zu der sogenannten Hundswiese (prairie du chien) und von diesem Punkte längs der Ufer des mächtigen Missisippi-Stromes bis zum Meerbusen von Mexiko hinab stellenweise ausgebreitet. Ihre armseligen Hütten sind meist luftig am Ufer der Gewässer angebaut, und verkündigen den wilden Ureinwohnern des Waldes gegenüber ein träges und sorgenloses Geschlecht von Einwohnern, welche um den Gang der Welt und des Lebens gänzlich unbekümmert sind. Da und dort kommt unter den Schatten des Waldes ein Haufen Indianer zum Vorschein, Alt und Jung, Männliches und Weibliches unter einander; Manche derselben ganz nackt, Andere mit einer kleinen Schürze bedeckt, die im Leben nie gewaschen wurde, aus dem Dickicht des Waldes dem Ufer

entgegen eilend, und unter Freudensprüngen und tobendem Jubel das große Kanu begrüßend, das, wie sie sich vorstellen, von mächtigen Stören (20 Fuß langen Fischen) unten im Wasser gegen die Fluth gezogen wird; wir, ein Wunder für sie, und sie, eine Fabelwelt für uns, die wir dieses Anblicks ungewohnt wie im Traume in eine ganz neue Ordnung der Dinge versetzt zu seyn glauben..

Ein guter Wind und unser Schnellsegler führte uns im Flug durch den Huronsee an der Mackinau-Insel vorbei in die Straße von St. Marie hinein, welche zu dem obern See führt. Dieser See bildet ein großes inländisches Meer im Nordwesten, in dem sich eine ganze Welt von Inseln, Wasserstraßen und Buchten befindet. Seine Ufer bieten ein wildes, völlig unangebautes Land dar, und man glaubt, so lange kein Sturm auf diesem See tobt, in die stille Todtenwelt hineinzufahren; aber schauerlich sind die Wirkungen, die ein Sturmwind auf diesem See zu erzeugen pflegt. Die größte Wuth des atlantischen Meeres ist nur ein Possenspiel gegen den Wellenzug dieser inländischen Gewässer, dem auch der kühnste Seefahrer nicht ohne blaßen Schrecken entgegen zieht. Am 6. August Abends ließen wir in der Wasserstraße von St. Marie, zwei Stunden unterhalb ihrer Wasserfälle, den Anker fallen, nachdem wir den See vom Fort Gratiot her bei günstigem Winde innerhalb 36 Stunden durchschnitten hatten. Wir liefen an der großen Manitou oder Geisterinsel vorüber, die nach indianischer Ueberlieferung ein Wohnsitz der Geister seyn soll. In ihrer Mitte thürmt sich eine Anhöhe empor, die immerhin von den Heiden für den Uebergangspunkt der Geisterwelt gehalten werden mag; auch die Drummondsinsel im Eingang der Wasserstraße trat uns ins Gesicht. Auf ihr befindet sich ein Fort und ein kleines Dorf, das ehemals von brittischen Soldaten bewohnt war, und jetzt von jedem menschlichen Wesen verlassen ist. Ein gut gebautes Dorf

in dieser unbewohnten aber herrlichen Gegend ohne eine Menschenseele in demselben ist ein wahrhaft trübsinniger Anblick. Einem kleinen Paradiese ähnlich schielt es unter dem Schatten hoher Waldbäume mit beneidenswerthem Blick auf die See hinaus, und scheint alle, welche der Welt müde geworden sind, zu seinem Zaubersitze einzuladen. Ich glaubte mit meinem Fernrohr ein menschliches Wesen entdecken zu müssen, aber umsonst, und ich mußte, so ungerne ich wollte, die gänzliche Verlassenheit dieser Stelle für wahr halten.

Die unendliche Mannigfaltigkeit, Wildheit und Pracht der Naturscenen um uns her lassen für den, der sie nicht gesehen hat, keine Beschreibung zu. Nur selten entdeckt man da und dort am Ufer die Spuren eines wandernden Indianerlagers, das für wenige Tage aufgeschlagen wird, und nun wieder seine Stelle wechselt. Die Wälder sind so schwarz und dick, daß der wilde Bock mit seinen gezweigten Hörnern nicht in ihnen durchzukommen vermag. Zahllose Tannen schießen über den andern Waldbäumen mit ihren kegelförmigen Wipfeln zum Himmel empor, indeß das wilde Gesträuch einer dichten Mauer ähnlich den Boden verrammelt. Die See wimmelt von kleinen Inseln, in deren zahllosen Buchten und Wasserstraßen auch der erfahrenste Seemann nur mit Mühe seinen Weg vom Huron nach dem obern See aufzufinden vermag. Oft glaubten wir gerade dem Ufer entgegen zu eilen, als in einem Augenblick eine neue Wasserstraße, welche der Schatten überhängender Bäume verbarg, sich aufschloß, um uns den Ausgang aus dem Labyrinthe zu zeigen. Nicht selten lud uns ein halb Dutzend verschiedener Wasserstraßen zum Einzuge ein, und machte die Wahl zweifelhaft. Auch Berge und Hügel nah und fern rollen sich über einander auf, und verherrlichen eine Natur, die das Auge nicht genug bewundern kann. Da und dort fiel uns ein kleiner Haufen von Indianerhütten ins Gesicht, welche an der weißen Birkenrinde, mit der sie über-

zogen sind, leicht erkannt werden mögen. Diese Hütten sind so leicht gebaut wie ein Soldatenzelt im Lager, indem die wilden Indianer auf ihren Jagd- und Fischerzügen sie stets zu wechseln pflegen; auch sind sie für diese im Sommer und Winter die einzige Zufluchtsstätte. Die Wände der Hütte sind ein Gewebe von wilden Reisstängeln, die im seichten Wasser wachsen, und die in Matten verarbeitet werden, welche für Stuhl und Bett dienen. Die ganze Hütte hat nach der Zahl der Familienglieder im Durchschnitt einen Umfang von 10 bis 15 Fuß, und wird, um den Regen abzuhalten, mit Birkenrinde überdeckt. Am Dache, das 6 bis 10 Fuß über der Erde steht, befindet sich eine schmale Oeffnung, durch welche der Rauch aus der Hütte zieht. Die Indianer dieser Gegend, welche mehr vom Fischfang als von der Jagd leben, schlagen gewöhnlich ihr Lager, das aus wenigen Familien besteht, die ein oder zwei Boote mit einander theilen, ganz nahe bei dem Wasser auf. Es bedarf nur weniger Augenblicke, so ist das ganze Lager mit allen seinen Geräthschaften zum Abmarsch fertig, und es zieht nun an eine andere Stätte. Hier wird eben so schnell das Feldlager wieder aufgeschlagen; die Kanus werden ans Land gezogen, der Rauch dampft aus den Hütten, und sie sind Alle wieder zu Hause.

Eines dieser Feldlager fiel uns diesen Nachmittag am Ufer ins Gesicht. Augenblicklich füllte sich eine Barke mit diesen Söhnen des Waldes, den Gebietern dieser wilden Wasser, und mit Flinten in der Hand flogen sie jetzt unserem Schiffe entgegen. Alsobald begrüßten sie uns mit Freudenschüßen, und die schwarzen Wälder ertönten vom Knalle derselben. Während sie mit der einen Hand das Ruder führten, wußten sie mit der andern das Gewehr zu laden und abzufeuern, und dieß Alles mit einer Schnelligkeit, die einem Soldaten, welcher zwei Hände dazu braucht, Ehre machen würde. Aber bei allem Lärm, den sie machten, konnten sie unsern

Schiffskapitain doch nicht zum Sprechen bringen. Da sie seine Unhöflichkeit sahen, so legten sie die Flinten auf den Boden der Barke nieder, griffen mit beiden Händen nach den Rudern, und wie gewaltig auch unser Dampfschiff auf dem Wasser dahin rann, so hatten sie uns doch in kurzer Zeit mit ihrem noch geschwindern Schifflein überrannt. Zur Belohnung für ihren Sieg warfen wir ihnen, indem sie voll Scherz und Freude in die Höhe hüpften, ein Schiffsseil hinab, um sie am Hintertheil unseres Schiffes zu halten, und vermittelst eines Dolmetschers mit ihnen zu reden. Es waren Leute vom Dschippewastamme, welche uns Manches zu erzählen wußten, was unsere Neugierde reizte. Einige der Mitreisenden, um sich und ihnen ein Vergnügen zu machen, warfen nun eine Hand voll kleiner Silbermünzen auf ihr Boot hinab, und das wilde Getümmel, das jetzt unter ihnen entstand, bewies uns bald, daß auch sie, wie kunstlos ihr Naturzustand seyn mag, eben noch nicht zu dem glücklichen Ziele gelangt waren, Alles unter sich gemein zu halten. Ein zweiter Regen von Kupfer- und Silbermünzen träufelte auf sie hinab, und das Getümmel unter ihnen ward noch größer. Endlich wurde auch eine Flasche Branntwein am Strick hinabgelassen, nach der sie mit der größten Begierde haschten, die sie jedoch auf andere Zeit aufzusparen schienen. Da die Flasche zurückverlangt wurde, so wurde jetzt ein alter Kessel, den kurz zuvor die Hunde mit ihren Zungen ausgeleckt hatten, herbeigebracht, und der köstliche Trank in denselben ausgegossen. Am Ende hatte die Gesellschaft ihre Neugierde an ihnen befriedigt, und die Indianer kehrten wieder jauchzend und hüpfend in ihr Feldlager zurück.

Endlich kamen wir bei den Wasserfällen von St. Marie an, durch welche die Gewässer des obern Sees in den Huronsee in gewaltigen Strömen sich ergießen. Bald kam ein schönes Indianerboot von acht Indianern getrieben über die brausenden Wellen zu unserem Schiffe

herbei. Ich war gerade mit einer jungen Dame im Gespräch, deren Vater ein hier ansäßiger Schottländer, und die Mutter eine Indianerinn war, und die jetzt von einem Besuche zu Detroit in ihre Heimath zurückkehrte. Sie war wohl gebildet, und ihr ganzes Wesen zart und verständig. Keine Feder vermag den Ausdruck des Gefühles zu beschreiben, das sich ihrer Seele bemächtigte, als sie dieses Kanu zuerst herbeirudern sah. Ein kleines Kind streckt nicht mit herzlicherem Willkomm die Arme nach der lang vermißten Mutter aus, als sie diesen Indianern entgegenblickte. Ihre Augen funkelten vor Freude, und kaum vermochte sie das Wort zu sagen: „Das ist meine Heimath. Dieses Boot hat diesen Morgen die Thüre meiner Mutter verlassen, wo ich diese Nacht wieder seyn werde." Als ich am andern Morgen in der wilden Einsamkeit des Dorfes St. Marie die niedrige Hütte erblickte, wo diese junge Dame in der Wiege gelegen, und ihre Kinderjahre verlebt hatte, so mußte ich ausrufen: Was ist es doch in der ganzen Welt um die Heimath. Aber dieß war nicht Alles; als das Kanu zu unserem Schiffe herbeikam, so hatte ich die erste Gelegenheit, die ausdrucksvolle Kraft zu gewahren, welche in der Herzensprache der Indianer liegt. Da die Ureinwohner Amerikas für ihr zeitliches Wohlergehen ganz und gar von einander abhangen, und da sie mit einem tief religiösen Gefühle die Leitung ihrer Wege, so wie die Befriedigung ihrer Bedürfnisse dem großen Geiste im Himmel anvertrauen — denn sie selbst sind immer sorgenlos, und darum nicht selten in Mangel — so hat diese Empfindung ihrer Ausdrucksweise eine unbeschreibliche Zartheit und Milde eingedrückt. Ihre Unterhaltung mit einander klingt gleich einer süßen Melodie. Da sie nie in abstrakten Begriffen denken, und ihre Ausdrucksweise nicht in die Verkettungen der Schlüsse einschnüren, und da ihr Herz immer der wohlwollenden Gefühle bedarf, so ist auch ihre Unterhaltung der lebendigste Ausdruck der Freund-

lichkeit. Ihre kinderartigen Ergebenheitsgefühle haben in dem Bau, so wie im Gebrauch ihrer Sprache eine physische Wirkung hervorgebracht, wie sie sich bei keiner andern Sprache findet. Der ganze Charakter der Indianerstämme ist in ihren wechselseitigen Unterhaltungen der Laut zarten Wohlwollens, und erweckt dieses Gefühl im Herzen, wenn man auch kein Wort von ihrer Sprache versteht. Dabei ist besonders auffallend, daß der Indianer, wenn er eine europäische Sprache redet, eine Stimme hat, die von der Stimme seiner Muttersprache durchaus verschieden ist, was sie nicht einmal an sich selbst bemerken.

Als das Indianerboot unserem Schiffe nahe kam, so entwickelte sich alsobald eine Unterhaltung zwischen dieser fein gebildeten Dame und der kleinen Indianer-Gesellschaft. Jeder neue Satz, der von einem Theile gesprochen ward, wurde von dem andern mit einem lang gezogenen, musikalisch geschmolzenen Eh! aufgenommen, und dieser Zwischenton war das forttönende Verbindungsmittel, das immer Rede und Gegenrede zu einer Harmonie verknüpfte. Die Freude des Wiedersehens war auf beiden Seiten unbeschreiblich groß, und jedes Wort, das gesprochen ward, wurde mit freudiger Begierde verschlungen.

Fünfter Abschnitt.

Reise nach Greenbay. Die 32,000 Inseln des Huronsees. Beschreibung von Mitschillimackinack. Ankunft zu Greenbay im Nordwestgebiete. Die Indianer sind keine Wilde. Ihre häuslichen Tugenden. Die Wildheit ihrer Kriege. Nachtheiliger Einfluß des Verkehrs von Europäern auf ihren Charakter.

Nachdem die Gesellschaft auf einem kleinen Ausfluge die romantischen Ufer des obern Sees raschen

Laufes überblickt hatte, machte sich unser Dampfschiff segelfertig, um nach der Insel Mackinau zurückzukehren. Unterwegs ward die berühmte Frage über die 32,000 Inseln besprochen, welche am nördlichen und östlichen Rande des Huronsees zerstreut umher liegen sollen. Einer aus der Gesellschaft, dem die genaueste Kenntniß dieser Gegenden mit Recht zugetraut werden darf, beharrte auf dieser Behauptung. Ich sprach meinen Unglauben darüber aus, und äußerte, daß die Zahl von 3,200 derselben groß genug seyn dürfte, und daß ich kaum glauben könne, daß auf allen amerikanischen Gewässern zusammen 32,000 Inseln zu finden seyn dürften; indessen ward mir aus einer völlig zweifellosen Quelle der Beweis geführt, der mich nöthigte, die Behauptung gelten zu lassen. Diese Zahl wird nämlich als Ergebniß der genauen Untersuchungen genannt, welche kürzlich eine aus brittischen und amerikanischen Beamten zusammengesetzte Commission in diesen Gegenden angestellt hat. Dabei ist zu bemerken, daß auf unsern gewöhnlichen Karten, so weit ich sie kenne, diese Gegend falsch gezeichnet ist, indem der St. Marie-Kanal nur eine Länge von zehn Stunden hat, und der ganze übrige Raum dieser mächtigen Inselnwelt angehört.

Nachdem wir auf dem Wasserspiegel des Huronsees die ganze Nacht hindurch gesteuert hatten, trat am 8. August mit Tagesanbruch die Insel Mackinau mit ihrer schneeweißen Felsenkulme und dem Thurme einer christlichen Kirche vor unser Gesicht, und bald lagen wir in den krystallhellen Wassern ihres halbmondförmigen Hafens, den ein starkes Fort beherrscht. Wenn Quebek das Gibraltar von Nordamerika ist, so ist die Insel Mackinau von der Natur zu der zweiten Festung des Landes gemacht, und nicht blos als Militärposten, sondern auch als Marktplatz für den Pelzhandel zwischen Neu York und dem nordwestlichen Gebiete von großer Wichtigkeit. Von hier aus ziehen die Handelsboote alle

Jahre im Herbst sowohl nach den entferntesten Ufern des obern Sees, als nach den obern Gegenden des Missisippistromes aus, bringen den Indianern ihre Vorräthe von Bettdecken, Pulver und andern Waaren, gegen welche sie die Pelze derselben eintauschen, und kehren so im Frühling mit denselben über Buffalo bis nach Neu-York zurück. Mackinau bildet einen mächtigen Fels, auf dem eine Bevölkerung von etwa 700 Seelen haust, und macht den Verbindungspunkt zwischen dem Huron- und Michigansee. Die Insel selbst ist beinahe ganz mit niedrigem Buschwerk bedeckt, und die Stadt wendet sich niedlich um den Halbmond des Hafens herum. Das Wasser des Sees ist so klar, daß ein weißes Tuch, das vermittelst eines Gewichtes auf dreißig Klafter Tiefe hinabgelassen wird, noch immer so deutlich gesehen werden kann, als läge es auf der Oberfläche des Wassers; auch sieht man die Fische im tiefen Abgrunde des Bodens spielen.

Die amerikanische Missionsgesellschaft zu Boston hat auf dieser Insel seit mehreren Jahren einen Missionsposten angelegt, auf dem Missionar W. Ferry mit seiner Gattinn arbeitet. Ihm sind kürzlich mehrere Lehrer und Lehrerinnen als Gehülfen der Arbeit zugesendet worden, da die Gesellschaft den heilsamen Zweck hat, eine große Bildungsschule für die Indianer der ganzen Umgegend anzulegen, und den verschiedenen Niederlassungen derselben die Gelegenheit zu verschaffen, ihren Kindern mit andern nützlichen Kenntnissen zugleich die Bekanntschaft mit dem Christenthum nahe zu bringen. Diese Schule wird bereits von etwa fünfzig Indianer-Jünglingen besucht, wozu noch eine Töchterschule beigefügt werden soll. Läßt es Gott gelingen, so kann an dieser abgelegenen Stelle der indianischen Wildniß ein Licht der himmlischen Wahrheit angezündet werden, das nach allen Richtungen hinaus seine erheiternden Strahlen verbreitet.

Von der Insel Mackinau nach der Mündung des Fuchsflusses (fox river) im nordwestlichen Gebiete, gewöhnlich Greenbay genannt, wohin unsere Bestimmung ging, führte uns der Weg südwestlich über den Michigansee hinüber eine Strecke von 80 Stunden, und wir landeten am 10. August im Fuchsflusse, dem Dorfe gegenüber, das die Niederlassung von Greenbay genannt zu werden pflegt.

Es ist durchgängige Gewohnheit der Geschichtschreiber, den Charakter der Indianer, besonders im Kriege, als wild und grausam zu schildern. Obgleich nicht zu läugnen ist, daß ihre Kriege mit den Weißen die schaudervollsten Auftritte des blutgierigen Rachgefühles in sich fassen, so muß dennoch zur Steuer der Wahrheit behauptet werden, daß der Volkscharakter der Indianer nicht so schlecht ist, als er bei einzelnen Auftritten dieser Art zu seyn scheint. Im Allgemeinen ist der Indianer ein menschenfreundliches, nicht selten heroisch großmüthiges Geschöpf. Ihre häusliche Sitte ist friedliebend und wohlwollend, und ihre Gastfreundlichkeit einzig durch die wenigen Mittel beschränkt, die ihnen zu Gebote stehen, um dem Fremdling wohlzuthun. Ist man einmal im Besitze ihres Zutrauens, so kann man auf ihre Ergebenheit in allen Fällen bis zum Tode rechnen. Sie sind nicht weniger treu und beharrlich und aufopfernd in der Freundschaft, als sie furchtbar im Kriege sind. Dieß ist das einstimmige Zeugniß Aller, welche die Indianer kennen gelernt haben. Am väterlichen Heerde sind sie unter einander so wohlwollend und liebenswürdig, daß sie für diesen häuslichen Sinn ein Jeder hochachten muß, der sie zu beobachten Gelegenheit hatte. Da es ihnen an allen Bequemlichkeiten des bürgerlichen Lebens gebricht, so ist Keinem zu rathen, seinen Aufenthalt unter ihnen zu nehmen, der nicht gelernt hat, den Menschen um sein selbst und nicht äußerlicher Vortheile wegen hoch zu achten. Schon der Umstand, daß der Wilde, wie man den Indianer zu

nennen pflegt, entfernt von seiner Heimath nie vergnügt ist, wenn man ihn auch durch die süßesten Lockungen an den fremden Boden fesseln wollte, beweist unwidersprechlich, daß in der geselligen Verbindung der amerikanischen Ureinwohner unter einander Reize liegen müssen, welche ihren geheimnißvollen Grund in der zarten Empfänglichkeit ihrer Herzen haben, Freundlichkeit zu üben, und Freundlichkeit in Empfang zu nehmen. Allerdings übt die Gewohnheit eine große Macht über den Menschen aus, aber diese Sehnsucht des Indianers nach der Heimath ist nicht blos eine Wirkung solcher Gewohnheit. Innere sittliche Zerwürfnisse können den Menschen nie glücklich machen, er flieht von solcher Stelle hinweg, wie sehr ihn auch die Gewohnheit an dieselbe fesseln sollte; aber der Indianer kann außerhalb seines Stammes sich nicht glücklich fühlen, am allerwenigsten in der sogenannten gebildeten Welt, man verpflanze ihn dorthin, er fühlt sich wie in einer Einöde, und unbefriedigt wandert sein Auge umher. Man behandle ihn mit der größten Freundlichkeit, und suche ihn durch die reizendsten Geschenke zu locken, er wendet sein Auge von denselben hinweg, und spricht: Laßt mich nach Hause gehen!

Dabei ist der amerikanische Indianer in seinem wilden Zustande nach Geist und Gemüth ein Barbare. Er ist ein um den kommenden Tag unbekümmertes, bildungsloses Kind der Natur, das nur durch den Drang des augenblicklichen Bedürfnisses zum Handlen genöthigt wird; dabei bleibt er aber doch ein Mensch. Er liebt äußerliches Wohlseyn und Gemächlichkeit, so viel er immer derselben ohne große Anstrengung erreichen kann, und während die Drohungen seiner Widersacher seine Ruhe nicht zu stören vermögen, besteht sein größtes Glück darin, wenn er lieben kann und geliebt wird. In allen seinen Familien-Verhältnissen ist er freundlich und gastfrei, und der beste Bissen, den er besitzt, gehört immer dem Gastfreunde an, dem er bereitwillig

Alles aufopfert, was in seinem Vermögen steht. Während seine natürlichen Kräfte schlummern, überläßt er sich einem trägen, sorgenlosen Leben, bis der Hunger ihn dringt; alsdann greift er nach seiner Flinte, und jagt mit ausdauernder Anstrengung das Wild des Waldes. Mit dem erlegten Thier kehrt er nun zu seiner Waldhütte zurück, befriedigt seine Eßlust, und legt sich wieder zum Schlafe nieder, ohne an das Bedürfniß des morgenden Tages zu denken. Sein Weib und seine Töchter bauen den Kornacker, und sammeln das wilde Reis zu ihrer Nahrung, indeß er nebst seinen Söhnen den magern Tisch mit Wildbret, Fischen und Vögeln versorgt.

Diese dürftige und keineswegs beneidenswerthe Lage des Indianers ist indeß nicht selten vielfachen Störungen seiner Feinde preisgegeben, und ihm stehen so wenige Mittel der Vertheidigung zu Gebot, daß Ueberraschung des Angriffs ihn immer ins Verderben stürzt. Haben die Indianer von Seiten eines andern Stammes Feindseligkeiten zu besorgen, so wissen sie wohl, daß nur in der gänzlichen Zernichtung ihrer Widersacher ihre eigene Sicherheit zu finden ist, oder daß sie selbst die gänzliche Ausrottung erwarten müssen. Auf diese Weise nöthigt sie ihr Zustand, Wachsamkeit und Rache zu ihrem Losungsworte zu machen. Jetzt steht der sorgenlose Wilde von seinem langen Lager auf; ein Kriegsrath wird zusammengerufen, das feierliche Rathsfeuer angezündet, der Kriegszug öffentlich verkündigt, und der Kriegstanz als Zeichen der Theilnahme am Verheerungszuge angeordnet. Mit der eigenthümlichen Gewalt der Indianerrede werden die Gründe zum Feldzug dem versammelten Stamme kund gemacht, und dabei durch jegliches Mittel das Gefühl des Wilden aufgereizt. Feierlich und öffentlich werden nun die Feinde dem Tode geweiht. Der Stolz ihrer Nation, ihre Weiber und Kinder, ihre Hütten, ihr Jagd- und Fischergebiet, die Gräber ihrer Väter, ihr

eigenes Leben, Alles, was dem Herzen theuer ist, die ganze Schauerlichkeit ihrer Religionsweise wird in die Wagschale ihrer wilden gewaltsamen Dichtkunst gelegt, um die trägen Fesseln des Friedens abzuschütteln, und alle Leidenschaften des Krieges zu entflammen. Die sanften Gefühle des Herzens werden erdrückt, und alle zarten Bande zerrissen, welche sie an das Leben fesseln. Der Wurfspieß wird in den Boden gesteckt, der wilde Ton der Kriegstrommel erschallt in allen Ecken der Wälder, und ihn unterbricht nur das schauerliche Gebrüll des Kriegsgesangs und das gespensterartige Gebrüll der Bauchredner. In größter Unordnung tanzt und springt Alles um das Feuer herum, nackt und nach dem Geschmack des Einzelnen am Körper bemalt, mit dem Wurfspieße in der Hand, und unter fürchterlichen Geberden, gleich den schwarzen Geistern der Nacht, wie sie der Barbare zu träumen pflegt.

Unbeschreiblich ist der Einfluß, den diese Feierlichkeiten auf die Leidenschaft des Indianers ausüben. Seine frühere Gemüths- und Lebensruhe ist gänzlich gewichen, und er ist in einen Rasenden umgewandelt. Von jetzt an bietet er Allem den Rücken, was seinem Herzen theuer ist. Er fastet, er zerfleischt seinen Körper und gewöhnt sich an das geduldige Ertragen auch des fürchterlichsten Schmerzens. Also zum Kriege vorbereitet, vermag selbst die grausamste Todesqual nicht auch nur eine Muskel im Gesichte des Indianers in Bewegung zu setzen. Von nun an hat er kein Gefühl mehr für Mitleiden, er wird ein blutdürstiges Thier, bis er seinem Feinde in die Hände fällt oder siegreich zu der Heimath zurückkehrt. Er hat aufgehört ein Mensch zu seyn, und lebt in einem fortgesetzten Rausche rachsüchtiger Verrückung dahin. Wehe dem Manne, dem Weibe, dem Kinde, das jetzt in seine Hände fällt. Er hat einen feierlichen Eid geschworen, der ihn von jedem zarten Gefühl entbindet, und Schonung des Feindes

zum

zum Verbrechen macht. Auf diese Weise ist der Indianer im Kriege ein Barbare im eigentlichen Sinne des Worts. Kriegslist und Grausamkeit sind die Waffen, mit denen er kämpft, weil sie die Waffen seiner Feinde sind.

Dabei ist billig zu bemerken, daß die Indianer vielleicht nie einen muthwilligen Krieg gegen die europäischen Ansiedler unternommen haben. Sie nahmen die Letztern anfänglich mit offenen Armen auf, sie theilten großmüthig meist gegen die unbedeutendsten Kleinigkeiten ihre großen Länderstrecken mit ihnen, und zeigten zu jeder Zeit eine freundliche Gesinnung gegen sie, so lange ihnen nicht gerechte Ursache zu Argwohn und Feindseligkeit von Seiten der Einwanderer gegeben wurde. Sie betrachteten den weißen Mann als ein höheres Wesen, was er im Verhältniß zu ihnen auch wirklich war. Sie zollten ihm Ehrfurcht, und ließen sich nie leicht in irgend einen Streit mit ihm ein. Daß der schnelle Anwuchs und die zunehmenden Eingriffe der europäischen Kolonisten auf das Ländergebiet der Indianer natürliche Veranlassungen zur Eifersucht herbeiführen mußten, läßt sich leicht denken. Die Ureinwohner sahen sich von denselben eines Landstrichs um den andern beraubt, ihre Jagdgründe wurden ihnen zerstört, ihre Fischereien in Besitz genommen, und so wurden ihrer Unterhaltungsmittel immer weniger. Die Indianer zogen sich jetzt in die Wildniß zurück, und noch liefen ihnen die weißen Ansiedler auf dem Fuße nach. Bisweilen erweckten Privathändel Unzufriedenheit, und säeten den Samen zu allgemeinem Widerstande. Ist es ein Wunder, wenn der Indianer sich zum Kampf genöthigt sah, und nun anfing, sich selbst Recht zu verschaffen, da er nirgends Recht finden konnte? Feindseligkeiten mußten auf diesem Wege erwartet werden, und eben so natürlich war es, daß sie ihre Kriege gegen die Ansiedler auf ihre eigene Weise führten. Daß sie dabei in einzelnen Fällen viel Grausamkeit begingen,

kann nicht geleugnet werden, aber eben so gewiß ist es, daß sie durchgängig als ein gutmüthiges, geduldiges und langmüthiges Geschlecht sich bewiesen haben.

Noch weiter muß bemerkt werden, daß der Charakter aller Indianerstämme, so weit sie im Gebiete der vereinigten Staaten mit den Weißen in Verkehr kamen, vermittelst dieses Verkehres vielfach theils ins Bessere und theils ins Schlechtere umgewandelt wurde. Dieser Verkehr mit den Weißen gereichte zu ihrem Verderben, so weit sie die Laster derselben angenommen, und den Gebrauch hitziger Getränke von ihnen gelernt haben. Auf der andern Seite sind nicht Wenige derselben durch den Umgang mit den Weißen zu einem ausgezeichneten Grade von Bildung empor gehoben worden. Sie haben Männer unter sich, welche auf den höhern Schulen der vereinigten Staaten eine gute Erziehung erhalten haben, und die jeder bürgerlichen Gesellschaft Ehre machen würden. Dieß gilt natürlich nur von solchen Indianerstämmen, die auf ihrem Boden nach und nach von den Niederlassungen der Weißen ganz umzingelt worden sind. Dagegen gibt es viele andere Stämme, welche noch im Zustande der Wildheit sich befinden, welche diesseits des Missisippistromes auf dem Nordwestgebiete ihre Wohnung aufgeschlagen haben, oder über die ungeheuren Wildnisse zwischen dem Missisippi und den Ufern des stillen Meeres zerstreuet sind. Alle Stämme hingegen, die im eigentlichen Gebiet besonders der ältern vereinigten Staaten angesiedelt sind, haben einen höhern oder geringern Grad bürgerlicher Civilisation angenommen; sie sind ein gutmüthiges, lernbegieriges und umgängliches Volk, und die Bemühungen wohlthätiger Anstalten für ihre geistige und religiöse Ausbildung, so wie für ihre Förderung in den nützlichen Künsten des Lebens sind, wie wir zu zeigen Gelegenheit haben werden, zu jeder Zeit reichlich belohnt worden.

Sechster Abschnitt.

Allmähliges Aussterben der Indianerstämme in den östlichen Staaten. Die Indianer im Staate Neu York; ihre Verpflanzung nach dem Nordwest-Gebiete und Folgen derselben.

Wir haben schon oben bemerkt, daß durch die zunehmenden Einwanderungen europäischer Ansiedler in Nordamerika die Stämme der Ureinwohner allmählig genöthigt wurden, das Land ihrer Väter zu verlassen, und sich in die Wildnisse des Westens zurückzuziehen. Der mächtige Distrikt von Neu-England, welcher auf der Ostseite des Hudsonflusses liegt, war ursprünglich durchgängiges Indianergebiet. Aber wo sind nun die Stämme, welche als rechtmäßige Eigenthümer denselben bewohnt haben? Ehemals waren diese Stämme zahlreich und mächtig, und im Krieg und Frieden von entscheidendem Gewicht. Nur ein Paar kleine umhergeworfene Haufen derselben trifft man noch im Staate Connektikut an, und auch diese sterben hinweg, und werden bald gänzlich verschwunden seyn, wie so viele andere Indianerstämme Neu-Englands, deren Namen beinahe vergessen sind. Die Narranganſetts auf der Rhodeinsel, und einige Ueberbleibsel der Peguods, ehemals der Schrecken und die Geißel der Kolonisten unter ihren berühmten Anführern, Sassakus und Philipp, schmachten die letzten Kräfte ihres abgematteten Lebens aus. Nur noch einige zerstreute Horden derselben werden im Staate Maine angetroffen. Im Ganzen sind auf den weiten Gefilden Neu-Englands nur noch 2,573 Indianer übrig geblieben; ach, sie haben ihren Tag gehabt; sie hatten ihre Wichtigkeit in der Geschichte Nordamerikas; sie waren ein stolzes Geschlecht, und glaubten die Mächtigsten der Erde zu seyn. Aber wo sind sie nun? Die Vorsehung unseres Gottes

wird dereinst ihre Wege mit ihnen zu rechtfertigen wissen; aber wird sie nicht auch ihr Blut von den Händen ihrer Zerstörer fordern? Hätten diese zahlreichen, kräftigen Völkerstämme nicht von den sogenannten Christen gerettet werden können? Wer wollte daran zweifeln? Aber daß sie es nicht wurden, das ist ein Knoten, den die ernste Ewigkeit lösen muß. Der Staat Neu-York, welcher an die westlichen und südlichen Grenzen Neu-Englands angrenzt, bewahrt noch einige wichtige Ueberbleibsel dieser alten Stämme in seiner Mitte; ein Paar derselben leben an der östlichen Spitze der langen Insel (Long Island), einige beträchtliche Haufen derselben im Herzen dieses Staates bei Utika; einige längs der Ufer des Genessiflusses; die Tonewantas in der Grafschaft Genessi, die Tuskaroras bei Lewiston am Niagara, und die Senekas bei Buffalo und am Eriesee hin. Ihre ganze Zahl im Staate Neu-York beläuft sich auf 5,184 Seelen. Von den übrigen Indianerhaufen der andern Staaten wird später noch die Rede werden.

Diese Ueberbleibsel von Indianerstämmen im Staate Neu-York, so wie in den übrigen Staaten der Union haben unter der öffentlichen Bürgschaft des Staates ein kleines eigenthümliches Gebiet inne, das sie sich beim gezwungenen Abtreten des Landes vorbehalten haben. Diese Gebiete, Reservationen genannt, bestehen aus gewissen Länderstücken, in deren wirklichem Besitz die Indianer von den ältesten Zeiten her sich befunden haben. Als die Niederlassungen der Weißen im Lande immermehr anwuchsen, und diese Indianergebiete von allen Seiten umzingelten, so wurde es nothwendig gefunden, die Grenzen derselben genauer zu bezeichnen, die kein weißer Bewohner des Staates sollte überschreiten dürfen. So weit übte die Staatsbehörde wirklich eine väterliche Vormundschaft über die Indianer aus, dabei aber hatte sie sich das Recht vorbehalten, daß sie in jedem Falle, wo eine Indianerfamilie ihr Land an

Weiße verkaufen sollte, das Recht des Vorkaufes haben müsse. Dieses Vorkaufsrecht trug sie nun an Landmäckler-Gesellschaften über, welche das freie Verkaufsrecht der Indianer von allen Seiten hinderten, und durch tausend Künste das Indianergebiet um elende Kleinigkeiten an sich zu bringen wußten. Die Indianer wurden von diesen mächtigen Handelskorporationen so lange geneckt und geplagt, bis sie endlich den Druck unerträglich fanden, und es für wünschenswerther hielten, ihre Länderbesitzungen um jeglichen Preis diesen Gütermäcklern preiszugeben, und sich in die Wildniß zurückzuziehen, wo sie frei von den Beläſtigungen der Weißen, ihre Lebenstage im Frieden schließen konnten. Die Anhänglichkeit dieser Ureinwohner an die Gräber ihrer Väter ist zum Sprichwort geworden; aber selbst dieser starke Trieb der Liebe vermochte sie nicht weiter an einen Boden zu fesseln, auf welchem sie täglich den empörendsten Mißhandlungen preisgegeben waren. Sie genossen keine gleichen Rechte mit den weißen Staatsbürgern, sie sind ein geächtetes Geschlecht, und vom Schutz der Gesetze gegen Unrecht ausgeschlossen. So lange sie demnach auf dem eigenthümlichen Boden ihrer Väter zurücke bleiben, muß eine unausbleibliche Vertilgung ihrer Stämme das Loos seyn, zu welchem sie der Freiheitssinn der weißen Bevölkerung verurtheilt hat.

In dieser hoffnungslosen Lage wurde der würdige Dr. Morse von dem amerikanischen Kongresse beauftragt, unter den Indianern im nordwestlichen Gebiete umher zu reisen, alle nöthigen Erkundigungen über das Land und seine Bewohner einzuziehen, und dem Kongresse die geeigneten Vorschläge zur Versetzung sämmtlicher Indianerstämme im Staate Neu-York nach jenen Gebieten vorzulegen. Als dieser im Jahr 1820 von seiner Untersuchungsreise zurückkehrte, fühlte er, durch sein aufrichtiges Wohlwollen gegen die mißhandelten Indianer hiezu veranlaßt, sich gedrungen, denselben das nordwestliche Gebiet als die tauglichste Niederlassungs-

stätte dringend zu empfehlen. „Es ist, so erklärte er den Häuptlingen dieser Stämme, es ist ein Land, das in allen Beziehungen für die Indianer wünschenswerth ist. Das Klima ist mild, das Land fruchtbar, die Wälder sind voll Gewild, die Seen und Flüsse wimmeln von Fischen. Die Gegend selbst ist weit entfernt von allen Ländergebieten, welche die vereinigten Staaten für sich in Anspruch nehmen, und das ganze Land soll den Indianerstämmen zum ausschließlichen Besitz von der Regierung gegeben werden, in der Absicht, ein eigenes Indianerreich daselbst aufzurichten. Das Land reicht nicht nur für alle eure Stämme vollkommen zu, sondern verschafft euch auch einen überfließenden Lebensunterhalt. Dort habt ihr die Zudringlichkeit der weißen Leute nicht zu fürchten. Gehet hin und sehet euch in jenem Lande um. Haltet ein Rathsfeuer mit den wilden Nationen, welche gegenwärtig dasselbige bewohnen. Sagt ihnen: wir sind eure Brüder; wir kommen vom Aufgang der Sonne, und suchen eine Wohnstätte unter euch. Wollen sie euch friedlich in ihr Land aufnehmen, so wird die Regierung der vereinigten Staaten euch und euren Kindern für immer das Land als euer Erbtheil gewährleisten. Dort werdet ihr nicht weiter gestört werden. Der weiße Mann kommt nicht dorthin, er begehrt jenes Land nicht, denn es liegt ihm zu ferne. Zudem habt ihr dort fünf große Seen als natürliche Grenze, um euch für immer gegen den Andrang der weißen Leute zu vertheidigen. Verkaufet eure Ländereien im Staate Neu-York, und kauft dafür andere im nordwestlichen Gebiete, und was euch vom Kaufgelde übrig bleibt, das legt in die Hände eures großen Vaters in der Stadt Washington (des Präsidenten der vereinigten Staaten) nieder, der es sicher für euch aufbewahren wird. Die Regierung wünscht, daß ihr dorthin gehen möget; der Präsident wird euch schützen und vertheidigen, und euch stets im Besitz eurer Rechte behülflich seyn, und ihr habt die Mittel gefunden, unter

jenen wilden Nationen des nordwestlichen Gebietes die Kultur und den Wohlstand zu verbreiten, zu welchem ihr euch selbst emporgeschwungen habt."

Der edle Mann meinte es mit seinem Rathe redlich, denn er war ein wahrer Freund der Indianerstämme. Er konnte sich nicht denken, daß nach einer solchen Verpflanzung der östlichen Indianerstämme in das westliche Gebiet, und nach den feierlichsten Verträgen, welche die Regierung hierüber mit den Indianern abschloß, dennoch in weniger als zehn Jahren dieselbe Regierung den Plan fassen sollte, diese auswandernden Indianer mit den alten wilden Stämmen des westlichen Gebietes zugleich in die unbekannten Wildnisse jenseits des Mississippi hinüber zu jagen, und aus dem neu angebauten nordwestlichen Gebiete einen neuen Freistaat der Union zu machen.

Wirklich schloß der damalige Präsident Monroe zu Washington über diese Versetzung feierliche Verträge mit den Indianerstämmen ab. Letztere sendeten hierauf in den Jahren 1821 und 1822 Abgeordnete nach den nordwestlichen Gebieten ab, und diesen gelang es, im Namen und unter der Gewährleistung des Präsidenten bedeutende Länderstrecken im Westen den daselbst wohnenden wilden Stämmen abzukaufen, und ein neues Vaterland für sich und ihre Kinder zu gewinnen. Ein Vertrag wurde hierüber mit der Regierung abgeschlossen, von beiden Theilen unterzeichnet, und im Staatsarchive zu Washington niedergelegt. In diesem Vertrag war zugleich bestimmt, daß den weißen Leuten die Regierung nie gestatten werde, sich in diesem neuen Indianergebiete des Westens niederzulassen. Jetzt verkauften die Stockbridsch-Indianer ihre Ländereien im Staate Neu-York an die Regierung, und zogen alsobald in ihre neue Heimath. Die Oneidas thaten dasselbe, und auch der Stamm der Brothertons machte seine Zurüstungen zum Abzug. Die Aussichten für die armen und mißhandelten Indianer heiterten sich je mehr und

mehr auf; eine neue Welt öffnete sich vor ihren Augen, in welcher unter den Einflüssen des Christenthums, das durch Missionarien unter den Indianern verbreitet wurde, ein neuer Indianerstaat, entfernt von dem zurückstoßenden Andrang der Weißen, aufgerichtet werden sollte. Die nordamerikanische Regierung hatte die feierliche Verpflichtung übernommen, nicht nur die Rechte der Indianer gegen die verzehrende Habsucht der weißen Einwohner der Staaten sicher zu stellen, sondern denselben auch jegliche Beihülfe zur Förderung ihres bürgerlichen Wohlstandes zu leisten. Es war eine neue Epoche der Hoffnung in der schwarzen Nacht der Indianergeschichte, und der Tag ihrer leiblichen und geistlichen Erlösung schien sich diesem armen Volke zu nahen. Ein großes schönes Land, für die Lebensweise der Indianer vorzugsweise geeignet, im Osten von dem weiten Busen des Michigansees begrenzt, und durch feierliche Verträge gesichert, sollte nun für immer die geweihte Heimath dieser mißhandelten und verfolgten Kinder des Waldes werden. Der Präsident des Staatenbundes, ihr großer Vater, wie ihn die Indianer zu nennen pflegen, hatte sich anheischig gemacht, alle Streitigkeiten unter den Stämmen selbst, wenn sie je wieder nach ihrer alten Väter Weise entstehen sollten, zu schlichten, ihnen Werkzeuge des Ackerbaues, Förderungsmittel nützlicher Gewerbe, Lehrer für ihre Kinder und Diener der Religion zuzusenden, um ihnen den Weg zum Himmel zu zeigen. Dieß waren die Versprechungen und Hoffnungen, welche den Häuptlingen der Indianerstämme vor zwölf Jahren feierlich gegeben worden sind, sobald sie sich entschließen würden, die Heimath ihrer Väter unter den Weißen der östlichen Staaten zu verlassen, und in die Ländergebiete des Nordwestens auszuwandern.

Schon hatten sie angefangen, ihre Hütten an den schönen Ufern des Fuchsflusses jenseits des Michigansees aufzurichten, und neue Dörfer anzulegen; sie hatten

mit den wilden Stämmen dieſes Landes freundliche Bündniſſe geſchloſſen, und auch dieſe waren bereitwillig, die Sitten und Kunſtfertigkeiten der bürgerlichen Kultur anzunehmen, und für die allgemeine Verbreitung des Chriſtenthums unter ſämmtlichen Indianerſtämmen waren die ſchönſten Ausſichten aufgegangen. Chriſtliche Miſſionarien ließen ſich in ihrem neuen Lande nieder, und der Segen Gottes begleitete ihre Arbeiten auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe, daß die Grundſteine zu einer bleibenden Kirche Chriſti in ihrer Mitte gelegt werden konnten. Der alte Indianer-Häuptling, der an der Spitze ihrer Züge eingewandert war, und deſſen Geſicht der Gram verzehrt hatte, durfte ſich nun wieder freuen, und ſeinem Stamme Glück zum guten Erbtheile wünſchen. Jetzt iſt meine Seele zufrieden! rief er aus, als er ſein Auge im Tode ſchloß. Der Vater ſprach zu ſeinen Kindern: Nun haben wir wieder eine Heimath, aus der wir nicht mehr vertrieben werden dürfen; und die Mutter lächelte freundlicher ihrem Säugling entgegen, für den ſie eine Ruheſtätte gefunden hatte.

Allein es dauerte nicht lange, ſo zog eine verheerende Gewitterwolke über dem heitern Himmel ihrer Hoffnung auf, und zerſtörte die Saaten, die der Fleiß der chriſtlichen Indianer in der neuen Heimath geſtreut hatte. Kaum waren zehn Jahre dahin gefloſſen, ſo wuchs in den öſtlichen Staaten die Menge der weißen Einwanderer ſo übermächtig heran, daß ſie, um Boden zu finden, ſich je mehr und mehr den nordweſtlichen Gebieten unaufhaltſam entgegen drängten. Während dieſes Zeitraums hatte die Regierung, und mit ihr die politiſche Anſicht über die Indianernation ſich geändert; man hatte zugleich die ausnehmende Fruchtbarkeit jener abgelegenen Gebiete aus Erfahrung kennen gelernt. Bald füllten ſich die wilden Gauen des Michigangebietes mit fremden Einwanderern, und dieſe, nach dem Bodenreichthum des jenſeitigen Gebietes lüſtern, wußten bald Gelegenheit zu finden, zwiſchen den eingewanderten Neu-

York-Indianern und den ursprünglichen Stämmen des Landes bittere Uneinigkeiten anzuzünden. „Die Neu-York-Indianer haben sich in den Besitz eures Landes eingedrungen, sagten sie zu den Letztern, und werden euch bald ganz aus demselben hinaus jagen. Fordert euer Land von ihnen zurück, und so viel wir von demselben brauchen, dafür wollen wir euch den gedoppelten Preis bezahlen, und euch bleibt zum Jagen und Fischen immer noch genug Landes übrig; wir sind eure Freunde, aber die christlichen Indianer in eurer Mitte hassen euch."

Auf diese Weise verbreitete sich der Zunder der Zwietracht in den Herzen der wilden Indianer, welche bisher im nordwestlichen Gebiete friedlich neben ihren eingekauften Indianer-Nachbarn gehaust hatten. Indeß kam bei der nordamerikanischen Regierung der Plan zur Sprache, sämmtliche Indianerstämme, welche diesseits des Missisippi wohnen, jenseits dieses Stromes hinüber zu drängen, und die ausgeleerten Gebiete an weiße Einwanderer zu verkaufen, und dieselbe als zwei neue Staaten in den vereinigten Staatenbund aufzunehmen. Dieser Plan war zu reizend, als daß er nicht bald trotz aller Hindernisse zur Ausführung hätte gebracht werden sollen, und die entstandenen Streitigkeiten im Nordwestgebiete sollten als Mittel dienen, seiner Ausführung nahe zu kommen. Es wurde demnach im Jahr 1830 die obengenannte Regierungs-Commission nach Greenbay gesendet, um die erforderlichen Schritte zu diesem Ziele einzuleiten.

Wie verborgen und räthselhaft sind doch die Wege unseres Gottes mit den Menschenkindern. Nach hundertjähriger scheinbar verlorener Missionsarbeit unter den dahinwelkenden Indianerstämmen Nordamerikas war endlich der längst ersehnte Zeitpunkt gekommen, in welchem diese zerstreuten Stämme zu einem Volke gesammelt, in einem gemeinsamen Vaterlande vereinigt, durch bürgerliche Kultur und Gewerbfleiß zu nützlichen Bürgern

umgewandelt, und dieselben durch allgemeine Verbreitung der heilsamen Erkenntniß Christi zu erleuchteten Mitgliedern der christlichen Kirche emporgehoben werden sollten. Die Indianerstämme selbst hatten diesen Tag als einen Tag des Heiles freudevoll begrüßt, eine bedeutende Anzahl von Missionarien hatte sich in ihrer Mitte niedergelassen, und ein segensvolles Werk unter ihnen begonnen; Schaaren dieser Indianer hatten sich dem Glauben an den HErrn Jesum geweiht, zahlreiche Schulen zur Bildung ihrer Jugend wurden in den Gauen derselben aufgerichtet, der Boden umgebrochen, Dörfer aufgebaut, und ein Lustgefilde um das andere fing an, in diesen abgelegenen Wildnissen unter den Händen des Fleißes aufzublühen. Alles umher verkündigte den Tag des Sieges für das Reich Gottes in der Indianerwelt, und ehe sie es sich versahen, erschallt abermals die fürchterliche Botschaft in ihren Gauen, daß sie zum zweiten Mal die rechtmäßig ererbte und rechtmäßig erworbene, von ihren Händen angebaute Heimath ihrer Väter verlassen, und jenseits des Missisippistromes in die Wildnisse wandern sollen, um den eingedrungenen Weißen Raum auf ihrem Boden zu machen. Wie gar unbegreiflich sind Gottes Gerichte, und unerforschlich seine Wege! Am Ende wird sichs doch zeigen müssen, daß die Rechte des HErrn über alle Ungerechtigkeit der Menschen siegt.

Siebenter Abschnitt.

Der Indianer-Prediger Williams und seine Geschichte. Seine Verdienste um die christliche Bildung seiner Landsleute.

In einem der alten Franzosenkriege in Nordamerika war die Stadt Deerfield in Massachusetts von den Indianern geplündert und niedergebrannt worden. Unter

den Hunderten von brittischen Familien, die als Schlachtopfer der wilden Indianerwuth an dieser Stelle fielen, befand sich auch die Familie eines frommen und eifrigen Predigers, des vollendeten Herrn Williams, welcher an diesem äußersten Grenzorte mit unermüdeter Treue und Hingebung eine christliche Gemeinde schottischer Ansiedler Jahre lang als Hirte geweidet hatte. Sein jüngstes Kind, ein Mädchen, wurde von den Indianern aus der Wiege geraubt, und als Gefangene in die Wildniß weggeschleppt. Dort ward das Kindlein einer Indianerinn zur Erziehung übergeben; es wurde bald der Liebling seiner Pflegemutter, wuchs nach der Indianerweise heran, und ward in der Folgezeit an einen Indianerhäuptling in Unter-Kanada verheirathet. Lange konnte man von ihrem Schicksale nichts erfahren, bis sie endlich in Friedenszeiten unter den zerstreuten Indianerhaufen entdeckt und überredet wurde, mit ihrem Manne einen Besuch bei ihren Verwandten in Massachusetts zu machen. Aber in Gefühl, Sprache und Sitten eine vollkommene Indianerinn, konnte sie nie bewogen werden, Heimath und Stamm zu verlassen, und mit ihrem Manne unter den Weißen sich anzusiedeln. Wie sehr sich auch ihre Familie in Freundlichkeiten gegen sie erschöpfte, um sie zu veranlassen, in ihres Vaters Haus zurückzuziehen, so war es ihr immer unwohl, außerhalb der Indianerwildniß auch nur ein Paar Tage zu verleben. Indeß wurde durch wechselseitige Besuche die Verwandtenliebe unterhalten, und der Indianer-Häuptling nahm jetzt den Namen Williams an, um das Andenken seines geliebten Schwiegervaters in seinem Hause zu verewigen.

Aus der nachfolgenden Generation stammten zwei Brüder, Eleaser und John Williams, welche um das Jahr 1800 nach einer Schule in Massachusets frühe gebracht wurden, um im Kreise ihrer Verwandten christliche Erziehung und Unterricht zu empfangen. Der Vater, ein Indianer-Häuptling, der sie brachte, und seine beiden

Knaben waren in eine Indianerkleidung eingehüllt, welche Wohlhabenheit verrieth; ein Stück Tuch war um die Achseln geworfen, und an den Lenden mit einer Korallenschnur befestigt, indeß ein Messer an ihrer Seite hinabhing. Das Haupthaar war nachläßig mit Federn umwunden, und ihr ganzer Anzug seltsam genug, um die Neugierde der Schuljugend an sich zu ziehen, und Haufen derselben liefen auf den Straßen der kleinen Stadt den wundersamen Knaben nach. Der Lehrer der Schule hielt es für Pflicht, anfänglich den wilden Launen der beiden Jungen nachzugeben, bis sie sich an die Schulzucht gewöhnt haben würden; und nur die Hofnung, ein Paar Christen in diesen Indianerknaben zu erziehen, konnte ihn bewegen, die lärmende Unordnung zu ertragen, welche ihre Anwesenheit in der Schule verursachte. Des ruhigen Sitzens und des Lernens ungewohnt, pflegten die wilden Knaben mit dem Ausrufe „Umpf" plötzlich über die Tische und Köpfe ihrer Mitschüler hinüber zu hüpfen, und zu nicht geringem Schrecken derselben, wild zum Hause hinaus auf den Straßen herumzujagen. Die ersten Versuche derselben, die Buchstabentöne des lateinischen Alphabetes nachzumachen, erregten immer ein überlautes Gelächter in der Schule, so schwer war es für ihr Sprachorgan, diese Töne nachzubilden; und kaum fingen ihre Mitschüler zu lachen an, so rollte ihr blitzendes Auge wild in der kleinen Versammlung umher, und mit dem Rufe „Umpf" hatten sie sich schon mit Einem Sprung zu jeder Oeffnung der Schule hinausgeschleudert. Am Ende trug die Geduld des Lehrers den Sieg davon. Die beiden Knaben wurden zahm und aufmerksam; die Indianerkleidung ward auf die Seite gelegt; sie machten überraschende Fortschritte im Lernen, wurden bei ihrem rechtschaffenen Verhalten die Lieblinge der Einwohner; der Aelteste derselben, Eleaser Williams, zeichnete sich bald durch Fleiß und Geisteskräfte aus, und vollendete seine wissenschaftlichen Studien auf einer theologischen Schule

Nordamerikas, worauf er von dem Bischof Hobart zu Neu-York als Prediger des Evangeliums die kirchliche Ordination empfing, und im Jahr 1815 seine Missions-Arbeiten unter dem Oneidastamme im Staate Neu-York anfing.

Dieser würdige Mann, Herr Williams, stand nun bald an der Spitze aller Bewegungen der Neu-York-Indianer, wodurch sie veranlaßt wurden, aus ihrem alten Vaterlande auszuwandern, und das nordwestliche Gebiet in Besitz zu nehmen. Er selbst hatte im Namen seiner Indianerbrüder die Unterhandlungen mit der Regierung geleitet. Dem Moses des alten Bundes ähnlich, war er Anführer der Stämme im bürgerlichen und religiösen Sinne des Wortes. Gleich Josua zog er mit seinem Volk in das verheißene Land ein, und ließ sich dort als ihr Seelenhirte und Führer in ihrer Mitte nieder.

Kaum waren wir im August 1830 zu Greenbay angekommen, so traf ich (Herr Colton) auf dem Fuchsflusse in einem Indianer-Kanu unerwartet mit Herrn Williams zusammen, mit welchem ich in meiner Jugend die Schule besucht hatte. Die Freude, uns wieder zu sehen, war groß, und es dauerte nicht lange, so füllte die Rückerinnerung an die seither verlebte Zeit Herz und Mund; wir priesen den Namen unseres Gottes, der uns wunderbar durch ein so verschlungenes Gewebe wichtiger Lebenserfahrungen hindurchgeführt hatte, und wunderten uns über den Zusammenfluß von Umständen, die uns so unerwartet zusammenführten. Nach wenigen Stunden brachte uns die Indianerbarke nach dem niedrigen und einsam gelegenen Blockhause des Herrn Williams, das unter dem Schatten eines schönen Eichwaldes nahe am Ufer liegt. Die Schönheit des Fuchsflusses und seiner parkartig behölzten Ufer wird kaum durch etwas Aehnliches übertroffen; Alles umher ist so mild und malerisch, daß das Auge mit immer neuem Vergnügen auf den Gegenständen ruht. Herr Williams

nahm mich gastfreundlich in seine Hütte auf, und führte mich bald in diesem herrlichen Eichenparke umher. „Hier, sagte er, auf diesem Fleck sollte, nach einem süßen, lang gehegten Traume meines Herzens ein wissenschaftliches Seminar zur Erziehung von Indianer-Jünglingen aufgerichtet werden. Kaum waren unsere östlichen Stämme in diese stille Einsamkeit der Wälder eingezogen, und hatten sich am Fuchsflusse niedergelassen, so wachte der Entwurf einer solchen Anstalt in meiner Seele auf. Dieses weite und schöne Land sollte endlich nach zweihundertjährigen Vertreibungen unserer Stämme die bleibende Heimath für unser Volk werden, wo wir keine weitern Störungen sollten zu fürchten haben. Hier öffnete sich für unsere Hoffnung, und ich darf sagen, für unsern nüchternen Verstand, der Schauplatz für die langersehnte Wiedergeburt unseres Geschlechtes, hier sind wir, wie Sie sehen, durch die großen Gewässer von den Staaten und von jeder Berührung mit den Weißen getrennt. Zugleich hatte uns die amerikanische Regierung verheißen, unter den wilden Stämmen unserer Nation die christliche Gesittung durch jegliche Beihülfe zu befördern, und unser Volk zu einer Stufe von Selbstständigkeit zu erheben, bei welcher wir entweder die gleiche Stelle im Staatenbunde einnehmen, oder an der Seite einer Nation, die uns so lange unterdrückte, und erst später durch Heilung unserer Wunden ihre Schuld versöhnen wollte, in freundlichem Bunde eine eigene Regierung bilden sollten. Sie sehen, mein Freund, in allen diesen gerechten Erwartungen liegt nichts Erträumtes. Die Sache war natürlich, sie war beiden Theilen nützlich, sie war ausführbar. Kein Hinderniß lag ihr im Wege, als eines nur, der Mangel an Treue gegen feierlich geschlossene Verträge und Eidschwüre. Wo ist ein Volk auf der Erde, dessen früheste Voreltern nicht auf einer noch viel niedrigern Stufe der Bildung gestanden hätten, als wir sind? Uns mangelt nichts als Friede,

treues Halten gethaner Eidschwüre, die Bildungsmittel des Christenthums, und die Kunstfertigkeiten der bürgerlichen Civilisation, um unser zertretenes Volk zur höchsten Stufe christlich civilisirter Nationen zu erheben."

„Hier, fuhr der würdige Indianerprediger fort, hier an dieser Stelle hatte ich beschlossen, eine Anstalt zu begründen, welche unter Gottes Beistand zu dem großen Mittelpunkte der Erziehung für die Urstämme Nordamerikas nach und nach herangewachsen wäre. All dieses schöne Land, das Sie sehen, und das einige tausend Morgen fruchtbaren Ackerbodens in sich faßt, war mein Eigenthum, denn die Stämme hatten mir dasselbe zur Belohnung für meine Dienste bleibend zuerkannt, und dieß sollte wieder durch die Aufrichtung einer Bildungsanstalt und ihrer Pflege dem geliebten Volke zurückgegeben werden. Sie wissen, ich bin ein Kanadier von Geburt, und als solcher fühle ich mich geehrt, ein brittischer Unterthan zu seyn, obgleich es mich schmerzt, sagen zu müssen, daß die brittische Regierung in Kanada, wenigstens in der förmlichen Anerkennung der Indianerrechte, hinter der Regierung der vereinigten Staaten zurückgeblieben ist, aber in zwei Stücken haben die Britten edler gegen uns gehandelt, als die amerikanischen Bürger. Nie sehen jene mit Verachtung auf die Hautfarbe eines Menschen hin, und schätzen ihn blos darum gering, weil sie um einige Schatten tiefer steht als die ihrige. Dieß ist fast das eigenthümliche Gebrechen der Amerikaner, und ich brauche nicht erst zu sagen, daß dieß nicht ziemlich ist. Dabei steht in den beiden Kanadas jedem Indianer der Weg offen, zu allen Vorrechten eines Bürgers zu gelangen, indeß wir in den Staaten gesetzlich, d. h. durch die herrschende Gewohnheit, als Geächtete behandelt werden."

„Aber was ist jetzt von allen diesen schönen Hoffnungen übrig geblieben? Es ist bereits entschieden, wie

Sie

Sie wissen, daß dieses ganze Land nun zu einem Gliede des Staatenbundes erhoben werden soll. Schon haben sich Regierungsbeamte an der Mündung des Flusses niedergelassen, amerikanische Bürger strömen von allen Seiten ins Land herein, besetzen die Handelsplätze, spekuliren mit Güterankäufen, verkaufen berauschende Getränke an die wilden Indianer, die noch überall umherschwärmen, und stürzen sie in immer tieferes Verderben hinab. Dieses ganze schöne Land umher, das wir von den damaligen Einwohnern im Jahr 1821 mit Genehmigung der Regierung um Geld gekauft haben, wird jetzt, obgleich unser rechtmäßiges Eigenthum, zum zweiten Mal von derselben Regierung denselben ehemaligen Besitzern mit einer unbedeutenden Geldsumme abgekauft. So sind wir jetzt aufs Neue hinausgeworfen, wir sind von allen Seiten umlagert, und es ist keine Hoffnung mehr für uns übrig. Derselbe Boden, auf dem wir jetzt stehen, und den meine Hand angebaut hat, ist von der Regierung gekauft, und ich darf nach dem Wanderstabe greifen." — Wie, fiel ich dem armen Manne in die Rede, sollte denn gar keine Hoffnung mehr übrig seyn? „Nein, versetzte er, die Lampe der Hoffnung ist schon längst ausgeblasen. Wir können keinen Schritt weiter thun, unsere Stämme haben allen Muth verloren. Denn wo keine Treue ist, auf was können wir uns bei den Menschen verlassen?" —

Achter Abschnitt.

Die Stockbridge-Indianer am Fuchsflusse.

Von Herrn Williams freundlichem Wohnsitze hinweg zog ich am folgenden Tag vier Stunden weiter an den Ufern des Fuchsflusses (fox river) hinauf zu der

Niederlassung eines Theils des Stockbridge-Stammes, welcher vor etwa 20 Jahren vom Staate Neu-York her sich an diesen Ufern angesiedelt hat, ursprünglich aber im Staate Massachusetts seinen frühesten Wohnsitz hatte. Dieser Stamm mußte schon zum zweiten Mal aus seiner Heimath auswandern, um des Andranges der Weißen los zu werden. Ihre Anzahl auf dieser Niederlassung beläuft sich nur noch auf 350 Seelen. Sie reden sämmtlich die englische Sprache mit der Fertigkeit eines Britten, bekennen sich seit langer Zeit zum Christenthum, und ihr ganzer Zustand trägt das Bild einer durch wahre Religiosität veredelten Volksbildung. Dieser Stamm hat die Predigten eines Brainerds und Eduards gehört, und fast ohne Unterbrechung die Segnungen des Christenthums genossen. Ich sah gestern eine Bibel in ihrer Kirche, die in einer Art von Bundeslade aufbewahrt und eines der größten und schönsten Bibel-Exemplare ist, die ich je gesehen habe. Diese Bibel war ihrem Stamme schon in der ersten Pflanzungszeit ihrer Gemeinde von einem frommen Britten geschenkt worden, hatte mit dem Stamme unter priesterlichen Feierlichkeiten, wie sie in den alten Tagen beim Gesetz des HErrn in Israel der Fall waren, ihre Wanderungen gemacht, und ist mit ihnen in diese abgelegenen Wildnisse eingezogen. Und hier ist sie nun ein fortdauerndes Denkmal ihrer Ehrfurcht gegen Gott, und ihrer Liebe zu seinem Wort und seiner öffentlichen Verehrung. Ihre Ehrfurcht vor diesem Buche und der Lade, in welcher dasselbe zum Gebrauch bei den Gottesdiensten aufbewahrt wird, ist beinahe abergläubisch. Aber indeß so Viele der weißen Christen in Europa von dem Gott ihrer Väter abgefallen sind, und sein heiliges Wort mit Geringschätzung behandeln, und dasselbe im Staube vermodern lassen, ist Ihm in dieser Wildniß der Indianer ein heiliger Altar aufgerichtet, wo es als die edelste Gabe des Himmels, als ein Heiligthum der unsichtbaren Welt, mit der tiefsten Verehrung bewahrt, und mit kind-

licher Lernbegierde als Gottes Wort angenommen und geglaubt wird. Auf seinem Titelblatte ist mit großen Buchstaben der Name des Gebers, Francis Aysconth, so wie der Name des Empfängers, des damaligen gelehrten und frommen Missionars, John Sergeant (Serschant) zugleich mit der Bemerkung eingeschrieben, daß dieses Buch zum Gebrauch aller nachfolgenden Geschlechter als ein Zeugniß ihres heißen Wunsches für das Heil ihrer Seelen aufbewahrt und benützt werden soll. Wirklich sind auch diese Indianer von Geschlecht zu Geschlecht selbst unter den widrigsten zeitlichen Unglücksfällen durch den Gebrauch dieses Buches immer besser geworden, seitdem sie durch das Gebet und die Arbeiten dieser ehrwürdigen Männer zum Glauben an den HErrn Jesum gebracht worden sind.

Gestern war Sonntag, und das war ein herrlicher Tag. Nie hätte ich zuvor erwartet, in diese sogenannte Wildniß zu diesen sogenannten Wilden zu kommen, um einen christlichen Sonntag zu genießen, an welchem ich unter Jungen und Alten der ganzen Einwohnerschaft auch nicht die geringste Unschicklichkeit wahrnehmen durfte. Die ganze Gemeinde, die Eltern mit ihren Kindern an der Hand, wandelten in Schaaren zu den Vorhöfen des HErrn, und setzten sich im Hause ihres Gottes mit einem ehrfurchtsvollen Anstande nieder, den man in mancher Kirche sogenannter gebildeter Christen in Europa vergeblich suchen dürfte. Alle horchten mit ununterbrochener Aufmerksamkeit dem öffentlichen Gottesdienste zu, und ich bemerkte Viele unter ihnen, deren Herzen in der Betrachtung des göttlichen Wortes ganz versunken waren, und denen eine stille Thräne aus den Augen rann, als der Prediger die verkündigte Wahrheit ihrem Gewissen näher brachte. Von hier aus besuchte ich die Sonntagsschule, die mit einer Ordnung geführt wurde, wie sie den besten Schulen der Weißen Ehre machen würde. Sie wird zwar von den Missionarien geleitet, aber diese gebrauchen erwachsene In-

dianer als Lehrer, welche mit viel Geschick und sichtbarem Vergnügen ihr Werk verrichten. Auch dieß war für mich ein Auftritt, den ich in dieser sogenannten Wildniß nimmermehr erwartet haben würde.

Das Bethaus dieser Indianer ist von unbehauenen Holzstämmen aufgerichtet, welche bis unter das Dach übereinander gelegt, und mit einer Art von Leimen überzogen sind, um Regen und Wind abzuhalten. Dieß ist die gewöhnliche Weise, wie in den neuen Niederlassungen die Wohnungen aufgerichtet werden, bis die Einwohner im Stande sind, Sägmühlen zu bauen, und sich geschnittene Holzwaaren zu verschaffen. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß diese Indianer-Niederlassung nicht minder gut eingerichtet ist, als es Niederlassungen der Weißen von gleichem Alter in den Staaten sind. Ihr Bethaus, das zugleich als Schule gebraucht wird, ist in der Mitte der Niederlassung unter dem Schatten herrlicher Eichbäume aufgerichtet, und faßt mehr als 300 Seelen in sich. Die Indianer waren alle halb auf ihre und halb auf europäische Weise niedlich gekleidet, und Alles bot das Bild des Anstandes und ernster Sittlichkeit dar.

Ich hatte immer gehört, daß die Indianer gute Sänger sind, auch haben sie wirklich für diese Uebung große Vorliebe; aber bald wurde ich gewahr, daß mir nicht die Hälfte davon gesagt war. Sie scheinen Alle Sänger zu seyn, und die Weichheit und der süße Schmelz ihrer Stimmen, verbunden mit einem scharfen Ohrsinne und lebhaftem Unbehagen bei Mißtönen bilden ihre Chöre zu den herrlichsten Harmonien aus. Dieser Stamm hat die heilige Singkunst schon so lange geübt, und ihr Geschmack in der Auswahl harmoniereicher Melodien ist so gut, daß sie zum Erstaunen jede Art von Psalmodie mit wahrer Kunstfertigkeit ausführten. Ich hörte gestern Abend etwa dreißig männliche und weibliche Stimmen einige Stunden lang ein Singstück um das andere mit einer Herzenswärme und Gewandt-

heit ausführen, die mein Innerstes in Bewegung setzte. Sie haben viele englische Lieder in demselben Versmaße in ihre Indianersprache übersetzt, so daß sie ohne alle Verwirrung dasselbe Lied in zwei verschiedenen Sprachen singen, je nachdem sie die eine oder die andere verstehen. Aber wie auffallend verschieden sind nicht die Bewegungen ihrer Lippen beim Ausdruck dieser beiden Sprachen. Den Indianern ist es unmöglich, chorweise zu singen, ohne daß nicht jeder zugleich taktmäßig den Ton durch eine körperliche Bewegung ausdrückte. Diese schlagende Genauigkeit der Bewegung zeugt von der natürlichen Ueberlegenheit musikalischer Fähigkeiten, welche das Ohr des Indianers vor dem unsrigen besitzt. Ich sah mich genöthigt, in allen gewöhnlichen Ausführungen des Kirchengesanges ihnen den Siegerpreis vor Allem zuzugestehen, was ich bisher von Gesang unter den Weißen gehört habe.

Gestern wurde ich in der Kirche zwei interessante Gestalten gewahr, welche während des Gottesdienstes ihr Geschäft zur Aufrechthaltung der Ordnung verrichten; die eine war der feierliche Stab eines Kirchvogtes, den ohne Zweifel schon vor hundert Jahren Missionar Sergeant unter ihnen eingeführt hat. Der Stab besteht in einer grünen Ruthe, etwa zehn Fuß lang, welche der Dienstthuende zuerst im Walde geschnitten hat, ehe er zur Kirche kam. Wehe dem Knaben, der unter seinem wachsamen Auge spielen, oder dem Erwachsenen, welcher schlafen sollte. Die Ruthe wurde ihm mit solcher Kraft ums Ohr gestrichen, daß ich aus ihrem Geraſſel mit Recht schließen durfte, daß ihr Feuer den ganzen Tag über an der Stelle brennen wird. Wurde ein Erwachsener nickend angetroffen, so ward ihm mit dem umgekehrten Ende und dem lauten Ruf: Wach auf! wach auf! tüchtig an den Kopf gestoßen. — Mag dieß immerhin bei den Weißen ein Lächeln erregen, welche in unsern Tagen fast allgemein diese gute Zucht aufgegeben haben, so wird sie doch hier mit

feierlichem Ernste geübt, und bringt schnelle und heilsame Wirkung hervor. Die Vorrechte dieses Befehlshabers dehnen sich während des Gottesdienstes auch ausserhalb der Kirche über die ganze Niederlassung aus, so daß kein Jüngling es wagen darf, unter seinen Augen irgend etwas Ungeschicktes zu thun. Dabei wird mit der größten Unpartheilichkeit zu Werke gegangen, indem auch der vornehmste Fremdling seinen Rügen nicht entgehen würde, wenn es ihm einfiele, die heilige Ordnung des Tages zu stören.

Eine zweite interessante Wahrnehmung war der Umstand, daß die ganze Gemeinde, nachdem der Segen gesprochen war, sich wieder niedersetzte, und ruhig wartete, bis einer nach dem andern der Reihe nach zur Kirchenthüre hinausgehen konnte, was in der größten Stille geschah, und einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth machte. Auch diese Einrichtung hat sich ohne Zweifel seit hundert Jahren unter diesem Völkchen erhalten.

Am Abend wurde im Missionshause eine Betstunde gehalten, bei welcher ich das Vergnügen hatte, zwei Indianer mit tief gefühlter Inbrunst und edler Würde in ihrer Muttersprache ein Herzensgebet verrichten zu hören. Es waren etwa fünfzig derselben zugegen, und alle knieten während des Gebetes nieder. Auf Verlangen der Missionarien hielt ich eine kurze Ansprache an die Indianer, wobei sie sehr aufmerksam zuhörten. Als ich geendigt hatte, trat zu meiner nicht geringen Verwunderung einer der Häuptlinge auf, um mir zu antworten. Der ehrwürdige Häuptling dankte Gott dafür, daß ich auf Besuch zu ihnen gekommen sey, so wie für alle guten Worte, welche ich heute zu ihnen gesprochen habe; und forderte mich zugleich auf, allen wohlmeinenden Freunden der Indianer unter den Weißen ihren Dank dafür auszudrücken. Mit tiefem Gefühl rühmte er die Güte Gottes, der es seinem Volk weit über dem großen Salzmeere drüben ins Herz gegeben habe, schon

vor vielen Jahren ihnen eine Bibel und einen gelehrten und frommen Mann zuzusenden, um den Indianern zu sagen, was in diesem Buche stehe, und ihre Kinder dasselbige lesen zu lehren. Auch das rühre sie, bemerkte er, daß Gott die Herzen der Christen unter dem weißen Volke schon so lange Zeit auf ihre geistliche Wohlfahrt hingelenkt habe. Ihr Verderben sey sehr groß gewesen, auch hätten sie (die Indianer) ihre Vorrechte als Christen lange nicht genug gebraucht, und doch habe Gott ihnen dieselben nicht entrissen u. s. w.

Ich konnte nicht ohne tiefe Hochachtung diesen Indianerhäuptling ansehen, der ohne alle Vorbereitung mit so viel Anstand, Gefühl und Fertigkeit im Namen seiner Brüder zu mir sprach, und ich fand aufs Neue bestätigt, was ich schon früher von dem ausgezeichneten Rednertalent der Indianer gehört hatte. Keine Kunst europäischer Sittenverfeinerung darf es wagen, mit der edlen Simplicität und Würde eines solchen Mannes sich zu vergleichen, und ich fühlte mich gedrungen, vor der moralischen Größe desselben mich zu beugen.

Im Ganzen werde ich den Sonntag, den ich hier zu Grande Kawkawlin, wie diese Stelle heißt, zugebracht habe, nimmermehr vergessen. Während ich am letzten Abend die Lieder Zions vernahm, welche von diesen Kindern des Waldes so lieblich gesungen werden, konnte ich mich nicht enthalten, unwillkührlich und wiederholt in meinem Innern auszurufen: Habe ich schon so lange gelebt, und so viel Herrliches in der Welt gesehen, um hieher, wo nichts Aehnliches erwartet wird, zu kommen, und einen höhern Aufschwung religiöser Sympathie zu genießen, als ich, so weit ich mich zu erinnern vermag, in den blühendsten Gärten der christlichen Kultur bis jetzt nicht gefunden habe! O könnte doch, so dachte ich unter den Auftritten des gestrigen Tages, könnte doch die ganze christliche Welt dieses Alles sehen und hören, solch ein Anblick würde ihre Herzen und ihre Schätze aufschließen, und es würde

bald nicht mehr an den Mitteln mangeln, um die ganze zerrissene Indianerwelt zu demselben Ziele empor zu heben. Wie natürlich und einfach edel sind nicht die Gefühle der Dankbarkeit, mit welchen diese Indianer, Alte und Junge, hervortreten, um einen Fremdling zu begrüßen, in welchem sie ihren Freund erkannt haben. Welch eine Schmach für jene gehaltene entfernt thuende Höflichkeit, wie sie die sogenannte verfeinerte Welt als Ausdruck einer guten Lebensart fordert. Dabei kann ein christliches Volk seine Lehrer nicht mehr hochschätzen und lieben, als diese Indianer ihre Missionarien mit zarter Liebe umfassen. Sind das die Leute, welche, wie die Weißen behaupten, keines Unterrichtes empfänglich sind? Sind das die Leute, die man gleich den Thieren des Feldes von einer Stelle zu der andern treibt, so daß ihr Fuß im eigenen Vaterland kein Ruheplätzchen mehr finden kann, und sie am Morgen sagen müssen: Wollte Gott, es wäre Abend! und am Abend: Wollte Gott, es wäre Morgen! Sind das die Leute, deren Beraubung die sogenannten Christen für ein Recht, deren Mißhandlung sie für eine Tugend, deren gänzliche Zernichtung sie für ein verzeihliches Spiel zu achten pflegen?

Neunter Abschnitt.

Die Niederlassung der Oneidas am Duckbache unter der Leitung des Indianerpredigers Herrn Williams.

Während die Stockbridge-Indianer zu Grande Kawkawlin auf dem östlichen Ufer des Fuchsflusses eine blühende Niederlassung aufrichteten, die Wälder in Ackerboden umschufen, ein schön eingerichtetes, wohlhabendes Dorf aufbauten, und in ihrer Einsamkeit mit

dem leiblichen Wohlstande zugleich der geistlichen Segnungen des Evangeliums sich erfreuen durften, pflanzten sich unter der Leitung des Herrn Williams die Oneidas auf dem westlichen Ufer dieses Flusses am Duckbache an, um hier in der abgelegenen Wildniß eine unverkümmerte Heimath ihren Kindern zu hinterlassen. Ihre Niederlassung ist noch zahlreicher als die ihrer Brüder jenseits des Flusses, und beläuft sich auf etwa 800 Seelen. Die englische Sprache ist nicht allgemein unter ihnen, obgleich sie in ihren Schulen fleißig getrieben wird, und ihr würdiger Seelsorger, Herr Williams, verkündigt ihnen das Evangelium in ihrer Muttersprache. Auch sie haben wohlangebaute Grundstücke, Wohnhäuser, Scheunen, ein Schulhaus, und sind gerade gegenwärtig damit beschäftigt, eine ansehnliche Kirche aufzubauen. Der Reisende, welcher im Staate Neu-York die Oneida-Grafschaft durchwandert, erblickt im Süden derselben, unweit der Hauptstraße, eine schöne weiße Kirche, deren Spitze sich gen Himmel erhebt. Die Kirche wurde von diesen Oneidas gebaut, und in ihr haben sie den Heiland der Welt angebetet, ehe sie genöthigt wurden, dieselbe zu verlassen, und in einer entfernten Gegend eine zweite Kirche aufzubauen.

Neben diesen christlichen Indianern im nordwestlichen Gebiete wohnen auch heidnische Indianerstämme in demselben umher, welche unter dem Namen der Menomenies und Winnebagus bekannt sind. Von diesen beiden Stämmen hatten die christlichen Indianer im Jahr 1821 ihr Land gekauft, und waren in ein feierliches Freundschaftsbündniß mit denselbigen getreten. Gott hatte es ihnen auch gelingen lassen, das Zutrauen ihrer heidnischen Brüder zu gewinnen, und diese dahin zu vermögen, daß sie ihre wilde Lebensweise nach und nach fahren ließen, und eine Einrichtung des gesitteten Lebens um die andere unter sich einführten. An eine Unterbrechung dieses guten Vernehmens wäre wohl nimmermehr zu denken gewesen, hätten nicht die

weißen Leute jegliches Mittel versucht, um die heidnischen Indianer gegen die christlichen einzunehmen, und auf diese Weise beider Theile auf einmal los zu werden. Die Menomenies und Winnebagus, die besten Freunde ihrer eingewanderten Brüder, sind jetzt ihre unversöhnlichsten Feinde geworden, indem man ihnen den gehäßigen Verdacht beizubringen wußte, daß die Neu-York-Indianer sich blos darum im Nordwestgebiete niedergelassen hätten, um sich ihrer Güter zu bemächtigen und sie auszurotten. So entstanden unglückselige Streitigkeiten, welche ihr wechselseitiges Wohlergehen störten. Die heidnischen Indianer wandten sich mit ihren Klagen an die Regierung, diese besetzte die Handelsposten im Lande, führte ihre Behörden ein, nahm das Land in Besitz, und weiße Ansiedler drangen jetzt schaarenweise herein, um sich in demselben niederzulassen.

Nicht ohne tiefes Wehmuthsgefühl kann der christliche Menschenfreund auf diese Wendung der Dinge hinblicken. Wohl war zur allgemeinen Verbreitung des Christenthums unter den heidnischen Indianerstämmen kein Mittel geeigneter, als gerade die Versetzung ihrer bekehrten Volksgenossen, und die stille Wirksamkeit christlicher Colonien in ihren unangebauten Wildnissen gewesen war. Auch schien der augenscheinlichste Erfolg die Hoffnung dieser Indianer zu krönen, indem nicht sowohl absichtlich aufgerichtete Bekehrungsanstalten, als vielmehr ihr Wandel im Licht und das fröhliche Gedeihen ihrer Niederlassungen die gesegneten Mittel waren, die Herzen ihrer heidnischen Nachbarn für den Glauben an das Evangelium aufzuschließen. Aber kaum blühte da und dort ein stilles Saatkorn zum Leben auf, so kam der Feind, und säete Unkraut auf den Acker, und ging davon. Doch Gottlob! es bleibt der Christen-Hoffnung noch der Hinblick auf einen Tag übrig, an welchem das, was gutes Weizenkorn war, in die ewigen Scheunen Gottes eingesammelt werden soll.

Zehnter Abschnitt.

Große Rathsversammlung der Indianer im nordwestlichen Gebiete.

Kaum waren die Regierungs-Abgeordneten zu Greenbay angekommen, so wurde auf den 24. August (1830) eine große Rathsversammlung der Häuptlinge ausgeschrieben, und Läufer nach allen Richtungen hin ausgesendet, um die Indianerstämme zu einer Unterredung ihres Groß-Vaters mit seinen Kindern im Nordwesten einzuladen. Es war in hohem Grade merkwürdig, Zeuge der Zurüstungen zu seyn, welche die Indianer für die große Versammlung dieses Tages unter sich veranstalteten. Mehrere Tage zuvor sah man Schwärme indianischer Boote auf dem stillen Wasser des Fuchsflusses auf- und abschwimmen, welche von allen Richtungen her große Menschenhaufen zusammen brachten, welche Lust hatten, der feierlichen Versammlung beizuwohnen. Diese Boote waren immer mit ganzen Familien angefüllt, welche ihre Hütten und Hausgeräthschaften mit sich führten, um sich für diese Zeit in der Nähe anzusiedeln.

Die Menomenies nahmen ihre Stellung auf einer großen Ebene am nördlichen Ufer des Flusses, und baueten dort innerhalb drei Tagen eine Indianerstadt auf. Dieß war sie auch wirklich, denn sie bestand aus einem großen Haufen von Zelten, welche ohne alle Ordnung dicht neben einander aufgeschlagen wurden, und mehrere Morgen Landes bedeckten. Ein Indianerzelt ist nicht größer und auch nicht höher als ein Soldatenzelt. Diese Zelte wurden mit großen Stücken von Birkenrinde überdeckt; manche derselben wohl auch ganz offen gelassen; der nackte Boden war ihr Bett, wenn nicht die Wohlhabendern eine Matte herbeizuschaffen wußten, und eine leichte Decke hing über ihre Schultern. Es versteht sich, daß hier blos von den wilden

Indianern die Rede ist, die aus ihren Wäldern herausgekommen waren, um diesem Schauspiele beizuwohnen. Diese Indianerstadt war gleichsam über Nacht auf dieser Stelle geschaffen worden. Ich wohnte auf dem jenseitigen Ufer des Flusses, und stand an einem Morgen bald nach Sonnenaufgang auf. Kaum hatten sich nach und nach die dichten Nebel vom Flusse weggezogen, so fiel mein Auge durch die sich öffnenden Nebelwolken auf einmal auf eine dem Anscheine nach große Stadt, aus der sich mächtige Rauchsäulen zu erheben anfingen. Lange hielt ich die Sache für eine bloße Täuschung, bis endlich das Licht der Morgensonne diese wunderbare Stadt beleuchtete. Es war ein großes Lager, in welchem die Menomenies ihre Zelten aufgeschlagen hatten. Der Anblick eines solchen Lagers stellt die Indianer eben nicht in ihrer beneidenswerthesten Lage dar, denn die wilden Indianer sind fast durchgängig ein träges und schmutziges Geschlecht, unter welchem noch alle Bilder der niedrigsten Stufe von Barbarei angetroffen werden.

Die Winnebagus schlugen jetzt dem größern Theile nach ihr Lager auf dem südlichen Ufer des Flusses auf, und dieses war dem andern in jeder Hinsicht ähnlich. Die ganze Zahl der Indianer, die sich bei dieser Veranlassung an dieser Stelle sammelten, mag sich auf etwa 3000 Seelen belaufen haben, obgleich es blos eine Zusammenkunft ihrer Häuptlinge seyn sollte. Aber die Neugierde, so wie die Hoffnung, an den unentgeldlichen Spendungen von Branntewein Theil zu nehmen, welche die Regierung bei solchen Gelegenheiten zu machen pflegt, hatte sie zusammengeführt. Es ist demüthigend und schmerzlich, die schmutzige Gierde des wilden Indianers bei diesen Anläßen wahrzunehmen, der gleich einem hungrigen Jagdhunde vor Freuden in die Höhe hüpft, wenn ihm ein Weißer den magersten Bissen zu den Füßen wirft. Es zeigt nur allzusehr, wie der Indianer auf dieser Stufe der Barbarei ganz und gar in der Gewalt der Weißen ist.

Nicht ohne den bittersten Schmerz mußte ich zu Greenbay wahrnehmen, wie diese armen Geschöpfe von lasterhaften Weißen in die Netze des Lasters und des Verderbens gewaltsam verwickelt werden. Von ihrer kindischen Einfalt einen Nutzen zu ziehen, wäre noch das mindeste Verbrechen, aber nicht selten muß das weibliche Geschlecht die Beute schnöder Lüste der Weißen werden. Es ist unglaublich, bis zu welchem Grade schändlicher Versunkenheit Zusammenkünfte dieser Art mißbraucht werden, um das arme Indianergeschlecht ins Verderben hinab zu stürzen. Der Indianer kommt mit seiner ganzen Familie vergleichungsweise unverdorben zu einer solchen Stelle. Er hat bis jetzt in einem verborgenen Winkel des Waldes in seiner schlichten und einfachen Weise im Kreise seiner Familie gelebt, und die Versuchung durfte sich nicht zu seiner niedern Hütte machen; jetzt wird von den Regierungs-Abgeordneten ein volles Maß berauschender Getränke ausgetheilt, und der Indianer vermag der Versuchung nicht zu widerstehen. Man nahm im Namen der Regierung Geldgeschenke an sie, und nun eilt er zur offenen Krambude des Weißen, die an jeder Ecke seines Lagers aufgeschlagen ist, um sich durch Branntewein zu berauschen. Bald erzeugt die Trunkenheit Auftritte, von welchen das sittliche Schaamgefühl sein Auge wegwendet, und am Ende werden Alle betrunken auf Haufen zusammen geworfen. Der grauhaarige Häuptling und der riesenhafte Jüngling wälzen sich neben einander im Koth, die Mutter, die Tochter und ihr kleines Kind werden im ähnlichen Zustande angetroffen.

Nach den nöthigen Zurüstungen zogen am bestimmten Tage die Regierungs-Abgeordneten in feierlichem Zuge nach der Stelle, wo die große Rathsversammlung öffentlich gehalten werden sollte, und auf welcher ein Schanty (bedeckter Platz) aufgerichtet worden war, der durch ein leichtes Dach bei offenen Wänden die Versammlung gegen den Platzregen sicherte. Nachdem sie

nebst ihrem Gefolge ihre Sitze eingenommen hatten, drängte sich der Haufen von Zuschauern dicht um sie herum. Viele standen, Andere setzten sich auf den Boden oder legten sich gestreckt auf denselben hin, und Jeder hatte seine Pfeife im Munde, um sich die Zeit gemüthlich zu verrauchen. Auch die Häuptlinge der Stämme hatten sich unter großen Feierlichkeiten auf dem Platze eingefunden, jedoch fehlten die Menomenies noch in der Gruppe. Ein Bote ward in ihr Lager gesendet, um ihnen zu sagen, daß die Väter auf sie warten; allein sie waren eben noch nicht fertig, und ließen sich auch nicht im mindesten in ihrer sorgenlosen Haltung stören. Sie konnten nicht begreifen, wie nicht die ganze Welt eben warten müsse, bis es ihnen bequem sey, auf der Stelle zu erscheinen. Die versammelten Rathsherren fingen an, ungeduldig zu werden, und auch die Haufen der Zuschauer zeigten Unzufriedenheit, und machten sich auf einen kleinen Sturm gefaßt. Allmählig sah man sie in weiter Entfernung mit langsam feierlichem Schritte herbeikommen. Von einer Stelle zur andern wurde Halt gemacht, und unter mancherlei Ceremonien die unsichtbare Geisterwelt besprochen. Sie kamen wieder näher, gingen wieder zurück, liefen in großen Umkreisen umher, und schienen sich in dieser Zögerung wohl zu gefallen; endlich rückten sie zum Kreise herbei, blickten mit einer Gravität, die sich durch nichts stören ließ, im Gerichtshofe umher, und schienen zu sagen: „Ihr müßt eben warten, bis es uns wohl gefällt!" bis sie endlich mit unbeweglichen Gesichtszügen die Pfeifen im Munde von ihren Stellen Besitz nahmen.

Unter großen Feierlichkeiten wurde jetzt die Freundschafts-Pfeife an einem vier Fuß langen Rohre von Mund zu Mund umher geboten, und vom Präsidenten an bis zum Letzten der versammelten Häuptlinge hinab zog Jeder mit einer Feierlichkeit, als ob das ganze Geschäft mit Tabaksdampf abgemacht werden müsse, seine Rauchwolke aus der Pfeife heraus.

Die Scene war in hohem Grade malerisch, und kaum dürfte je eine ähnliche Volksversammlung auf der weiten Welt zu finden seyn. Von dem hohen Weiß der europäischen Hautfarbe bis zum rein indianischen Blutroth hinab waren in wunderbarer Abstufung alle Schatten von Farbenmischungen der Haut in derselben anzutreffen. Alle wilden Indianer stellten sich ganz nackt, nur mit einem kleinen Gürtel um die Lenden, auf dem Platze ein. Viele derselben hatten das Aussehen, als ob sie vom Tag ihrer Geburt an nie gewaschen und gekämmt worden wären. Nicht Wenige derselben hatten sich mit einem Gemisch von Farben übertüncht, Einige waren schimmernd roth, und Andere so schwarz, wie die Schatten der Unterwelt; Einige waren nur auf der einen Seite roth, und auf der andern schwarz, und wohl hätte der geschickte Pinsel eines Malers hier das treffendste Bild einer Versammlung des Todtenreiches finden dürfen. Ein Jeglicher hatte neben seiner Pfeife, Pfeil und Bogen mit einem Wurfspieße, in der Hand, und dieser Wurfspieß ist nicht selten zu einer Tabakspfeife eingerichtet.

Allein es hatte sich in einer andern Abtheilung der Versammlung auch ein anderer Haufen von Indianern stille niedergesetzt, deren Kleidung, Gesichtszüge und ganzes Benehmen den würdigsten Anstand des civilisirten Lebens verriethen. Sie sahen sämmtlich als Menschen aus, die sich selbst achteten, und auch die Achtung Anderer zu gewinnen wußten. Ihr ganzes Benehmen würde in jeder Parlaments-Sitzung für würdig gehalten worden seyn. Es waren die christlichen Indianer, die ich früher oft im Staate Neu-York in ihren Dörfern gesehen hatte, und die ich jetzt erst bei diesem schneidenden Contraste ihren wilden Volksgenossen gegenüber in ihren wahren Vorzügen hochachten lernte. Beide Theile hatten die nämliche Hautfarbe, und waren sichtbar Sprößlinge desselben Volksstammes. Aber hier war eine Klasse derselben durch solche Merkmale körperlicher und geistiger Ueberlegenheit vor den Uebrigen

ausgezeichnet, daß der Unterschied zwischen ihnen und ihren wilden Waldbrüdern ungleich stärker hervortrat, als wenn in allen Ländern Europas der Geringste im Volke neben den Höchsten hingestellt würde. Während der ganzen Rathssitzung, die acht Tage nach einander fortgesetzt wurde, trat die Achtungswürdigkeit und Vertrauenswürdigkeit dieser christlichen Indianer durch ihr sittlich-reines, verständiges und wahrhaft edles Betragen mit jeder Stunde herrlicher hervor. Wenn irgendwo, so lag im Bilde dieser Versammlung der glänzendste Triumph des Christenthums. Ich durfte mich geehrt und glücklich fühlen, daß mir ein Sitz in ihrer Mitte angewiesen worden war, denn ich durfte gewiß seyn, gegen alles Rohe und Sittenlose der Versammlung eine Sicherheitsstätte in ihrem Kreise gefunden zu haben.

Die ganze Zahl von Indianer-Häuptlingen, die als Repräsentanten ihrer Stämme den Rath bildeten, belief sich auf etwa dreißig Abgeordnete, durch welche die christlichen Stämme der Stockbridge, der Oneidas und der Brothertons auf der einen, und die wilden Stämme der Menomenies, Winnebagus und Tschippeways-Indianer auf der andern Seite vertreten wurden. Alle diese Stämme sprechen eben so viele verschiedene Indianersprachen, die Brothertons ausgenommen, welche allein englisch reden. Natürlich mußten alle Vorträge und Verhandlungen der Versammlung in jegliche dieser Sprachen übersetzt werden. Wenn z. B. die Regierungs-Abgeordneten redeten, so mußten ihre Reden aus dem Englischen in die beiden Sprachen der Neu-York (christlichen) Indianer, und durch die französische Sprache in die Mundarten der Menomenies und Winnebagus übergetragen werden, da es an einem Dolmetscher gebrach, welcher zugleich aus dem Englischen in diese beiden Dialekte übersetzen konnte. Dieselben Umwege durch vier bis sechs verschiedene Sprachen

hindurch

hindurch mußte die Dolmetschung nehmen, wenn einer der Indianer-Häuptlinge das Wort nahm. Es läßt sich leicht denken, daß durch diese vervielfältigten Uebertragungen ein Satz des Redners am letzten Ende eine ganz andere Gestalt bekam, als wie derselbe aus seinem Munde geflossen war, und daß auf diesem Wege immer wieder eine babylonische Sprachenverwirrung entstand, die nur schwer einen Faden aus dem Labyrinthe finden ließ.

Unstreitig waren die von den Indianer-Häuptlingen aus dem Stegreife gehaltenen Reden noch das Merkwürdigste, was einem fremden Zuschauer im Kreise dieser Versammlung entgegen trat. Der Sprecher waren von beiden Seiten viele, welche bald längere, bald kürzere Ansprachen vor dem versammelten Rathe hielten. Die Vorträge der christlichen Indianer waren mild und schmucklos; da sie sich mit Recht in ihrer Sache stets auf die feierlichen Verträge beriefen, welche sie mit der amerikanischen Regierung und durch diese mit den Indianerstämmen des Nordwestens abgeschlossen hatten, so blieb ihnen nicht viel zu sagen übrig. Der ehrwürdige Häuptling der Stockbridge-Indianer, John Metoxen, ein kräftiger Mann von 60 Jahren, der als Mensch und als Christ der Hochachtung seiner Zeitgenossen werth ist, eröffnete mit edler und würdevoller Haltung das Anliegen der christlichen Indianer vor der Versammlung mit folgender Rede, nachdem er zuvor ein geschriebenes Dokument auf den Rathstisch niedergelegt hatte:

„Brüder, sprach er, höret was ich zu sagen habe. Dank dem großen Geist, der uns in Gesundheit und Frieden zusammengebracht hat. Wir ehren unsern großen Vater, den Präsidenten, in unsern Herzen. Wir freuen uns, Euch, seine Kinder und unsere Brüder, bei der Hand zu fassen. Möge die Kette der Freundschaft, welche uns so viele Jahre zusammengebunden hat, was so

lange zusammenketten, als die Sonne über der großen See auf-, und in unsern Wäldern untergeht."

„Brüder, Ihr wisset, wie wir immer Freunde unseres großen Vaters gewesen sind, der uns versprach, unsere Feinde von uns abzuhalten, wenn wir ihm helfen wollen, seine Feinde von ihm abzuhalten. Wir lebten zuerst unter seinem Schatten im Ostlande mit unsern Brüdern im Staate Neu-York, und da unser großer Vater sagte: es wäre besser für uns, hieher zu kommen, so gehorchten wir seiner Stimme und kamen. Dabei versprach er uns, er werde es nicht mehr gestatten, daß der weiße Mann uns länger beunruhigen dürfe. Er wünschte, wir sollen Land kaufen von unsern Brüdern, den Menomenies und Winnebagus, uns unter denselben niederlassen, und sie die guten Wege des weißen Mannes lehren: wie sie Korn pflanzen, Häuser bauen, ihre Kleider machen und andere gute Dinge treiben sollen. Unser Vater sagte: dieses Land, das wir gekauft haben, solle uns und unsern Kindern für immer gehören, er werde seine weißen Kinder nie unter uns kommen lassen, um unsern Nachbarn starkes Wasser zu verkaufen und sie zu verführen, daß sie ihnen ihr Land geben; die großen Seen sollen immer eine Mauer seyn zwischen uns und ihnen; er wolle fromme Männer zu uns senden, die uns lehren, was wir brauchen; er wolle uns Pflüge geben und Werkzeuge, um Korn zu pflanzen. Wenn einer der Stämme sich gegen uns erheben und Zank anfangen wolle, so werde unser großer Vater seinen langen Arm ausstrecken, und mit seinem Munde reden und zu ihnen sagen: Seyd stille! Und so sollen wir hier Alle unter seinem Schatten im Frieden leben, mit einander aufwachsen, und eine große Nation werden, wie die weißen Leute, und am Ende unseren eigenen großen Vater haben, der mit ihm, dem Präsidenten, im Frieden leben werde."

„Brüder! Da wir unsern großen Vater für einen wahrhaftigen und ehrenwerthen Mann hielten, der sein

Wort nie brechen werde, ſondern einen ſtarken Arm habe, das Wort wahr zu machen, ſo glaubten wir Allem, was er uns geſagt hat. Wir ließen ſeine weißen Kinder unſer ſchönes Land und unſere Wohnungen im Staate Neu-York wegnehmen, und wir ſelbſt nahmen unſere Weiber und unſere Kinder in unſere Arme, und kamen über die großen Seen hieher, um am Fuchsfluſſe zu leben. Wir zündeten das Rathsfeuer an, und machten Friede mit unſern Brüdern, den Winnebagus und Menomenies. Wir gaben ihnen Geld für ihr Land. Sie ſagten, ſie ſeyen froh uns zu ſehen, und daß wir gekommen ſeyen unter ihnen zu leben, und daß wir Alle nur Ein Volk ſeyn wollen. Sie verſprachen die Jagd und Fiſcherei fahren zu laſſen, und gleich uns Korn zu bauen, und daß ihre Weiber ſpinnen ſollen, wie unſere Weiber thun, und daß wir miteinander ſo gut und ſo groß werden wollen, wie die weißen Leute. Wir waren Alle einverſtanden, und unſer aller Herz war voll Freude."

„Brüder! Wir dachten nicht, unſer große Vater, der Präſident Monroe, werde ſo bald ſterben, oder daß ein Anderer an ſeine Stelle kommen werde, der vergeſſen würde, was er verſprochen hatte. Wir dachten nicht, daß unſer jetzige große Vater ſo viele Papiere auf ſeinem Schreibpulte liegen habe, daß er das Papier nicht mehr finden konnte, auf welchem ſein Vertrag mit uns geſchrieben ſteht."

„Ihr ſehet, Brüder, der weiße Mann iſt hier; er hat ſtarkes Waſſer gebracht, um es unſerem Volke, den Menomenies, den Winnebagus und den Tſchippeways zu verkaufen, damit ſie toll werden und mit einander Händel anfangen. Der Indianer kann zu Allem verführt werden, wenn er ſtarkes Waſſer ſieht. Es macht ihn wahnſinnig, er wird nicht mehr arbeiten, er wird ſein Weib und Kind ſchlagen, er wird ſelbſt morden, wenn er auch am andern Tag vor Gram darüber vergehen ſollte. Es iſt kein Friede, ſo lange der Indianer

starkes Wasser bekommen kann, und Alles geht schlecht. Hat uns doch unser große Vater versprochen: der weiße Mann soll nicht mehr hieher kommen, um starkes Wasser zu verkaufen. Aber Ihr sehet, Brüder, schon ist eine große Anzahl der weißen Leute in unser Land gekommen, um hier zu leben. Sie sagen uns, sie werden bleiben, es sollen deren noch mehr kommen, sie wollen unser Land haben, und wir müssen an den Missisippi auswandern. Alles dieses macht uns sehr betrübt.

„Wir lebten im Frieden mit den Winnebagus und den Menomenies und allen Stämmen des Nordwestens, unser Rathsfeuer brannte gut und ist niemals ausgegangen. Aber als wir friedlich um dasselbe herum saßen, und die Freundschaftspfeife mit unsern Brüdern rauchten, kam der weiße Mann herein, und warf einen großen Stein in das Feuer, und streute die brennenden Späne unter unsern Füßen und in unsern Kleidern umher, und rief aus: Es ist kein Friede! es ist Krieg! — Wir eilten unsern Hütten zu, und weinten vor Traurigkeit, und seitdem ist kein Friede mehr. Der weiße Mann will uns nicht mit unsern Brüdern vom Frieden reden lassen. Er sagt unsern Brüdern: wir seyen ihre Feinde, und blos darum hieher gekommen, um ihnen ihr Land zu nehmen und sie fortzujagen. Sie sollen, sagt er, das Land wieder zurücknehmen, das sie an uns verkauft haben; sie können es jetzt an die Weißen wieder verkaufen, und es sich zum zweiten Mal bezahlen lassen, auch werden ihnen die Weißen viel mehr Geld dafür geben, als wir gegeben haben. Vor drei Jahren (1827) haben sie einen großen Sack voll Geld aus der Stadt Washington empfangen, um gerade das Land am Fuchsflusse wieder zu verkaufen, welches sie einst an uns verkauft haben. Wir wissen nicht, aus welchen guten Gründen ihnen dieses Geld gegeben worden ist, und wir sind deßhalb in großer Besorgniß."

„Brüder! ich habe nichts mehr zu sagen. Wir haben schriftlich aufgesetzt, was wir denken. Es ist Euch so eben vorgelesen worden, und liegt jetzt in Eurer Hand. Wir wünschen, Ihr möchtet über das nachdenken, was auf diesem Papiere geschrieben steht, daß Ihr es unserm großen Vater überbringen, und ihn in unserem Namen bitten möget, darüber nachzudenken. Wir wünschen, daß es gelesen werde von den Häuptlingen der großen Nation, welche in der Stadt Washington um das Rathsfeuer herum stehen, und daß auch sie darüber denken mögen. Wir verlangen nichts, als die Vollziehung ihres eigenen Vertrages, und warten mit Verlangen, die Antwort unseres großen Vaters und der Häuptlinge zu Washington zu vernehmen."

Die wilden Indianer verstehen sich ziemlich gut darauf, das Wenige, was ihnen bei der Rede zu Gebote steht, mit viel Kraft zu handhaben, und zeigen ein großes Geschick, aus der unbedeutendsten Kleinigkeit viel Lärmens zu machen. Sie sind gewohnt, mit einem Tone und mit Geberden, die alle Sinnen in Bewegung setzen, sich als Redner mit dem einzigen Worte: „Yerensotavakarangetawa" in der Versammlung einzuführen. Wenn man nun das Wort dolmetscht, so heißt es: „Die möglich größte Fidel" (eine Kirchenorgel, die er einmal in einer Rathsversammlung gesehen hat). Die Häuptlinge der Menomenies pflegten ihre Reden und jeden einzelnen Satz derselben mit einem lang gedehnten einsylbigen Worte anzufangen, welches das ganze Kehlvermögen des Redners in Bewegung setzte, und den Sinn hatte: „Ich bin da, höret zu!" Jetzt wurde jedes einzelne Wort unter dem heftigsten Geberdenspiel und mit einer betäubenden Stentorstimme langsam feierlich herausgetönt, gleich als ob das Schicksal der ganzen Welt von diesem Worte abhinge. Fand der Ausdruck den Beifall ihres Volkes, so folgte ihm ein lautes und tiefes Grunzen, das aus der tiefsten Kehlhöhle hervorkam, alsobald auf dem Fuße nach-

Dieſes Zeichen des Beifalls machte nun den Redner immer lebhafter, und er ließ ſich dadurch zu einer Begeiſterung hinauf ſteigern, die dem trunkenen Wahnſinne ähnlich war. Der Gedanke, der den Beifall des Volkes entlockte, beſtand oft in einer unbedeutenden Kleinigkeit. Aber die Indianer finden, wie die Kinder, meiſt an Kleinigkeiten ihr Vergnügen, und werden durch das Wirbeln eines Würfels ergötzt; indeß ſtehen ſie doch bisweilen auf, um ſich als Männer von der erſten Größe zu zeigen.

Der oberſte Häuptling der Winnebagus, welcher den Namen „Vierbein" darum führt, weil er an jedes Knie einen Fuchsſchwanz angehängt hat, welcher immer um ſeine Füße herum ſpielt, ſtand in der Verſammlung auf und ſprach:

„Brüder! höret meine Worte. Dank ſey dem großen Geiſte, der uns bis jetzt bewahret hat. Wir freuen uns, die Hände mit Euch zu ſchütteln; mögen wir lange die Freundſchaftspfeife rauchen! Ehe unſere Häuptlinge unſern großen Vater geſehen haben an der Stelle, wo er das große Rathhaus gebaut hat, kannten wir die große Nation nicht. Wir zogen einſt unſere kurzen Meſſer gegen ihre langen Dolche, griffen nach dem Tomohauk (Wurfſpieß) und ſagten: Wir wollen ihnen Allen die Haut vom Kopfe ziehen. Aber es waren ihrer zu viele für uns. Und als unſere Häuptlinge zurückkamen, und uns erzählten, was ſie geſehen hatten, ſo ſagten wir: Wir werden es nicht mehr wagen, unſere kleinen Meſſer gegen die langen Dolche wieder zu ziehen, und ſo wünſchen wir im Frieden zu leben."

„Brüder! ich habe die Bäume der Wälder gezählt, welche um den See meiner Väter rings herumſtehen. Als die Sonne in den Wäldern ſich zum Schlafe niederließ, ſchaute ich zur Thüre meiner Hütte hinaus, und zählte die Sterne. Aber als unſere Hauptleute zurückkehrten, ſagten ſie uns: Die weißen Leute könnet ihr nicht zählen! Brüder, mit dem weißen Manne wollen

wir nicht fechten; wir wünschen Frieden. Unsere Hauptleute erzählten uns von Euren dicken Hütten, alle in einem großen Haufen auf einander geworfen, so groß, daß einer eine große Reise machen muß, um herum zu kommen. Sie erzählten uns von Euren dicken Kanonen mit großen Flügeln, und wie sie Rauch auslassen und Donner von allen Seiten. Dieses Wort setzte uns in Schrecken; und wir wünschen Frieden. Unsere Hauptleute erzählten uns von Euren Kriegern, wie viele ihrer sind, und wie sie eben gerade vorwärts treiben und nicht springen, und, gleich dem Indianer, hinter einem Baume brüten. Sie sagten uns von Flinten so dick, daß ein Indianer sie nicht mit seinem Arm umfassen kann, und daß vier Pferde sie auf Rädern ziehen müssen, und daß wenn es feuert, es einen Lärm macht, wie der Donner, daß der Boden zittert und die Wolken auch. Brüder wir wünschen Frieden! Ich habe nicht mehr zu sagen."

Vierbein ließ sich in seiner Rede gar nicht in die Streitsache ein. Aus ihrem Inhalt darf man auf seinen Muth nicht schließen, denn er war ein Krieger von ausgebreitetem Ruhme. Er wünschte aufrichtig Frieden, weil er überzeugt war, daß seine Nation die Weißen nicht schlagen kann. Er ward für eine Säule der Staatsklugheit unter den Indianern gehalten, und hielt es bei diesem Anlasse fürs beste, mit nichts sagenden Höflichkeiten abzukommen.

Der Häuptling der Menomenies, der Tapfere genannt, antwortete auf Metoxens Rede in der Versammlung auf folgende Weise:

„Brüder! höret mich! Wir reichen Euch diese Hand, um Euch zu sagen, daß wir froh sind Euch zu sehen. Ihr seyd vom Aufgang der Sonne hieher gekommen. Wir danken dem großen Geist, der Euch glücklich über die dicken Wasser geführt und Euch in unser Land gebracht hat, diesen Mittelpunkt der Welt. Diese Hand ist unser Willkomm, Friede sey mit uns!

ſtarkes Waſſer bekommen kann, und Alles geht ſchlecht. Hat uns doch unſer große Vater verſprochen: der weiße Mann ſoll nicht mehr hieher kommen, um ſtarkes Waſſer zu verkaufen. Aber Ihr ſehet, Brüder, ſchon iſt eine große Anzahl der weißen Leute in unſer Land gekommen, um hier zu leben. Sie ſagen uns, ſie werden bleiben, es ſollen deren noch mehr kommen, ſie wollen unſer Land haben, und wir müſſen an den Miſſiſippi auswandern. Alles dieſes macht uns ſehr betrübt.

„Wir lebten im Frieden mit den Winnebagus und den Menomenies und allen Stämmen des Nordweſtens, unſer Rathsfeuer brannte gut und iſt niemals ausgegangen. Aber als wir friedlich um dasſelbe herum ſaßen, und die Freundſchaftspfeife mit unſern Brüdern rauchten, kam der weiße Mann herein, und warf einen großen Stein in das Feuer, und ſtreute die brennenden Späne unter unſern Füßen und in unſern Kleidern umher, und rief aus: Es iſt kein Friede! es iſt Krieg! — Wir eilten unſern Hütten zu, und weinten vor Traurigkeit, und ſeitdem iſt kein Friede mehr. Der weiße Mann will uns nicht mit unſern Brüdern vom Frieden reden laſſen. Er ſagt unſern Brüdern: wir ſeyen ihre Feinde, und blos darum hieher gekommen, um ihnen ihr Land zu nehmen und ſie fortzujagen. Sie ſollen, ſagt er, das Land wieder zurücknehmen, das ſie an uns verkauft haben; ſie können es jetzt an die Weißen wieder verkaufen, und es ſich zum zweiten Mal bezahlen laſſen, auch werden ihnen die Weißen viel mehr Geld dafür geben, als wir gegeben haben. Vor drei Jahren (1827) haben ſie einen großen Sack voll Geld aus der Stadt Waſhington empfangen, um gerade das Land am Fuchsfluſſe wieder zu verkaufen, welches ſie einſt an uns verkauft haben. Wir wiſſen nicht, aus welchen guten Gründen ihnen dieſes Geld gegeben worden iſt, und wir ſind deßhalb in großer Beſorgniß.“

„Brüder! ich habe nichts mehr zu sagen. Wir haben schriftlich aufgesetzt, was wir denken. Es ist Euch so eben vorgelesen worden, und liegt jetzt in Eurer Hand. Wir wünschen, Ihr möchtet über das nachdenken, was auf diesem Papiere geschrieben steht, daß Ihr es unserm großen Vater überbringen, und ihn in unserem Namen bitten möget, darüber nachzudenken. Wir wünschen, daß es gelesen werde von den Häuptlingen der großen Nation, welche in der Stadt Washington um das Rathsfeuer herum stehen, und daß auch sie darüber denken mögen. Wir verlangen nichts, als die Vollziehung ihres eigenen Vertrages, und warten mit Verlangen, die Antwort unseres großen Vaters und der Häuptlinge zu Washington zu vernehmen."

Die wilden Indianer verstehen sich ziemlich gut darauf, das Wenige, was ihnen bei der Rede zu Gebote steht, mit viel Kraft zu handhaben, und zeigen ein großes Geschick, aus der unbedeutendsten Kleinigkeit viel Lärmens zu machen. Sie sind gewohnt, mit einem Tone und mit Geberden, die alle Sinnen in Bewegung setzen, sich als Redner mit dem einzigen Worte: „Yerensotavakarangetawa" in der Versammlung einzuführen. Wenn man nun das Wort dolmetscht, so heißt es: „Die möglich größte Fidel" (eine Kirchenorgel, die er einmal in einer Rathsversammlung gesehen hat). Die Häuptlinge der Menomenies pflegten ihre Reden und jeden einzelnen Satz derselben mit einem lang gedehnten einsylbigen Worte anzufangen, welches das ganze Kehlvermögen des Redners in Bewegung setzte, und den Sinn hatte: „Ich bin da, höret zu!" Jetzt wurde jedes einzelne Wort unter dem heftigsten Geberdenspiel und mit einer betäubenden Stentorstimme langsam feierlich herausgetönt, gleich als ob das Schicksal der ganzen Welt von diesem Worte abhinge. Fand der Ausdruck den Beifall ihres Volkes, so folgte ihm ein lautes und tiefes Grunzen, das aus der tiefsten Kehlhöhle hervorkam, alsobald auf dem Fuße nach-

Dieſes Zeichen des Beifalls machte nun den Redner immer lebhafter, und er ließ ſich dadurch zu einer Begeiſterung hinauf ſteigern, die dem trunkenen Wahnſinne ähnlich war. Der Gedanke, der den Beifall des Volkes entlockte, beſtand oft in einer unbedeutenden Kleinigkeit. Aber die Indianer finden, wie die Kinder, meiſt an Kleinigkeiten ihr Vergnügen, und werden durch das Wirbeln eines Würfels ergötzt; indeß ſtehen ſie doch bisweilen auf, um ſich als Männer von der erſten Größe zu zeigen.

Der oberſte Häuptling der Winnebagus, welcher den Namen „Vierbein" darum führt, weil er an jedes Knie einen Fuchsſchwanz angehängt hat, welcher immer um ſeine Füße herum ſpielt, ſtand in der Verſammlung auf und ſprach:

„Brüder! höret meine Worte. Dank ſey dem großen Geiſte, der uns bis jetzt bewahret hat. Wir freuen uns, die Hände mit Euch zu ſchütteln; mögen wir lange die Freundſchaftspfeife rauchen! Ehe unſere Häuptlinge unſern großen Vater geſehen haben an der Stelle, wo er das große Rathhaus gebaut hat, kannten wir die große Nation nicht. Wir zogen einſt unſere kurzen Meſſer gegen ihre langen Dolche, griffen nach dem Tomohauk (Wurfſpieß) und ſagten: Wir wollen ihnen Allen die Haut vom Kopfe ziehen. Aber es waren ihrer zu viele für uns. Und als unſere Häuptlinge zurückkamen, und uns erzählten, was ſie geſehen hatten, ſo ſagten wir: Wir werden es nicht mehr wagen, unſere kleinen Meſſer gegen die langen Dolche wieder zu ziehen, und ſo wünſchen wir im Frieden zu leben."

„Brüder! ich habe die Bäume der Wälder gezählt, welche um den See meiner Väter rings herumſtehen. Als die Sonne in den Wäldern ſich zum Schlafe niederließ, ſchaute ich zur Thüre meiner Hütte hinaus, und zählte die Sterne. Aber als unſere Hauptleute zurückkehrten, ſagten ſie uns: Die weißen Leute könnet ihr nicht zählen! Brüder, mit dem weißen Manne wollen

wir nicht fechten; wir wünschen Frieden. Unsere Hauptleute erzählten uns von Euren dicken Hütten, alle in einem großen Haufen auf einander geworfen, so groß, daß einer eine große Reise machen muß, um herum zu kommen. Sie erzählten uns von Euren dicken Kanonen mit großen Flügeln, und wie sie Rauch auslassen und Donner von allen Seiten. Dieses Wort setzte uns in Schrecken; und wir wünschen Frieden. Unsere Hauptleute erzählten uns von Euren Kriegern, wie viele ihrer sind, und wie sie eben gerade vorwärts treiben und nicht springen, und, gleich dem Indianer, hinter einem Baume brüten. Sie sagten uns von Flinten so dick, daß ein Indianer sie nicht mit seinem Arm umfassen kann, und daß vier Pferde sie auf Rädern ziehen müssen, und daß wenn es feuert, es einen Lärm macht, wie der Donner, daß der Boden zittert und die Wolken auch. Brüder wir wünschen Frieden! Ich habe nicht mehr zu sagen."

Vierbein ließ sich in seiner Rede gar nicht in die Streitsache ein. Aus ihrem Inhalt darf man auf seinen Muth nicht schließen, denn er war ein Krieger von ausgebreitetem Ruhme. Er wünschte aufrichtig Frieden, weil er überzeugt war, daß seine Nation die Weißen nicht schlagen kann. Er ward für eine Säule der Staatsklugheit unter den Indianern gehalten, und hielt es bei diesem Anlasse fürs beste, mit nichts sagenden Höflichkeiten abzukommen.

Der Häuptling der Menomenies, der Tapfere genannt, antwortete auf Metozens Rede in der Versammlung auf folgende Weise:

„Brüder! höret mich! Wir reichen Euch diese Hand, um Euch zu sagen, daß wir froh sind Euch zu sehen. Ihr seyd vom Aufgang der Sonne hieher gekommen. Wir danken dem großen Geist, der Euch glücklich über die dicken Wasser geführt und Euch in unser Land gebracht hat, diesen Mittelpunkt der Welt. Diese Hand ist unser Willkomm, Friede sey mit uns!

Brüder! Sagt unserem großen Vater, daß wir ihn lieb haben, und daß wir alle Zeit thun werden, was er uns sagt. Lebt er in einem dicken Hause? Wir sind froh, hinzugehen und ihn zu sehen. Sagt ihm, wenn er uns Geld senden will und uns verlangt, so wollen wir kommen. Auch wünschten wir, daß er uns Taback schicken möchte. Sagt ihm, wir schütteln die Hände mit ihm in unsern Herzen.

Brüder! Wir sind froh, daß Ihr gekommen seyd unsern Streit zu schlichten. Wir, die Menomenies und Winnebagus, wir haben keine Gelehrsamkeit wie unsere Brüder hier vom Aufgang der Sonne (die christlichen Indianer). Wir können nicht wie sie unsere Gedanken aufs Papier setzen. Wir verlangen, daß Ihr uns einen gelehrten Mann gebet, der uns lieb hat, und uns sage, was das Papier meint, und uns rathe, was wir thun sollen. Denn unsere Brüder von Sonnenaufgang wissen mehr als wir, und sie haben uns betrogen. Sie haben mehr Land bekommen, als wir an sie verkauft haben. Wir wünschen, daß Ihr ihnen saget, wie viel sie haben sollen. Sagt ihnen, sie sollen es uns zurückgeben, und wir wollen es an unsern großen Vater und an unsere weißen Brüder hier verkaufen, die unsere Freunde sind, und uns einen schönen Preis an Kleidern und Tabak dafür geben wollen. Wir lieben unsere weißen Brüder hier, und wünschen, daß sie bei uns bleiben. Sie verkaufen an uns, was wir brauchen, und nehmen dagegen unsere Häute.

Brüder! Möge der große Geist Euch bewahren. Dieß ist Alles."

Der Wunsch: einen Rechtsbeistand in der Versammlung zu haben, wurde ihnen gewährt, und der oberste Friedensrichter der Regierung, der sich bereits im Lande niedergelassen hatte, dafür bestellt.

Nun trat ein junger christlicher Häuptling der Oneidas, David Bread (Bred) vor die Schranken,

und sich an die Abgeordneten der amerikanischen Regierung wendend, sprach er Folgendes:

„Brüder! Ich habe nicht viel zu sagen. Es freut mich, daß Euer Volk und mein Volk nur Eine Religion haben. Wir vernehmen denselben großen Geist, wir lieben denselben HErrn Jesum Christum, den Heiland der Sünder. Der weiße Mann hat uns diese Erkenntniß des wahren Gottes gebracht, und uns gezeigt, wie wir selig werden können; und dafür sind wir von Herzen dankbar. Wir preisen den großen Geist, der uns jetzt zusammengeführt hat. Möge Er uns auf dem rechten Weg bewahren, daß wir einander lieben, und nichts beschließen, was ihm mißfällig ist.

Brüder! Was unser Bruder, der Stockbridge-Häuptling gesprochen hat, das ist wahr. Ich habe mit Freuden gehört, was er gesagt hat. Ueberdieß haben wir Euch unsere Gedanken auf diesem Papier ausgesprochen. Wir wünschen, Ihr möget überlegen, was wir geschrieben haben, und es mit Euch nehmen zu unserem großen Vater, und zu den Hauptleuten seiner Nation, damit sie es betrachten und uns unser Recht zurückgeben mögen.

Brüder! Ich wollte nicht sprechen, aber es wurde verlangt, daß einer aus meinem Stamme auch ein Wort rede. Wir sind alle traurig gemacht; wir sind in großer Unruhe, wir wissen nicht, was wir thun sollen. Der weiße Mann ist über uns gekommen und nimmt uns unser Land hinweg. Wir zogen hieher um vom weißen Mann los zu seyn, aber er folgt uns nach, wohin wir gehen. Wir sind muthlos geworden. Der weiße Mann hat den Frieden zwischen uns und unsern Brüdern hier im Nordwesten zerbrochen, und will nicht haben, daß wir wieder zusammen kommen sollen. Wir können nicht thun, was wir so gerne thun möchten, denn der weiße Mann will nicht haben, daß wir einen Einfluß haben sollen auf die Brüder unseres Volkes. Er füllt unserm großen Vater das Ohr mit lauter

bösen Geschichten, und schon hat er uns bedroht, uns ganz fortzujagen.

Brüder! Es war uns ehemals ganz wohl im Staate Neu-York, als wir von den Weißen umgeben waren. Dort hatten wir gutes Land, wir pflanzten Korn, wir lernten die guten Wege unserer weißen Nachbarn, wir hatten Wohnungen für unsere Familien und ein Haus Gottes. Dort genossen wir den Schutz der Gesetze. Wenn der weiße Mann uns Böses zufügte, so sagten wir es unserm großen Vater (der Obrigkeit), dieser war alsobald bei der Hand und schaffte uns Recht. Aber hier kann der weiße Mann uns alles Böse zufügen, und es ist keine Hülfe für uns. Wir kamen hieher, weil wir wünschten, für uns selbst zu seyn, und ein besonderes Volk der Indianer zu bilden. Unser Vater, der Präsident Monroe, versprach uns, daß seine weißen Kinder nie uns nachkommen sollen. Er sagte: Er möchte uns gerne im Frieden und Wohlseyn allein leben sehen, es sey besser für uns hieher zu ziehen, als im Staate Neu-York zu leben, er wolle immerdar an uns denken, und uns beschützen mit seinem starken Arm. Aber Brüder, wir erinnern uns, was in Eurer Bibel geschrieben steht, die auch unsere Bibel ist: „Da kam ein anderer König auf im Lande, welcher Joseph nicht kannte.“ Auch denken wir daran, daß einst der König Ahab Naboths Weinberg verlangte. Und Naboth sprach: „Das lasse der HErr ferne von mir seyn, daß ich dir meiner Väter Erbe geben sollte.“ Aber wir haben, um des lieben Friedens willen, das Erbe unserer Väter hingegeben, weil unser großer Vater sagte: er brauche es für seine weißen Kinder. Ahab sprach zu Naboth: Ich will dir einen bessern Weinberg dafür geben. So sprach auch unser Vater, der Präsident, zu uns, und er versicherte uns, daß er ihn für uns und für unsere Kinder zu jeglicher Zeit vertheidigen wolle. Nun, wir klagen nicht über den Weinberg, er ist gut genug. Allein Ahab braucht ihn auch, und wir sind jetzt den

Grausamkeiten und Plünderungen seines Volkes mehr als je zuvor preisgegeben.

Brüder! Wir können uns nicht mehr bewegen. Sagt unserem großen Vater, daß unsere Herzen bluten über das Betragen seiner weißen Kinder und daß wir keinen Frieden haben. Dieß ist auch Alles, was ich zu sagen habe!"

Acht Tage lang wurde die Sache hin und her gezogen, ohne zu irgend einem andern Beschlusse zu gelangen, als daß die Indianer-Häuptlinge nach Washinton ziehen sollen, um die Entscheidung ihrem großen Vater daselbst vorzulegen. Freilich war die Sache schon längst daselbst vom Präsidenten der vereinigten Staaten und seinen Räthen vollkommen ausgemacht; die Entscheidung bestand darin, daß die Indianer Haus und Hof und ihre angebauten Fluren verlassen, und jenseits des Mississippistromes in der Wildniß vorerst eine neue Heimath aufsuchen sollen. Am Schlusse der Berathungen am Fuchsflusse hielt der alte ehrwürdige Häuptling, John Metoxen, vor dem Auseinandergehen der Rathsversammlung noch folgende merkwürdige Ansprache:

„Brüder! Ich spreche jetzt zum letzten Mal zu meinen weißen und rothen Brüdern und zu Allen, welche hier sind. Ich bin ein alter Mann, und mein Geist wird bald bei den Geistern meiner Väter sich befinden. Viele Jahre lang stand ich an der Spitze meines Volkes. Ihre Noth lag mir auf dem Herzen. Als ich vor ihnen her von Neu-York nach Greenbay zog und ihnen sagte: sie sollen jetzt ihre Hütten am Grande Kawkawlin aufschlagen, so dachte ich, sie würden Frieden haben und ich werde nun im Frieden zu meinen Vätern hinfahren. Aber ich sehe nun, daß ich ohne diesen Trost in das Grab hinabsteigen muß. Es ist kein Friede. Alle Verhandlungen dieser Rathsversammlung zeigen, daß es für mein Volk keine Ruhe

gibt, da sie doch um des Friedens willen hieher gezogen sind.

Ich wünsche noch ein Wort zu den Winnebagus und Menomenies zu sprechen. Brüder! Es ist nicht gut, daß der weiße Mann zwischen uns getreten ist, und uns auseinander hält. Ehemals rauchten wir im Frieden mit einander. Wir kamen vom Aufgang der Sonne her, und ersuchten Euch, uns eine Heimath zu geben. Wir sagten Euch: es sey keine Heimath mehr für uns an den Gräbern unserer Väter zu finden, denn der weiße Mann sey dorthin gekommen. Ihr nahmet uns bei der Hand und sprachet: Wir sind froh, Euch zu sehen. Hier ist unser Land, kommt und lebt unter uns. Wir sagten zu Euch: Gebet uns ein Land, welches wir das unsrige nennen können, und wir wollen Euch dafür bezahlen. Ihr thatet also, und wir machten einen Bund. Wir sprachen: der weiße Mann soll nicht mehr hieher kommen; und unser großer Vater, der Präsident, sprach: Meine weißen Kinder sollen Euch nie beunruhigen. Wir lebten im Frieden mit einander, bis der weiße Mann kam. Er, Brüder, er hat Euch böse Dinge gesagt. Er hat Euch Sachen glauben gemacht, die nicht wahr sind. Er will euer Land und nicht wir. Wir waren übereingekommen, ihn von uns abzuhalten; aber er spaltete uns, und jetzt ist kein Friede mehr. Er wird unser Land nehmen und das eurige dazu; und was sollen dann unsere Kinder thun? Brüder, kommt doch zu uns zurück. Lasset uns wieder die Pfeife rauchen. Wir sagten Euch von den Wegen des weißen Mannes, daß er eine Schlange ist im Grase; daß er beißt und zerstört, wenn wir es nicht sehen. Er hat große Macht, und wird die Indianer wegjagen und ihr Land unter seine Kinder austheilen. Das sagten wir Euch, und Ihr sehet jetzt, daß unser Wort wirklich eingetroffen ist. Der weiße Mann ist gekommen und hat seine Hütte am Fuchsflusse aufgeschlagen, und jedes Jahr reißt er unseres

Landes mehr an sich. Zuerst sprach er gar süße Worte, nun spricht er wilde Drohworte, weil er die Macht bekommen hat. Brüder, kommt zu uns zurück. Wir wollen Ein Volk seyn, wir wollen uns vereinigen gegen den weißen Mann und unsern großen Vater bitten, daß er ihn wegnehme. Dann werden wir Frieden haben und keine Störung mehr. Ich versichere Euch der Liebe und der Treue unserer Stämme, sie ist wahrlich nicht verrostet, sie ist noch gut.

Ich spreche noch einmal zu meinen weißen Brüdern. Ihr werdet mir es nicht übel aufnehmen, daß ich die Wahrheit geredet habe. Ihr habt ja selbst gesehen, Brüder, seit dem Ihr hieher nach Greenbay gekommen seyd, daß das Wahrheit ist, was ich so eben zu den Menomenies und Winnebagus gesprochen habe. Wir haben Euch gezeigt, welche Zusage uns Euer und unser große Vater gemacht hat. Wir machen Euch zu Zeugen an diesem Tage. Ihr sollt unserem großen Vater und seinen Hauptleuten, Ihr sollt Gott bezeugen, daß Alles Wahrheit ist, was wir gesagt haben. Es thut mir leid, Brüder, daß es nicht in Eurer Gewalt stand, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir danken Euch für eure guten Absichten. Ihr saget, Eure Instruktionen gestatten Euch nicht, die vorliegenden Verträge zur Regel der Entscheidung zu machen. Wir haben unsere Ländereien im Ostlande verlassen, und sind im Vertrauen auf diese Verträge hieher gezogen; wir haben in denselben eine volle Gewährschaft für unsere Schritte zu finden geglaubt. Wenn man auf sie sich nicht verlassen darf, so wissen wir nicht, auf was wir uns in unserem Vaterlande sollen verlassen können. Ihr bietet uns an, im Namen unseres großen Vaters einen neuen Vertrag mit uns abzuschließen. Aber machet doch zuerst den alten Vertrag gut, Brüder, und wenn wir alsdann etwas weiter brauchen, so werden wir Gründe haben, einem Neuen unser Zutrauen zu schenken. Bis dieß geschehen ist, können wir nicht

wünſchen, einen andern Vertrag zu machen. Beſſer iſt es, Brüder, gar keinen zu haben, als wenn beide Partheien denſelben nicht halten wollen. Wir ſind betrogen worden, und das iſt nicht gut. Wir wünſchen nicht noch einmal betrogen zu werden.

Brüder! Etwas Gutes haben wir von dem weißen Manne gelernt; es beſteht darin, daß wir jetzt auf den Gott des weißen Mannes vertrauen dürfen. Wir glauben, daß Er der allein wahre Gott iſt, und der Gott aller Menſchenſtämme. Wir fühlen, daß wir es jetzt mehr als je nöthig haben, auf Ihn allein unſer Vertrauen zu ſetzen. Man hat uns Unrecht gethan, und ich weiß nicht, welche neue Ungerechtigkeiten das Schickſal meines Volkes erwartet. Ich werde mit dem Gedanken an die Worte jenes Sohnes, des Königs Davids, zu Grabe gehen, welche ich in dem Buche geleſen habe, das dem Vater meines Vaters von Euers Vaters Vater weit jenſeits des großen Salzmeeres zum Geſchenk gemacht worden iſt: „Und ich wandte mich, ſpricht Salomo, und ſah an alle, die Unrecht leiden unter der Sonne, und ſiehe, da waren Thränen der Unterdrückten, und ſie hatten keinen Tröſter; und von der Hand ihrer Unterdrücker Gewaltthätigkeit, und ſie hatten keinen Tröſter. Da pries ich die Todten, die längſt geſtorben, glücklicher als die Lebendigen, die noch das Leben hatten.“ (Pred. 4, 1. 2.) Gott iſt Zeuge unſerer alten Bündniſſe, ſo ſchloß der edle Indianer, indem er die Augen zum Himmel emporhob, Gott iſt Zeuge, wie ſie gehalten worden ſind, und Gott wird uns vergelten nach unſern Werken.

Brüder! Ich bin fertig.“

Eilfter Abschnitt.

Gewaltsame Versetzung sämmtlicher Indianerstämme der vereinigten Staaten in die Wildnisse des Westens, jenseits des Missisippistromes.

Die bisher erzählten Verhandlungen der Regierungs-Abgeordneten zu Greenbay schienen keinen andern Zweck zu haben als den, die gewaltsamen Maßregeln der nordamerikanischen Regierung gegen die Indianerstämme zu verdecken, oder der Ausführung derselben den Schein einer freiwilligen Auswanderung von Seiten der Indianer zu verschaffen. Noch ehe diese Abgeordneten nach dem Nordwestgebiete abgesendet worden waren, hatte bereits im Frühling zuvor auf den Antrag des Präsidenten der Congreß zu Washington das Schicksal sämmtlicher Indianerstämme in den vereinigten Staaten entschieden. Es war nämlich von dem Präsidenten dem Congresse der Antrag zur Entscheidung vorgelegt worden, daß ihm eine halbe Million Thaler bewilligt werden solle, um mit diesem Gelde die Räumung sämmtlicher Indianerstämme aus dem Gebiete der Freistaaten zu bewerkstelligen. Zwar war bei der Berathung dieses Antrages ein heftiger Kampf im Congresse entstanden. Im Volke selbst legte sich eine allgemeine Theilnahme für die mißhandelten Indianer zu Tage, und aus allen Theilen des Landes liefen Petitionen bei dem Congresse ein, welche diese Maßregel in den ernstlichsten Ausdrücken mißbilligten, und die Zurücknahme derselbigen verlangten. Aber dennoch ging sie mit geringer Mehrheit im Congresse durch; das Schicksal der Indianer war für immer entschieden, und schon hatte der Staat Georgien gewaltsame Hand an sie gelegt, die Chirokesen-Nation, die seit undenklichen Zeiten in seinem Gebiete einheimisch gewesen war, ihrer Ländereien für verlustig erklärt, sie mit Gewalt aus dem Lande verjagt und zwei der

wackern Missionarien, welche unter den Chirokesen mit dem gesegnetsten Erfolge das Evangelium verkündigt und gegen diese ungerechte Maßregel der Regierung feierlich protestirt hatten, ins Gefängniß gelegt. Auf diese Weise war nun für weitere Verhandlungen der Indianer-Häuptlinge bei der Regierung zu Washington eben kein glücklicher Erfolg vorauszusehen, obgleich sie bereitwillig waren, vor ihrem letzten Untergange dieses letzte Mittel zu versuchen, und dem Congresse zu Washington ihre Bitten um Zurücknahme dieses Beschlusses vorzutragen. Es wurden deßhalb im Herbst 1830 von den christlichen Indianerstämmen des Nordwestgebietes, den Oneidas, Stockbridge-Indianern und Brothertons auf der einen, und den Menomenies und Winnebagus auf der andern Seite, Abgeordnete nach Washington abgesendet, um ihre Angelegenheit von dem Präsidenten entscheiden zu lassen. Die Vertreter der christlichen Indianerstämme, ein Williams, ein Daniel Bread, ein John Quiny waren sämmtlich Männer von ausgezeichneter Bildung, und unterschieden sich durch nichts als durch ihre indianische Gesichtsfarbe von den weißen Bürgern der Staaten. Sie sprachen sämmtlich das Englische vollkommen, und waren der freundlichen Aufnahme in den gebildetsten Familienkreisen Washingtons würdig.

Die Abgeordneten der wilden Stämme hatten ein ganz verschiedenes Aussehen. Sie waren mit ihren Weibern, Kindern und Töchtern im vollen Indianer-Aufzuge nach Washington gezogen. Ein Tuch über die Schultern geworfen, und mit einer Wampumschnur um die Lenden gebunden, der Kopf mit Federn geschmückt, der Körper mit Farben bemalt, der Tomahawk, der Bogen und Wurfspieß in der einen, und die unentbehrlichste Geräthschaft des Indianers, die große Tabakspfeife in der andern Hand, zogen sie mit ihren Familien durch die Straßen der Stadt. Ein wilder Indianer ändert seine Gewohnheiten nicht, wenn man ihn

auf

auf den Schauplatz der civilisirten Welt versetzt. Man hatte sie in einem Gasthofe der Stadt einquartirt, wo sie auf dieselbe Weise, wie auf dem heimathlichen Boden ihrer Waldhütten, ihr wildes Wesen fortsetzten. Ein Bett gebrauchen sie nie zum Nachtlager, sondern sie legen sich in ein Tuch eingehüllt auf den Boden nieder. Es war unterhaltend zu sehen, welchen Eindruck ein großer Spiegel ihres Zimmers auf ihre Gemüther machte. Anfänglich wandten sie sich bestürzt von seinem Anblicke hinweg, gleich als fürchteten sie ihre eigene Gestalt; nach und nach faßten sie Muth, blickten hinein, wurden wild und eilten erschreckt aufs neue davon. Allmählig wurden sie zutraulicher mit ihm; sie fingen an zu glauben, es sey ihr eigenes Bild, was aus dem Spiegel ihnen entgegenblicke, und konnten es nicht begreifen, auf welche Weise sie selbst, ihre Brüder und die Gegenstände um sie her so wundervoll verdoppelt werden könnten. Mit dem lauten Ausrufe „Umpf" machten sie jetzt einen Sprung in den Winkel des Zimmers, und belustigten sich über die sonderbaren Figuren, die ihnen aus dem Spiegel entgegenblickten. Am Ende lernten sie sich behaglich vor demselben niedersetzen, und ihre Gesichter mit Farbe zu beschmieren, da ihnen hiezu der Spiegel des Wassers gebrach.

Auch die Abgeordneten anderer Indianerstämme vom Westen und Süden, der Cherokesen, Creeks, Tschoctaws, Quawpaws und anderer Stämme, welche dem größten Theile nach zum Glauben der Christen sich bekannten, waren in derselben Angelegenheit im Winter 1830—1831 nach Washington gekommen, um in ihrem großen Jammer Rath und Hülfe bei dem Congresse zu suchen. Die Quawpaws waren von der Regierung aus ihren alten Besitzungen im Arkansas-Gebiete, westlich vom Mississippi, ausgekauft und genöthigt worden, sich noch tiefer in die Wildniß des Südwestens zurückzuziehen, und auf den Ebenen des rothen Flusses (Red-

river) sich niederzulassen, um denjenigen Indianern, welche aus den östlichen Gebieten der Staaten verdrängt werden sollten, Platz zu machen. Sie hatten an den neuen Stellen ihrer Auswanderung durch die Ueberschwemmungen dieses Flusses den ganzen Ertrag ihrer angebauten Felder eingebüßt, und ihr Volk war in der äußersten Gefahr, vom Hungertode aufgerieben zu werden. Das neue Ländergebiet, das ihnen die Regierung zur Entschädigung angewiesen hatte, wurde ihnen von den alten wilden Besitzern des Landes streitig gemacht, und sie wurden von denselben mit Tod und Zernichtung bedroht. Sie waren nach Washington gekommen, um ihrem großen Vater ihren Jammer zu klagen, und ihn dringend zu bitten, sie wieder zurückkommen zu lassen und ihnen ihr altes väterliches Erbtheil zurück zu geben. Aber die Heimath ihrer Väter, ihr rechtmäßiges Erbgut, war bereits von der Regierung an die weißen Kolonisten um bedeutende Geldsummen verkauft worden, und diesen Verkauf konnte und wollte die Regierung nicht wieder auflösen.

Auch die Cherokesen befanden sich zu Washinton, um ihr altes gutes Recht vor dem obersten Gerichtshofe der Staaten geltend zu machen. Schon waren ihre häuslichen und bürgerlichen Einrichtungen, und alle die schönen Anstalten, die sie freiwillig und aus eigenen Mitteln zur Verbreitung des Christenthums und christlicher Civilisation unter ihrem über 20,000 Seelen betragenden Volksstamme im Staate Georgien seit vielen Jahren aufgerichtet hatten, über den Haufen geworfen worden. Schon schmachteten seit einer Reihe von Monaten ihre beiden würdigen Lehrer, die Missionarien Worcester und Buttler, in einem harten Gefängnisse; die jährlichen Geldsummen, welche sie von frühern Länderabtretungen an die Staaten vertragsmäßig aus der Staatskasse erhalten sollten, waren ihnen zurückgehalten worden, um ihnen die Mittel zu nehmen, ihre Sache vor dem obersten Gerichtshofe zu füh-

Inhalt seiner Anrede war: „Wir Indianer haben uns bisher zu viel auf Menschen verlassen; wir fühlen nun, daß wir uns auf Gott verlassen müssen.“ Sein ganzes Benehmen war demüthig, offen und liebreich, und ließ einen tiefen Eindruck in den Herzen der Anwesenden zurück.

Zwölfter Abschnitt.

Einige Schlußbemerkungen über die bisher erzählten Thatsachen.

Wir bedauern, den beherzigungswerthen Mittheilungen, welche in den weiteren Abschnitten der lehrreichen Schrift des Herrn Colton enthalten sind, aus Mangel an Raum nur in allgemeinen Umrissen folgen zu können. Eine Hauptursache des höchst beklagenswerthen Beschlusses der nordamerikanischen Regierung gegen die zahlreichen Indianerstämme ihres Gebietes, durch welchen diese unausbleiblich in den Abgrund des leiblichen und geistlichen Unterganges hinabgestürzt werden, findet der Verfasser in den fortgesetzten ungerechten Eingriffen, welche seit der Entdeckung von Amerika mehrere europäische Regierungen sich auf die Rechte und Freiheiten dieser Stämme erlaubt haben, und die gänzliche Vernachläßigung ihrer sittlich religiösen und bürgerlichen Erziehung innerhalb des Bereiches derselben in den heranwachsenden Kolonien der europäischen Ansiedler. Es ist eine historische Thatsache, bemerkt derselbe, daß die amerikanischen Ureinwohner vom Anfange an ihrer Berührung mit den europäischen Ansiedlern aufs unverantwortlichste vernachläßigt wurden. Liegt es doch sonnenklar am Tage, daß die Letztern, indeß sie

unheilbar geworden, als daß der Congreß Lust haben konnte, in seinen letzten Sitzungen einen so entscheidungsvollen Feldzug zu beginnen; und der Antrag dieses edlen Menschenfreundes wurde demnach abgewiesen.

Auf diese Weise war der letzte Funke der Hoffnung verschwunden, den für die Rettung ihrer hinausgeworfenen Volksstämme die wackern Häuptlinge derselben bis jetzt noch in der Seele getragen hatten. Ehe sie indeß den Regierungssitz der vereinigten Staaten verließen, um ihren Landsleuten diese Trauerbotschaft zu überbringen, faßten sie den Beschluß, vor ihrer Abreise noch einen gemeinschaftlichen Buß-, Bet- und Fasttag zu Washington mit einander zu feiern. Statt des Verlustes des Erbtheiles ihrer Väter hatten diese Indianer wenigstens Einen Schatz davon getragen, die wahre Religion, und sie haben gelernt in den Tagen ihrer Trübsal von diesem Schatze den rechten Gebrauch zu machen. In dem vorliegenden Falle mußten sie ihre Zuflucht zu demselbigen nehmen gegen die, von welchen sie ihn zuvor empfangen hatten; nicht als wollten sie die Strafe Gottes über ihre Widersacher erflehen — Von diesem Gefühle waren sie weit entfernt — aber vielleicht kann sie Gott nur dann aus der Hand ihrer Dränger erretten, wenn er den Stolz derselben gedemüthiget und sie willig gemacht hat, Gerechtigkeit gegen ihre Brüder zu üben. Kann der Leidende in der Stunde seiner Trübsal, in welcher er sich flehend vor dem Throne Jehovahs niederwirft, kann er dem Allweisen die Wege und Mittel seiner Befreiung vorschreiben? O nein, er fühlt sein Elend und fleht um Hülfe auf dem Wege, welcher der Weisheit Gottes wohl gefällt. Dieß ist Alles, was er will und thut, und der Allmächtige wandelt seinen eigenen Pfad.

Ich (Colton) hatte bald von diesem Vorhaben der christlichen Indianer gehört, und die Nachricht ging mir wie ein Schwert durch meine Seele. Sie wollen nun, so mußte ich zu mir sagen, sie wollen nun vor

dem Throne Gottes weinen, weil all ihr Flehen vor dem Richterstuhl der Gewalthaber dieser Erde erfolglos geblieben ist. Sie wollen nun ihre Klagen in das Ohr dessen ausschütten, welcher sich der Unterdrückten erbarmet und die Unterdrücker bestraft. Da alle ihre Bündnisse zwischen ihnen und dem Volke zerrissen worden sind, das sich jetzt in die Erbschaft ihrer Väter getheilt hat, so wollen sie jetzt einen Bund schließen mit Dem, der Treue und Glauben hält, und die Sache der Unterdrückten zu Seiner Sache macht. Ich konnte nicht wünschen, daß sie an diesem Bußtage auch gegen mich und gegen mein Volk zum Himmel schreien, und thränenvoll im Staube zu Gott sprechen: Sey Du der Rächer unseres Unrechtes! wenn mein Volk diese Ungerechtigkeit auf sich geladen hat. Gibt es denn nicht unsichtbare Vorräthe der Strafgerechtigkeit, welche in den Vorrathskammern der Vergeltung des Allmächtigen für übermüthige Völker aufbewahret sind? Wo und an welchem zarten Faden mag nicht die Geisel der bürgerlichen Zwietracht aufgehängt sein, welcher gerade durch diese schreiende Handlung der Ungerechtigkeit, wer weiß wie bald, und von welcher unsichtbaren Hand geschwungen wird? Und wenn einmal in unserem Vaterlande dieser zarte Faden bricht, welche Hand ist stark genug, denselben wieder anzuknüpfen?

Diese armen Indianer hatten nun einmal einen Tag der Buße, des Fastens und des Gebets festgesetzt, an welchem sie ihre Sache vor dem Throne der Barmherzigkeit niederlegen wollten. Von der Erde hatten sie nichts mehr zu erwarten; fehlgeschlagene Hoffnungen aller Art hatten ihr Gemüth zu Boden gedrückt; sie wollten nun ihr verwundetes Herz vor dem Gnadenstuhle Gottes sammeln, sie wollten ihren zerschlagenen Geist mit einer neuen Art des Muthes bewaffnen, und ihr Auge aufheben zu den Bergen, von denen ihnen Hülfe kommt. Da ich an ein göttliches Vergeltungsrecht für alle Missethaten der Völker glaube, so hatte

ich sattsame Gründe zu wünschen, daß mein geliebtes Vaterland das Flehen dieser Indianer unter diesen Umständen fürchten möchte. Sie hatten jetzt zu einer Waffe ihre Zuflucht genommen, deren Streiche unsichtbar sind; sie hatten einen Feldzug begonnen, dessen Leitung sie der allwaltenden Hand des Ewigen anvertrauten. Ihre Widersacher konnten ihnen nicht auf demselben Boden begegnen, außer wenn auch sie weinend und bußfertig ihre schwere Schuld vor dem Throne des Ewigen beklagten.

Merkwürdig genug ward an demselben Tage, dem 5. Merz 1831, an welchem die christlichen Indianer-Häuptlinge ihren Bußtag feierten, zu Washington an der gewöhnlichen Stelle der Staatskanzlei die Anzeige angeschlagen, daß die Cherokesen-Nation gegen den Staat Georgien eine Klage vor dem obersten Gerichtshofe niedergelegt haben; diese Klage sey von demselben aufgenommen, und zur Verhandlung derselben ein Tag der künftigen Woche festgesetzt worden. Mitglieder der verschiedensten Indianerstämme aus dem Süden, Westen und Norden des Landes kamen an diesem Tage in feierlicher Andacht zusammen, um dem Gottesdienste beizuwohnen, und gemeinschaftlich vor dem Ewigen ihre Kniee zu beugen. Herr Prediger Williams vom Oneidastamme hielt die Predigt, und mehrere andere Indianer verrichteten, ein Jeglicher in der Sprache seines Volkes, ein demüthiges und inbrünstiges Gebet. Eine erschütternde, heilige Wehmuth waltete in der Versammlung, und die Gegenwart des Ewigen, welcher die Schicksale der Nationen leitet, ward von jedem Anwesenden tief empfunden.

Einer dieser Häuptlinge hatte am folgenden Tag mit einem Mitgliede des Oberhauses des Kongresses eine Zusammenkunft, der auch ich beiwohnte. Da er dieses Mitglied als einen frommen und gewissenhaften Mann kannte, so hatte er ihn zu besuchen gewünscht, und sprach nun mit ihm durch einen Dolmetscher. Der

Inhalt seiner Anrede war: „Wir Indianer haben uns bisher zu viel auf Menschen verlassen; wir fühlen nun, daß wir uns auf Gott verlassen müssen.“ Sein ganzes Benehmen war demüthig, offen und liebreich, und ließ einen tiefen Eindruck in den Herzen der Anwesenden zurück.

Zwölfter Abschnitt.

Einige Schlußbemerkungen über die bisher erzählten Thatsachen.

Wir bedauern, den beherzigungswerthen Mittheilungen, welche in den weiteren Abschnitten der lehrreichen Schrift des Herrn Colton enthalten sind, aus Mangel an Raum nur in allgemeinen Umrissen folgen zu können. Eine Hauptursache des höchst beklagenswerthen Beschlusses der nordamerikanischen Regierung gegen die zahlreichen Indianerstämme ihres Gebietes, durch welchen diese unausbleiblich in den Abgrund des leiblichen und geistlichen Unterganges hinabgestürzt werden, findet der Verfasser in den fortgesetzten ungerechten Eingriffen, welche seit der Entdeckung von Amerika mehrere europäische Regierungen sich auf die Rechte und Freiheiten dieser Stämme erlaubt haben, und die gänzliche Vernachläßigung ihrer sittlich religiösen und bürgerlichen Erziehung innerhalb des Bereiches derselben in den heranwachsenden Kolonien der europäischen Ansiedler. Es ist eine historische Thatsache, bemerkt derselbe, daß die amerikanischen Ureinwohner vom Anfange an ihrer Berührung mit den europäischen Ansiedlern aufs unverantwortlichste vernachläßigt wurden. Liegt es doch sonnenklar am Tage, daß die Letztern, indeß sie

den Boden von Amerika in Besitz nahmen und bevölkerten, die heilige Verpflichtung auf sich hatten, schon um ihres eigenen Vortheils willen, indem sie der fortgesetzten Gefahr feindseliger Beeinträchtigung und sittlicher Verwilderung durch diese Nachbarschaft ausgesetzt sind, noch mehr aber als schuldige Vergeltung für den abgetretenen Boden, für die bürgerliche und geistige Erziehung der niedergetretenen Indianerstämme die erforderlichen Anstalten zu treffen, um das Geschlecht derselben vor dem Untergange zu bewahren und der Entfaltung ihrer leiblichen und geistlichen Wohlfahrt keine Hindernisse in den Weg zu legen. Die Erfahrung aller Zeiten beweist, daß barbarische Völkerstämme als solche an der Seite einer civilisirten Nation nicht zu bestehen vermögen. Entweder müssen sie selbst zu gleicher Volksbildung sich erheben, oder zu Grunde gehen. Auch bedarf es nicht erst eines moralischen Beweises, um darzuthun, daß die Fremdlinge, welche das Land der Barbaren in Besitz nehmen, für die Wirkungen ihrer Ansiedlung unter denselben verantwortlich sind.

Aber in Amerika sind von Anfang an die Ureinwohner des Landes auf eine grausame Weise vernachläßigt worden. Zu keiner Zeit wurde von Seiten der Staatsbehörden irgend eine kräftige Maßregel für die Erhaltung und moralische Erziehung der Indianerstämme getroffen; vielmehr ließ man sie unter dem zernichtenden Einflusse, den die schnöde Habsucht und verworfene Lasterhaftigkeit vieler eingewanderter Fremdlinge auf sie ausübte, hülflos ihr armseliges Leben verschmachten; denn jemehr von ihrer Seite verloren ging, desto größer wurde der Gewinn für die weiße Nachbarschaft derselben. Dabei wurden sie unaufhörlich geschmäht und auf jegliche Weise zurückgedrängt. Nachdem man sie zuerst zu den Grausamkeiten eines wilden Krieges aufgereitzt hatte, so wurden tiefe und unzerstörbare Vorurtheile gegen sie nach allen Seiten hin verbreitet. Die träge und sorglose Lebensweise der Indianer wurde der

Unverbesserlichkeit ihrer Natur zugeschrieben, und allgemein als herrschende Volksansicht der Grundsatz verbreitet, daß sie ihres Schicksals werth seyen. Fast die ganze Welt war darin einverstanden, daß man sie besserungs- und hoffnungslos dahin schmachten und sterben lassen müsse, indeß es kaum einzelnen menschenfreundlichen Privatvereinen des Auslandes und der vereinigten Staaten gestattet war, unter den hemmendsten Nachtheilen etwas für die armen Indianer zu versuchen. So stumpfte sich nach und nach das Gewissen des Volkes zu dem Grade von Gefühllosigkeit herab, mit welchem man mitleidslos das Trauerspiel ihres gänzlichen Unterganges täglich vor Augen sah. Man hielt es für eine ausgemachte Sache, daß es sich nicht der Mühe lohne, einen Rettungsversuch für die zertretenen Indianerstämme zu machen, und der Schluß war leicht und natürlich, daß es sich mit den Rechten eines solchen unrettbaren Geschlechts ganz anders verhalte, als dieß bei den Rechten der weißen Einwanderer der Fall sey. Dieß ist von jeher die wahre Geschichte des immer wechselnden Schicksals der amerikanischen Ureinwohner gewesen. Selbst so lange die Regierung, wenigstens der Form und dem Scheine nach, an den errichteten Verträgen festhielt, und einige Brosamen ihres Wohlwollens auf die bürgerliche Ausbildung des Indianergeschlechtes zu verwenden schien, wurde in stufenweisem Fortschritte und in der weitesten Ausdehnung selbst von den Beamten der Regierung eine Kette von Ungerechtigkeiten um dasselbige geschlungen. Wie war es daher möglich, daß mitten unter einem Volke, unter welchem man sich solche Freiheiten gegen die Indianer öffentlich gestattete, das sittliche Gefühl für das, was man auch ihnen schuldig ist, geweckt und in Thätigkeit gesetzt werden konnte. So blieb zu jeder Zeit das Indianervolk ein armes und unglückliches Geschlecht, das zu unterdrücken man nie für eine große Sünde hielt.

Eine andere Ursache dieser traurigen Erscheinung ist der überwiegende Einfluß, den die Sklaverei auf den Gang der Angelegenheiten in den vereinigten Staaten ausübt. Es ist eine schmerzliche Wahrheit und zugleich ein tief beklagenswerthes Unglück, daß das Sklavenhalten in so weitem Umfange in den vereinigten Staaten noch immer stattfindet, und daß dieser unglückselige Umstand nicht blos über die Regierungen derjenigen Staaten, in welchen die Sklaverei stattfindet, sondern über die oberste Regierung des Staatenbundes bei allen Fragen, welche den Sklavenzustand betreffen, einen überwiegenden Einfluß ausübt, indem jene Staaten sehr zahlreich und immer so gewaltig sind, daß sie von Anfang an durch ihr Gewicht die Wagschale der Macht im Staatenbunde hinabgezogen haben. Bei diesem Zustande der Dinge ist es nicht schwer einzusehen, wie der Anblick von Hunderttausenden armer Negersklaven, welche mit Blut und Leben der leiblichen Wohlfahrt des freien Amerikaners täglich im Schweiße des Angesichtes fröhnen müssen, so wie der harte Sinn der gewaltigen Sklavenhalter selbst, auf die Schätzung der Indianerstämme und ihre stufenweise Unterdrückung zurückwirken mußte. Die Ursachen solcher Handlungsweise liegen klar am Tage. Welcher Staat war es denn, welcher zuerst die Maske abgeworfen und in öffentlicher Rathsversammlung die Verjagung der Indianer aus ihren Gebieten, und die Vertheilung ihres Bodens und ihres Eigenthums durch eine öffentliche Lotterie an die Bürger des Staates beschlossen hat? Ist es nicht Georgien, der älteste der Sklavenhaltenden Staaten, und der hartnäckigste Vertheidiger des Sklavenzustandes.

Aber wie ist es möglich, daß in Amerika, in der Republik der vereinigten Staaten eine solche unerhörte Ungerechtigkeit begangen werden durfte? Dieß ist eine natürliche Frage des Auslandes, welche allgemeines Erstaunen rege machen muß. Ist ein solches Ergebniß

etwa die vereinigte Zusammenwirkung der Landes-Institutionen? Ist es etwa der klare Anzeiger der Denkart des Volks? — Daß der Ruf Beider unter der Last dieses Ereignisses leiden muß, ist nicht weiter abzuwehren: allein billigdenkenden Beurtheilern der Dinge läßt sich leicht darthun, daß dasselbe trotz der gesetzlichen Einrichtungen des Landes, und trotz der bessern Denkart des Volkes durchgeführt wurde. Der Staat Georgien kam zu dem Beschlusse, seinen alten Streitigkeiten über das Cherokesenland innerhalb seines Gebietes mit einem Schlage ein Ende zu machen. Der nunmehrige Präsident der vereinigten Staaten ist mit Hülfe jenes Staates und einiger Andern, die dasselbe Interesse theilen, zur Macht gelangt, und ebendarum ist die Vermuthung natürlich, daß ein solches Verfahren gegen die Indianerstämme ein verstandenes war.

Wenn auf die Indianer, so fragt der Verfasser in dem letzten Abschnitte seiner interessanten Schrift, wenn auf sie von ihrer Versetzung jenseits des Missisippi kein Vortheil zurückfließt, wer gewinnt denn von derselben? und wie viel wird gewonnen? Gesetzt, es sollte sich in den künftigen Tagen nicht erweisen, daß bei dieser Staatsrechnung ein gewaltiger Fehler gemacht worden ist — ein Ergebniß, das in der Hand des allmächtigen Gottes liegt, welcher unter den Schaaren des Himmels und den Bewohnern der Erde regiert, und die Völker und Königreiche dieser Welt erniedrigt und erhöht, wie es Ihm wohlgefällt — so ist nicht schwer einzusehen, wer bei diesem Trauerspiele der Gewinner ist. In jedem Falle sind die unmittelbaren Gebietserwerbnisse und Wohlstandsmittel, welche aus dem Hinauswerfen der Indianer von ihrem väterlichen Erbtheile diesseits des Missisippi für die Gemeinheiten des amerikanischen Freistaates erworben werden, von unberechenbarem Umfang.

Alle Ländereien, welche vom Staate Georgien allein innerhalb seiner Grenzen bereits erworben worden sind,

und ferner erworben werden sollen; sind auf 25 Millionen Morgen urbaren Ackerlandes angeschlagen worden. Hievon hat der Staat vor seinem neuern Kampfe mit den Cherokesen bereits 20 Millionen Morgen erworben, und durch die gänzliche Vertreibung der Cherokesen fallen ihm noch weitere 5 Millionen Morgen urbaren Bodens zu. Die Landerwerbungen der Staaten: Alabama, Missisippi und Tenesse, so wie der Floridas, können auf nicht weniger als 40 Millionen Morgen Indianerboden angeschlagen werden. Das ungeheure Land, das die Halbinsel von Michigan und dem Nordwestgebiete in sich faßt, das erst vor wenigen Jahren noch beinahe ganz den Indianerstämmen gehörte, und wovon ihnen bald kaum noch ein Paar tausend Morgen für die Neu-York-Indianer zu Greenbay übrig bleiben wird, dieses ganze Land vermag ich kaum in Ueberschlag zu bringen, und es darf im mindesten auf 100 Millionen Morgen Ackerland angeschlagen werden; so wie in den übrigen, östlich des Missisippi gelegenen Staaten nach einem allgemeinen Ueberschlag 50 Millionen Morgen Indianerboden angenommen werden dürfen, welche nach dieser Ausleerung dem Staatengebiet eigenthümlich zufallen. Der ganze Morgenbetrag von Feldern, auf welchen bei dieser Staatsoperation die Rechtstitel der Indianerstämme diesseits des Missisippistromes innerhalb weniger Jahre vertilgt werden sollen, würde sich diesem allgemeinen Ueberschlage gemäß auf 215 Millionen Jucharten urbaren Bodens belaufen; und es ist mit Recht anzunehmen, daß der wahre Bodenbestand diese Summe noch beträchtlich übersteigt.

Der Preis, um welchen die Regierung an einwandernde Kolonisten, die jedes Jahr schaarenweise aus dem Auslande herbeiströmen, Land zu verkaufen pflegt, besteht in drei Gulden Reichsgeld, oder vier Schweizerfranken fünf Batzen, für den Morgen (Juchart) Landes, dem zufolge der Erlös aus diesen Ländergebieten für die Regierung sich auf 645 Millionen Gulden oder Schwei-

zerfranken 967,500,000 belaufen würde. Dagegen müßte der Preis, welchen die Regierung für diese abgetretenen Ländereien den Indianern bezahlt, so wie die Ausgaben ihrer Hinwegschaffung aus dem Lande abgezogen werden. Dieser Preis besteht etwa in einem ¼ oder vielleicht ½ Kreuzer für den Morgen Landes, indeß der ungeheuere Ueberrest dem Staate anheim fallen würde. Natürlich entsteht hier die Frage: Was wird und was soll mit dem Erlöse gethan werden, der sich innerhalb kurzer Zeit von diesen Länderverkäufen in der Staatskasse aufhäufen muß. Wenn das Volk der vereinigten Staaten über den wahren Zustand der Dinge gehörig unterrichtet seyn wird, so darf, wie ich getrost glaube, diese Frage eine ernste Betrachtung erwarten. Obgleich die Einwohner des Staatenbundes als Nation für verantwortlich für diese Verhandlungen betrachtet werden, so bleibt es dennoch gewiß, daß es unbillig seyn würde, die Gesinnungen des Volkes gegen die Indianer nach dieser Regel zu beurtheilen. Als Nation sind die Bewohner der Freistaaten noch nicht genugsam von dem wahren Gehalt des vorliegenden Falles unterrichtet, und sie können es auch nicht seyn. Die Veränderung in den Grundsätzen der Staatsregierung ist zu neu und zu rasch, als daß das Volk Gelegenheit genug gehabt hätte, den wahren Gehalt derselben zu erkennen. Das Gewissen der Nation ist in dem vorliegenden Falle noch nicht angesprochen worden, und sie war bis jetzt nicht im Stande, ein ruhiges und unbefangenes Urtheil über diese große Frage zu geben. Aber die Zeit muß kommen, wo der wahre Gehalt des vorliegenden Falles in seinem wahren und nüchternen Lichte vor die Augen der Nation treten wird; und wenn sie dann nicht mit tiefem Schmerzensgefühle ihre Augen und Herzen dem mißhandelten Indianervolke zuwenden, dann muß ich bekennen, daß ich mich in allen meinen Eindrücken über ihren Charakter getäuscht haben würde.

Und was können die Bewohner Nordamerikas als Sühne für die dem Indianergeschlechte geschlagenen Wunden weniger thun, als den Beschluß fassen, daß jeder Pfenning des Erlöses vom Verkauf der Ländereien, welche die Indianer abgetreten haben, als ein heiliges, den Freistaaten anvertrautes, Gut betrachtet werden muß, welches allein zum Besten der Indianer verwendet werden muß. Ja ihre Großmuth darf hier nicht stehen bleiben, wenn noch mehr erfordert werden sollte, um ein Volk zu retten, das so lange in den Wind hinausgestreut und so grausam ausgeplündert worden ist. Es wäre sogar wohl möglich, daß diese Ungerechtigkeit eine solche flammende Höhe erreichen mußte, um in den Herzen der Einwohner ein so tiefes Bußgefühl zu erwecken, daß sie sich entschließen, keine Mühe und keine Kosten für die Rettung der hinausgeworfenen Indianer zu sparen, daß sie ihnen in ihre Wildnisse nachlaufen, sie in ihre Arme nehmen, und jedes Mittel ergreifen, würdige Glieder der bürgerlichen Gesellschaft in den verjagten Schlachtopfern heranzubilden, und so vor dem Himmel und vor der Welt das überfließende Maß der Ungerechtigkeit ihnen zu vergelten, das sie denselben zugefügt haben, oder ohne ihr Wissen zufügen ließen. Die Sache ist weit über die untergeordneten Interessen einer Nation erhaben, sie ist die Sache der Menschheit. Ich möchte nicht ohne dringende Nothwendigkeit die Gebrechen meines Vaterlandes aufdecken, aber noch weniger möchte ich schweigen über die Mißhandlungen der Niedergedrückten, so lange ich noch hoffen darf, ihren Kummer stillen zu können.

Mit hohem Vergnügen habe ich wahrgenommen, daß der oberste Gerichtshof der vereinigten Staaten in seinem Berichte vom 25. November 1832 an den Präsidenten, und durch diesen an den Kongreß und die Nation, gerade denselben Plan vorgeschlagen hat, von dem so eben gesprochen wurde: daß der große Ertrag des Verkaufs indianischer Ländereien nur zum Besten

derselben verwendet werden soll. „Es läßt sich keinen Augenblick daran zweifeln, sagt er, daß nicht ein solcher Beschluß, den, wie die Gerechtigkeit, so auch die Nationalehre fordert, von dem Volke mit Beifall aufgenommen werden sollte. Weisen wir bei diesen Länderverkäufen jeden Geldvortheil von uns ab, beschränken wir uns auf den großen Endzweck, die Indianer aus den Staaten zu entfernen, und ihnen eine neue Heimath zu verschaffen; und tragen wir dafür Sorge, daß der ganze Betrag ihrer Abtretung auf die heilsamste Weise zur wahren Nationalwohlfahrt der Indianer verwendet werde, so würden wir wenigstens etwas von der großen moralischen Schuld abgetragen haben, welche aus den frühern Perioden unserer Geschichte sich auf uns vererbte, und die von den aufeinanderfolgenden Geschlechtern unglücklicher Weise durch Umstände, welche nicht in unserer Gewalt stehen, vermehrt worden ist. Eine solche Maßregel der Staatsklugheit würde nicht blos gerecht, sondern auch weise seyn."

Dreizehnter Abschnitt.

Allgemeine Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Missionsarbeiten unter den Indianerstämmen diesseits und jenseits des Mississippistromes.

Wir glauben keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn wir aus der treflichen Schrift des Herrn Colton, welche vor kurzer Zeit die Presse verließ, ausführlichere Auszüge den Lesern unsers Magazins mitgetheilt haben, und wir können nur von Herzen wünschen, und zu dem Gott aller Gnade, welcher das Schreien der Elenden hört, inbrünstig flehen, daß Er nach der unerschöpflichen Tiefe seiner göttlichen Weisheit den Jammer,

welcher hier aufgedeckt vor unsern Augen liegt, in ein gesegnetes Rettungsmittel, sowohl für das niedergedrückte und mißhandelte Indianervolk, als für die Einwohner der nordamerikanischen Freistaaten verwandeln möge. Den wichtigen Inhalt dieser Schrift, obgleich er gegen den Plan und die feste Gewohnheit unseres Magazins politische Streitfragen berührt, konnten wir darum nicht von der Hand weisen, weil uns derselbe nicht nur den gegenwärtigen Zustand des Indianervolkes in seiner wahren Gestalt und in der Schilderung eines Mannes zeigt, welcher selbst der amerikanischen Missionsfamilie angehört, sondern auch um des einfachen Grundes willen, weil wir in ihr den richtigsten Schlüssel zur Beurtheilung des Zustandes antreffen, in welchem sich in unsern Tagen die gedrängten evangelischen Missionsstellen unter dem Indianervolke Nordamerikas befinden. Was von einer bedeutenden Anzahl treuer Knechte Christi seit mehr als einem halben Jahrhundert mit den größten Aufopferungen unter den Indianerstämmen aufgebaut wurde, und was unter einzelnen Stämmen in unsern Tagen so allgemein und so herrlich aufzublühen begann, das ist jetzt durch diese gewaltsamen Maßnahmen der Regierung der drohenden Gefahr preisgegeben, unter dem wilden Strudel der Ereignisse, wie in einem allgemeinen Schiffbruche, unterzugehen. Aber es wird nicht untergehen, denn es wird festgehalten von dem gewaltigen Arme dessen, dem, so weit die Schöpfung geht, Alles zu Gebote steht. Sollten auch Einzelne der Missionarien, welche mit treuer Liebe der guten Sache der Indianerwelt das Wort geredet haben, Monate lang im Gefängniß schmachten müssen, sollten Andere mit ihren verscheuchten Indianerheerden jenseits des Mississippistromes ein Ruheplätzchen in der Wildniß suchen müssen, so wird doch am Ende nach dem verborgenen Gange der göttlichen Welthaushaltung Alles zum Besten des Indianervolkes dienen müssen,

und

und es wird sich offenbaren, daß der Arm des HErrn nicht verkürzt ist, wenn es darauf ankömmt, den Elenden wieder aufzuhelfen.

Schon die allgemeinste Uebersicht der Missionsarbeiten, welche unter den Indianerstämmen des nördlichen Amerikas in unsern Tagen begonnen worden sind, zeigt uns den großen Umfang eines Werkes, das vorzugsweise der Liebe der Christen werth ist. Auf etwa 50 verschiedenen Missionsstellen arbeiten unter denselben etwa 100 Verkündiger des Evangeliums, die Lehrer mit inbegriffen, welche sich des Jugendunterrichtes annehmen. Auch beläuft sich die Zahl der Indianer über 6000 Seelen, welche durch die heilige Taufe der Kirche Christi einverleibt worden sind.

Die Nordamerikanische Baptisten-Missionsgesellschaft unterhält in unsern Tagen unter verschiedenen Stämmen 7 Missionsstationen, auf welchen 28 Missionarien und Lehrer arbeiten, und welche 400 Getaufte und 260 Abendmahls-Genossen zählen.

Die Brüdergemeinde hat unter den Indianern 3 Missionsposten mit 3 verheiratheten Arbeitern, um welche sich 349 Bekehrte gesammelt haben.

Die Methodisten-Missionsgesellschaft in England und Amerika hat besonders unter den Indianern in Ober-Canada ihre Arbeiten begonnen. Sie zählt in unsern Tagen 1,200 bekehrte Indianer, welche mit ihr verbunden sind, und 2,000 Kinder, welche ihre Missionsschulen besuchen.

Am ausgedehntesten aber sind die Missionsarbeiten unter den Indianerstämmen, welche die Nordamerikanische Missionsgesellschaft zu Boston in unsern Tagen begonnen hat. Auf 33 verschiedenen Stationen derselben werden 30 Missionarien, 28 Lehrer der männlichen Jugend, und etwa 50 Lehrerinnen des weiblichen Geschlechtes unterhalten. Der HErr ließ es ihr gelingen, 23 kleinere oder größere Indianergemeinden aufzurichten, in welchen sich 1,138 Abendmahlsgenossen

befinden. In 32 Schulen wird eine zahlreiche Jugend in nützlichen Fertigkeiten so wie im Christenthum unterrichtet, auch hat es allenthalben die Gesellschaft darauf angetragen, durch verständige Landleute überall den Feldbau, so wie nützliche Gewerbe unter denselben empor zu bringen. Nicht ohne tiefe Rührung und innigen Dank gegen den HErrn läßt sich ein solches Arbeitsfeld des Evangeliums überblicken; aber um so schmerzhafter ist auch der Gedanke, daß dieses heilige Werk durch den obengenannten Regierungsbeschluß aus seinen innersten Fugen gerissen und wenigstens für geraume Zeit gelähmt worden ist, und daß die Meisten dieser Arbeiter sich hinausgeworfen und genöthigt sehen, mit ihrem muthlosen Indianerhäuflein in die Wildniß auszuwandern, und im Kampfe mit tausend Hindernissen das Werk unter denselben wieder von vornen zu beginnen.

Der neueste Jahresbericht der Nordamerikanischen Missionsgesellschaft liefert uns eine interessante Uebersicht der Arbeiten, welche von ihr unter den Indianern begonnen worden sind, und läßt uns zugleich in die nächsten traurigen Wirkungen hineinblicken, welche der obige Beschluß bereits unter denselben hervorgebracht hat. Wir heben aus diesem Berichte das Wichtigste nach der Reihe der Indianerstämme an dieser Stelle aus.

1. Mission unter den Cherokesen.

Unter diesem zahlreichen Indianerstamme, welcher von den ältesten Zeiten her den Staat Georgien bewohnte, und dem von jeher vertragsmäßig seine eigene Volksverfassung, so wie seine Unabhängigkeit von der Nordamerikanischen Regierung zugesichert war, hat diese Gesellschaft seit dem Jahr 1817 neun verschiedene Missionsstellen aufgerichtet. Die älteste derselben (1817) ist Brainerd, wo im dortigen Indianer-Gemeinlein 2 christliche Lehrer nebst einigen Beförderern des Ackerbaues arbeiten. Eine zweite Stelle ist Carmel mit einem verheiratheten Missionar; eine dritte Creek

Path, mit einem Missionar und einem Schullehrer. Auf der vierten, Willstown, arbeitet ein christlicher Lehrer mit mehreren Gehülfen. Zu Haweis, der fünften Station, befindet sich ein Katechet und ein Arzt, und eine Lehrerinn des weiblichen Geschlechtes. Auf den drei übrigen Stellen, Candys Creek, Neu Echota und Ahmohi sind 4 Lehrer und mehrere Gehülfen angestellt.

Das verflossene Jahr, so heißt es im Bericht, war eine Zeit großer Trübsal und Gefahr für die Glieder dieser Gemeinden. Ihr christlicher Sinn wurde von allen Seiten her auf die schwersten Proben gesetzt, indeß Verlegenheiten aller Art, Muthlosigkeit bei dem schweren Unrecht, das sie erdulden, und dem verworrene Zustand ihrer äußern Lage vielfach dazu beitrugen, daß die Mittel der Gnade versäumt wurden. An den meisten dieser Stellen hat indeß die Zahl der Mitglieder bisher nicht abgenommen; vielmehr sind viele Indianer zum HErrn bekehrt und der Gemeinde der Glaubigen beigefügt worden. Natürlich sind unter dem Druck der Umstände die öffentlichen Gottesdienste abwechselnd besucht worden. Bei einer gemeinsamen Zusammenkunft in den Wäldern bei Haweis, welche 4 Tage dauerte, waren 500 bekehrte Cherokesen zugegen, und mehr als 80 Andere traten hervor, welche nach dem Weg des Lebens fragten. Obgleich in einigen Theilen der Nation noch viel Gleichgültigkeit gegen die Erziehung der Kinder herrscht, so nimmt doch unter dem unterrichteten Theile der Cherokesen, besonders aber unter den Mitgliedern der Gemeinden, der Eifer für den Jugendunterricht jedes Jahr sichtbar zu. Die Missionarien haben jetzt reisende Lehrer angestellt, um das Volk im Lesen und Schreiben ihrer Sprache zu unterrichten.

Die Zahl derer, welche auf beiden Seiten des Mississippistromes die Cherokesensprache reden, beläuft sich auf etwa 18,000 Seelen, von denen mehr als die Hälfte

der Erwachsenen ihre Sprache lesen gelernt haben. Für sie wurden seit dem Jahre 1829 acht verschiedene christliche Unterrichtsschriften in 14,000 Exemplaren gedruckt, auch ist die Nachfrage nach Büchern ihrer Sprache unter ihnen so groß, daß die Auflagen immer bälder vergriffen sind, als die aufgestellte Presse neue zu liefern vermag.

Vor zwei bis drei Jahren noch machte die Cherokesen-Nation in bürgerlicher Kultur und christlicher Erkenntniß die erfreulichsten Fortschritte, und ihr äußeres Leben erhielt eine ganz neue Gestalt. Indeß ist aus Ursachen, welche nur allzu bekannt sind, dieser Fortschritt von allen Seiten gehemmt worden. Die Muthloßigkeit derselben hat Müßigang, Leichtsinn und Unmäßigkeit in einem sehr beunruhigenden Grade erzeugt, und wir trauern bei dem Gedanken: daß ein finsteres Gewitter über diesem Volke hängt. Mögen sie nun in ihrem eigenen Lande bleiben, oder in irgend eine Gegend jenseits des Missisippi ziehen, so hält es die Gesellschaft für ihre heilige Pflicht kein Mittel unversucht zu lassen, um den Zustand dieses mißhandelten Volkes zu verbessern.

Das ganze Cherokesenland liegt innerhalb der Grenzen des Staates von Georgien. Dieses Land wurde in Loose, jedes Loos zu 140 Morgen Landes, vertheilt, um durch die Lotterie unter die Bürger dieses Staates ausgespielt zu werden. Indeß gebietet das Gesetz: daß kein Bürger, der ein Loos gewinnt, von der Wohnung und dem Ackerfelde eines Cherokesen Besitz nehmen darf, ohne ihm eine kleine Entschädigung dafür gegeben zu haben. Auch diese gesetzliche Verordnung wurde in vielen Fällen nicht geachtet. So hat die Unordnung auf furchtbare Weise überhand genommen und viele Verbrechen werden ungestraft verübt. Agenten ziehen unter dem armen Volke umher, um sie zur freiwilligen Auswanderung zu bereden, auch fehlt es nicht an Versprechungen aller Art, die ihnen gemacht werden. Indeß bleibt die Nation als solche unbeweglich auf der Behauptung

ihres Rechtes, während viele Einzelne sich locken lassen zu ihren Brüdern am Arkansasfluße jenseits des Missisippi zu ziehen. Wenn dieser Zustand der Ungewißheit noch lange fortdauert, so muß die Nation in das äußerste Elend hinabsinken. Schon mußten unsere Missionsstellen aufgegeben werden, und die Gebäude unserer Gesellschaft sowohl, als sämmtliche Verbesserungsanstalten werden für sie verloren seyn. Zwei Bürgern von Georgien ist das Loos auf die Gemeinde Haweis zugefallen, und diese drohen, Besitz von diesem ansehnlichen Landesstücke zu nehmen. Von den Uebrigen sind uns die Ansprüche noch nicht bekannt geworden.

Dasselbe Schicksal haben auch die Missionsposten der Brüdergemeinde im Staate Georgien getheilt. In dem ersten Heft der Nachrichten aus der Brüdergemeinde vom Jahr 1834 wird Seite 138 hierüber Folgendes bemerkt:

„Bei unserer schon seit mehreren Jahren in einem Zustand der Ungewißheit schwebenden Mission unter den Cherokesen-Indianern in Georgien fand eine merkwürdige Veränderung Statt. Nach mehreren gewaltsamen Maßregeln nämlich, welche der genannte Staat bisher ergriffen hatte, um die Indianer zur Auswanderung zu vermögen, kam es dahin, daß er das ganze innerhalb seiner Grenzen gelegene Gebiet derselben durch eine Lotterie an neue Besitzer vertheilte, welche nun die alten zu verdrängen suchten. So mußten auch unsere Brüder weichen, und ihre beiden Posten, Springplace und Oochgelogy, fremden Leuten überlassen. In diesem Ereignisse, das ihnen Anfangs ein Unglück däuchte, erkannten sie später eine weise Führung des HErrn, indem sie von der neuen Wohnung aus, die ihnen Kapitän Mac Nair im Staate Tenesse, nur 4—5 deutsche Meilen von Springplace, freundschaftlich einräumte, weit ungehinderter als vorher unter den Indianern wirken, und sich von da aus auch ihrer alten Pflegbefohlenen annehmen können. Sie erwarteten nun hier die weitere

Und was können die Bewohner Nordamerikas als Sühne für die dem Indianergeschlechte geschlagenen Wunden weniger thun, als den Beschluß fassen, daß jeder Pfenning des Erlöses vom Verkauf der Ländereien, welche die Indianer abgetreten haben, als ein heiliges, den Freistaaten anvertrautes, Gut betrachtet werden muß, welches allein zum Besten der Indianer verwendet werden muß. Ja ihre Großmuth darf hier nicht stehen bleiben, wenn noch mehr erfordert werden sollte, um ein Volk zu retten, das so lange in den Wind hinausgestreut und so grausam ausgeplündert worden ist. Es wäre sogar wohl möglich, daß diese Ungerechtigkeit eine solche flammende Höhe erreichen mußte, um in den Herzen der Einwohner ein so tiefes Bußgefühl zu erwecken, daß sie sich entschließen, keine Mühe und keine Kosten für die Rettung der hinausgeworfenen Indianer zu sparen, daß sie ihnen in ihre Wildnisse nachlaufen, sie in ihre Arme nehmen, und jedes Mittel ergreifen, würdige Glieder der bürgerlichen Gesellschaft in den verjagten Schlachtopfern heranzubilden, und so vor dem Himmel und vor der Welt das überfließende Maß der Ungerechtigkeit ihnen zu vergelten, das sie denselben zugefügt haben, oder ohne ihr Wissen zufügen ließen. Die Sache ist weit über die untergeordneten Interessen einer Nation erhaben, sie ist die Sache der Menschheit. Ich möchte nicht ohne dringende Nothwendigkeit die Gebrechen meines Vaterlandes aufdecken, aber noch weniger möchte ich schweigen über die Mißhandlungen der Niedergedrückten, so lange ich noch hoffen darf, ihren Kummer stillen zu können.

Mit hohem Vergnügen habe ich wahrgenommen, daß der oberste Gerichtshof der vereinigten Staaten in seinem Berichte vom 25. November 1832 an den Präsidenten, und durch diesen an den Kongreß und die Nation, gerade denselben Plan vorgeschlagen hat, von dem so eben gesprochen wurde: daß der große Ertrag des Verkaufs indianischer Ländereien nur zum Besten

derselben verwendet werden soll. „Es läßt sich keinen Augenblick daran zweifeln, sagt er, daß nicht ein solcher Beschluß, den, wie die Gerechtigkeit, so auch die Nationalehre fordert, von dem Volke mit Beifall aufgenommen werden sollte. Weisen wir bei diesen Länderverkäufen jeden Geldvortheil von uns ab, beschränken wir uns auf den großen Endzweck, die Indianer aus den Staaten zu entfernen, und ihnen eine neue Heimath zu verschaffen; und tragen wir dafür Sorge, daß der ganze Betrag ihrer Abtretung auf die heilsamste Weise zur wahren Nationalwohlfahrt der Indianer verwendet werde, so würden wir wenigstens etwas von der großen moralischen Schuld abgetragen haben, welche aus den frühern Perioden unserer Geschichte sich auf uns vererbte, und die von den aufeinanderfolgenden Geschlechtern unglücklicher Weise durch Umstände, welche nicht in unserer Gewalt stehen, vermehrt worden ist. Eine solche Maßregel der Staatsklugheit würde nicht blos gerecht, sondern auch weise seyn."

Dreizehnter Abschnitt.

Allgemeine Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Missionsarbeiten unter den Indianerstämmen diesseits und jenseits des Mississippistromes.

Wir glauben keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn wir aus der treflichen Schrift des Herrn Colton, welche vor kurzer Zeit die Presse verließ, ausführlichere Auszüge den Lesern unsers Magazins mitgetheilt haben, und wir können nur von Herzen wünschen, und zu dem Gott aller Gnade, welcher das Schreien der Elenden hört, inbrünstig flehen, daß Er nach der unerschöpflichen Tiefe seiner göttlichen Weisheit den Jammer,

welcher hier aufgedeckt vor unsern Augen liegt, in ein gesegnetes Rettungsmittel, sowohl für das niedergedrückte und mißhandelte Indianervolk, als für die Einwohner der nordamerikanischen Freistaaten verwandeln möge. Den wichtigen Inhalt dieser Schrift, obgleich er gegen den Plan und die feste Gewohnheit unseres Magazins politische Streitfragen berührt, konnten wir darum nicht von der Hand weisen, weil uns derselbe nicht nur den gegenwärtigen Zustand des Indianervolkes in seiner wahren Gestalt und in der Schilderung eines Mannes zeigt, welcher selbst der amerikanischen Missionsfamilie angehört, sondern auch um des einfachen Grundes willen, weil wir in ihr den richtigsten Schlüssel zur Beurtheilung des Zustandes antreffen, in welchem sich in unsern Tagen die gedrängten evangelischen Missionsstellen unter dem Indianervolke Nordamerikas befinden. Was von einer bedeutenden Anzahl treuer Knechte Christi seit mehr als einem halben Jahrhundert mit den größten Aufopferungen unter den Indianerstämmen aufgebaut wurde, und was unter einzelnen Stämmen in unsern Tagen so allgemein und so herrlich aufzublühen begann, das ist jetzt durch diese gewaltsamen Maßnahmen der Regierung der drohenden Gefahr preisgegeben, unter dem wilden Strudel der Ereignisse, wie in einem allgemeinen Schiffbruche, unterzugehen. Aber es wird nicht untergehen, denn es wird festgehalten von dem gewaltigen Arme dessen, dem, so weit die Schöpfung geht, Alles zu Gebote steht. Sollten auch Einzelne der Missionarien, welche mit treuer Liebe der guten Sache der Indianerwelt das Wort geredet haben, Monate lang im Gefängniß schmachten müssen, sollten Andere mit ihren verscheuchten Indianerheerden jenseits des Missisippistromes ein Ruheplätzchen in der Wildniß suchen müssen, so wird doch am Ende nach dem verborgenen Gange der göttlichen Welthaushaltung Alles zum Besten des Indianervolkes dienen müssen,

und

und es wird sich offenbaren, daß der Arm des HErrn nicht verkürzt ist, wenn es darauf ankömmt, den Elenden wieder aufzuhelfen.

Schon die allgemeinste Uebersicht der Missionsarbeiten, welche unter den Indianerstämmen des nördlichen Amerikas in unsern Tagen begonnen worden sind, zeigt uns den großen Umfang eines Werkes, das vorzugsweise der Liebe der Christen werth ist. Auf etwa 50 verschiedenen Missionsstellen arbeiten unter denselben etwa 100 Verkündiger des Evangeliums, die Lehrer mit inbegriffen, welche sich des Jugendunterrichtes annehmen. Auch beläuft sich die Zahl der Indianer über 6000 Seelen, welche durch die heilige Taufe der Kirche Christi einverleibt worden sind.

Die Nordamerikanische Baptisten-Missionsgesellschaft unterhält in unsern Tagen unter verschiedenen Stämmen 7 Missionsstationen, auf welchen 28 Missionarien und Lehrer arbeiten, und welche 400 Getaufte und 260 Abendmahls-Genossen zählen.

Die Brüdergemeinde hat unter den Indianern 3 Missionsposten mit 3 verheiratheten Arbeitern, um welche sich 349 Bekehrte gesammelt haben.

Die Methodisten-Missionsgesellschaft in England und Amerika hat besonders unter den Indianern in Ober-Canada ihre Arbeiten begonnen. Sie zählt in unsern Tagen 1,200 bekehrte Indianer, welche mit ihr verbunden sind, und 2,000 Kinder, welche ihre Missionsschulen besuchen.

Am ausgedehntesten aber sind die Missionsarbeiten unter den Indianerstämmen, welche die Nordamerikanische Missionsgesellschaft zu Boston in unsern Tagen begonnen hat. Auf 33 verschiedenen Stationen derselben werden 30 Missionarien, 28 Lehrer der männlichen Jugend, und etwa 50 Lehrerinnen des weiblichen Geschlechtes unterhalten. Der HErr ließ es ihr gelingen, 23 kleinere oder größere Indianergemeinden aufzurichten, in welchen sich 1,138 Abendmahlsgenossen

befinden. In 32 Schulen wird eine zahlreiche Jugend in nützlichen Fertigkeiten so wie im Christenthum unterrichtet, auch hat es allenthalben die Gesellschaft darauf angetragen, durch verständige Landleute überall den Feldbau, so wie nützliche Gewerbe unter denselben empor zu bringen. Nicht ohne tiefe Rührung und innigen Dank gegen den HErrn läßt sich ein solches Arbeitsfeld des Evangeliums überblicken; aber um so schmerzhafter ist auch der Gedanke, daß dieses heilige Werk durch den obengenannten Regierungsbeschluß aus seinen innersten Fugen gerissen und wenigstens für geraume Zeit gelähmt worden ist, und daß die Meisten dieser Arbeiter sich hinausgeworfen und genöthigt sehen, mit ihrem muthlosen Indianerhäuflein in die Wildniß auszuwandern, und im Kampfe mit tausend Hindernissen das Werk unter denselben wieder von vornen zu beginnen.

Der neueste Jahresbericht der Nordamerikanischen Missionsgesellschaft liefert uns eine interessante Uebersicht der Arbeiten, welche von ihr unter den Indianern begonnen worden sind, und läßt uns zugleich in die nächsten traurigen Wirkungen hineinblicken, welche der obige Beschluß bereits unter denselben hervorgebracht hat. Wir heben aus diesem Berichte das Wichtigste nach der Reihe der Indianerstämme an dieser Stelle aus.

1. Mission unter den Cherokesen.

Unter diesem zahlreichen Indianerstamme, welcher von den ältesten Zeiten her den Staat Georgien bewohnte, und dem von jeher vertragsmäßig seine eigene Volksverfassung, so wie seine Unabhängigkeit von der Nordamerikanischen Regierung zugesichert war, hat diese Gesellschaft seit dem Jahr 1817 neun verschiedene Missionsstellen aufgerichtet. Die älteste derselben (1817) ist Brainerd, wo im dortigen Indianer-Gemeinlein 2 christliche Lehrer nebst einigen Beförderern des Ackerbaues arbeiten. Eine zweite Stelle ist Carmel mit einem verheiratheten Missionar; eine dritte Creek

Path, mit einem Missionar und einem Schullehrer. Auf der vierten, Willstown, arbeitet ein christlicher Lehrer mit mehreren Gehülfen. Zu Haweis, der fünften Station, befindet sich ein Katechet und ein Arzt, und eine Lehrerinn des weiblichen Geschlechtes. Auf den drei übrigen Stellen, Candys Creek, Neu Echota und Ahmohi sind 4 Lehrer und mehrere Gehülfen angestellt.

Das verflossene Jahr, so heißt es im Bericht, war eine Zeit großer Trübsal und Gefahr für die Glieder dieser Gemeinden. Ihr christlicher Sinn wurde von allen Seiten her auf die schwersten Proben gesetzt, indeß Verlegenheiten aller Art, Muthlosigkeit bei dem schweren Unrecht, das sie erdulden, und der erworrene Zustand ihrer äußern Lage vielfach dazu beitrugen, daß die Mittel der Gnade versäumt wurden. An den meisten dieser Stellen hat indeß die Zahl der Mitglieder bisher nicht abgenommen; vielmehr sind viele Indianer zum HErrn bekehrt und der Gemeinde der Glaubigen beigefügt worden. Natürlich sind unter dem Druck der Umstände die öffentlichen Gottesdienste abwechselnd besucht worden. Bei einer gemeinsamen Zusammenkunft in den Wäldern bei Haweis, welche 4 Tage dauerte, waren 500 bekehrte Cherokesen zugegen, und mehr als 80 Andere traten hervor, welche nach dem Weg des Lebens fragten. Obgleich in einigen Theilen der Nation noch viel Gleichgültigkeit gegen die Erziehung der Kinder herrscht, so nimmt doch unter dem unterrichteten Theile der Cherokesen, besonders aber unter den Mitgliedern der Gemeinden, der Eifer für den Jugendunterricht jedes Jahr sichtbar zu. Die Missionarien haben jetzt reisende Lehrer angestellt, um das Volk im Lesen und Schreiben ihrer Sprache zu unterrichten.

Die Zahl derer, welche auf beiden Seiten des Mississippistromes die Cherokesensprache reden, beläuft sich auf etwa 18,000 Seelen, von denen mehr als die Hälfte

der Erwachsenen ihre Sprache lesen gelernt haben. Für sie wurden seit dem Jahre 1829 acht verschiedene christliche Unterrichtsschriften in 14,000 Exemplaren gedruckt, auch ist die Nachfrage nach Büchern ihrer Sprache unter ihnen so groß, daß die Auflagen immer bälder vergriffen sind, als die aufgestellte Presse neue zu liefern vermag.

Vor zwei bis drei Jahren noch machte die Cherokesen-Nation in bürgerlicher Kultur und christlicher Erkenntniß die erfreulichsten Fortschritte, und ihr äußeres Leben erhielt eine ganz neue Gestalt. Indeß ist aus Ursachen, welche nur allzu bekannt sind, dieser Fortschritt von allen Seiten gehemmt worden. Die Muthlosigkeit derselben hat Müßigang, Leichtsinn und Unmäßigkeit in einem sehr beunruhigenden Grade erzeugt, und wir trauern bei dem Gedanken: daß ein finsteres Gewitter über diesem Volke hängt. Mögen sie nun in ihrem eigenen Lande bleiben, oder in irgend eine Gegend jenseits des Missisippi ziehen, so hält es die Gesellschaft für ihre heilige Pflicht kein Mittel unversucht zu lassen, um den Zustand dieses mißhandelten Volkes zu verbessern.

Das ganze Cherokesenland liegt innerhalb der Grenzen des Staates von Georgien. Dieses Land wurde in Loose, jedes Loos zu 140 Morgen Landes, vertheilt, um durch die Lotterie unter die Bürger dieses Staates ausgespielt zu werden. Indeß gebietet das Gesetz: daß kein Bürger, der ein Loos gewinnt, von der Wohnung und dem Ackerfelde eines Cherokesen Besitz nehmen darf, ohne ihm eine kleine Entschädigung dafür gegeben zu haben. Auch diese gesetzliche Verordnung wurde in vielen Fällen nicht geachtet. So hat die Unordnung auf furchtbare Weise überhand genommen und viele Verbrechen werden ungestraft verübt. Agenten ziehen unter dem armen Volke umher, um sie zur freiwilligen Auswanderung zu bereden, auch fehlt es nicht an Versprechungen aller Art, die ihnen gemacht werden. Indeß bleibt die Nation als solche unbeweglich auf der Behauptung

ihres Rechtes, während viele Einzelne sich locken lassen zu ihren Brüdern am Arkansasfluße jenseits des Missisippi zu ziehen. Wenn dieser Zustand der Ungewißheit noch lange fortdauert, so muß die Nation in das äußerste Elend hinabsinken. Schon mußten unsere Missionsstellen aufgegeben werden, und die Gebäude unserer Gesellschaft sowohl, als sämmtliche Verbesserungsanstalten werden für sie verloren seyn. Zwei Bürgern von Georgien ist das Loos auf die Gemeinde Haweis zugefallen, und diese drohen, Besitz von diesem ansehnlichen Landesstücke zu nehmen. Von den Uebrigen sind uns die Ansprüche noch nicht bekannt geworden.

Dasselbe Schicksal haben auch die Missionsposten der Brüdergemeinde im Staate Georgien getheilt. In dem ersten Heft der Nachrichten aus der Brüdergemeinde vom Jahr 1834 wird Seite 138 hierüber Folgendes bemerkt:

„Bei unserer schon seit mehreren Jahren in einem Zustand der Ungewißheit schwebenden Mission unter den Cherokesen-Indianern in Georgien fand eine merkwürdige Veränderung Statt. Nach mehreren gewaltsamen Maßregeln nämlich, welche der genannte Staat bisher ergriffen hatte, um die Indianer zur Auswanderung zu vermögen, kam es dahin, daß er das ganze innerhalb seiner Grenzen gelegene Gebiet derselben durch eine Lotterie an neue Besitzer vertheilte, welche nun die alten zu verdrängen suchten. So mußten auch unsere Brüder weichen, und ihre beiden Posten, Springplace und Oochgelogy, fremden Leuten überlassen. In diesem Ereigniße, das ihnen Anfangs ein Unglück däuchte, erkannten sie später eine weise Führung des HErrn, indem sie von der neuen Wohnung aus, die ihnen Kapitän Mac Nair im Staate Teneße, nur 4—5 deutsche Meilen von Springplace, freundschaftlich einräumte, weit ungehinderter als vorher unter den Indianern wirken, und sich von da aus auch ihrer alten Pflegbefohlenen annehmen können. Sie erwarteten nun hier die weitere

Entwicklung der Begebenheiten, bereit, den Indianern auch in ihrer Auswanderung an den Arkanſas jenſeits des Miſſiſippi, falls es dazu kommen ſollte, zu folgen."

Wir haben ſchon oben von den beiden wackern Streitern Chriſti, Herrn Worceſter und Butler, ein Wort geſprochen, welche von ihrem Miſſionspoſten im Cherokeſengebiete hinweg darum in einer achtmonatlichen Gefangenſchaft ſchmachten mußten, weil ſie es gewagt hatten, ihre beiden Cherokeſengemeinden gegen den Andrang offener Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit in Schutz zu nehmen. Beide erklären ſich hierüber auf folgende Weiſe:

„Wir hatten unter den Cherokeſen unſere Wohnung in der Abſicht aufgeſchlagen, ihnen dem Gebote unſeres göttlichen Meiſters gemäß, die Erkenntniß des Heiles zu verkündigen. Dieſen Endzweck ſuchten wir zu erreichen durch die öffentliche Predigt, durch Bekanntmachung des geſchriebenen Wortes Gottes und anderer religiöſer Schriften in der Sprache dieſes Volkes, ſo wie endlich durch den Unterricht der Jugend in den Schulen. Für unſeren Aufenthalt ſowohl als für dieſe Arbeiten hatten wir die ausdrückliche Genehmigung der oberſten Regierung der vereinigten Staaten und der Cherokeſen-Nation. Während wir friedlich unſere Arbeiten betrieben, wurde von der Regierung des Staates von Georgien ein Geſetz bekannt gemacht, das ſich die Gerichtsbarkeit über das Gebiet, in welchem wir wohnten, zueignete, und den Aufenthalt weißer Leute in demſelben verbot, ſo lange dieſe nicht der Regierung den Eid geſchworen haben würden, die Geſetze des Staates zu unterſtützen; und auf die Uebertretung dieſer Vorſchrift ward die Strafe einer 4jährigen Einſperrung im Zuchthauſe geſetzt. Dieſem Eide konnten wir uns nicht unterziehen, da er die Verpflichtung in ſich ſchloß, die Gerichtsbarkeit dieſes Staates über das Cherokeſenvolk anzuerkennen und zu fördern. Die Cherokeſennation hatte bekanntlich bis auf dieſe Stunde ein natürliches, ſo wie ein durch feierliche Verträge mit dem Staatenbunde feſtbegründetes Recht, ſich ſelbſt zu regieren. Ein

Eid zur Unterstützung von Gesetzen, welche die Cherokesen dieses Rechtes beraubten, lag nun im vollen Widerspruch mit unserer übernommenen Verbindlichkeit, welche die obersten Staatenbehörden uns auferlegten, nach welcher wir diese Verträge als oberstes Landesgesetz achten sollen. Wir glaubten, laut des Wortes Gottes, der rechtmäßigen Obrigkeit des Gebietes, in welchem wir wohnten, Gehorsam leisten zu müssen. Dieß war nun nicht die Regierung des Staates von Georgien, sondern es war nach Vertrag und Recht die Obrigkeit der Cherokesennation. Die Ausdehnung der Gerichtsbarkeit von Georgien über das Land der Cherokesen mußten wir als eine Handlung der Ungerechtigkeit und gewaltsamen Unterdrückung betrachten; und schwören konnten wir als ehrliche Männer und als Christen nicht, ein System der Ungerechtigkeit zu unterstützen.

Hiezu kam noch der besondere Umstand, daß dieses Gesetz absichtlich und unverhohlen darauf berechnet war, die Missionsarbeiten unter der Cherokesennation zu unterbrechen. Zu solcher Behauptung haben wir unsere offenkundigen Gründe. Der Widerstand des Staates gegen die Missionarien gründete sich zum Theil auf den grundlosen Verdacht: als ob wir die Cherokesen zu bereden suchten, das Land ihrer Väter nicht zu verlassen. Dabei führten die Staats-Autoritäten von Georgien eine laute Klage bei der Regierung der vereinigten Staaten, und nannten es eine Verletzung des Vertrages zwischen ihr und dem Staate von Georgien, daß die oberste Regierungs-Behörde den Missionarien den Unterricht der Cherokesennation gestattet habe; weil ihre Fortschritte in Erkenntniß und bürgerlicher Civilisation die Wirkung erzeuge, daß die Cherokesen eine Anhänglichkeit an ihre Heimath gewinnen, und sie dadurch unwillig gemacht werden, das Land ihrer Väter zu verkaufen, das doch nach einem Vertrage mit dem Staatenbunde zum Besten von Georgien ver-

kauft werden solle. Nun aber können wir das Verlangen des Staates von Georgien nach dem Besitz des Bodens der Cherokesennation nicht als einen zureichenden Grund betrachten, warum wir verpflichtet seyn sollen, dieses unglückliche Volk der Unwissenheit und dem Elende Preis zu geben. Wir hielten es darum für Pflicht, das unbezweifelte Recht der Cherokesen an die Heimath ihrer Väter auch darum in Schutz zu nehmen, weil wir unsere Arbeiten für ihre zeitliche und noch mehr für ihre ewige Wohlfahrt aufzugeben uns nicht entschließen konnten. Dieses Bewußtseyn der Christenpflicht forderte nun freilich für einige Zeit das Opfer unserer persönlichen Freiheit, das wir mit Freuden gebracht haben, um, so es Gott gefiele, und so viel an uns liegt, die Rechte der Cherokesennation und mit diesen ihre Rettung vom augenscheinlichen Untergange, und Treue und Gerechtigkeit unserer eigenen Nation zu bewahren.

Aber, was habt Ihr denn, fragt man uns jetzt, durch eure achtmonatliche Einsperrung gewonnen? Gesetzt auch, wir hätten nichts gewonnen, hätten wir es wohl zu bereuen, einen solchen Versuch gemacht zu haben? Dürfen wir denn für die Erreichung eines wichtigen Zweckes kein Opfer bringen, so lange wir nicht des Erfolges gewiß sind? Hätten wir auch sonst nichts gewonnen, als das heitere Zeugniß unseres Gewissens: zur Abhaltung des Bösen und zur Bewahrung unserer Nationalehre gethan zu haben, was wir konnten, so würde schon dieser Gewinn unsere erduldeten Leiden weit überwiegen. Dabei haben wir wenigstens das selige Vorrecht nicht eingebüßt, unter dem Cherokesenvolke am Werke des Evangeliums zu arbeiten. Wir haben für das Cherokesenvolk eine Entscheidung des obersten Gerichtshofes gewonnen, die, wenn sie auch nicht zureicht, ihre gegenwärtigen Rechte zu schützen, dennoch für die künftige Wohlfahrt dieses Volkes in hohem Grade wichtig werden kann. Uns reut darum nicht, was wir gethan haben, wir dürfen uns vielmehr als

Christen darüber freuen, und dem HErrn danken. Wir sind uns nicht bewußt, eine unwürdige Sprache gegen die Regierung des Staates von Georgien geführt zu haben; aber wir mußten von den Dingen reden, wie sie sind, und wie wir dieselbigen betrachten. Verhandlungen, durch welche wehr- und schutzlose Indianer aus dem rechtmäßigen Eigenthum ihrer Väter hinausgeworfen werden, sind an sich so klar, daß sie keiner weitern Erörterung bedürfen. Es war uns in Wahrheit darum zu thun, kein verunglimpfendes Wort in der Sache zu reden; aber wir können nicht einsehen, warum wir, wenn wir uns berufen fühlten, uns dem Strom der Ungerechtigkeit entgegen zu stellen, es hätten versuchen sollen, ein offenkundiges Unrecht mit einem glimpflichen Titel zuzudecken. Wir können uns auch von dem Kampfe, in den uns der Pfad der Pflicht hineingeführt hat, nicht zurückziehen, ohne unser entschiedenes und bestimmtes Zeugniß gegen ein Verfahren ausgesprochen zu haben, das wir nicht anders, denn Ungerechtigkeit, gewaltsame Unterdrückung und Raub nennen können. Gegen den Staat von Georgien und seine obrigkeitlichen Behörden sind wir uns keines unziemlichen Gefühles bewußt. Wir beten inbrünstig zu Gott, daß ihre Vergehungen und die Vergehungen unserer Landsleute von Ihm aus Gnaden vergeben, und daß Sein gerechtes Gericht von unserem Vaterlande abgewendet werden möge, welches wir zu fürchten so hohe Ursache haben."

Wir glaubten, dieses merkwürdige Aktenstück, das die amerikanische Missions-Gesellschaft ihrem Jahresberichte einverleibte, um so weniger an dieser Stelle übergehen zu dürfen, da auch einzelne öffentliche Blätter unseres deutschen Vaterlandes abgerissene Nachrichten über diesen Gegenstand aufgenommen haben, welche die Richtung zu verrathen schienen, das Verfahren dieser ehrwürdigen Männer und mit ihnen die Missionssache zu verunglimpfen.

2. Missionen unter den Cherokesen am Arkansas-Strome.

An diesem Strome auf der westlichen Seite des Missisippi hat die Gesellschaft 3 verschiedene Missionsstellen: Dwight, Fairfield und an den Spitzen von Illinois aufgerichtet, auf denen vier Missionarien mit einer Anzahl von Lehrern und Lehrerinnen der Jugend arbeiten. Die Cherokesen-Bevölkerung in dieser Gegend belauft sich auf 4)000 Seelen, welche Ackerbau treiben, und sich mit bürgerlichen Gewerben aller Art emsig beschäftigen. Der sittliche Zustand dieses Volkes ist so gut, und in vielen Stücken viel besser, als er nur immer auf den neu angelegten Kolonien der Weißen in Nordamerika gefunden werden mag. Die Cherokesen haben, nur Wenige der niedrigsten Klasse ausgenommen, ihren heidnischen Aberglauben und ihre thörichten Gebräuche gänzlich aufgegeben; ihre Häuser und Haushaltungen sind reinlich, und mit Geräthschaften und Lebensmitteln meist wohl versehen. Sie bauen auf ihren Aeckern alle gewöhnlichen Gattungen von Lebensmitteln für ihren eigenen Gebrauch, so wie für den Verkauf auf dem Markte. Fast alle Personen des weiblichen Geschlechtes haben spinnen und weben gelernt, und versehen sich mit selbstverfertigter Kleidung. In allen diesen Beziehungen ist die Kultur ansehnlich, und nimmt mit jedem Jahre zu.

Eine Mäßigkeits-Gesellschaft gegen den Gebrauch starker Getränke hat sich unter diesem Volke gebildet; und wir dürfen bezeugen, daß nur sehr Wenige ihr Versprechen gebrochen haben. Auch unter dem weiblichen Geschlecht ist ein Verein zusammengetreten zur Unterdrückung der Unzucht und für wohlthätige Zwecke, und dieser Verein hat bereits eine öffentliche Sammlung von mehr als 300 nützlichen Schriften erkauft, und zum lesen in Umlauf gesetzt. Ebenso besteht eine Gesellschaft zur Unterstützung der Armen, und zur Beförderung der Bibelverbreitung.

Zu Dwight bestehen drei Schulen, welche 74 Kinder in sich faßen. Man darf getrost behaupten, daß sie in keinem Zweige des Lernens hinter andern zurückbleiben. Fast alle Kinder werden, um sie den Tag über in der Schule zu haben, in derselben gespeist und machen ihren Lehrern Freude. Ueberhaupt hat sich das Verlangen nach Erkenntniß unter diesem Volksstamme auf eine Weise vermehrt, welche viel Gutes hoffen läßt. Etwa drei Fünftheile der ganzen Bevölkerung haben bereits ihre Sprache lesen gelernt, und ein Fünftheil derselben liest auch das Englische mit Fertigkeit. Eine Schaar von 63 Bekehrten ist in verflossenen Jahren in die Klasse der Abendmahlsgenossen aufgenommen worden; und wir dürfen ihnen das Zeugniß geben, daß sie ihrem christlichen Bekenntnisse durch ihren Wandel Ehre machen.

3. Mission unter den Tschickasaus.

Unter diesem Volksstamme, welcher dießeits des Missisippistromes in den Staaten von Tennessee und Missisippi wohnt, hat die Gesellschaft zwei Missionsstellen zu Tokschisch und zu Monroe in der Grafschaft Tipton aufgerichtet, auf denen 3 Missionarien arbeiten. Auch unter diesem Volksstamme wurden die Missionsarbeiten im verflossenen Jahre auf vielfache Weise gestört. Im Oktober wurde ein neuer Vertrag zwischen ihnen und den Beauftragten der vereinigten Staaten abgeschlossen, nach welchem sie versprechen mußten: gegen eine gewisse Geldsumme das Land ihrer Väter an die Staaten zu verkaufen, und sich in andern Gegenden jenseits des Stromes niederzulassen. Sollten sie kein taugliches Land zur Niederlassung finden, so wird ihnen zwar gestattet, auf ihren Wohnplätzen zu bleiben; aber sie verlieren ihre eigene Gerichtsbarkeit, dürfen nicht mehr als ein Volksstamm beisammen wohnen, sondern müssen vereinzelt als Bürger des Staates in demselbigen sich zerstreuen. Dieser Vertrag hat großes Mißvergnügen und viel Muthlosigkeit unter dem ganzen

Stamme erzeugt, und weiße Einwanderer dringen sich jetzt von allen Seiten herbei, machen Ansprüche auf ihr Eigenthum, und jagen sie aus demselben hinaus. Auch sind große Vorräthe berauschender Getränke von den Weißen ins Land herein gebracht worden, und werden fast vor jeder Thüre der Indianer ausgeboten, um sie zu verführen und unglücklich zu machen. Die Verständigern unter ihnen führen zwar laute Klage über diesen Unfug, ohne jedoch etwas auszurichten. Sollte der Vertrag wirklich vollzogen werden, so ist es ganz ungewiß, wohin dieser Stamm ziehen wird. Sie sollen von den Dschoktaus indeß eingeladen worden seyn, sich bei ihnen zwischen der Arkansas und dem rothen Fluße niederzulassen, da beide Stämme die gleiche Sprache reden.

Unter diesen Umständen kann es nicht unerwartet seyn, daß das Evangelium nur geringe Fortschritte machte unter einem Volke, welches unter so mächtigen Versuchungen hin und her geworfen wird. Kein Kunstgriff blieb von den Widersachern der Wahrheit unbenützt, um die Glieder der Gemeinde zur Untreue gegen den Glauben und zum Abfall zu verführen; und leider sind ihnen diese nur allzusehr gelungen. Gar Manche haben sich zur Sünde verleiten lassen, und sieben derselben mußten von der Gemeinde ausgeschlossen werden. Indeß hat die große Gefahr des Abfalles bei Andern desto kräftigern Widerstand erzeugt. Viele wachten von dem Schlafe auf, wurden ernstlicher im Gebet und vorsichtiger im Wandel. Auch sind Mehrere der Verführten wieder bußfertig zur kleinen Heerde zurückgekehrt, und Andere aus dem Heidenthum in das Reich Christi übergeführt worden. Auch die Schulen mußten große Störungen erfahren, indeß werden sie noch immer fortgesetzt bis die gänzliche Auswanderung entschieden ist.

Die der Missionsgesellschaft unter diesem Volksstamme auf beiden Stationen zugehörigen Gebäulichkeiten nebst den Ausgaben für Landverbesserungen sind

von sachkundigen Männern auf 3,455 Thaler angeschlagen worden. Da im Vertrag vom Ersatze dieses Eigenthumes nichts bestimmt worden ist, so wird die Gesellschaft genöthigt seyn, bei der bevorstehenden Auswanderung ihr Eigenthum fahren lassen zu müssen. Sie hat sich deßhalb an die Regierung gewendet, aber der Erfolg ist ungewiß.

4. Mission unter den Dschoktaus.

In dem alten Dschoktaulande dießeits des Missisippi, im Staate gleichen Namens, konnte im verflossenen Jahr für die Missionssache nicht viel geleistet werden. Die Versetzung des Stammes in ihre neue Heimath ist im verflossenen Winter beinahe vollendet worden. Die wenigen Uebriggebliebenen irrten gleich verlornen Schafen auf ihrem alten Boden zerstreut umher; hier hatte die Gesellschaft bis jetzt nur zwei Stationen, Mayhew und Yoknokchaya, mit 2 Missionarien besetzt. Die Schulen mußten an beiden Plätzen eingestellt werden, da nur noch etwa 40 Mitglieder der Mayhew-Gemeinde in verlassenem Zustande umherirren. Von diesen wurden jedoch die Gottesdienste fleißig besucht, und es zeigte sich ein großer Ernst unter diesem Volke. Weiße Einwanderer strömen jetzt von allen Seiten ins Land herein, und durch sie sind die armen, heimathlosen Schafe Mißhandlungen und Versuchungen aller Art preis gegeben.

Missionar Bington hat während des Jahres seine meiste Zeit der Vorbereitung eines Wörterbuchs und einer Sprachlehre der Dschoktausprache gewidmet, und er hofft, künftigen Winter damit fertig zu werden. Mehr als 10,000 Wörter dieser Sprache hat er bereits gesammelt, und 15,000 englischen Wörtern ihre Bedeutung in dieser Mundart beigefügt. Zwei andere Missionarien sind den armen Dschoktaus in ihre neue Heimath nachgezogen, indeß sechs andere unserer geliebten Missionarien mit ihren Familien aus dem Missionsdienste

unter diesem Volke ausgetreten sind, da sie vorerst bei dem zerrissenen Zustande dieses Volkes keine passende Arbeit unter denselben finden können.

Dieser Umstand hat unsere Missionskommittee zu sorgfältigen Berathungen über die billigen Anforderungen hingeleitet, welche Missionarien, die eine Reihe von Jahren hindurch treu gearbeitet haben, und jetzt nach den Fügungen der Vorsehung den Missionsdienst verlassen müssen, an die Gesellschaft haben. Dieser Gegenstand ist einer der schwierigsten im Missionsgeschäfte und erfordert viel Weisheit, um die Ansichten und Gefühle der Missionswohlthäter auf der einen, so wie die billigen Anforderungen der Missionsfamilien auf der andern Seite miteinander auszugleichen. Es liegt am Tage, daß solchen Familien bestimmte Geldunterstützungen nicht unter dem Gesichtspunkte eines Ersatzes für geleistete Dienste gegeben werden können. Wie groß auch die Opfer waren, welche sie beim Eintritt in die Missionslaufbahn dargebracht haben, und wie lange und schwer sie auch auf dem Missionsgebiete gearbeitet haben mögen, so haben sie doch nur gegen den HErrn Jesum Christum, und gegen die Heiden gethan, was sie zu thun schuldig sind. Nicht minder klar ist es ferner, daß es unschicklich wäre, diesen wackern Männern, welche mit der freudigen Bereitwilligkeit in den Missionsdienst eingetreten sind: nicht mehr als den einfachen Unterhalt für sich und ihre Familien in Empfang zu nehmen, nach ihrem Austritte aus demselben einen Gehalt anzuweisen, durch welchen sie in Stand gesetzt würden, mit Behaglichkeit das Leben fortzusetzen. Auf der andern Seite würde es sich keineswegs mit der christlichen Bruderliebe vertragen, welche zwischen Missionsbeförderern, die zu Hause bleiben, und ihren Missionarien Statt finden soll: daß die Letztern bei geschwächter Gesundheit und am letzten Abende ihres Lebens oft mit zahlreichen Familien, mit Sorgen und Mangel kämpfen sollen, nachdem sie ihre beste Zeit und Kraft, mit der

sie zu Hause einen Sparpfenning für ihre Familien und für ihre kranken Tage gesammelt haben würden, nun im Missionsdienste aufgezehrt haben. Es ist eben darum nicht mehr als gerecht und billig, daß sie in solchem Falle in Umstände versetzt werden, in denen sie bei Fleiß und Sparsamkeit sich selbst und ihre Familie auf eine ehrliche Weise durchs Leben bringen können. Es läßt sich erwarten, daß der einfache Unterhalt derselben von allen unsern christlichen Freunden als eine Ausgabe betrachtet werde, welche mit dem Missionsgeschäft unzertrennlich verbunden ist. Die Missionskommittee hat für zweckmäßig gefunden, diese Unterstützungen unserer ausgetretenen Freunde auf die Gebäulichkeiten und Geräthschaften derjenigen Stationen anzuweisen, welche bei der Verdrängung der Indianerstämme aufgehoben werden mußten, und einem Beschluße der obersten Regierungsbehörde gemäß soll die Gesellschaft für diese unbrauchbar gewordene Gebäulichkeiten und Güterstücke nach einem billigen Anschlag vom Staate entschädigt werden.

5. Mission unter den Dschoktaus am rothen Flusse.

Die Dschoktau-Nation hat sich nach ihrer Vertreibung aus den vereinigten Staaten bereits dem größern Theile nach jenseits des Missisippi zwischen dem Arkansas- und dem rothen Flusse niedergelassen, wo sie unter der Leitung mehrerer Missionarien bereits zwei neue Missionsstellen, Wheelock und Bethabara aufgerichtet haben. An beiden Stellen hat sich eine dichte Indianerbevölkerung bereits angesiedelt; und wir dürfen hoffen, daß den Umhergetriebenen endlich ein Ruheplätzchen in der Wildniß werde zu Theil geworden seyn. Da das Volk nunmehr näher beisammen wohnt, so können auch die Gottesdienste leichter als zuvor von denselben besucht werden.

Merkwürdig ist, daß diese Indianer kaum das neue Land betreten hatten, als sie vor allem Andern darauf

des Christenthums immer bedeutende Hindernisse in den Weg legen. Im Herbst und Winter sind diese Indianer gemeiniglich auf großen Jagdpartien zerstreut; kommen sie von diesen zurück, so wird ein Stück Boden angebaut, um ihrer Familie einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln zu pflanzen, worauf sie sich wieder auf ihren Fischerplätzen zerstreuen. Wohin sie gehen, nehmen sie ihre Weiber und Kinder mit sich, und es wird eben darum viel Zeit und Geduld erfordern, bis sie gewöhnt worden sind, sich an einer Stelle bleibend niederzulassen. Hiezu kommt noch die vorherrschende Neigung dieser Stämme zu kriegerischen Unternehmungen, wodurch sie leicht der Leitung des Missionars entrissen und zu den kühnsten Abenteuern verlokt werden können. Indeß hat die Hand der Vorsehung zu deutlich den Weg zu diesen abgelegenen Walddewohnern gebahnt, als daß die Gesellschaft hinter ihrem Rufe hätte zurückbleiben dürfen. Die Amerikanischen Pelzhändler sind nicht abgeneigt, jeden Versuch, das Christenthum in dieser Wildniß anzupflanzen, zu unterstützen, da sie bei einem solchen Beginnen ihre eigenen Vortheile haben. Dabei läßt sich hoffen, daß bei der großen Entfernung weißer Kolonisten es diesen nicht so bald gelingen wird, ihren ansteckenden Einfluß über diese Wildniß auszubreiten, und der Predigt des Evangeliums unter den Indianern Hindernisse in den Weg zu legen, welche nicht selten viel größer sind, als der Zustand roher Barbarei, welche die Kraft des Christenthums unter diesen Völkerstämmen zu überwinden hat.

9. Mission unter den Ottowa-Indianern am Maumiflusse.

Letzten Winter haben die Ottowa-Indianer den einzigen Landesstrich an die Regierung der vereinigten Staaten verkauft, der ihnen noch übrig geblieben ist, und auf diese Weise ist der unglückliche Ueberrest eines ehmals mächtigen Stammes, der noch in etwa 700 Köpfen besteht, gänzlich heimathlos geworden. Sie

aus einem theologischen Seminar, Herr Flemming, zu diesem Stamme gezogen, und wurde mit herzlicher Freude von den Häuptlingen und dem Volke aufgenommen. Schon hat sich ein Häuflein von 80 gläubigen Indianern gesammelt, welche den ersten Grund zu einer Gemeinde Christi unter diesem Volke legen. Sobald Herr Flemming die Creeksprache fließend reden wird, so gedenkt er eine Anzahl von Schulschriften auszufertigen, um möglichst bald eine Schule aufzurichten, da die Leute dem Unterricht ihrer Kinder mit großer Begierde entgegensehen. Ihre Sprache soll mit der Mundart der Dschoktaus einige Aehnlichkeit haben; jedoch ist sie bis jetzt noch nicht grammatisch bearbeitet, und zu einer Schriftsprache erhoben worden.

Die Zahl der Creeks, die sich an der Arkansas niedergelassen haben, läßt sich noch nicht genau angeben. Die Bevölkerung des ganzen Stammes wird auf etwa 20,000 Seelen angeschlagen, welche sich allmählig in diesem neuen Gebiete neben einander ansiedeln. So öffnet sich hier ein weites Arbeitsfeld, welches der Hülfe mehrerer Missionarien bedürfen wird; und da die Indianer nunmehr gegen ihre bisherige Gewohnheit in großen Dörfern neben einander wohnen, so ist dadurch der Unterricht derselben in Kirche und Schule auf vielfache Weise erleichtert.

7. Mission unter den Osage-Indianern.

Unter diesem Volksstamme hat die Missionsgesellschaft schon seit dem Jahr 1821 an verschiedenen Stellen vier Missionsplätze, Union, Hopefield, Boudinott und Harmony aufgerichtet, auf denen vier Missionarien nebst mehreren Gehülfen arbeiten. Das Missionswerk scheint unter diesem kriegerischen Volksstamme bis jetzt am wenigsten ausgerichtet zu haben, woran zum Theil auch die weite Zerstreuung desselben und die beständigen Verwicklungen in blutige Kriege

mit ihren Nachbarn Schuld gewesen seyn mögen. Zwar sind auf den verschiedenen Plätzen kleine Osagenhäuflein zur Predigt des Evangeliums gesammelt; aber der bei weitem größte Theil des Stammes lebt noch in roher Wildheit dahin, ohne von den dargebotenen Erleuchtungsmitteln des Christenthums Gebrauch zu machen. Die Missionarien ziehen von Zeit zu Zeit in den kleinen Indianerdörfern umher, aber selten gelingt es ihnen, die Leute zum Unterricht zusammen zu bringen; und nicht gering ist für sie die schmerzliche Prüfung, seit 12 Jahren scheinbar umsonst unter diesem Stamme gearbeitet zu haben.

Eine blühende Schule zu Union mußte kürzlich aufgegeben werden, weil die Eltern um den Unterricht ihrer Kinder unbekümmert blieben, und die Osagen nicht dulden wollten, daß ihre besserdenkenden Nachbarn den Unterricht länger benützen dürfen. Nur zu Harmonie dauert die Schule mit gesegnetem Erfolge fort, und sichtbar ist der wohlthätige Eindruck, welchen der Schulunterricht auch noch bei denjenigen erzeugt, welche schon seit Jahren die Schule verlassen haben.

Die Zahl der Indianer, welche die Osagensprache reden, mag auf etwa 18,000 derselben angeschlagen werden, die kleinen Stämme der Nachbarschaft dazu gerechnet, welche dieselbe Mundart gebrauchen. Die Missionarien haben nach großer Mühe sich nun so weit in den Besitz dieser Sprache gesetzt, daß ein Uebersetzungsversuch von einigen Evangelien und einigen kleinen Schulbüchern gemacht werden konnte. Sollten sie einmal mit einem kleinen Vorrathe von Druckschriften versehen seyn, so läßt sich nach der bisherigen Erfahrung eine umfaßendere und durchgreifendere Wirksamkeit unter diesem Stamme hoffen. Wie gering bis jetzt auch die Erfolge der Missionsarbeit unter demselben gewesen seyn mögen, so kann sich die Gesellschaft doch nicht entschließen, ihre Missionarien von diesem Arbeitsfelde zurückzuziehen, und dasselbe seinem gänzlichen Untergange

zu überlassen. Früher oder später, aber einmal doch gewiß, kommt auch für die Osagen die Stunde, in welcher sie dem Worte der Wahrheit Gehör geben, und vor dem HErrn, der sie mit seinem Blut erkaufte, ihre Knie beugen werden.

8. Mission unter den Odschibwas am Obernsee.

Auch in diese abgelegene Wildniß des nordwestlichen Amerikas ist seit einigen Jahren das Evangelium Christi eingedrungen, um sich die ersten Wege zu den Herzen ihrer wilden Einwohner aufzuschließen. Mehrere Missionarien haben sich an verschiedenen Stellen dieser Gegenden niedergelassen, und bereits einen Anfang mit der Predigt des Evangeliums gemacht. Eine derselben ist La Pointe, auf einer Insel im südwestlichen Theile des obern Sees, etwa 160 Stunden westlich von Mackinau gelegen, wo mehrere Hundert Indianer sich angesiedelt haben, und noch überdieß ein bedeutender Verkehr mit der Nachbarschaft getrieben wird. Von hier aus 80 Stunden weiter nach dem Südwesten hin wurde eine zweite Stelle, der gelbe See genannt, von den Missionarien besetzt, von wo aus sie meist zu Wasser ohne Schwierigkeit nach St. Peter am Missisippistrome gelangen können. Es sind etwa 400 Indianer, welche in dieser Abgelegenheit für ihren Unterricht erreichbar sind. Eine dritte Stelle ist Sandy Lake nahe am Missisippistrome, wo gleichfalls 300 Indianer wohnen, und von wo aus sie in einer wohlbevölkerten Gegend an den Quellen des Missisippi leicht zu Wasser nach allen Richtungen sich bewegen können.

Obgleich die hier wohnenden Missionarien mit der Predigt des Evangeliums noch keinen Anfang machen konnten, da sie mit der Erlernung der Landessprache noch zu kämpfen haben, so ist es ihnen dennoch bereits gelungen, drei Schulen im Odschibwaslande aufzurichten, welche einen glücklichen Erfolg versprechen. Das herumziehende Leben der Indianer wird der Pflanzung

des Christenthums immer bedeutende Hindernisse in den Weg legen. Im Herbst und Winter sind diese Indianer gemeiniglich auf großen Jagdpartheien zerstreut; kommen sie von diesen zurück, so wird ein Stück Boden angebaut, um ihrer Familie einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln zu pflanzen, worauf sie sich wieder auf ihren Fischerplätzen zerstreuen. Wohin sie gehen, nehmen sie ihre Weiber und Kinder mit sich, und es wird eben darum viel Zeit und Geduld erfordern, bis sie gewöhnt worden sind, sich an einer Stelle bleibend niederzulassen. Hiezu kommt noch die vorherrschende Neigung dieser Stämme zu kriegerischen Unternehmungen, wodurch sie leicht der Leitung des Missionars entrissen und zu den kühnsten Abenteuern verlokt werden können. Indeß hat die Hand der Vorsehung zu deutlich den Weg zu diesen abgelegenen Waldbewohnern gebahnt, als daß die Gesellschaft hinter ihrem Rufe hätte zurückbleiben dürfen. Die Amerikanischen Pelzhändler sind nicht abgeneigt, jeden Versuch, das Christenthum in dieser Wildniß anzupflanzen, zu unterstützen, da sie bei einem solchen Beginnen ihre eigenen Vortheile haben. Dabei läßt sich hoffen, daß bei der großen Entfernung weißer Kolonisten es diesen nicht so bald gelingen wird, ihren ansteckenden Einfluß über diese Wildniß auszubreiten, und der Predigt des Evangeliums unter den Indianern Hindernisse in den Weg zu legen, welche nicht selten viel größer sind, als der Zustand roher Barbarei, welche die Kraft des Christenthums unter diesen Völkerstämmen zu überwinden hat.

9. Mission unter den Ottowa-Indianern am Maumiflusse.

Letzten Winter haben die Ottowa-Indianer den einzigen Landesstrich an die Regierung der vereinigten Staaten verkauft, der ihnen noch übrig geblieben ist, und auf diese Weise ist der unglückliche Ueberrest eines ehmals mächtigen Stammes, der noch in etwa 700 Köpfen besteht, gänzlich heimathlos geworden. Sie

weigern sich beharrlich auf die Westseite des Missisippistromes hinüber zu ziehen, welche Mittel man auch in Bewegung setzte, sie zu solchem Entschluße zu bewegen. Missionar van Tassel, welcher unter ihnen arbeitet, hat denselben einen Theil des Landes angeboten, welcher der Mission gehört, wenn sie ihre wandernde Lebensart und den Gebrauch berauschender Getränke aufgeben, den Boden bauen und von den dargebotenen Vortheilen des Unterrichtes im Christenthum und der Erziehung ihrer Jugend einen guten Gebrauch machen wollten. Sie haben indeß, mit Ausnahme von zwölf Familien, dieses Anerbieten gleichgültig von sich abgewiesen. Ihre gegenwärtige Lage, die sie von Seiten der rings umherwohnenden weißen Kolonisten Versuchungen aller Art aussetzt, hat die Missionsarbeit unter denselben beinahe ganz unmöglich gemacht; und sollte keine günstige Veränderung in derselben eintreten, so müßte die Mission, die schon im Jahr 1822 begonnen wurde, unter ihnen aufgehoben werden.

Noch hat bis jetzt die Schule unter ihnen mit etwa dreißig bis vierzig Schülern fortgedauert; neunzig ältere Schüler sind aus derselben entlassen worden, von denen etwa dreißig christlich gebildete und nützliche Glieder der Gesellschaft geworden sind, welche die Kraft des Glaubens in ihrem Leben erfahren haben. Das kleine Gemeinlein faßt 25 Glieder in sich, unter denen einige Afrikaner sich befinden.

Die Ottowas haben größtentheils ihre frühere Lebensweise und ihren religiösen Aberglauben beibehalten. Sie sind träge und der Unmäßigkeit ergeben, und im Zustande der Berauschung so zanksüchtig, daß sie leicht einander verwunden und tödten. Es ist den Missionarien nicht gelungen, eine Mäßigkeitsgesellschaft unter ihnen einzuführen, und ihre wilde Lebensweise hat denselben viele Leiden verursacht.

10. Mission unter den Indianern im Staate New-York.

Noch befinden sich in diesem Staate zerstreute Häufflein bekehrter Indianer, welche an einzelnen Missionsstellen gesammelt und von den Missionarien als eine Gemeinde Christi fortdauernd gepflegt werden. Die Gemeinde zu Tuscarora besteht aus etwa 200 bekehrten Indianern, zu denen sich weiße Kolonisten aus der Nachbarschaft gesellt haben, so daß ihr Bestand auf etwa 400 Seelen sich belaufen mag. Die Gemeinde zu Seneka faßt gleichfalls etwa 200, und die zu Tarraraugus 150 Seelen in sich, welche sämmtlich Indianer sind. Die Glieder dieser Gemeinden haben im Allgemeinen eine richtige Erkenntniß der Heilswahrheiten des Christenthums gewonnen, und Viele derselben können als Muster lebendiger Gottseligkeit genannt werden. Auch die Schulen haben bis jetzt einen guten Fortgang gehabt und sind fleißig besucht worden. Die Indianer wissen den Werth der Erziehung ihrer Jugend nun so wohl zu schätzen, daß sie angefangen haben aus eigenen Mitteln diese Schulen zu unterhalten.

Die ganze Zahl der Senekas wird auf etwa 3,000 Seelen angeschlagen. Sie reden eine Sprache, welche von mehreren andern Stämmen gesprochen wird. Man hat angefangen, die Evangelien in dieselbe zu übersetzen, auch ist für sie ein kleines Liederbuch zum Gebrauch bei den Gottesdiensten ausgefertigt worden.

Die amerikanische Missionsgesellschaft beschließt ihren Bericht über den Zustand der Indianer-Gemeinden mit folgenden Bemerkungen:

„Unsere Committee hat die sattsamsten Gründe zu dem Beschluße für sich, ihre Arbeiten unter den Ureinwohnern dieses Continentes so weit auszubreiten, als ihr nur immer die Vorsehung Gottes die Wege dazu bahnen wird. Das Bekehrungswerk dieser Völkerstämme liegt vor Allem den Missionsgesellschaften ob. Wenn auch die Früchte unserer bisherigen Arbeiten eben nicht so groß und erfreulich waren, wie wir es wünschen

möchten, so haben sie doch noch immer Ermunterungskraft genug, das begonnene Werk mit vermehrtem Eifer und mit neuer Hoffnung fortzusetzen. Auch die Umstände, in denen sich diese Indianerstämme befinden, sind so beschaffen, daß sie das Mitleiden der Christen laut und rührend in Anspruch nehmen. Keine Klasse von Heiden leidet wohl so sehr von ihrer wilden Lebensweise als diese, keine ist so sehr wie sie dem vergiftenden Einfluße des Auswurfes civilisirter Völker Preis gegeben, keine dem Auge und der Pflege der Christengemeinden so nahe gestellt und wohl auch keine so zugänglich für die Erleuchtungsmittel des Evangeliums, wie es diese Indianer sind.

Aber noch gibt es ganze Stämme derselben, welche der heilsame Einfluß des Christenthums bis jetzt nicht berührt hat. Um nur Einige dieser heidnischen Stämme zu nennen, welche zugänglich für uns sind, so sind es die Menomenies, auf der Westseite des Michigansees, deren Stamm auf 25,000 Seelen angeschlagen werden mag. Noch irren sie hülflos in ihren Wäldern umher und ihr Zustand ist im höchsten Grade elend. Es sind ferner die Winnebagus, zwischen dem Michigansee und dem Missisippistrome; ein Stamm, der sich auf etwa 4,000 Seelen beläuft und in seinem Charakter große Aehnlichkeit mit den Menomenies hat. Es sind ferner die Sioux, ein zahlreicher und kriegerischer Stamm, welcher die nördlichen Ländergebiete zwischen dem Missisippi und dem Missouristrome inne hat, und auf etwa 15,000 Köpfe angeschlagen werden mag. Sie sind ein edler Schlag von Indianern, und bis jetzt noch vom verderblichen Einfluß weißer Kolonisten unberührt; es sind ferner die Kansas und Omahaus, ein Paar befreundete Stämme etwa 12,000 Köpfe stark, welche am Kansasfluße wohnen, und deren Zustand bis jetzt ziemlich unbekannt geblieben ist. Die Felsengebirge des Westens führen uns in eine Welt der Ureinwohner hinein, welche der Erlösungsstunde durch die Erkenntniß

des Heiles warten. Es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Boten des Friedens ohne bedeutende Gefahr die mächtigen Länderstrecken bereisen könnten, welche zwischen dem Felsengebirge und dem atlantischen Meere mitten inne liegen. Es liegt unserer Committee nahe am Herzen, die Einwohner jener Gegenden, so wie die besten Mittel, denselben das Evangelium nahe zu bringen, durch ein Paar reisende Missionarien kennen zu lernen, welche ehestens in jene Länder gesendet werden sollen.

Vierzehnter Abschnitt.

Entdeckungsreise auf der nordwestlichen Küste des nördlichen Amerikas, vom Jahr 1829.

Die Nordamerikanische Missionsgesellschaft, welche die ganze Indianerwelt Amerikas mit ihren menschenfreundlichen Blicken umfaßt, sah sich im Jahr 1829 veranlaßt, einen ihrer erfahrenen Missionarien, Herrn Green auf Hawaji, der Hauptinsel der Sandwichsgruppe, zu beauftragen: von dieser Insel aus nach der gegenüber liegenden Nordwestküste des Amerikanischen Continentes eine Untersuchungsreise zu machen, um die daselbst zerstreut wohnenden Indianerstämme kennen zu lernen, und sich nach den geeigneten Mitteln und Wegen umzusehen, auf welchen in diese bis jetzt noch völlig unbekannte Menschenwelt das Licht des Evangeliums zu ihrer Erleuchtung hineingetragen werden möge. Von den Ufern des Missourisußes an bis zu dem Felsengebirge (Rocky mountains) und von diesen bis zu den Ufern des stillen Meeres liegt eine Wildniß von beiläufig 25 Längegraden, so wie vom rothen Fluße an, der sich in den Mississippi ergießt, bis zum Meerbusen Kamtschaka hinauf ein ungeheures Land von beinahe

30 Breitegraden, das noch kein Europäer durchwandert hat, und nur da und dort einen kühnen Pelzhändler an seinem Saume erblickt, welcher bereit ist seinen kleinen Geldgewinn mit dem Leben zu erkaufen. Wie es im Entwicklungsgange des Reiches Gottes durchgehends zu geschehen pflegt, so geschah es auch hier, daß selbst der Zorn der Menschen dem Willen Gottes dienen muß. Die Nordamerikanische Regierung jagt durch einen grausamen Beschluß, dem in den Jahrbüchern der Völkergeschichte wenig Aehnliches an die Seite gesetzt werden mag, die zahmen und die wilden, die bekehrten und unbekehrten Indianerstämme mit einem Machtspruche der Gewalt über den Missisippistrom hinüber; und jetzt wandern die mitleidenden Missionarien an der Spitze ihrer niedergetretenen Häuflein dorthin aus, um ihnen bei der Ansiedlung im neuen Lande mit Trost, Rath und That an die Hand zu gehen. Freilich ist es ungewiß, wie lange die gedrängten Heerden auch dort ihres Bleibens finden werden, indem nach ihrer bisherigen vielfachen Erfahrung sie nur erst die ewigen Wälder gelichtet und den trägen Boden umgebrochen haben dürfen, um die Gierde der Landmäkler zu reizen, auch dieses neu geschaffene Land als ein Erbgut zu betrachten, zu welchem die angestammten Rechte nur ihnen gehören. Eben darum hielt es die Nordamerikanische Missions-Gesellschaft für weise, an den entferntesten Enden dieses ungeheuren Landes bei Zeiten eine Entdeckungsreise zu veranstalten, um sich nach Plätzen umzusehen, die den Schall des Evangeliums noch nie gehört haben, und auf welchen eine Hütte Gottes unter den Menschen aufgebaut werden möge.

Missionar Green trat auf dem Schiffe, „der Freiwillige" genannt, das Kapitän Taylor befehligte, unter dem 13. Febr. 1829 im Namen des HErrn seine Reise nach der Nordwestküste des Amerikanischen Festlandes an. „Am 10. Merz, so schreibt derselbe in seinem Tagebuch, sahen wir in der Ferne zum erstenmal die schneebedeckten Hügel

der nordwestlichen Küste Amerikas, und legten am folgenden Tag im Norfolksund (57° nördl. Breite, und 136° 10′ westl. Länge) vor Anker. Hier begann ich meine Nachforschungen mit dem ernstlichen Verlangen, daß es mir gelingen möge, in den Kreisen der hier umherstreifenden Wilden ein Verlangen nach christlichem Unterrichte anzuregen, das stark genug wäre, den herrlichen Tag evangelischer Erkenntniß in ihrer verfinsterten Wildniß heraufzuführen. Von Norfolksund segelte Kapitän Taylor des Handels wegen bis zum 53° der Breite hinab. Innerhalb dieses Raumes besuchten wir zehn Indianerstämme, und hielten uns in jedem Hafen mehrere Tage auf. Wo es ohne Lebensgefahr geschehen konnte, ging ich ans Land, und suchte jede Gelegenheit auf, den Charakter der Eingebornen kennen zu lernen, und von auswärtigen Händlern sowohl, die sich da und dort auf der Küste angesiedelt haben, als von den Indianern selbst zu erfahren, ob die Ansiedlung einiger Missionarien mit entgegenkommendem Vertrauen aufgenommen, und aus den vorliegenden Umständen die stille Zuversicht geschöpft werden dürfe, daß die Hand der göttlichen Vorsehung ein solches Vornehmen begünstige.

Neu Archangel, eine russische Niederlassung dieser Küste, liegt im Busen einer tiefen Bucht, die für Schiffe einen trefflichen Hafen darbietet. Diese Niederlassung wird durch Festungswerke vertheidigt, die auf einer bedeutenden Anhöhe aufgerichtet sind. Hier wohnt ein russischer Statthalter, dessen Haus mit seinen nächsten Umgebungen das Bild kaufmännischer Thätigkeit darbietet. Weniger günstig ist der Anblick der übrigen Gebäude, welche sämmtlich in rohen Blockhäusern bestehen. Die Sitka-Indianer haben unter den Kanonen der Festung ihr Dorf aufgebaut, so daß die Russen sich leicht gegen die Räubereien derselben sichern können, indeß sie diesem Volksstamme den nöthigen Schutz gegen die Angriffe ihrer Feinde verschaffen. Der Anblick des ganzen Landes umher hat nicht den gering-

sten Reiz, der zu einer Ansiedlung an dieser Stelle locken könnte, auch wird dieser erste Eindruck durch eine nähere Bekanntschaft mit dieser Gegend keineswegs gemildert. Immerhin wird das Land die gewöhnlichen Erzeugnisse dieses Klimas liefern; auch fehlt es nicht an Graswuchs, obgleich der häufige Regen denselben nur mit Mühe benützen läßt. Dieß gilt von jedem Theile dieser Küste. Auch tiefer ins Land hinein findet sich kein Boden, welcher die erforderlichen Lebensbedürfnisse liefert. Der Boden ist kalt, mit schwerem Holze bedeckt, und hebt sich bald vom Ufer hinweg zu hohen Gebirgen empor, welche fast das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt sind. Das Wetter ist in hohem Grade unangenehm; nie besonders kalt, aber fast immer feucht und naß. Die Südostwinde sind die herrschenden, und in der Regel immer mit Regen begleitet. Zimmerholz und Wasser ist in reichem Vorrathe vorhanden. An See- und wilden Vögeln ist Ueberfluß, ebenso auch an verschiedenen Gattungen zum Theil sehr wohlschmeckender Fische; aber ich glaube versichern zu dürfen, daß die länderſüchtigen Ausländer die Einwohner nie um ihren Boden beneiden werden. So lange Pelzwaaren erhalten werden können, wird die Liebe zum Gewinn immer stark genug bleiben, die Händler mit ihren Tauschwaaren an diese Ufer zu locken. Aber ist das Pelzwerk einmal erschöpft, so ist nur die Christenliebe vermögend, den Ausländer zum Besuch dieser traurigen Ufer zu veranlassen.

Die Königin-Charlotten-Insel macht eine Ausnahme von diesen Bemerkungen. Sie bildet in diesem Theile der Küste einen Garten der Natur Gottes. Verglichen mit dem Nachbarlande ist ihr Boden eben, fruchtbar und schön. Von Point Rose, dem nordöstlichen Theile der Insel, bis zu einer Stelle, Namens Skidegaß, ist auf eine Strecke von mehr als 16 Stunden kein bedeutender Hügel anzutreffen. Das Land scheint warm zu seyn, und liefert vortreffliche

Kartoffel-Ernten; auch zweifle ich nicht, daß hier jede Pflanzung versucht werden könnte, so weit diese unter dem 52° nördlicher Breite möglich ist. Das Wetter soll hier schöner seyn, als in irgend einem Theile der Küste, auch würde diese Insel für eine ansehnliche Bevölkerung den nöthigen Lebensunterhalt liefern.

Ueber die Zahl der Bevölkerung in diesen Breitegraden ist es schwer, irgend etwas Gewisses zu erfahren. Die Indianer vermögen nur Stamm mit Stamm zu vergleichen, sie führen ein umherstreifendes Leben, haben ihren Sommeraufenthalt und ihre Winterdörfer, so daß aus eigener Beobachtung nicht leicht eine Berechnung gemacht werden kann. Ich habe mir viel Mühe gegeben, wenigstens bis zu einem Grade von Wahrscheinlichkeit die Bevölkerung überschauen zu können, und nach Allem, was ich hierüber in Erfahrung bringen konnte, muß ich glauben, daß alle Indianerstämme, welche zwischen dem 53—57 Breitegrad die Küste bewohnen, nicht über 15,000 Köpfe betragen, von denen dem Sitkastamme 6,500, dem Naßstamme 5,500, und der Charlotteninsel 3,000 zukommen dürfen. Diese Stämme wohnen sämmtlich am Meeresufer hin, und haben zugleich die Insel König Georg III. die Prinz Wallis Insel und den Pitts-Archipelag im Besitz. Die Naßindianer leben auf dem festen Lande. Auch treiben sie einen Handel mit den Stämmen des Inlandes. Letztere stellen sie als zahlreich vor, obgleich ich von ihnen keine weitere Nachrichten über die Beschaffenheit des Inlandes erhalten konnte. Die Indianer an der Küste sind augenscheinlich im Zustande des Abnehmens, was sie selbst gerne zugestehen, und was auch von Allen versichert wird, welche eine Reihe von Jahren unter ihnen zugebracht haben. Seit 40 Jahren haben die Menschenblattern große Verheerungen unter ihnen angerichtet, die sie Tom Deyer zu nennen pflegen, wahrscheinlich nach dem Namen eines Matrosen, der diese Krankheit unter sie gebracht hat. Ihre älte-

sten Leute versichern, daß sie das ganze Land zu Grunde gerichtet haben. Aber auch ihre Laster mußten ihren gänzlichen Untergang beschleunigen. Sie führen blutige Kriege mit einander. Die Unmäßigkeit vergiftet ihr Leben; auch ist der Kindermord allgemein unter ihnen eingeführt, so daß diese Völkerstämme innerhalb kurzer Zeit einer gänzlichen Zernichtung entgegengehen, wenn nicht eine erlösende Kraft ihnen vom Auslande her gebracht wird.

Diese Indianer der Küste, so weit ich sie kennen lernte, reden drei verschiedene Sprachen, nämlich die Sitka-, die Naß- und die Skidegaßsprache, die gänzlich von einander verschieden sind, sich aber durch ihre starken Kehllaute auszeichnen. Von letzterer Sprache habe ich ein Wörterbuch angelegt. Ob eine Verwandtschaft zwischen ihr und den übrigen statt findet, vermag ich nicht zu entscheiden, indem hiezu ein längerer Aufenthalt unter diesen Stämmen erfordert würde, als der meinige war.

Die Indianer dieser Küste sind von mehr denn mittlerer Größe, ein wohlgebauter kräftiger Menschenschlag von heller Kupferfarbe, hervorstehenden Kinnbacken und schwarzem Haare, das in Büschen über ihre Schultern hinabhängt. Die Männer tragen gemeiniglich nur ein Tuch über ihre Schultern, doch haben sich bereits viele derselben europäische Kleidung verschafft. Die Weiber sind neben diesem Tuche noch mit einer Schürze bekleidet. Männer und Weiber tragen ihre Zierrathen in Nasen und Ohren, und binden Korallenschnüre um den Leib und die Arme. Sie halten es für große Schönheit, ihre Gesichter mit Farben zu bemalen, und zeigen viel Gewandtheit, sich zu den häßlichsten Zerrbildern zu verunstalten. Was sie aber zum Gegenstand der Bewunderung unter ihrem Volke und des Gelächters für den Fremden macht, ist die Stitgar oder die hölzerne Wurstlippe der Weiber. Es ist unbegreiflich, wie ein solches Lippengehänge für Schön-

heit geachtet werden mag. Zuerst wird nämlich die Unterlippe in der Mitte mit einem Nagel durchbohrt, und das Loch so lange erweitert, bis ein Stück Holz durch die Oeffnung geht, das an beiden Enden dicker ist als in der Mitte. Dieses Holz wird so lange getragen, bis der regelmäßige Stitgar eingeschoben werden kann. Dieser besteht in einem länglicht runden Holz, einem kleinen eiförmigen Teller ähnlich, ist auf beiden Seiten vertieft und so gestaltet, daß die gespaltene Lippe die Oeffnungen des Raumes ausfüllt. Dieser Stitgar wird allmählig immer größer gemacht, und die Lippe wächst so in denselben hinein, daß er mit dem Gesicht zu einem Stück zusammenläuft.

Die Wohnungen dieser Indianer so wie ihre Lebensweise sind im höchsten Grade schmuzig, auch haben sie gegen nichts so großen Abscheu wie gegen den Gebrauch des Wassers. Mit ihren langen mit Fischthran getränkten Haaren, ihren durch Schmutz und Farbe entstellten Gesichtern und ihrem Tuche um den Leib, in dem alle Arten von Insekten nisten, bieten sie dem Auge das Jammerbild tiefster Erniedrigung dar. Ihre Hütten sind meist elende Löcher ohne Kamin und ohne Licht, und ihre Geräthschaften ihrem ganzen Aufzuge ähnlich. Vielweiberei ist allgemein unter ihnen herrschend, und ein jeder Mann hält so viele Weiber als er ernähren kann. Leicht läßt sich der Einfluß denken, den dieser Umstand auf das häusliche Leben hat. Indeß werden ihre Weiber gewöhnlich mit größerer Achtung behandelt als dieß bei andern wilden Völkern der Fall ist, indem der Mann sie in allen Angelegenheiten des Handels zu Rathe zieht. Betrinkt sich derselbe, so weiß die Frau die Herrschaft über ihn zu führen, und im Falle des Widerstandes wird er unbarmherzig von ihr geschlagen. Obgleich der Kindermord allgemein unter ihnen ist, so zeigen sie doch viel Liebe zu den Kindern. Die Sklaven sind zahlreich und sehr gesucht. Man holt sie im Süden und treibt Tauschhandel mit

denſelben. Sie verſehen alle Geſchäfte des Hauſes, und obgleich ſie mit ihrem Eigenthümer auf gleichem Fuße leben, ſo ſind ſie doch das unglücklichſte Geſchlecht der Menſchen. Ihr Eigenthümer iſt unumſchränkter Herr ihres Lebens, und ſtirbt ein angeſehener Mann, ſo werden immer mehrere Sklaven als Schlachtopfer dargebracht.

Ihre Häuptlinge gelten nur dem Namen nach und haben nur im Kriege eine größere Gewalt vor Andern. Sonſt behaupten dieſe Indianer, daß ſie Alle Häuptlinge ſeyen. Von Geſetzen weiß man unter ihnen nichts. Ein Jeglicher gilt ſo viel als er vermag, und er vermag ſo viel als er körperliche Stärke beſitzt. Dieſe führt allein die Herrſchaft unter ihnen. Armuth wird für verächtlich angeſehen; wer Kraft hat und Klugheit genug, ſich irgend ein Eigenthum zu erwerben, gewinnt Einfluß, und iſt er im Stand eine Anzahl Krieger um ſich her zu ſammeln, ſo beträgt er ſich als Gebieter, der Keinen fürchtet, und ſich Keinem unterwirft.

Die Religionsbegriffe dieſer Stämme ſind ausnehmend ſchwankend. Ich habe mir alle Mühe gegeben, das zu erfahren, was ſie von einem höchſten Weſen und von einem künftigen Leben glauben, und ich habe Gründe genug zu der Behauptung: daß ſie dem Kopf und dem Herzen nach jedem Schatten der Erkenntniß Gottes ganz entfremdet ſind. Von einem allmächtigen Schöpfer und HErrn des Himmels und der Erde ſcheinen ſie keine Ahnung zu haben, und wie oft ich ſie auch fragte: wer das Meer, das Land, den Menſchen geſchaffen habe? ſo antworteten ſie mir immer: „Wir wiſſens nicht.“ Die Verſtändigſten unter ihnen ſagten mir indeß: die alten Leute auf der Küſte haben die Sage, daß die Krähe der Schöpfer der Welt ſey. Das iſt richtig, daß ſie dieſen Vogel abergläubiſch verehren. Dabei glauben ſie an das Daſeyn eines böſen Geiſtes, den ſie Nimkelſus nennen, und dem ſie die

Urſache der Krankheiten und anderer Uebel zuſchreiben. Sie behaupten, er wohne weit hinweg; aber weiter konnte ich nichts erfahren. Von der Fortdauer der Seele haben ſie ſo eben wenig einen klaren Begriff; ſie glauben: wer an einer Krankheit ſterbe, ziehe in das Innere des Landes, wer im Meer ertrinke, lebe in demſelben fort, und wer im Treffen ſterbe, ziehe in das Sonnenhaus. Letzteres wünſchen ſie Alle. Auch von einer zukünftigen Vergeltung ſcheinen ſie nichts zu wiſſen. Wenn ich mit ihnen hievon ſprach, legte ich ihnen immer die ſchneidendſten Gegenſätze der Menſchen vor: einen betrunkenen, diebiſchen, zankſüchtigen Indianer, der ſeine Hände mit dem Blute ſeiner Familie beſchmutzt und ſich ſodann ſelbſt das Leben nimmt; und einen ehrlichen, rechtſchaffenen, friedliebenden Indianer, der ſein ganzes Leben der Wohlfahrt ſeines Stammes widmet; und ich fragte ſie nun, ob ein Unterſchied zwiſchen beiden nach ihrem Tode ſey, worauf ſie immer antworteten: Wir wiſſen keinen. Auch konnte ich nicht erfahren, daß irgend ein religiöſer Gebrauch unter ihnen eingeführt iſt.

In jedem Stamme befindet ſich eine gewiſſe Klaſſe von Menſchen, welche für eine Art von Zauberern gehalten und Scharger genannt werden. Dieſe ſollen die Macht beſitzen, Abweſende mit Krankheiten heimzuſuchen und auch wieder zu heilen. Auch behaupten ſie, das Verlorne entdecken, Wind und Regen machen, und zukünftige Dinge vorausſagen zu können. Man unterſcheidet ſie leicht von andern Indianern an ihrem Haare, welches mit den Haaren todter Menſchen zuſammengeflochten iſt. Leute dieſer Art ſind ungemein verſchlagen, und wiſſen ſich durch allerlei Mittel Eigenthum und Einfluß zu verſchaffen.

Auch die Handlungsweiſe dieſer Indianer ſtimmt mit dieſer gänzlichen Verdunklung alles religiöſen Glaubens vollkommen zuſammen. Sie ſcheinen gar kein

Gefühl

Gefühl für irgend eine sittliche Verpflichtung zu haben und Dankbarkeit ist ihrem kalten Herzen ein ganz unbekanntes Gefühl. Ihnen eine Wohlthat zu erzeigen ist das Mittel ihren ungestümmen Trotz zu vermehren, und wer heute ihnen noch so viel Gutes erzeigt hat, muß morgen fürchten, niedergestoßen zu werden, wenn er ihren ungestümmen Forderungen nicht Gehör gibt. Sie sprechen eine Lüge mit der schamlosesten Zuversicht aus, so daß man keiner ihrer Angaben trauen darf, sobald sie irgend einen Grund haben, die Wahrheit zu verstecken. Auf dem Verdecke der Schiffe muß jede ihrer Bewegungen aufs sorgfältigste bewacht werden, denn sie stehlen, was ihnen in die Hände kömmt, wenn sie gleich nicht den mindesten Gebrauch von der Sache machen können. Berauschende Getränke sind ihnen über Alles willkomm, und im Zustand der Trunkenheit sinken sie unter das wilde Thier hinab. Mordthaten sind sehr häufig, und ihre Händel arten nicht selten in blutige Kriege aus. Der geringste Umstand weckt ihr Rachgefühl, auch hören sie nicht auf, ihren Gegner zu verfolgen, bis sie sein Blut getrunken haben.

Leider haben auch auf dieser Küste die Ausländer im Allgemeinen keinen wohlthätigen Einfluß ausgeübt; vielmehr muß behauptet werden, daß die Stämme der Eingebornen durch die Fremdlinge nur noch in tieferes Elend hinabgestürzt worden sind. Einst trieben sie sich mit Bogen und Pfeil in ihren Wäldern umher und jagten das Gewild, von dessen Fleisch sie sich ernährten, indeß sie sich mit seinen Häuten bedeckten. Wohl gab es auch öfters kleine Streitigkeiten, die sie miteinander führten, obgleich die Eingebornen einst friedlich miteinander gelebt zu haben behaupten. Da sie aber weder Schießgewehr noch berauschende Getränke kannten, so waren ihre Kriege minder blutig und zerstörend. Die Einführung des Letztern hat dem Strome des Verderbens alle Schleußen geöffnet. Ueberdieß

scheinen die Meisten von denen, welche aus christlichen Ländern an diese entfernten Ufer kamen, gänzlich vergessen zu haben, daß auch an diesen Enden der Erde das Auge Gottes sie bewache, und daß seine Hand jede ihrer Verirrungen auf seinen Gedenkzettel einzeichne. Sie waren daher alles Andere, nur keine Christen; schwelgten im Sumpfe der Wollust umher, und gaben Veranlassung, daß die unselige Gewohnheit des Kindermordes in Schwang kam. Gewohnt, die Eingebornen im Tauschhandel auf jegliche Weise zu betrügen, nöthigten sie diese, die Fremdlinge in Betrug und List zu überbieten. Daß sie jetzt ein wildes und blutdürstiges Geschlecht geworden sind, wen kann dieß wundern? Vorher streiften sie, den hungrigen Wölfen ähnlich, in ihren Wäldern umher, aber der Verkehr mit den Ausländern gab ihnen die vergifteten Waffen in die Hand, um sich selbst und Andere zu Grunde zu richten.

Mein Aufenthalt zu Neu Archangel im Norfolksund begann den 12. März. Zuerst machte ich dem russischen Gouverneur dieser Niederlassung, Herrn Peter Chesticoff, meine Aufwartung, und wurde von ihm sehr freundlich und mit der Versicherung aufgenommen, mir mit jeglicher Beihülfe zur Erreichung meines Zweckes auf dieser Küste an die Hand gehen zu wollen. An einem der folgenden Tage fand ich Gelegenheit, in seiner Begleitung mit etwa zehn Häuptlingen des Sitkastammes Bekanntschaft zu machen. Durch meinen Dolmetscher machte ich diese mit der Absicht bekannt, um welcher willen ich auf diese Küste gekommen war, und versicherte sie, daß die amerikanische Kirche aufrichtig verlange, ihnen Gutes zu thun und ihre wahre Wohlfahrt zu befördern. Zugleich erzählte ich ihnen von den Sandwichsinsulanern, ihrer frühern Lebensweise, den Missionsarbeiten unter denselben und der neuen bessern Zeit, welche diesen Insulanern nunmehr angebrochen sey. Auch von den Indianern in den vereinigten Staaten erzählte ich ihnen Vieles, um ihnen

durch Beispiele zu zeigen, wie wichtig es sey, das Evangelium anzunehmen. Sie schienen über diese Nachrichten sehr vergnügt zu seyn; und ich hatte Gelegenheit über ihre bisherige Lebensweise Manches von denselben zu erfahren.

Den 16. März machte ich nun mit dem Dolmetscher in dem Indianerdorfe einen Besuch, das etwa 50 Wohnungen zählt. In einer dieser Hütten trafen wir eine Schaar von Männern, Weibern und Kindern beisammen, die sich um ein Feuer gelagert hatten. Bald fand sich auch ein Häuptling des Dorfes ein, und ich erzählte ihnen nun, wie das heilige Buch, das uns Gott gegeben habe, die Menschen mit den Eigenschaften Gottes, mit seinen Werken und seinen gnadenreichen Gesinnungen gegen die Menschen bekannt mache; wie er seinen eigenen Sohn als Erlöser in die Welt gesendet habe, um uns von unserem Elend zu befreien und uns den Weg zum Himmel zu zeigen. Hierauf fragte ich den Häuptling: ob er den Mann in seinen Schutz nehmen würde, welcher kommen würde, um unter seinem Volke zu leben, und dasselbe in vielen guten Dingen zu unterrichten. Dieser erklärte seine Bereitwilligkeit, dieß zu thun, und fügte hinzu, sie seyen gar unwissende Leute, und wünschten, daß ihnen Lehrer zugesendet werden möchten.

Am Abend hatte ich Gelegenheit, dem Gouverneur die Frage vorzulegen: Ob er es erlauben könne und wolle, wenn eine Missionsfamilie aus Amerika sich unter dem Sitkastamme niederlassen würde, um den Unterricht desselben im Christenthume zu beginnen, und ob eine solche auf seinen Schutz rechnen könnte? Er versicherte mich, daß er diesen Gegenstand als einen sehr menschenfreundlichen Zweck ehre, daß dieser Zweck mit seiner eigenen Ueberzeugung übereinstimme, und daß er nicht zweifle, seine Regierung würde eine solche Niederlassung gerne gestatten. Freilich müsse man sich

dabei zuvor der Ansicht der griechischen Kirche versichern, indem vielleicht diese es für geeignet halten würde, eine eigene Mission an dieser Stelle zu beginnen. Wir verabschiedeten uns freundlich von einander, und der wackere Mann wünschte mir den Segen Gottes zu meinem Geschäfte auf dieser Küste. Auch zwei griechische Priester wohnen hier, welche die Hauskaplane des Gouverneurs sind, und die ich vor meinem Abschiede besuchte. Einer derselben, ein wohl aussehender junger Mann der auf den Fuchsinseln im Meerbusen von Kamtschaka zu Hause ist, gedenkt seine Heimath bald wieder zu besuchen, und sich dem Unterrichte der dortigen Indianer im Christenthume zu widmen. Er selbst hielt es für keine unmögliche Sache, daß nicht mit Gottes Hülfe die Indianerstämme dieser Küste zum Ehristenthume bekehrt werden könnten, und bedauerte, daß bis jetzt an ein so wünschenswerthes Werk noch keine Hand angelegt worden sey. Der andere Priester, ein alter Mann, der seit zwölf Jahren hier wohnt, schien indeß den Zustand dieser Indianer als hoffnungslos zu betrachten, und erklärte, daß mit denselben nichts auszurichten sey.

4. April 1829. Seit zehn Tagen haben wir Norfolksund verlassen. Nichts ist wohl unangenehmer, als an dieser Meeresküste sich umherzutreiben. Die Nebel sind so dick, daß die nahe Küste nur selten zum Vorschein kommt und man jeden Augenblick Gefahr läuft, an eine Felsenwand anzulaufen. Diesen Abend haben wir an einer Stelle Namens Clemensstadt Anker geworfen. Hier fanden wir einen kleinen Indianerstamm, der die Sitkasprache spricht, und dessen beide Häuptlinge unser Schiff besuchten. Da sie ein wenig englisch sprachen, so versuchte ich, sie mit dem Zweck meiner Reise bekannt zu machen, den sie vollkommen billigten. Am 9. erreichten wir endlich unter dem 55 Breitegrad eine Stelle, Naß genannt, wo gegenwärtig die englische Hudsonsbay-Compagnie eine Niederlassung

anlegt, um den ganzen Küstenhandel in ihre Hände zu bekommen. Der Boden ist ausnehmend wild. Die Naßindianer sind ein mächtiger Stamm und werden für die rohesten Barbaren dieser Küste geachtet. Ehe diese Indianer sich auf unserem Schiffe sehen ließen, ließ unser Kapitän starke Netze über das ganze Verdeck ausspannen und jede Oeffnung derselben mit einer Wache besetzen, um die Indianer vom Schiffe abzuhalten. Als sie, um Handel zu treiben, herbei kamen, durften immer nur Wenige auf einmal durch ein Loch zugelassen werden. Diese Indianer sind schmutziger und elender als ich je ähnliche bis jetzt gesehen habe; während ihre Gesichtszüge viel Verstandeskraft verrathen.

Am 10. füllte sich unsere Kajüte mit Menschen aller Art, deren Ausdünstung in der Hitze bald unerträglich wurde. Wir suchten uns, so gut wie möglich, mit denselbigen zu verständigen, allein die Sache hatte große Schwierigkeit. Wir fanden bald, daß es rathsam sey, mit guter Art diese Wilden von unserem Schiffe wegzubringen. Wie herzzerschneidend ist nicht der Anblick ihres namenlosen Zerfalles, und wie demüthigend das Bild einer Erniedrigung, welche den Menschen bald in ein reißendes Thier, und bald in die listige Schlangenart eines finstern Geistes verwandelt! Ich habe angefangen, mich ein wenig in der Sprache dieser unglücklichen Geschöpfe auszudrücken.

Den 23. April. Wir segelten in diesen Tagen an der Königin Charlotteninsel vorüber, und landeten heute unter dem 54° 51′ der Breite an einer Stelle Namens Kigani, welche von etwa 600 Indianern bewohnt ist, die zur Nordinsel gehören. Bald besuchte ich sie in ihren Hütten, um ihnen wo möglich den Zweck meiner Reise verständlich zu machen. Sie nahmen mich gastfreundlich auf und hörten mit viel Aufmerksamkeit zu. Ob ich gleich ihre Sprache nur erst zu stammeln vermag, so konnte ich ihnen doch begreiflich machen, daß ich nicht des Handels wegen zu ihnen gekommen sey,

sondern nur ihnen den Weg zu zeigen, wie sie von ihrem großen Elende befreit, und fromme und gute Menschen werden mögen. Ich sprach ihnen von Jehovah, dem großen und guten König im Himmel, welcher die Erde und das Meer, die Indianer und die Weißen geschaffen habe; auch erzählte ich ihnen, so gut ich konnte, wie glücklich jetzt ihre ehemals wilden Nachbarn auf den Sandwichsinseln zu werden anfangen, seitdem sie sich entschlossen haben, das Evangelium anzunehmen.

Den 26. April. Da heute Sonntag ist, so wünschte Kapitän Taylor, daß ich Gottesdienst auf dem Verdeck halten solle. Die Indianerboote schwärmten auf allen Seiten um unser Schiff her, und der Kapitän machte ihnen nun Gelegenheit, unsern Gottesdienst mit anzusehen. Es waren etwa 200 Indianer, 15 Engländer und 10 Sandwichsinsulaner auf dem Verdecke beisammen, und wir beugten nun gemeinschaftlich unsere Knie vor dem Gott, der aus Einem Blute alle Völker der Erde gemacht, und uns aus Gnaden berufen hat durch Seinen Sohn zu Seinem Reich und zu Seiner Herrlichkeit. Die Indianer waren über alle Erwartung aufmerksam, und sichtbar erstaunt über den Umstand, daß wir uns betend mit dem Angesicht und mit gefalteten Händen zu einem ihnen Unbekannten wandten, der droben wohnt. Nun hatte ich gute Gelegenheit, diesen Unbekannten ihnen bekannt zu machen, und sie aufzufordern, ihn zu suchen, weil auch sie in Ihm leben, weben und sind.

Nachmittags ging ich ans Ufer und brachte einige Stunden in seliger Einsamkeit zu. Bei meiner Rückkehr begegnete ich dem Kigani-Häuptling Kowi, der seit geraumer Zeit auf unserem Schiffe sich aufhielt. Er ist ein freundlicher Mann, der mir beim Erlernen der Sprache viele Dienste leistet. Ich konnte ihm schon viel vom Bibelbuche erzählen, auch suchte ich ihm die einfachen Hauptwahrheiten des Christenthums so

gut wie möglich nahe zu bringen. Er selbst macht viele Fragen und scheint lernbegierig zu seyn.

Den 2. Mai. Gegen Abend ging ich ans Ufer um mir Bewegung zu machen, aber das Heulen betrunkener Indianer, die mit Schießgewehren auf mich zuliefen, machte bald, daß ich über Stock und Stein dem Ufer zulief, um mein Boot zu erreichen. Seit einer Woche wandelte ich vollkommen sicher auf diesen Ufern umher, besuchte die Eingebornen in ihren Hütten, und sagte ihnen von Gott und Jesu Christo und dem Uebel der Sünde, aber jetzt hat der amerikanische Rum alle ihre Sinnen benebelt und sie in Höllengeister umgewandelt.

Den 11. Mai. Ich war heute wieder am Ufer, um die Indianer zu besuchen. Die beiden Häuptlinge, Sankart und Kowi, empfingen mich mit großer Herzlichkeit, und ich brachte einige Zeit angenehm bei ihnen zu. Es war mir vor allem darum zu thun, ihre Theilnahme für meine Absicht zu gewinnen. Kowi war sehr offen und sagte mir: Viele Indianer glauben, ich gehe nur darauf aus, sie zu betrügen; — ich glaube aber, ihn von der Aufrichtigkeit meines Wunsches, den Indianern wohlzuthun, überzeugt zu haben. Er will mich nach den Sandwichsinseln begleiten und dort seine Tochter zur Erziehung zurücklassen, wozu ich ihn sehr ermunterte. Die Häuptlinge versprachen mit ihrem Stamme nach der Nordinsel zu ziehen, wenn ich bei ihnen leben wolle.

Den 12. Mai. Wer kann sagen, was uns heute begegnen mag? Ein Sturm aus Südosten, der seit einigen Tagen heftig wüthete, hatte nachgelassen, die Sonne schien herrlich über die Hügel hin und der Gesang der Vögel erschallte von allen Seiten. Ich ging aufs Verdeck, um mein Herz zu Dem zu erheben, der diese Hügel schmückt und vernünftige Geschöpfe in diese Thäler setzte, damit sie Seinen Namen verherrlichen mögen, und ich flehte zu Ihm, sie bald mit Seinem herrlichen

Evangelium bekannt zu machen. Um 7 Uhr gab unser Kapitän Befehl die Anker zu lichten, um den Hafen zu verlassen. Kaum hatten wir uns in Bewegung gesetzt, so wurde ich gewahr, daß mehrere Indianer, die noch auf dem Schiffe waren, den Kapitän auszuspotten anfingen. Dieser hieß sie nun alsobald vom Schiffe sich entfernen; es entstand ein lauter Lärm, aus dem sich Zwistigkeiten entwickelten. Die Indianer hatten sich geweigert wegzugehen; und einer derselben war frech genug, dem Kapitän einen Streich ins Gesicht zu geben; alsobald flogen die Offiziere und Matrosen zu den Waffen, während ein mehr als sechs Fuß hoher Indianer mit dem Messer auf mich zulief. Da ich nichts zur Vertheidigung bei mir hatte, so rann ich in die Kajüte hinab, und nachdem ich zum HErrn um seinen Schutz in dieser Stunde der Gefahr gefleht hatte, griff ich nach einer geladenen Pistole, um zu warten, was kommen sollte. Das Gewehrfeuer auf dem Verdecke hatte angefangen; ich eilte hinauf, und einer unserer Offiziere wurde schwer verwundet herbeigetragen. Indeß waren wir glücklich durch den engen Raum des Hafens hindurchgekommen; zu meinem Schmerz aber wurde ich gewahr, daß mehrere Indianer ins Meer gestürzt waren und Andere verwundet auf dem Verdeck umher lagen.

Die Hand des HErrn hat uns auf wunderbare Weise vor dem Untergange bewahrt. Der Hafen ist einer der schlimmsten auf der Küste, sein Zugang ist sehr enge und so sehr von nahen Hügeln umlagert, daß von dort aus leicht ein jeder, der sich auf dem Verdecke erblicken läßt, niedergeschossen werden kann. Wir haben fünf Indianer als Geißel auf dem Schiffe, die der Kapitän behalten will, bis er Genugthuung erhalten hat. Dieser Vorfall hat mich sehr traurig gemacht, indem der erste Morgenstrahl meiner Hoffnung sich sobald wieder in mitternächtliches Dunkel verwandelt hat. Einer unserer Geißel ist Sankart, der gutmüthigste Indianer, den ich bis jetzt kennen lernte. Er ist nun ein Gefangener, und wird es so lange bleiben, bis alle Händler auf der Küste von diesem Vorfalle unterrichtet sind. Da er ganz unschuldig in der Sache ist, so wird ihn seine Gefangennehmung erbittern, obgleich im vorliegenden Falle kein anderer Rath möglich ist.

Anhang

zum

neunzehnten Jahresbericht.

Beilage V. und VI.

Beilage V.

Persien.

Tagebuch des Missionars Pfander über seine Reise nach Tebris, und seinen Aufenthalt daselbst.

Als bei meiner Reise durch Persien im Jahr 1831 dringende Umstände mich an einem längeren Aufenthalt in diesem Lande verhinderten, war schon damals der lebhafte Wunsch in mir entstanden, so bald es dem HErrn gefallen, und die Umstände es mir möglich machen sollten, wieder nach Persien zurückzukehren, und einige Zeit in Tebris zu verweilen, theils um das Persische besser zu erlernen, theils um die Perser in religiöser und sittlicher Hinsicht genauer kennen zu lernen. Da ich nun die tartarisch-türkische Uebersetzung der Schrift „Untersuchung über das Evangelium und den Koran“ seit einiger Zeit beendigt hatte, und in diesen Tagen mit der ersten Revision dieser Uebersetzung ebenfalls zu Ende gekommen war, auch sich meiner Reise nach Persien keine Hindernisse entgegenstellten, so dachte ich nunmehr mit Ernst an meine Abreise nach Tebris. Zu den erwähnten Zwecken dieser Reise kamen nun auch noch zwei andere wichtige Beweggründe hinzu. Mirsa Faruch hatte nämlich jene angeführte Schrift aus dem Tartarisch-Türkischen ins Persische übersetzt; diese Uebersetzung sollte nun mit einem sachverständigen Perser durchgesehen werden, und zu solchem Geschäft schien Tebris der geeignetste Ort zu seyn. Ferner hatten wir kürzlich von der brittischen Bibel-

Gesellschaft eine bedeutende Sendung biblischer Bücher in der persischen, arabischen, türkischen, syrischen und chaldäischen Sprache erhalten; und zur Verbreitung eines Theils dieser Bücher hielten wir abermals eine Reise nach Persien und den Aufenthalt in Tebris für das zweckmäßigste Mittel.

Den 19. Sept. 1832. Gerne hätte ich die Ankunft der neu zu kommenden Brüder abgewartet, doch, da dieß meine Abreise zu weit hinausgeschoben haben würde, so hielt ich es nicht für gut, länger zu warten, und reiste daher heute von Schuschi ab. Die Brüder begleiteten mich eine Strecke Wegs, und dann zog ich, da ich meinen Knecht, einen jungen Armenier, mit meinem Gepäck gestern schon vorausgeschickt hatte, mit einem muhamedanischen Begleiter meine Straße allein weiter. Die Witterung war gut, der Himmel heiter, und der Weg führte an einem rauschenden Bache zwischen hohen Bergen hin. Die Einsamkeit des Weges und die Stille des Waldes, in dessen Schatten ich dahin ritt, stimmten mein Gemüth noch mehr zum Nachdenken über meine Reise, und über die in Schuschi zurückgelassenen Lieben: sie sammt ihrer Lage, und mich und meine Reise Dem zu empfehlen, der den Erdkreis lenkt und für jeden einzelnen Gläubigen so väterlich sorgt, daß alles zu dessen Bestem dienen muß, und der so über die Seinen wacht, daß ohne Seinen Willen kein Haar ihrem Haupte entfällt; und mich daran zu erinnern, daß Er selbst Seines Reiches Kriege führt und zum gewissen Siege lenket. Dieß war tröstlich und beruhigend für mein Herz. Nachdem ich den ersten hohen Bergrücken überstiegen hatte, kam ich mit einbrechender Nacht in dem armenischen Dorfe Tech an, wo ich übernachtete.

Den 20. Sept. Des Morgens war es sehr kühl, indem der Weg auf einer sehr hohen Bergebene hinführte, um so heißer aber ward es um Mittag, wo ich in dem armen Dorfe Gorus ankam. Da ich aber mein

Gepäck hier nicht antraf, so ritt ich ohne längern Aufenthalt weiter; und nicht weit von genanntem Dorfe traf ich dann auf mein Gepäck. Meinen muhamedanischen Begleiter sandte ich nun zurück, und zog mit der kleinen Karawane, die aus meinem Gepäck und einigen andern Reisenden bestand, weiter. Der Weg führte auf einer noch höher gelegenen Bergebene in südwestlicher Richtung hin, und erst spät in der Nacht langten wir am Bosar- oder Berguschat-Flusse an, auf dessen rechtem Ufer in der Nähe der beiden Dörfer Us und Karakelesia wir nächtigten. Ersteres dieser Dörfer ist von kürzlich aus Persien angekommenen Armeniern neu angelegt worden, und letzteres theils von Ameniern, theils von Tartaren bewohnt. In früheren Zeiten muß letzterer Ort ein großes Armenisches Dorf gewesen seyn, denn jetzt noch steht in der Mitte des kleinen Dorfes eine große, alte, steinerne Kirche.

Den 21. Sept. Nach einigen Stunden Weges kamen wir an den Sisianfluß, der ein kleines Bergthal bewässer und befruchtet; und in westlicher Richtung diesen Fluß hinaufreitend kamen wir um Mittag bei dem Dorfe Sisian an, das etwa 60 Familien, theils Tartaren, theils Armenier zählt. Hier machten wir über Mittag Halt; und nachdem es etwas kühler geworden war, setzten wir unsern Weg den Fluß hinauf weiter fort, bis wir mit Sonnenuntergang an dem Fuß des Gebirges anlangten, das den Karabagh von der Provinz Nachitschewan trennt, und hier in einem kleinen Thale nächtigten. Auf den Bergen um uns her war hie und da Schnee zu sehen, und die Nacht war so kalt, daß des Morgens die Burke oder Filzmantel, mit dem ich mich bedeckt hatte, sehr stark mit Reif belegt war.

Den 22. Sept. Mit der ersten Morgendämmerung machten wir uns wieder auf den Weg, der uns nun den vor uns liegenden hohen Berg hinan führte. Auf dessen Spitze angelangt blickte ich mit freudiger Erwar-

tung nach Westen hin, wo ich glaubte den Ararat vor mir zu sehen, fand mich aber in meiner Erwartung getäuscht, indem eine Reihe von hohen Vorbergen mir die Aussicht völlig verweigerte.

Um Mittag waren wir vom Berge herabstiegen und kamen zu einem kleinen Flusse, Kasandschi genannt, an dem wir hinunter ritten, bis wir Abends in dem Dorfe Kasandschi anlangten. Dieser Ort war in frühern Zeiten ein großes und wohlhabendes armenisches Dorf, aber Kriege und Bedrückungen der persischen Regierung bewogen die Meisten der Einwohner zur Auswanderung. Gegenwärtig zählt es nur etwa 40 Familien Armenier und 10 Familien Tartaren. Viele Armenier dieses Orts wanderten nach Schuschi aus, wo sie in einem besondern Stadttheil sich ansiedelten und ihm den Namen ihres Dorfes gaben.

Den 23. Sept. Mit Tagesanbruch befanden wir uns wieder auf dem Weg, und als wir nach einigen Stunden auf einer Anhöhe angekommen waren, ward ich unerwartet durch den Anblick des Ararats überrascht. Majestätisch erhebt er sich mit seinem mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel bis in die Wolken hinein; und so ganz einzeln dastehend und in völlig regelmäßiger Kegelform nach den Wolken sich erhebend, macht sein Anblick verbunden mit den Erinnerungen, die aus der heiligen Geschichte der Vorzeit sich an diesen Berg anknüpfen, einen ganz besondern Eindruck auf das Gemüth des christlichen Wanderers. Nachdem wir nun auch die letzten niedrigen Vorberge hinter uns hatten, führte der Weg in südlicher Richtung über die Ebene hin, in der Nachitschewan gelegen ist. Die Hitze aber war in dieser Ebene, selbst in dieser Jahreszeit, noch so groß, daß ich die brennenden Strahlen der Mittagssonne kaum auszuhalten vermochte. In Nachitschewan angekommen, miethete ich mich in einer Karawanserai ein, da ich in den Häusern keine Wohnung finden konnte.

Den 24. Sept. Ich machte heute einige Besuche in der Stadt. Die Stadt selbst bietet keinen freundlichen Anblick dar; ein bedeutender Theil der Häuser liegt in Ruinen, und die bewohnten Häuser alle, nur einige ausgenommen, sind niedrig und schlecht. Die Hitze ist des Sommers fast unerträglich, und das Klima, besonders für Europäer sehr ungesund und nachtheilig. Nachitschewan mag ungefähr 2,000 Familien stark seyn, wovon die armenische Bevölkerung vielleicht zwei Drittheile ausmacht. Die Armenier haben nun auch seit Kurzem eine Schule, die ein Tirazu auf Befehl des Stuhls zu Etschmiazin eröffnet hat. Sie zählt gegenwärtig 20 Schüler, da sie aber erst seit Kurzem eröffnet worden ist, so wird sich die Schülerzahl wohl noch vermehren.

Die Karawanserai, in der ich mich eingemiethet habe, ist meistens von persischen Kaufleuten bewohnt, und die Unruhe und der Lärm der Leute um mich her — der vom Morgen bis tief in die Nacht hinein fortwährt — ist von einer Seite wohl sehr störend, von der andern Seite aber bietet das Treiben der Leute, ihre Handlungen und Gespräche, die ich sehe und höre, Stoff zu mancherlei Beobachtungen und zur Unterhaltung mit ihnen dar, und dieß söhnt mich dann mit der Unruhe und dem Gelärm um mich her wieder völlig aus.

Don 26. Sept. Wie an dem früheren so auch an dem gestrigen Abende setzten sich die Bewohner der Karawanserai, nachdem sie ihr Abendessen zu sich genommen hatten, gruppenweise in dem Hofe derselben zusammen, und unterhielten sich bis tief in die Nacht hinein mit Erzählungen von allerlei Geschichten und Fabeln. Der Inhalt dieser Geschichten — die aber über die Maßen entstellt und übertrieben ausgeschmückt sind — bilden meistens die Begebenheiten, die sich mit ihren Imans zugetragen haben, und ihre vorgeblichen Wunder und erdichteten Großthaten. Ich machte mich auch herzu um zuzuhören; und nicht wenig mußte ich

die Leichtigkeit und Geschicklichkeit bewundern, mit der die Erzähler Stunden lang solche Geschichten und Mährchen erzählten, ohne zu ermüden, und ohne in ihren Erzählungen stecken zu bleiben. Auch eine Gesellschaft von Kupferschmiden, die sich in der Karawanserai befand, hatte einen solchen Erzähler unter sich, der unerachtet er weder lesen noch schreiben konnte, dennoch im Erzählen seiner Mährchen ein vollkommener Meister und unerschöpflich war. Diese Erzähler üben sich in der Regel in diesem Geschäfte ein, und lernen theils vom Hörensagen, theils aus Büchern ihre Geschichten und Erzählungen. Ist der Erzähler ein guter Kopf, so dichtet er wohl zuweilen auch selbst eine Geschichte, oder schmückt sie nach seinem Geschmack und Gutdünken aus. In Persien gibt es viele Personen, die dieses Erzählen zu ihrem eigentlichen Beruf machen, und in vornehmen Gesellschaften sich für solche Unterhaltungen bezahlen lassen. Selbst auf den Marktplätzen großer Städte Persiens trifft man nicht selten solche Mährchensager an, die mit ihren Erzählungen das Volk lachen und staunen machen, und von ihren Zuhörern dafür mit einigen Pfenningen belohnt werden. Der Erzähler, ein Perser, dem ich diesen Abend zuhörte, erzählte eine lange Geschichte von einem armen Weibe, die, als sie eines Tags im Badhaus die kostbaren Kleider der Frau des Oberwahrsagers des Königs sah, auf den Gedanken kam, daß sie auch solche Kleider haben müsse. Als sie nun zu ihrem armen Mann nach Hause kam, machte sie ihm ihren Wunsch bekannt mit der bestimmten Erklärung: daß so er ihn nicht erfüllen sollte, sie sich durchaus von ihm scheiden würde. Da nun der Mann sein Weib sehr lieb hatte, so kam er in große Verlegenheit. Sein Weib rieth ihm endlich den Versuch zu machen und den Wahrsager zu spielen. Ob er schon um seiner Unwissenheit und Ungeschicklichkeit willen dieß für unmöglich erklärte, so ließ er doch zu-

letzt

letzt durch das Zureden seines Weibes zu solchem Versuche bewegen; und siehe der Versuch glückte vollkommen. Und unerachtet all seiner Dummheit und Unwissenheit, bekam er dennoch zuletzt, durch glückliches zufälliges Zusammentreffen der Umstände solchen Ruf als Wahrsager, daß er nach einiger Zeit vom König zu seinem ersten Wahrsager ernannt wurde. Die ganze Fabel war sehr gut erdichtet und augenscheinlich vom Verfasser deßwegen erfunden worden, um die Wahrsagerei in ihrer Blöße darzustellen, und den Glauben an dieselbe zu schwächen; aber weder der Erzähler noch die Zuhörer hatten diesen Zweck der Fabel aufgefaßt, sondern hielten alles für wirkliche Geschichte, und staunten über das Wunderbare derselben. An diese Erzählung knüpfte sich dann eine lange Unterhaltung zwischen mir und den in diesem Grupp versammelten Personen an, die Veranlassung gab, sie auf die Ewigkeit, für die der Mensch bestimmt ist, aufmerksam zu machen, und sie auf die Beschaffenheit ihres Herzens und die Nothwendigkeit der Zubereitung desselben zum Genuß ewiger Seligkeit hinzuweisen. Dieß führte dann auf das Evangelium, und die in demselben enthaltenen Wahrheiten und auf die Mittel, die dasselbe, um zur Reinheit des Herzens zu gelangen, angibt; wie auch darauf, daß der Koran seine Anhänger zu diesem Ziele nicht hinführe. Dieß Alles waren meinen Zuhörern noch nie erhörte Dinge; einige staunten, andere stutzten darüber, doch waren alle ruhig und aufmerksam. Am Ende brachen sie die Unterhaltung mit der Bemerkung ab, daß sie nicht im Stande seyen, über solche Sachen zu reden und die gehörigen Antworten zu geben. Es war aber nun beinahe Mitternacht geworden. Dem HErrn dankend für diese Gelegenheit, von Ihm zu zeugen, legte ich mich nun auch zur Ruhe.

Den 27. Sept. Die Persischen biblischen Bücher, die ich auf den Basar zum Lesen gegeben hatte, erreg-

ten einige Aufmerksamkeit unter den Muhamedanern, und so kamen gestern mehrere derselben zu mir, um Bücher zu verlangen, und sich über dieselben mit mir zu unterhalten. Die Bücher, die ich noch bei mir hatte, theilte ich dann vollends aus, und war bis in die Nacht hinein in Unterhaltung mit den mich besuchenden Muhamedanern beschäftigt. Zwar wurde auch viel gestritten, doch nicht in boshafter Weise, und ich hatte reichlich Gelegenheit, ihnen die Wahrheiten des Evangeliums darzulegen, und sie darauf aufmerksam zu machen, daß es ihre Pflicht sey, das Evangelium zu lesen und zu betrachten, wie auch zu untersuchen, auf welchem Grund ihr Religions-Gebäude stehe. Es ist fast unbegreiflich, wie die Muhamedaner, unerachtet sich unter ihnen, besonders unter den Persern, doch viele aufgeweckte und denkende Gemüther befinden, dennoch ohne alle weitere Untersuchung die Wahrheit des Korans fest glauben, und behaupten, und zwar blos darum, weil der Koran und ihre Tradition vorgeben, daß der Inhalt des Korans Gottes Wort sey. Und fragt man sie um Beweise für die Wahrheit des Korans, so ist immer ihre Antwort nur diese eine, der Koran sagts: und dieser ist wahr, und oft ist es sehr schwer, ihnen das Ungegründete und Thörichte dieses Beweises fühlbar zu machen. Ach wie groß ist die Verblendung dieser armen verführten Anhänger des Islams, und wie mächtig die Neigung und die Liebe des menschlichen Herzens zum Irrthum und zur Finsterniß. O! möchte bald der Durchbrecher kommen, und die Sonne der Gerechtigkeit durch die Macht muhamedanischer Finsterniß hindurch brechen, und ein Tag des Heils für die verblendeten Anhänger Muhameds erscheinen! Zuweilen möchte ich fast mit Ungeduld rufen „Hüter ist die Nacht bald hin, Hüter ist die Nacht bald hin!" Wohl ist es immer schon etwas, wenn der stolze, sich bisher unangreifbar und unüberwindlich glaubende Muhamedaner, nur einmal so viel fühlt und wahrnimmt,

daß sein Glaube und seine Hoffnung keinen andern Grund hat, als den einer bloßen Behauptung. Aber leider mußte ich öfters die traurige Wahrnehmung machen, daß diese Ueberzeugung, statt zur ruhigen und ernsten Untersuchung über das Evangelium zu führen, viele der Muhamedaner in das Labyrinth der Zweifelsucht hineinstürzt, so daß sie alle Religionen für gleich unwahr und ungegründet, und das Erforschen der Wahrheit und das Finden des Weges des Lebens für unmöglich halten.

Den 28. Sept. Gestern Abend verließ ich Nachitschewan und langte heute in der Nähe des Armenischen Dorfes Dschulfa an den Ufern des Aras an, und nach einigem Aufenthalt ward ich gegen Abend mit meinen Sachen auf das persische Ufer hinübergebracht. Der persische Begh, der hier die Wache hält, nahm mich in sein Haus auf, und war sehr freundlich und gefällig gegen mich. Dennoch aber sah ich mich zuletzt von ihm betrogen, indem er mir um hohe Bezahlung doch so schlechte Pferde gab, daß ich bald eines derselben unter Wegs zurücklassen mußte.

Den 1. Okt. Diesen Morgen langte ich in Tebris, in dem Hause des theuren Herrn N. wohlbehalten an, in dessen Hause und Familie ich brüderliche Aufnahme und Herberge fand.

Den 8. Okt. Nachdem ich meine Sachen etwas in Ordnung gebracht, und meine Bücherkisten aus dem Zollhause abgeholt hatte, so war mein erstes Bemühen dahin gerichtet, einen tüchtigen und gelehrten Perser aufzufinden, um mit ihm die Revision der Schrift „Untersuchung über das Evangelium und den Koran" vorzunehmen. Mit Hülfe einiger Engländer, wurde auch bald ein solcher Mann gefunden, mit dem ich mich nun diesen Morgen an die Arbeit machte. Er ist ein Hadschi, gehört aber seinen Grundsätzen nach zu der Sekte der Sufis, und eignet sich daher besser zu diesem

Geschäfte, als ein strenger Muhamedaner. Mein Wunsch und stilles Gebet zum HErrn ist es, daß dieses Geschäft auch seinem Herzen Segen bringen, und mein Umgang mit ihm nicht ohne Frucht für die Ewigkeit seyn möge.

Den 10. Okt. Die theuern N. erweisen mir alle Liebe und Freundschaft, so daß ich mich in ihrem Kreise ganz zu Hause fühle. Sie haben für mich ein eigenes Stübchen zurecht machen lassen, das ich nun nächstens beziehen werde. Des HErrn Segen wolle reichlich auf ihnen ruhen, und sie für die Liebe lohnen, die sie mir um des HErrn willen erzeigen! O! wie wünsche ich, daß ich im HErrn recht wachsen und in der Liebe, im Glauben, in der Demuth und in der Erkenntniß göttlicher Dinge recht zunehmen möchte, damit ich überall als ein Licht zur Ehre meines Gottes scheinen, und in seiner Hand ein Werkzeug des Segens werden möchte für alle die, zu denen der HErr mich führet!

Den 14. Okt. Mit der Revision der persischen Uebersetzung oben erwähnter Schrift rücke ich nur sehr langsam vorwärts, da es noch gar viel zu verändern und zu verbessern gibt. Sollte die Durchsicht der übrigen Theile dieser Schrift eben so viel Arbeit geben, als die Einleitung gegeben hat, so werde ich damit allein mehrere Monate beschäftigt seyn; und mir daher wenig, oder keine Zeit zum Persisch-Lernen und zum Umgang mit den hiesigen Muhamedanern übrig bleiben. So lange ich nämlich mit der Revision dieses Traktats beschäftigt bin, bin ich genöthigt, alle Oeffentlichkeit zu vermeiden, denn so bald mein eigentliches Geschäft bekannt würde, könnte mein gegenwärtiger Gehülfe nicht länger kommen, und es würde überhaupt die Revision sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht werden. Mir würde es freilich sehr leid seyn, wenn ich keine Zeit zur Bekanntschaft und zum Umgang mit den Muhamedanern finden,

und durch die Reviſion an der Erreichung der übrigen Zwecke meines Hieherkommens verhindert werden ſollte.

Den 19. Okt. Heute ging mein junger Armenier, David, mit den Syriſchen und Chaldäiſchen Büchern heil. Schrift nach Urmia ab. Ich gab ihm den Auftrag, ſo viel als möglich von dieſen Büchern um billige Preiſe zu verkaufen, und ſie nur an ſolche Leute zu verſchenken, von denen er wiſſe, oder hoffen könne, daß ſie einen guten Gebrauch von denſelben machen werden. Die übrigen Bücher ſoll er dann nach Dſchulamerik, an den Patriarchen der Chaldäer, oder Neſtorianer, abſenden, an den ich ihm zu dieſem Ende einen Brief mitgab. Außer dieſen Büchern gab ich ihm auch etliche perſiſche N. Teſt. zum vertheilen mit.

Da dieſer junge Armenier früher ſchon von uns zum Bücherverkaufen und Vertheilen gebraucht worden iſt, und ſich als für ſolches Geſchäft tauglich erwieſen hat, ſo trug ich um ſo weniger Bedenken, ihm das Vertheilen dieſer Bücher zu übertragen. Zudem würde es mir aus Mangel an Zeit unmöglich geweſen ſeyn, das Vertheilen derſelben ſelbſt zu beſorgen, ſo angenehm mir ſonſt dieſes Geſchäft auch geweſen wäre.

Den 20. Okt. Ich machte heute die Bekanntſchaft eines Mirſa's, der in den Dienſten eines der Söhne Abbas Mirſa's ſteht. Er war in früheren Jahren mehrere Jahre in London, wo er die engliſche Sprache gut erlernt hat. Gegenwärtig iſt er, wie er mir ſagte, mit der Ueberſetzung von Gibbons Geſchichte des römiſchen Reiches beſchäftigt, die er auf Befehl von Abbas Mirſa aus dem Engliſchen ins Perſiſche überſetzt. Den erſten Theil dieſes Werkes hat er bereits vollendet, und hofft bald auch mit dem zweiten Bande zu Ende zu kommen. In hiſtoriſcher Hinſicht wird dieſe Ueberſetzung, ſo ſie gut gelingen ſollte — immerhin ein großer Nutzen für die Perſer ſeyn; aber ein um ſo größerer Schaden in religiöſer Hinſicht, indem

ihnen dieser Geschichtschreiber keinen günstigen Eindruck vom Christenthum geben wird.

Den 31. Okt. David kam heute von Urmia wieder zurück. Zwei Kisten Syrischer und Chaldäischer Bücher hatte er mit Hülfe eines Syrers in der Umgegend von Urmia vertheilt. Da er während seines Aufenthalts in Urmia keine Gelegenheit finden konnte, einige Kisten Bücher nach den Bergen an den Patriarchen der Chaldäer zu senden, so übergab er die vier übrigen Bücherkisten dem Vorsteher des chaldäischen Dorfes Dscherbasch, das in der Nähe von Urmia gelegen ist. Dieser Dorfvorsteher, Namens Giorgis, hatte sich sehr des Davids angenommen, ward ihm in der Vertheilung dieser Bücher sehr behülflich, und zeigte ein großes Interesse für die Verbreitung des Wortes Gottes unter seinen Landsleuten. David übergab ihm diese Kiste mit dem Auftrag: zwei oder drei derselben zu dem Patriarchen nach Dschulamerik zu senden, und die übrigen Bücher gelegentlich in der Umgegend von Urmia und Selmas zu verbreiten. Bei näherem Befragen aber erfuhr ich von David, daß jener Giorgis, dem er die Bücher übergeben hatte, ein katholischer Syrer ist, und dieser Umstand macht mich für diese Bücher etwas besorgt, indem ich befürchte, daß vielleicht die katholischen Priester in Selmas die Verbreitung dieser Bücher hindern, oder gar solche derselben, die in ihre Hände fallen sollten, zerstören möchten, wie sie früher bereits gethan, und mehrere Exemplare heil. Schrift, die vor einigen Jahren Missionar Wolf in Selmas vertheilte, zerstört haben sollen. Ich werde es mir daher angelegen seyn lassen, zu thun, was ich kann, um diesem vorzubeugen, und dazu hoffe ich eine Gelegenheit hierin zu finden, daß der Chan, dem das Dorfe Dscherbasch gehört, sich hier befindet, und ein gottesfürchtig gesinnter Armenier seyn soll. Diesen werde ich besuchen, und ihn bitten, wegen diesen Büchern an Giorgis zu schreiben.

Den Zustand von Urmia und den dortigen Chaldäischen Christen beschrieb David als einen sehr traurigen. Die Christen sind durch die Bedrückungen der Muhamedaner alle so arm, daß sie kaum die nöthige Nahrung und unentbehrlichste Bedeckung auftreiben können. Er konnte daher auch nicht ein einziges Buch verkaufen. Und die Muhamedaner und Kurden in und um Urmia sollen viel brutaler und feindseliger gegen die Christen seyn, als in irgend einer andern Gegend, und Rauben und Morden sey unter ihnen so allgemein, daß keine Woche vergehe, in der nicht Räubereien und Todtschläge vorfallen. Die Haupturſache hievon soll die seyn, daß die dortigen Muhamedaner mehr als irgend sonst dem Trunk ergeben sind, und im trunkenen Muthe sich jeder Gräuelthat hingeben.

Der Verkehr mit den Chäldäischen Christen in den Bergen von Kurdistan und Dschulamerik ist durch die Unsicherheit des Weges sehr erschwert, und für einen Europäer ists fast gänzlich unmöglich, nach diesen Bergen zu kommen. Jeder Versuch dieß zu thun, ist um der Eifersucht der Kurden willen, die diese Berge inne haben, mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr verbunden. Diese sehen jeden Fremden als einen Spion an, und betrachten ihn als Feind ihrer Freiheit und Unabhängigkeit. Ein deutscher Reisender, Namens Schultz, wagte es vor zwei Jahren nach Dschulamerik zu gehen, und die Umgegend umher zu besuchen. Er wurde zwar heuchlischer Weise von dem Kurdenhäuptling, unter dem Dschulamerik steht, auf das freundlichste aufgenommen und behandelt, nachdem er aber sich von der Wohnung dieses Kurden entfernt hatte, befahl er den Leuten, die er Herrn Schultz zur Bedeckung mitgab, ihn an einem gewissen Ort zu ermorden, und so geschah es auch; und nur einige der Bedienten und Begleiter, die Herr Schultz bei sich hatte, entkamen, alle übrigen fielen sammt ihm als Opfer der Eifersucht der Kurden.

Nach den Erkundigungen, die David in Urmia, und ich hier eingezogen habe, bestätigt sich die Nachricht, daß die Anzahl der Chaldäischen oder Nestorianischen Christen in den Bergen um Dschulamerik her sehr bedeutend ist. Sie stehen auch in weltlichen Angelegenheiten unter ihrem Patriarchen, und sind von Persien und der Türkei unabhängig, stehen aber in mehr oder weniger Abhängigkeit von den Kurdenhäuptlingen, die diese Berge beherrschen. Unter den Chaldäern, oder Syrern (wie sie hier gewöhnlich genannt werden) die in der Umgegend von Urmia und Selmas leben, haben die Jesuiten seit einigen Jahren viele Proselyten der römischen Kirche gemacht, und es ist zu befürchten, daß nach und nach der größere Theil dieser Christen zu der römischen Kirche übertreten wird. (Die Amerikanische Missionsgesellschaft hat aber bereits diese verlassenen Christen zum Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit gemacht, und wird wahrscheinlich den Versuch mit einer Mission unter ihnen machen; und dann ist zu hoffen, daß der Einfluß der Jesuiten gehemmt und diese Chaldäischen Christen, die der protestantischen Kirche am nächsten stehen, vor der Verführung Roms bewahrt bleiben werden.)

Den 3. Nov. Ich besuchte diesen Morgen oben erwähnten Chan, dem das Dorf Dscherbasch zugehört. Er war sehr freundlich und versicherte mich, daß ich nicht zu befürchten habe, daß Giorgis die Bücher in die Hände solcher Katholiken geben werde, die keinen guten Gebrauch von den Büchern machen, oder dieselben gar zerstören würden, und daß so viel er wisse, das Gerücht keinen Grund habe, daß die katholischen Priester um Selmas die heil. Schriften, die Missionar Wolf vertheilt habe, zerstört haben sollen. Zu meiner völligen Beruhigung aber versprach er selbst an Giorgis dieser Bücher wegen zu schreiben, und es ihm nachdrücklich anzubefehlen, die Bücher theils nach Dschulamerik zu schicken, theils sie nur solchen zu geben, von

denen er wisse, daß sie guten Gebrauch von denselben machen werden. So bin ich nun beruhigt, und wünsche nur, daß die Leser möchten recht viel Segen aus diesen Büchern schöpfen, so daß sie Manchem ein Licht auf seinem Pfade und eine Gotteskraft zur Seligkeit werden möchten. Dem Brief des Chans werde ich gleichfalls einen Brief an Giorgis beifügen, und ihm die gewissenhafte Vertheilung dieser heil. Schriften ans Herz legen.

Den 13. Nov. Da mein gegenwärtiger Aufenthalt in dem Hause des theuren Herrn N. zu bekannt ist, und der Hadschi nicht länger zu mir hieher kommen wollte, weil er fürchtet, es möchte zuletzt bekannt werden, daß er mir bei der Revision jenes Traktats behülflich ist, so bezog ich heute ein anderes Haus, das theils abgelegener, theils der Wohnung des Hadschi näher ist.

Den 16. Nov. Ich hatte in diesen Tagen eine recht schwere Zeit meinem innern Zustand nach. Der Zustand meines Herzens, das Gefühl der Untüchtigkeit zu meinem Beruf, die geringe Aussicht zu einer gesegneten Arbeit unter den Muhamedanern, verbunden mit noch andern Umständen, drückten mein Gemüth recht sehr darnieder. Mein einziger Trost war der, daß ich alle Sorgen und Bekümmernisse meines Herzens vor dem Thron der Gnade ausschütten, und um Trost, Stärkung und Beruhigung flehen konnte. O wie schwach bin ich noch! Ach daß ich angethan werden möchte mit Kraft aus der Höhe, und mein Herz in Liebe zu Gott in Christo, und zu den armen verblendeten Anhängern des Islams um mich her recht entbrennen möchte! Auch der Gedanke beschäftigte besonders mein Gemüth, welches die beste Weise sey, den Muhamedanern das Evangelium zu verkündigen? Ein wichtiger Theil der Missionsarbeit besteht allerdings in der Verbreitung der heil. Schrift und zweckmäßiger christlicher Schriften und Traktate. Und diese Arbeit ist mit weniger Gefahr für das Leben des Missionars verbunden, als die

öffentliche Verkündigung des Evangeliums. Doch konnte ich mich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß die Verkündigung des Evangeliums auch unter den Muhamedanern auf diese Arbeit allein nicht eingeschränkt werden dürfe, sondern daß selbst auch in muhamedanischen Ländern der Bote Christi, Christum den Gekreuzigten, als die einzige Ursache der Seligkeit des Menschen, frei und unumwunden zu verkündigen habe, und er bereit und willig seyn soll, um Christi willen alles zu verläugnen, und alles zu erdulden, und das Leben nicht lieb zu haben bis in den Tod. Warum sollte es nicht möglich seyn, auch in unsern Tagen das Evangelium in der Weise zu verkündigen, wie die Apostel? Aber bei dieser Frage an mein Herz fühlte ich es nur um so stärker, wie schwach mein Glaube, wie kalt meine Liebe ist, und wie sehr mir der Glaube, die Liebe und der Verleugnungssinn fehlt, den die Apostel in so reichem Maaße besaßen, und in dem sie Alles vermochten, und ihnen alles leicht ward! Zwar fehlen dem Boten des Evangeliums in unsern Tagen jene außerordentlichen Gaben und Kräfte des Geistes, mit denen die ersten Boten zu ihrem Amte ausgerüstet worden waren, und eben daher ist es ihm auch schwerer, in ihre Fußstapfen zu treten, und so lange er nicht auch hierin den Aposteln näher kommt, ist es ihm wohl unmöglich in allen Fällen so zu handeln wie sie; doch soll er in der Liebe, und der Selbstverleugnung und im Eifer für des HErrn Sache suchen ihnen immer ähnlicher zu werden. Ob aber der Mangel an außerordentlichen Geistesgaben in der Gnadenhaushaltung Gottes zu suchen ist, oder im Kleinglauben der Kirche Christi, dieß wage ich nicht zu entscheiden. So viel aber bin ich gewiß, daß der Christ jene Gaben des Geistes suchen darf, und daß dem Bittenden nach dem Maaße seines Glaubens gegeben wird.

Den 29. Nov. Heute erhielt ich einen Brief von jenem Syrer Giorgis, dem David die Bücher zu ver-

theilen übergeben hatte, in welchem er mir schreibt, daß er meinen Brief erhalten und mit den Büchern meiner Anweisung gemäß gehandelt habe. Zwei Kisten Syrischer und Chaldäischer Bücher sandte er an den Erzbischof der Chaldäer, Mar Simon, nach Dschulamerik, die übrigen Bücher alle vertheilte er in den Syrischen Dörfern um Urmia und Selmas. Die Exemplare der 4 Evangelien in Chaldäischer Sprache erregten besonders viel Freude, und gerne hätten die Leute noch mehrere von diesen gewünscht. Giorgis ersuchte mich daher in seinem Brief, ob ich ihm nicht noch mehrere Syrische und Chaldäische Schriften zum vertheilen zusenden könnte.

Den 20. Nov. Herr Newman und Kitto langten vor einigen Tagen von Bagdad hier an. Newman ist einer der Englischen Missionarien, die sich in Bagdad an Herrn Groves angeschlossen haben. Er hatte im Sinn, unverweilt nach England abzureisen, wurde aber durch Umstände veranlaßt, seine Abreise weiter hinaus zu verschieben, und so wird er nun diesen Winter hier bleiben und sich mit dem Erlernen des Türkischen beschäftigen. Er studirte Theologie auf der Universität Oxford, zog aber nach Beendigung seiner Studien den Missionsdienst dem Dienste in der Englischen Kirche vor. Er ist ein sehr lieber junger Mann, mit einem Herzen voll inniger Liebe zum Heiland und voll Eifers für den Dienst am Evangelio, und so freute ich mich sehr, Gelegenheit zu haben, mit ihm persönlich bekannt zu werden.

Den 1. Dez. Mit der Revision geht es nun besser vorwärts. Der Hadschi kommt nun regelmäßiger als zuvor, und er und ich finden die Arbeit nicht mehr so schwer, wie anfänglich, so daß ich Hoffnung habe, dieselbe in etwa zwei Monaten zu vollenden. Außer dem Hadschi habe ich auch noch einen Mirsa von Kerman aufgefunden, der ebenfalls des Persischen recht wohl kundig ist; diesem sende ich die mit Hadschi durchgesehenen und verbesserten Bogen zu weiterer Durchsicht zu, damit er

die etwa noch zurückgebliebenen Fehler verbessern, und die Stellen, die nicht ganz klar und deutlich seyn möchten, anmerke, und so hoffe ich nun diese Uebersetzung zu einem gewissen Grad von Vollendung zu bringen. Die Ausgaben werden dadurch freilich vermehrt, doch nach reiflicher Ueberlegung glaubte ich, daß vermehrte Ausgaben mich nicht davon abhalten dürfen, der Uebersetzung die best mögliche Vollendung zu geben.

Außer den oben angeführten Gehülfen beschäftige ich noch einen Schreiber, der drei reine Abschriften jenes Traktates ausfertigt, und mir persischen Unterricht ertheilt.

Dieser erste Uebersetzungsversuch in eine orientalische Sprache hat mich hinlänglich davon überführt, daß Ein Eingeborner allein noch nicht hinreicht, um mit seiner Hülfe eine deutliche und gute Uebersetzung zu erhalten, sondern daß eine Uebersetzung einigemal und zwar mit verschiedenen Eingebornen durchgesehen werden muß. Ein Eingeborner, den man für einige Zeit als Uebersetzungsgehülfen benützt hat, gewöhnt sich nämlich nach und nach, ohne daß er es selbst wahrnimmt, mehr oder weniger an die Vorstellungs- und Ausdrucksweise des europäischen Uebersetzers, die Gegenstände werden ihm geläufig und leichter verständlich, und so wird er leicht dahin verleitet, daß er sich nicht Mühe genug giebt, alles so deutlich und verständlich als möglich zu geben. Diesem kann aber nur dadurch abgeholfen werden, daß die Uebersetzung mit einem zweiten und dritten sachkundigen Eingebornen durchgegangen wird. Und nur durch solche wiederholte Revision kann eine Uebersetzung einen gewissen Grad von Vollkommenheit erhalten. Diese Weise, glaube ich, findet ihre besondere Anwendung auf die Uebersetzung des Wortes Gottes, wo es vor allem Pflicht, ist nach der möglichsten Vollkommenheit und Deutlichkeit zu streben. Allerdings wird dadurch die Arbeit vervielfacht und erfordert mehr Zeit und größere Ausgaben, doch meine

ich, daß weder der Aufwand von Zeit noch erhöhete Ausgaben einen Ueberſetzer des Wortes Gottes abhalten dürfen, ſeiner Ueberſetzung die ihm mögliche Vollendung zu geben.

Den 15. Dez. Ich kaufte heute ein perſiſches Werk, beſtehend aus zwei Foliobänden, in dem die Geſchichte der Propheten beſchrieben iſt, wie ſie in den Schiitiſchen Traditionen erzählt wird. Der erſte Band enthält die Geſchichte der Propheten bis auf Muhamed, und der zweite die Geſchichte Muhameds. Dieſes Werk wurde vor einigen Jahren in Teheran gedruckt; der Verfaſſer deſſelben iſt ein berühmter theologiſcher Schriftſteller der Schiiten, Muhamed Bakir Madſchliſi. Dieſe Bücher gaben Veranlaſſung zu einer Unterhaltung mit meinem Hadſchi über die Geſchichte der Propheten, wie ſie im Alten Teſtament beſchrieben iſt, und ich zeigte ihm dann, welche unrichtige Begriffe die Muhamedaner über die meiſten Propheten haben, und daß ihre Traditionen über dieſelben faſt alle gänzlich falſch ſeyen. Ich bemerkte auch, daß es ſehr nützlich und wünſchenswerth wäre, eine Geſchichte der Propheten, wie ſie im Alten Teſtamente erzählt iſt, zu ſchreiben und ſie ins Perſiſche zu überſetzen. Der Hadſchi war ganz dafür eingenommen und drückte ſich lebhaft darüber aus, wie nützlich und zweckmäßig ſolche Geſchichte für die Muhamedaner ſeyn würde. Er meinte eine ſolche Geſchichte würde ſehr zur Bekräftigung und Beſtätigung deſſen dienen, was in der Schrift Miſan ul hak (dieß iſt der perſiſche Titel der Schrift „Unterſuchung über das Evangelium und den Koran") über die Lehren des Chriſtenthums und die Göttlichkeit derſelben dargelegt iſt, und würde die Gemüther zur Annahme des Chriſtenthums vorbereiten. Außerdem meinte er, würde eine ſolche Geſchichte, wenn ſie gut abgefaßt und gut überſetzt wäre, von den Perſern ſehr gerne geleſen werden. Ich war ganz überraſcht ſeine Anſicht ſo übereinſtimmend mit der meinigen zu finden. Nach der Anſicht,

die ich in dieser Hinsicht durch meinen bisherigen Umgang mit den Muhamedanern erhalten habe, bin ich völlig davon überzeugt, daß eine Geschichte des Alten Testamentes von großem Nutzen für die Muhamedaner seyn würde. Sie haben eine Achtung und ein Interesse für die Geschichte des Alten Testaments, und würden daher ein solches Buch gerne und vorurtheilsfrei lesen. Die Ansicht und Kenntniß aber, die sie über die Propheten des Alten Testamentes haben, ist durch ihre fabelhaften Traditionen so entstellt, daß das wahre und göttliche der Geschichte des Alten Testaments völlig untergegangen ist, und die Beziehung der Propheten des Alten Testamentes auf das Neue Testament und auf Christum, ist ihnen völlig unbekannt; im Gegentheil bringen sie die Sendung aller früheren Propheten mit der vorgeblichen Sendung Muhameds in Verbindung. In einer solchen Geschichte des Alten Testaments müßten daher besonders die Beziehungen desselben auf das Neue hervorgehoben, und die fabelhaften Nachrichten, welche die Muhamedaner über die Propheten haben, berücksichtigt und berichtigt werden. Ebendaher würde oben angeführtes Werk bei der Abfassung einer Geschichte des Alten Testamentes von Nutzen seyn. Ferners müßte in solcher Geschichte auch etwas auf die Weltgeschichte Rücksicht genommen, und die Erfüllung der hauptsächlichsten Weissagungen des Alten Testaments nachgewiesen werden.

Da die englische Bibelgesellschaft bereits das Alte Testament ins Persische hat übersetzen lassen, und gesonnen ist, dasselbe durch den Druck den Persern mitzutheilen, so erscheint eine solche Geschichte des Alten Testaments um so nothwendiger, sie würde den Persern das Verständniß des Alten Testaments in Vielem erleichtern, und ihnen den Standpunkt anweisen, von welchem aus sie das Alte Testament anzusehen und zu beurtheilen haben.

Den 20. Dez. Unerachtet ich mir viele Mühe gab, die armenischen Bücher und Traktätchen, die ich bei mir hatte, an die Armenier um billige Preise zu verkaufen, so gelang es mir doch nicht, dieselben auf diese Weise unter sie zu bringen. Ich begann daher seit einigen Tagen, sie unentgeldlich an die Armenier wegzugeben, und so vertheilte ich in diesen Tagen eine bedeutende Anzahl von armenischen Büchern, theils an hiesige Armenier, theils an solche die von den Dörfern hieher gekommen waren.

Den 12. Jan. 1833. Heute besuchte ich den hiesigen armenischen Bischof. Er nahm mich freundlich auf, und bezeugte große Freude über die armenischen Bücher, mit denen ich ihm ein Geschenk machte. Er äußerte sein ernstliches Verlangen, etwas für den Unterricht der hiesigen Armenier zu thun, und wo möglich eine Schule zu errichten, in der Armenisch, Persisch und Englisch gelehrt werden soll. Den Unterricht in letzterer Sprache würde er gerne jedem Europäer überlassen, der sich zu demselben hergeben würde. Im Ganzen schien er ein etwas frei gesinnter Mann zu seyn.

Den 20. Jan. Ein junger hiesiger Armenier bot sich vor einigen Tagen an, persische Bücher an die Muhamedaner zu vertheilen. Da mich die Revision des Traktats immer noch von dem Vertheilen meiner persischen Bücher abhält, so nahm ich gerne sein Anerbieten an, und so vertheilte er in diesen Tagen eine bedeutende Anzahl persische Neue Testamente.

Den 11. Febr. Heute endigte ich endlich zu meiner großen Freude die Revision obenerwähnter Schrift. Im Ganzen hat mir dieselbe viel mehr Arbeit und Mühe gemacht, als ich vermuthet hatte. Mirsa Faruch, der in Schuschi diese Schrift aus dem Türkischen ins Persische übertrug, hatte in vielen Stellen viel zu wörtlich übersetzt, und nach vieler Erklärung, die ich ihm über den Inhalt dieser Schrift gegeben hatte, faßte er doch in gar mancher Stelle den Sinn

nicht recht auf, und wieder in andern Stellen fand ich Abänderung oder Abkürzung nöthig. Doch glaube ich nun sagen zu dürfen, daß die Uebersetzung deutlich und verständlich ist. Hätte ich freilich die Schwierigkeiten, welche die Uebersetzung ins Persische hatte, zum Voraus gewußt, so würde ich mich wohl noch nicht an diese Arbeit gewagt haben, und hätte mich nicht die Wahrnehmung, die ich an den beiden Revisionsgehülfen machen durfte, daß ihnen der Inhalt dieses Traktats gefiel, und die dargelegten Beweise einleuchteten, aufgemuntert, in der Arbeit fortzufahren, so würde ich dieselbe wohl wieder eingestellt haben. Möge es nun dem HErrn gefallen, diese meine schwachen Bemühungen mit seinem Segen zu krönen, und sie zur Verherrlichung seines Namens und Verbreitung seines Reiches gereichen lassen.

Den 15. Febr. Da ich nun meine Revisionsarbeit geendigt hatte, so ließ ich es jetzt bekannt werden, daß ich persische Bücher zu verkaufen und zu vertheilen habe; demzufolge kamen gestern und heute schon mehrere Perser, die um Neue Testamente baten. Ich versuchte es wiederholt, die Bücher zu sehr geringen Preisen zu verkaufen, aber Keiner fand sich, der einiges Geld für das Neue Testament geben wollte; hingegen unentgeldlich nahmen sie dasselbe gerne an. Auch früher schon ließ ich durch meinen Knecht, wie auch durch einen hiesigen Muhamedaner das Alte Testament im Arabischen und Türkischen, und das Neue Testament im Persischen, auf dem Markte zum Verkauf ausbieten, aber vergeblich, auch nicht ein einziges Exemplar konnte auf diese Weise untergebracht werden. Auch frühere Versuche, die wir in Schuschi auf verschiedene Weise und an verschiedenen Orten machten, die heil. Schriften an die Muhamedaner um billige Preise zu verkaufen, haben alle fehlgeschlagen. Soll daher das Wort Gottes den Muhamedanern mitgetheilt, und unter ihnen

ver-

verbreitet werden, so bleibt kein anderes Mittel übrig, als dasselbe unentgeldlich wegzugeben. Bei unentgeldlichem Vertheilen heiliger Schriften ist aber die Vorsicht nöthig, daß man nicht geradezu jedem giebt, der dasselbe begehrt, und der Empfänger überhaupt den Eindruck erhalte, daß es eine Gunstbezeugung gegen ihn ist, daß ihm die heiligen Schriften unentgeldlich gegeben werden, damit er auf diese Weise die Gabe um so höher schätze und werther halte. Woher nämlich die Muhamedaner hier und an andern Orten den Eindruck erhalten haben, weiß ich nicht, aber nur allzu oft traf ich solche unter ihnen an, die in der Meinung standen, als erweisen sie mir eine große Gunst, wenn sie sich ein Neues Testament von mir erbitten und annehmen.

Den 18. Febr. Ein deutscher Uhrmacher, der hier wohnhaft ist, und in dessen Haus ich gewöhnlich jeden Sonntag den wenigen Deutschen, die hier sind, Gottesdienst halte, ersuchte mich heute, ob ich ihm nicht einige Neue Testamente zum vertheilen an die Perser übergeben möchte, da in diesen Tagen viele zu ihm gekommen und um persische Neue Testamente bei ihm nachgesucht haben, und er ohnedieß viele Bekannte unter den hiesigen Muhamedanern habe. Gerne gewährte ich ihm sein Ansuchen und gab ihm eine Anzahl persische Neue Testamente; dieß that ich um so lieber, da dieser Uhrmacher etwas Tartarisch spricht und sich öfters mit den ihn besuchenden Muhamedanern in Religionsgespräche einläßt.

Dieser Umstand erregte in mir aufs Neue den Gedanken, daß es sehr zweckmäßig wäre, wenn ein Missionar unter den Muhamedanern irgend einen äußern Beruf treiben würde. Und jemehr ich darüber nachdenke und die Lage und Arbeit eines Missionars unter den Persern überdenke, desto zweckmäßiger erscheint mir irgend ein äußerer Beruf für den Boten

des Evangeliums, der in Persien unter den Muhamedanern arbeiten will. Nach meiner bisherigen Erfahrung und Einsicht in Bezug auf Missionsarbeit in Persien erscheint es mir nicht möglich, daß ein Missionar, der öffentlich auftritt, sich längere Zeit an einem Ort aufhalten kann. Die Mullahs werden es in jeder Stadt bald dahin bringen, daß er entweder fliehen oder sein Leben als Zeuge der Wahrheit zum Opfer dahin geben muß. Hat der Missionar aber irgend einen äußern Beruf, so findet er durch denselben leicht Gelegenheit, mit den Muhamedanern um ihn her bekannt zu werden, und im Stillen durch Unterredung und Vertheilung der heiligen Schrift der Sache Christi unter ihnen zu dienen; und wird er zuletzt auch öffentlich, und spricht sich frei und unumwunden aus — was als Bote Christi immerhin seine Pflicht ist, und er mit freudigem Herzen stets thun wird — so erregt sein Auftreten immer nicht das Aufsehen, und lange nicht so sehr die Aufmerksamkeit und Feindschaft der Mullahs, als wenn er blos als Missionar und Prediger des Evangeliums (oder Padre wie sie ihn nennen) unter ihnen auftritt. Zwar ist das Leben eines Missionars in Persien, selbst wenn er auch irgend einen äußern Beruf treibt, immerhin in Gefahr, doch vielmehr so, wenn er keinen Beruf nebenher treibt, und der Missionar der zugleich auch einem äußern Beruf obliegt, kann in jedem Fall viel länger an einem Orte verweilen, und nach menschlicher Ansicht sein Leben länger erhalten, und daher auch mehr für die Verbreitung des Reiches Gottes in Persien wirken, als wenn er blos als Missionar auftritt. Der äußere Beruf eines Missionars in Persien wäre die Errichtung einer Schule in Tebris, in der Englisch und Französisch unterrichtet würde, zu welchem Zweck sich ein Missionar bleibend in Tebris niederlassen könnte. Außer Tebris aber glaube ich nicht, daß die Errichtung einer Schule für die Muhamedaner und der bleibende Aufenthalt

eines Missionars für solchen Zweck in irgend einer andern Stadt Persiens möglich wäre. Zum Reisen aber und vorübergehenden Aufenthalt in den Städten wäre ein kleiner Handel mit europäischen Stahlartikeln ꝛc. vor Allem aber die Uhrmacherei der beste und zweckmäßigste Beruf. Ein Missionar hätte auf diese Weise die beste Gelegenheit zur Verbreitung des Wortes Gottes und zur Unterhaltung über das Christenthum mit den Persern, und würde viel vorurtheilsfreier aufgenommen und angehört werden, als im andern Fall. So sehr bin ich von der Wichtigkeit eines äußern Berufes für einen Missionar in Persien überzeugt, daß, im Fall wir nicht in Schuscha bleiben könnten, oder die Umstände mich nicht dort zurückhalten sollten, ich jetzt noch die Uhrmacherei erlernen würde, um in dieser Weise der Sache des Reiches Christi in Persien zu dienen.

Den 19. Febr. Das Gerücht verbreitete sich in der Stadt, daß ich jedem, der ein Buch von mir annehme, auch einiges Geld zu Lichtern gebe, damit die Bücher desto fleißiger und auch des Nachts gelesen werden möchten. Daher kamen gestern und heute wirklich Mehrere, die nicht nur Bücher umsonst, sondern auch noch Geld von mir begehrten; doch diese alle sandte ich nicht nur ohne Geld, sondern auch ohne Bücher zurück, und wies überhaupt viele, besonders junge Leute, die um Bücher kamen, ab, um sie so von der irrigen Vorstellung abzubringen, als ob sie mir einen Gefallen erwiesen, wenn sie Bücher von mir verlangten.

Den 20. Febr. Ich besuchte diesen Nachmittag einen angesehenen Perser, der seit kurzer Zeit eine Lithographie in seinem Hause errichtet, und nun bereits zwei Pressen in Thätigkeit gesetzt hat. Der Druck geschieht nach der neuen Art zu lithographiren, wo nicht auf den Stein geschrieben, sondern die Schrift auf den Stein übergedruckt wird. Diese Art zu drucken ist

besonders für die persische Schrift geeignet, und die Abdrücke, die mir gezeigt wurden, waren so gut, daß sie kaum von einer Handschrift zu unterscheiden sind. Es ist alle Hoffnung, daß die lithographische Presse in Persien bald allgemein werden wird, und die typographischen Pressen, die kürzlich in einigen Städten Persiens errichtet worden sind, werden wahrscheinlich von der lithographischen Presse wieder verdrängt werden. So viel ist klar, daß die ersten Schwierigkeiten, die der Einführung der Presse in Persien im Wege standen, bereits gehoben sind. Die Mullahs, die sich anfänglich dieser Neuerung widersetzten, wenden nichts mehr ein, und man hat nun schon mehrere in Persien gedruckte Werke, und auf einer der erwähnten lithographischen Pressen wird sogar der Koran abgedruckt. Die Mullahs sehen es zwar sehr ungerne, daß der Koran, den nur die gewaschene Hand eines Moslems berühren darf, und nur die Hand eines Gläubigen abzuschreiben gewürdigt wird, unter die Presse genommen und von einer Maschine entweiht und copirt werden sollte; doch sie konnten es nicht hindern, und der Druck geht seinen Gang fort, und findet allgemeinen Beifall unter dem Volke.

Mit obengenanntem Perser hatte ich auch einige Unterhaltung über die Möglichkeit der Errichtung einer Schule für die hiesigen Muhamedaner. Er selbst, wie viele der vornehmen Perser, würden es sehr gerne sehen, wenn ein Europäer sich zu dem Ende hier niederließe und eine Schule eröffnete, doch meinte er, es würde besonders anfänglich Vorsicht nöthig seyn, und die Schule müßte so geführt werden, daß der Verdacht beseitigt würde, als sey es darauf abgesehen, die Schüler zum Christenthum zu bekehren. Der englische und französische Unterricht, meinte er, sollte der Hauptgegenstand der Schule seyn; christlicher Unterricht aber dürfte nicht eingeführt werden.

Seit meinem hiesigen Aufenthalt habe ich bei Engländern und Andern über die Möglichkeit der Errichtung einer Schule für die Muhamedaner mich erkundigt, und alle stimmten darin überein, daß die Möglichkeit einer solchen Schule außer Zweifel sey, sobald in derselben christlicher Unterricht nicht geradezu gegeben werde. Die hiesige Regierung würde eine Schule, in der einige europäische Sprachen und etliche Real-Kenntnisse gelehrt würden, recht gerne sehen und fördern. Die Mullahs würden freilich sich etwas widersetzen, doch meinten sie, würden dieselben nicht im Stande seyn, solche Schulen zu hindern, so lange christlicher Unterricht nicht öffentlich in derselben gegeben wird. Dieß ist nun freilich ein Haupthinderniß, im Fall ein oder einige Missionarien den Versuch mit der Errichtung einer Schule für die Muhamedaner hier machen würden. Doch wäre es immerhin wohl des Ueberlegens werth, ob es demungeachtet nicht wünschenswerth wäre, den Versuch mit einer solchen Schule zu machen; denn erstens würde man beim Unterricht in einer europäischen Sprache, in der Geographie und Geschichte vielfache Gelegenheit haben, christliche Wahrheiten und Ansichten den Schülern nahe zu bringen; und zweitens wäre eine solche Schule das Mittel, den Missionar mit den Muhamedanern bekannt zu machen, und gäbe ihm eine Veranlassung zu seinem Aufenthalte und seiner bleibenden Niederlassung unter ihnen, und es würde sich ihm dann vielfache Gelegenheit darbiethen zu Unterhaltungen über das Evangelium mit den Muhamedanern und zur Verbreitung des Wortes Gottes in Persien.

Den 21. Febr. Die persischen Neuen Testamente und Traktätchen, die ich in diesen Tagen vertheilte, haben bereits schon die Aufmerksamkeit der Mullahs auf sich gezogen. Einer derselben warnte gestern in seiner Mesdsched öffentlich die Leute vor diesen Büchern, und sagte: „daß jeder, der eines derselben besitze,

„dadurch sein Gebet und sein Fasten (es ist nämlich „gerade Ramasan, die Fastenzeit der Muhamedaner) „unwirksam mache, und Unglück und den Fluch Gottes „über sich und sein Haus hereinbringe." Ein anderer, ebenfalls angesehener Mullah, äußerte sich günstiger, und ermahnte vielmehr die Versammlung, das Neue Testament sorgfältig zu lesen, und zwar aus dem Grunde: „Die Franken (oder Europäer) sagte er, haben un„sern Koran nach ihrem Lande gebracht, dort gelesen, „in ihre Sprache übersetzt und gedruckt; nun haben sie „auch das Neue Testament in unsere Sprache übersetzt „und uns zugesendet; es ist daher klar, daß sie die Ab„sicht haben, sich mit uns in Religions-Disputationen „einzulassen, und früher oder später werden sie kom„men und unsere Religion angreifen; eben daher ist „es nöthig daß wir uns mit ihren Büchern bekannt „machen, um sie dann mit ihren eigenen Büchern wi„derlegen zu können." Der Mudschahid hingegen gab seine Meinung dahin: „daß die Bücher zwar gut seyen, „und es auch die Pflicht der Muhamedaner sey, das „Evangelium als Wort Gottes zu achten, und nicht un„ehrerbietig zu behandeln, aber im Ganzen gehe es die „Muhamedaner nichts an, es sey das Buch der Chri„sten und nicht der Muhamedaner. Ueberdem sey zu „befürchten, daß wenn sie das Evangelium annehmen „und aufbewahren, wenn auch nicht sie selbst, doch „vielleicht ihre Kinder, so sie dasselbe lesen, dadurch „zum Unglauben verleitet werden könnten, darum er„mahne er alle, das Evangelium nicht anzunehmen noch „zu lesen." Im Ganzen sind diese Ansichten und Urtheile der Mullahs gemäßigter als ich erwartet habe; und wohl mag es seyn, daß sie sich scheuten, völlig feindselig zu handeln, weil die Europäer hier bedeutenden Einfluß haben, und die Regierung denselben gewogen und dem Einfluß der Mullahs abgeneigt ist.

Den 22. Febr. Unter den Muhamedanern, die mich heute besuchten und Bücher begehrten, waren auch einige

Sufis oder Deisten, wie sie sich nannten. Ich vertheilte einige Neue Testamente unter sie, und hatte eine längere Unterhaltung mit ihnen. Sie waren alle von der niedern Volksklasse, und von ihnen erfuhr ich, daß auch unter dem gemeinen Volke die Sekte der Sufis eine bedeutende Anzahl Anhänger zählt, was mir ganz neuwar; denn bisher glaubte ich immer, daß die Sekte der Sufis nur unter den Vornehmen und Gebildeten der Perser sich verbreitet habe, und das gemeine Volk von derselben ausgeschlossen sey. Einer dieser Sufis war ein verständiger Mann, und schien der Scheikh oder Lehrer der übrigen zu seyn; von ihm hätte ich gerne ihre eigentliche Religionsgrundsätze erfahren, die er, mir aber nicht entdecken wollte. Zuletzt versprach er mich mehr zu besuchen, mir über alle meine Fragen ausführliche Auskunft zu geben, und mir ein Buch zu bringen, in welchem die Grundsätze ihrer Sekte niedergelegt sind. Er ließ aber sein Versprechen unerfüllt.

Die Sufis in Persien theilen sich in verschiedene, von einander mehr oder weniger abweichende Sekten, so daß es sehr schwer zu bestimmen ist, was die eigentlichen Grundsätze und Lehren dieser Sekte sind. So viel ich erfahren konnte, stimmen die Meisten darin überein, daß sie an keine geschriebene und besondere Offenbarung glauben. Einige glauben, daß das Licht des Verstandes hinreichend sey, den Menschen, so er treu demselben folge, zur wahren Erkenntniß Gottes zu bringen, und Andere hegen die Meinung, daß Jeder, der es in der Selbstverläugnung und Selbstbetrachtung zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit gebracht habe, in solche Verbindung mit Gott trete, daß ihm in seinem Innern solche göttliche Offenbarungen und Aufschlüsse gegeben werden, die eine geschriebene Offenbarung weit übertreffen. Im Ganzen breitet sich diese Secte in Persien immer mehr aus, und trägt viel dazu bei, daß das fanatische Anhängen an den Koran in diesem Lande immer mehr abnimmt; besonders ist dieß

unter den Vornehmen und Beamten in Persien am meisten wahrzunehmen. Ihrer Gesinnung nach fragen viele derselben nichts nach dem Koran, und beobachten dessen Vorschriften nur äußerlich um des Volkes willen, sind aber dabei überhaupt gegen alle Religion gleichgültig, und halten die heiligen Schriften für eben so unzuverläßig als den Koran. Solche Gesinnung bringt nun zwar das Herz dem Evangelium nicht näher, und nur soviel ist dadurch für die Sache des Reiches Gottes gewonnen, daß das Wort Gottes ungehinderter verbreitet und freier bekannt gemacht werden kann.

Den 26. Febr. Seit einigen Tagen hat die Nachfrage nach Büchern etwas nachgelassen. Es scheint, die Ermahnungen der Mullahs, „keine Bücher von mir anzunehmen", seyen nicht ohne Erfolg geblieben. Doch kommen immer noch Einige und suchen um Bücher nach, und da ich nur noch wenige Exemplare heiliger Schriften in persischer Sprache besitze, so hoffe ich dennoch im Stande zu seyn, sie vollends alle zu vertheilen.

Den 27. Febr. In einem persischen Buch, das ich mit meinem Lehrer lese, und das in kurzen Abschnitten die Glaubenslehren der Schiiten darlegt, kam ich heute an den Artikel, der davon handelt, daß es im Nothfall einem Schiiten erlaubt sey, seinen Glauben zu verläugnen. Ob ich gleich im Umgang mit den Muhamedanern öfters von diesem Grundsatz gehört hatte, so glaubte ich doch nie, daß diese Religionsverläugnung und Verstellung wirklicher Religionsgrundsatz und Lehre sey. Ich verwunderte mich daher nicht wenig, in diesem Buche zu finden, daß solche Verstellung — die sie Takiah nennen — nicht nur im Fall der Noth als erlaubt dargestellt, sondern völlig geboten ist, und die Unterlassung dieser Verstellung für eine Abweichung von dem schiitischen Glauben erklärt wird. Es sagt z. B. gleich im Anfang jenes Abschnitts, der Verfasser jenes Buchs, Scheikh Dshäfer — ein

berühmter und angesehener Lehrer der Schiiten: „Un-
„ser Glaube in Bezug auf die Religions-Verstellung
„ist dieser, daß solche Verstellung geboten und noth-
„wendig ist, und Jeder, der sie unterläßt, muß so ange-
„sehen werden, als hätte er unsere Religion verlassen."
Ebendaselbst in einer andern Stelle ist gesagt: „Takiah
„ist nothwendig und darf nicht unterlassen werden bis
„zur Erscheinung des verborgenen Imams, und wer
„das Takiah unterläßt, hat die Religion Gottes ver-
„lassen." Dieser verborgene Imam, den die Perser
Mächti Lahibi saman nennen, war der letzte der zwölf
Imams der Schiiten. Nach ihrer Tradition soll er
nicht gestorben, sondern an einem verborgenen Ort, den
aber Niemand noch ausfindig machen konnte, noch am
Leben seyn. Zur letzten Zeit aber soll er erscheinen,
und dann alle Welt zum Muhamedanismus bekehren.
In demselben Abschnitt des obenerwähnten Buches heißt
es ferner, daß nach einer Tradition Imam Dschäfer
gebothen habe: „Gegen eure Feinde, d. h. gegen die,
die sich nicht zum Muhamedanismus und nicht zur schii-
tischen Sekte bekennen, gegen sie seyd äußerlich freund-
lich, innerlich aber feindselig gesinnt." Diese Grund-
sätze sind in jenem Buch auf Aussprüche des Korans
gegründet, in dem sich wirklich eine Stelle findet, durch
die jener Grundsatz der Religionsverstellung als erlaubt
erwiesen werden kann. Es ist klar, welchen nachtheili-
gen und zerstörenden Einfluß solche Lehren und Grund-
sätze auf den sittlichen Charakter eines Volkes ausüben
müssen; denn eine Religion, die in gewissen Fällen
das Lügen nicht allein erlaubt, sondern sogar gebietet,
ist allerdings nicht dazu geeignet, das Wahrheitsgefühl
im Menschen anzuregen und zu schärfen, sondern stumpft
dasselbe nur ab und erstickt es. Eben daher hat man
wohl in diesen Lehren des Korans eine Haupturſache
der großen Verstellung und Unwahrheit, die im Cha-
rakter der Perser so vorherrschend ist, aufzusuchen.

Eine andere Lehre der Schiiten, oder Perſer, die in ſittlicher Hinſicht ebenſo nachtheilig iſt, iſt die: daß ſie — ebenfalls auf eine Stelle des Korans ſich gründend — es geſetzmäßig erlaubt halten, eine Wittwe, oder ein geſchiedenes Weib, für irgend eine beliebige Zeit zu freien. Daher es auch häufig der Fall iſt, daß ein Perſer, wenn er in Handels oder andern Angelegenheiten von ſeiner Familie abweſend iſt, an jedem Ort ſeines Aufenthalts ſich ein ſolches Weib nimmt. Dieſe Sitte, zuſammen mit der Vielweiberei hebt vollkommen jedes Band der Ehe auf, und gibt dem Fleiſche vollen Raum, und ſo darf man ſich nicht wundern, wenn der Charakter der Perſer auch in dieſer Hinſicht ſo ſehr verdorben und das ſittliche Gefühl ſo abgeſtumpft iſt.

Den 28. Febr. Dieſen Morgen beſuchte mich der Gouverneur der Stadt. Er erbat ſich ein Exemplar von jedem der Bücher, die ich hier vertheilt habe, und erkundigte ſich nach dem Zweck der Vertheilung dieſer Schriften, und von wem ich dieſe Bücher zum Vertheilen erhalten habe. Ich gab ihm über alle dieſe Fragen die nöthige Auskunft, worüber er ſeine Zufriedenheit ausdrückte, und im Ganzen ſich ſehr freundlich und höflich gegen mich benahm.

Die Urſache dieſes Beſuches aber verhält ſich alſo: Einige der Mullahs, nicht damit zufrieden, daß ſie die Leute vor meinen Büchern warnten und die Leſer derſelben verdammten, gingen zu dem Prinzen, Feridan Mirſa, dem ſein Vater, Abbas Mirſa, während ſeiner Abweſenheit die Verwaltung von Aſerbeidſchan übergeben hatte, und ſuchten ihn gegen mich und meine Bücher einzunehmen. Sie ſagten ihm nämlich, daß ein Franke von Rußland gekommen ſey, der eine große Anzahl chriſtlicher Bücher mit ſich gebracht habe, die er nun öffentlich vertheile, zu jedem Buch auch noch Geld obendrein gebe, und ſich die Namen derer, an die er die Bücher vertheile, aufſchreibe. Es iſt klar,

ſagten ſie, daß dieſer Padre im Auftrag des Ruſſiſchen Geſandten dieſe Bücher vertheilt, um die Perſer zu Ruſſen zu machen. Sollte aber dieß nicht glücken, ſo wird ſpäterhin der Ruſſiſche Geſandte dieſe Bücher wieder zurückfordern, und wenn dann die Leute nicht mehr im Beſitz derſelben ſind, oder ſie verdorben haben ſollten, ſo wird er dann viel Geld als Vergütung fordern, und aus dieſem Umſtand eine Veranlaſſung zu Feindſeligkeiten gegen uns nehmen. Ferner, ſagten ſie ihm, enthalten dieſe Bücher Vieles, welches dem Koran entgegen iſt; daher wäre ihre Meinung, daß der Prinz Befehl geben ſollte, daß der Gouverneur alle dieſe Bücher einſammle und aufbewahre, damit wenn immer der Ruſſiſche Geſandte ſie zurückfordere, dieſelben ihm unverſehrt möchten übergeben werden können; und den Padre, den ſollte man aus der Stadt wegſchicken, ehe das Volk einen Aufruhr errege, und ſo der Regierung Unannehmlichkeiten verurſache. So ſonderbar und ungegründet alles dieſes iſt, ſo erſcheint, es doch einem Muhamedaner ſehr wahrſcheinlich, denn er kann ſich nicht denken, daß die Chriſten blos aus reiner Liebe, ohne irgend eine politiſche oder ſelbſtſüchtige Abſicht, ihm das Wort Gottes unentgeldlich zuſenden ſollten. Daher gelang es auch den Mullahs leicht dieſen jungen Prinzen für ſich einzunehmen. Als nun geſtern der Gouverneur zum Prinzen kam, ſo ſprach er mit ihm über dieſen Gegenſtand, und bezeugte ſeine Unzufriedenheit mit dieſem Büchervertheilen, und ſeine Beſorgniß über die Gefahren, die daraus hervorgehen möchten. Der Gouverneur ſuchte ihn eines beſſern zu überzeugen, und ihm zu zeigen, daß dieſe Bücher nicht auf Befehl des Ruſſiſchen Geſandten vertheilt werden, und daß überhaupt die Mullahs ihn in dieſer Angelegenheit nicht gut berichtet haben. Er ſeye mit der Sache wohl bekannt, und ſo viel er wiſſe, ſo ſeyen dieſe Bücher blos von ſolchen Chriſten in England dem Padre geſendet worden, welche ſich gerne ein Verdienſt bei

Gott erwerben, und die Leute zum Christenthum bekehren möchten, und es sey weiter keine Gefahr mit dem Vertheilen dieser Bücher verbunden. Dieß beruhigte den Prinzen in etwas; doch gebot er dem Gouverneur, sich noch genauer nach der Sache zu erkundigen, und ihm weiteren Bericht darüber zu geben. Dieß veranlaßte dann den Gouverneur zu seinem heutigen Besuch.

Da ich dem Gouverneur auf seine Fragen hin, unter Anderem auch sagte, daß ich keine weitere Bücher zu vertheilen habe, und in einigen Tagen abreisen werde, so wird dieser Vorfall wahrscheinlich keine weitere Folgen haben; würde ich aber länger bleiben und noch mehrere Bücher vertheilen, so könnte sich die Regierung von den Mullahs wohl zu dem Schritte bewegen lassen, mich aus der Stadt und dem Lande wegzusenden.

Den 1. März. Einer der Herren der Russischen Gesandtschaft besuchte mich heute in der Absicht, mich davon in Kenntniß zu setzen, daß mein Vertheilen der heil. Schriften die Aufmerksamkeit der hiesigen Bewohner und besonders der Mullahs auf sich gezogen und viel Redens in der Stadt veranlaßt habe. Ich dankte ihm für seine Freundlichkeit, und sagte, daß ich bereits schon mit diesem Umstande bekannt sey, hoffe aber, daß, da ich keine Bücher mehr besitze und in einigen Tagen abreisen werde, es wohl keine weitere Folgen nach sich ziehen werde. In jedem Fall würde es mir sehr leid seyn, wenn Se. Excellenz, der Herr Gesandte, Unannehmlichkeiten durch mich erhalten sollte, und ich eher wünschte, daß Se. Excellenz erklären würden, daß ich in keiner Verbindung und in keinerlei Zusammenhang mit der Gesandtschaft stehe; worauf mir jener Herr erwiederte, daß Se. Excellenz bereits solche Erklärung von sich gegeben habe.

Es war immer meine Ueberzeugung, daß der Bote Christi sich nicht unter den wirklichen Schutz der Eu-

ropäiſchen Geſandten und Reſidenten, die in den Städten Perſiens ſich aufhalten, zu begeben hat, und mehrere Bekanntſchaft mit Perſien und verſchiedene Erfahrungen haben mich auch davon überzeugt, daß der Bote des Evangeliums ſich wirklich nicht unter dieſen Schutz begeben kann. Europäer, die in einem officiellen oder privat Charakter ſich in Perſien aufhalten, gewähren allerdings, auch dem Miſſionar, der nach dieſem Lande kommt, vielfache Hülfe und Erleichterung in Verſorgung mit Wohnung, Beiſtand im Sprachenlernen, erleichtern ihm die Bekanntſchaft mit den Eingebornen ꝛc. Iſt aber der Miſſionar dahin gelangt, daß er der Sprache mächtig iſt, einige Bekanntſchaft mit den Eingebornen erlangt hat, und fängt nun an, öffentlich als Bote des Evangeliums unter den Muhamedanern aufzutreten, dann kann er nicht mehr auf den Schutz der Europäer rechnen, und muß ſich desſelben entſchlagen. Denn in einem Muhamedaniſchen Lande iſt der Bote des Evangeliums, ſo bald er öffentlich handelt, immer der Verfolgung ausgeſetzt, und ſucht er dann Schutz bei den Europäern, ſo zieht er dieſe mit in ſein Loos hinein. Da aber dieß nicht ſein Begehren ſeyn kann, und die Herren Geſandten oder Reſidenten um eines Miſſionars willen ſich nicht der Feindſchaft des Volks, und dem Mißfallen der Perſiſchen Regierung Preis geben werden und können, ſo muß eben daher der Miſſionar ſo bald er öffentlich wird, auf deren Schutz verzichten, oder wollte er dieß nicht, ſo müßte er es ſich gefallen laſſen, von den Herren Geſandten und Reſidenten die Weiſung zu erhalten, ſich ſtille und zurückgezogen zu verhalten.

Den 2. März. Ich bin dem HErrn ſehr dankbar, daß er mir Gelegenheit verſchafft hat, ſo manches Exemplar heil. Schriften hier zu verbreiten, und den Samen des Wortes auf dieſen Acker in Hoffnung auszuſtreuen. Möge Er nun ſelbſt durch den Einfluß Seines Geiſtes das Wort an den Herzen der Leſenden kräftig und lebendig machen, daß wenn auch nicht jedes Samen-

korn, doch einiges auf gutes Land fallen und Frucht für die Ewigkeit tragen möge! Im Ganzen freute es mich doch, wahrnehmen zu dürfen, das sich ein größeres Verlangen nach den heil. Schriften unter den hiesigen Muhamedanern zeigte, als ich vermuthete, und daß ich manchen Muhamedaner fand, der das N. Testament und die Traktätchen, die ich ihm gab, mit sichtbarer Theilnahme las und Wohlgefallen an dem Inhalte dieser Schriften fand, so daß ich glaube, sagen zu dürfen, daß Persien, unerachtet der vielen Hindernisse und Schwierigkeiten, dennoch ein hoffnungsvolles Feld für die Verbreitung des Wortes Gottes darbietet. Im Ganzen verbreitete ich während meines hiesigen Aufenthaltes 280 persische N. Testamente, 25 Psalter, 50 Genesis, 18 arabische und 4 türkische Bibeln, nebst einer Anzahl persischer und armenischer Traktätchen. Einen Theil dieser Bücher brachte ich von Schuscha mit hieher, und einen andern Theil fand ich noch von unsern Sendungen an Herrn N., bei ihm vorhanden. Außer diesen Büchern, sandte ich noch durch einen jungen Armenier, den ich zu dem Ende von Schuscha mitgebracht hatte, 50 syrische Bibeln, 75 syrische Neue Testamente, 100 syrische Psalter, 50 syrische Evangelien und 100 syro-chaldäische Evangelien von hier nach Urmia, deren Hälfte er in den Dörfern um Urmia vertheilte, und die übrigen, der Anweisung gemäß, die ich hierüber gegeben hatte, nach Dschulamerik an den Patriarchen der Chaldäer, Mar Simon, absandte. 22 Arabische Bibeln und 68 Arabische Psalter, sammt einer Türkischen Bibel ließ ich bei Herrn N. zurück, und er wird diese Bücher gelegentlich nach Bagdad absenden.

Den 6. März. Diesen Morgen fand mein Knecht ein Persisches N. Testament in Stücken zerrissen vor meiner Thüre liegend, und zu meinem tiefen Schmerz wurde mir in diesen Tagen von mehreren Seiten her versichert, daß, da die Mullahs immer fortfahren, bei jeder Gelegenheit gegen die von mir vertheilten heil.

Schriften zu reden, und die Leute wiederholt aufforderten, dieselben zu zerstören, sich mehrere zu diesem Schritte haben verleiten lassen. Es ist in der That sehr wehmüthig und niederschlagend, zu vernehmen, daß die Mullahs sich nicht scheuen, das Volk aufzufordern, die heil. Schriften, die sie doch für Gottes Wort halten, zu zerstören und zu verderben. Und es ist schwer, zu rathen, wie sich der Missionar in dieser Hinsicht benehmen soll. Wollte er nämlich dem vorbeugen, daß kein Exemplar heil. Schrift zerstört werde, so müßte er sich enthalten, irgend ein Exemplar unentgeldlich wegzugeben. Handelte er aber nach diesem Grundsatz, so würde es ihm nie gelingen, das Wort Gottes unter den Muhamedanern zu verbreiten; gibt er aber unentgeldlich, wie kann er wissen, ob nicht die Person, die das N. Testament allem Anschein nach mit Freuden annimmt, und ein wirkliches Verlangen zeigt, dasselbe zu lesen und mit dessen Inhalt bekannt zu werden, sich zuletzt durch die Mullahs dahin bewegen läßt, eben dieses Exemplar dem Feuer zu übergeben? Was er thun kann, ist nur, daß er alle Vorsicht im Vertheilen anwendet, und nur solchen gibt, von denen er Hoffnung hat, daß sie guten Gebrauch von dem Worte Gottes machen werden. Das Uebrige muß er Gott überlassen.

Da nun die Zeit, die ich zu meinem hiesigen Aufenthalt bestimmt hatte, bereits verflossen ist, und ich die Hauptzwecke meiner Reise nach Tebris, die Revision jener Schrift, und die Verbreitung des Wortes Gottes erreicht hatte, so trat ich diesen Mittag meine Rückreise nach Schuscha an. Da gerade keine Karawane dahin geht, so reise ich allein.

Den 11. März 1833. Ich langte diesen Abend im Karabagh in der Russischen Quarantaine an. Auf dem ersten Theil der Reise hatten wir sehr viel Schnee und ziemlich kalt; auf dem letztern Theil ward es wärmer, und wir hatten keinen Schnee mehr, aber der Weg war längs dem Aras hinunter von Räubern ziemlich unsicher und gefährlich; und wirklich begegneten uns eines Morgens drei wohlbewaffnete Reiter, die allem Anschein nach auf Raub ausgegangen waren, doch gingen sie an uns vorüber, ohne mich oder mein Gepäck anzutasten. Dem HErrn sey Dank, der mich mit seinem allmächtigen Arm beschützte, und wohlbehalten hieher gebracht hat.

Beilage VI.

Persien.

Aus dem Tagebuch des Missionars Haas zu Tebris, vom 24. November 1833 bis Ende Januar 1834.

Nov. 24. Ich erfuhr heute die Jedermann unerwartete Nachricht von dem Tode Abbas Mirsas, des persischen Thronfolgers. Alle Hoffnung, die irgend auf Menschen gesetzt wurde für die jetzige vorbereitende Missionsarbeit in Persien, sinkt; vielleicht zeigt sich um so mehr der HErr in seiner Herrlichkeit.

Nov. 26. Der Schullehrer der armenischen Gemeinde kam, mich zu bitten, daß ihm mein Schullehrer Unterricht geben dürfe in der Grammatik. Er hatte sich mir schon früher angeboten, meine Parthie bei den Armeniern zu ergreifen, wenn ich ihn gut besolde, und ihm überhaupt, wenn die Armenier ihn ausstoßen, eine bleibende Versorgung verschaffe. Ich sagte ihm, daß ich nicht für mich oder jemand anders Parthie haben wolle, sondern für die Wahrheit, und dafür bezahle ich niemand.

Nov. 30. Ich hatte heute den ersten armenischen Besuch von einem der Vornehmen, einem Manne, der viel gereist ist, und sich das Ansehen eines Gelehrten und Weisen gibt. Er rieth mir an, den Grundsatz Pauli für die Armenier zu beobachten; den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide zu werden, aber er verstand dieß in weltkluger, unheiliger Art zur Beeinträchtigung der Wahrheit, und that es vielleicht gerade, um zu erfahren, ob ich schlaue verborgene Absichten habe.

Dez. 1.

Dez. 1. Die Buden des Basars, welche diese Tage her der Trauer wegen geschlossen, und mit schwarzen Tüchern und Lappen mehr komisch denn tragisch behängt waren, öffnen sich nach und nach wieder. — Ich erfuhr heute, daß die Perser unter sich im Stillen die Prophezeihung hatten und haben: daß Abbas Mirsa nicht auf den Thron komme, sondern sein Sohn Mahomed Mirsa, wie es jetzt den Anschein hat. Ebenso: Zu seiner Zeit werde der Anti-Mahomed aus einer Grube bei Isfahan herauskommen, wenn eben große Hungersnoth herrsche. Dieser werde dann auf einem Esel reitend das Land durchziehen, und dem herbeiströmenden Volke nach allen Seiten Brod zuwerfen, sich auch dadurch großen Anhang gewinnen; nach zehn Jahren aber komme der große Imam, der ihn schlage.

Dez. 2. Endlich konnte heute der Schullehrer Abraham, der bis jetzt bei mir gewohnt hatte, das Schulhaus beziehen. Mit einem Schüler machte er den Anfang. Gott segne ihn!

Dez. 3. Da ich mich, um Aufsehen zu vermeiden, bei keinem Beamten oder einer Behörde hatte einführen lassen, so benützte ich, um doch allmählig bekannt zu werden, heute gerne die Gelegenheit, mit mehreren europäischen Privatleuten bei einigen Prinzen und dem Amyr Nisam mein Beileid zu bezeugen. Feridun Mirsa, dem die Verwaltung Aderbeidschans in Abwesenheit seines Vaters übertragen war, war nicht zu sprechen; wir gingen zu Melik Kasem Mirsa, einem Bruder des Verstorbenen. Er empfieng uns freundlich, wandte sich an Jeden und dankte für unsere Theilnahme. Er spricht französisch und etwas russisch. Als er sich an mich wandte, sagte ich ihm, daß ich gehört habe, seines Bruders Königl. Hoheit habe gewünscht, eine Schule für ausländische Sprachen zu errichten, zu welchem Zwecke ich meine Dienste anzubieten gekommen sey, und darum doppelt seinen Tod bedaure. Er erwiederte: man

müsse nun warten, bis Mahomed Mirsa komme; allein die Sache werde keine Schwierigkeit haben, da es nichts koste. Französisch meinte er, sey nöthiger als englisch, da alle Engländer, welche edel seyen, auch französisch verstehen, und seyen sie nicht edel, so brauche man auch nicht mit ihnen zu reden. Er kehrte sich darauf zu einem Mollah, der bei ihm saß, und sagte ihm, daß ich viele Sprachen verstehe, und umsonst unterrichte. Es sey eine lobenswerthe Eigenschaft der Ausländer, daß, wenn sie reich und im Besitz aller Kenntnisse seyen, sie auch andere Völker civilisiren wollen, und dazu Lehrer aussenden. Im Karabagh seyen auch mehrere solcher Deutschen. Ja, sagte der Mollah, einer von ihnen war einmal hier und theilte Bücher aus. Die Deutschen, sagte noch der Prinz, liebte mein Bruder immer am meisten von den Ausländern. Neben dem Schmeichelhaften in seiner Unterredung wollte der Prinz vielleicht zu verstehen geben, daß er den eigentlichen Zweck meines Kommens wisse. Daß ich umsonst unterrichte, das war ihm nicht richtig berichtet worden; denn um weniger Verdacht zu erregen, scheint es mir besser, es auf Bezahlung anzutragen, auch sollten sie von Rechts wegen zahlen, so lange der Unterricht noch kein christlicher werden kann. — Das Aeußere in seiner Wohnung hatte wenig Fürstliches; es sind auch der Prinzen so viele, daß wenn sie alle fürstlich leben wollten, das Land vollends gar zu Grunde gehen müßte. — Der Amyr Nisam wendete sich nur an die, welche er kannte.

Dez. 4. Auch heute kamen wir wieder zu spät zum Prinzen Feridun. Er war ins Harem gegangen, wo ihn niemand suchen durfte, um uns anzumelden. Wir besuchten dafür den Bachram Mirsa, der den Karidagh verwaltet. Er empfieng uns äußerst freundlich. Der Mollah von gestern, der dießmal bei diesem Prinzen war, machte hier meinen Empfehler, und sagte, daß ich fünf bis sechs Sprachen verstehe und umsonst un-

terrichte. Auch bei diesem Prinzen war nicht viel äußerer Glanz zu finden; in ihren Harems aber, sagt man, machen sie bedeutend mehr Aufwand. In ihren feineren Gesichtszügen unterscheiden sich diese beiden Prinzen, die ich gesehen habe, bedeutend von dem gewöhnlichen Perser.

Dez. 5. Ich nahm heute einen persischen Lehrer an. Es ist derselbe, welcher Br. Pfanders Traktat revidirte, von dem er wünscht, daß er bald gedruckt und vertheilt würde; doch entsteht dieser Wunsch nicht aus Liebe zur evangelischen Wahrheit, sondern aus Lust an Religionsstreitigkeiten, deren diese Schrift nach seiner Meinung viele und heftige hervorbringen wird. Dabei ist ihm bange, es möchte an Tag kommen, daß er an der Ausarbeitung der Schrift Theil genommen habe; und in solchem Falle, um seinen Ruf als guter Mahomedaner zu retten, rüstet er sich, eine Gegenschrift abzufassen. Mir will er nur aufs Allergeheimste in aller Frühe, oder Abends, wenn es dunkel wird, Unterricht geben. Damit will er seinen Unterricht auch etwas wichtig machen, und um so theurer seyn. Er verlangt monatlich durchaus 5 Dukaten. Ich gedenke ihn nur für einige Monate zu benützen, und mir dann mit einem gewöhnlichen Perser selbst fortzuhelfen. Meine beiden persischen Schüler lasen heute die Hochzeit zu Kana im Evang. Joh.; der Schluß dieser Erzählung „und seine Jünger glaubten an ihn" veranlaßte den einen zu fragen: „Waren denn keine von unserem Volke dabei, daß wir nicht geglaubt haben?" Antwort „Nein" (Es fiel mir im Augenblick nicht bei, ihm zu sagen, daß am Pfingstfeste Meder gegenwärtig waren.) „Aber waren denn von Eurem Volke dorten?" „Nein"! Wie habt denn Ihr geglaubt?" „Es sind Prediger zu uns gekommen." „Warum sind denn zu uns keine gekommen?" „Deßwegen schickt man Euch das N. Testament, das ist ein Prediger, den Ihr nicht tödten könnt,"

„Soll denn ich ein Armenier werden?“ „Nein. Die Armenier haben den rechten Weg verlassen, sie müssen selbst erst durchs N. Test. wieder zurecht gebracht werden.“ „Ich will ein Engländer werden.“ „Man wird dich tödten.“ „Ich will ins Frankenland gehen. Lehre mich eure Gebete!“ „Lerne nur erst brav Englisch.“ — Ein Paar Schüler sind in der armenischen Schule wieder hinzu gekommen. — Der Isfahaner Armenier spricht viel und anscheinend recht gut von Glaubenssachen, aber es ist ihm nicht zu trauen, denn schon als Armenier ist er listig, und noch dazu mit dem schlauen katholischen Priestergeist getränkt. Er sagt, daß er seinem Vater zum Katholizismus gefolgt sey, der sich mit den armenischen Priestern gezankt, und darum diesen Schritt gethan habe. Bei der Religionslehre, erzählte er, habe ihm der Priester immer auch die Ansichten Luthers und Calvins gesagt, und sie zu widerlegen gesucht, was ihm aber so wenig gelungen sey, daß es auf ihn meistens die Wirkung gehabt habe, die bestrittenen Ansichten für die richtigern zu halten.

Dez. 9. Der eine meiner Schüler fieng heute wieder davon an, ich sollte ihnen nach der Lektion vom Glauben sprechen und predigen. Es scheint, daß sie von Andern gehört haben, daß ich gekommen sey, die Muhamedaner zu bekehren, und nun prüfen wollen, ob dem so sey. Auch die Armenier breiten aus, daß ich nicht allein ihret- sondern auch der Muhamedaner wegen gekommen sey.

Dez. 10. Der obenerwähnte Schüler sprach wieder von seinem Wunsche, ein Christ zu werden. Da ich wohl sah, wie wenig ihm das noch Ernst sey, so sagte ich ihm: „es sey schwer ein Christ zu werden und nach den Geboten des Evangeliums zu leben. Jesus habe befohlen, die Feinde zu lieben; nun sey es aber viel leichter, sie zu tödten.“ Er meinte, das Schwere lerne man nach und nach. — Ich hatte heute einen Besuch von einem armenischen Chan, der sehr freundlich war,

und mir seine Hülfe für meine Absichten unter den Armeniern anbot, doch scheint er, der viel in Europa gereist ist, zu europäisch zu seyn, als daß er viel Einfluß auf die Armenier ausüben könnte.

Dez. 11. Derselbe Chan brachte mir heute einen vornehmen und einflußreichen Perser, der französischen Unterricht zu nehmen wünscht. So wenig es mein Wunsch war, schon jetzt mich mit dem Unterricht der Perser abzugeben, so glaubte ich es aus mehreren Gründen diesem Manne nicht absagen zu dürfen. Er heißt M. T. — Der hiesige armenische Schullehrer kam heute aufs Neue, mich zu bitten, daß ich ihn anstellen soll. Ich sagte ihm aber: daß es gar thöricht wäre, für die 20 Schüler, die er, und für die 4, die wir bis jetzt haben, schon zwei Schullehrer anzustellen.

Dez. 12. Eine Pariserinn, welche sich hier aufhält, und von welcher der Prinz Melik Kasem französisch gelernt hat, sagte mir heute, daß sie ihn nicht dazu bringen könne, etwas zu lesen, sondern daß er sich damit begnüge, mit Ausländern parliren zu können. Es ist in der That ein geringer Nutzen, welchen er von dieser Kenntniß zieht, die er sich so außerordentlich fruchtbar machen könnte, und eben kein Beweis für den Forschungsgeist der Perser.

Dez. 16. Ich hatte einen Besuch vom armenischen Oberpriester Johannes, der mich ganz übergoß mit den fadesten persischen Schmeicheleien, und nichts Vernünftiges mit sich reden ließ. Er versprach seinen Neffen in die Schule zu schicken. Nachher besuchte ich den vornehmsten armenischen Chan hier, der seit meiner Ankunft abwesend gewesen war, und auf den mich die Armenier, wenn ich hie und da einen aufmunterte, Kinder in die Schule zu schicken, bisher Alle gewiesen hatten, als ob sie ohne ihn nichts thun könnten oder dürften. Es waren noch zwei andere Chane bei ihm. Ich legte ihnen meine Absicht für Errichtung einer Schule vor, und wie gewöhnlich wurde Alles gebilligt

und gutgeheißen, womit aber auch nur gar nichts gesagt ist, da man hier nur Knechten mit Worten, sonst aber nur mit der That widerspricht. Von den Vornehmen kommt überhaupt in hiesigen Ländern das Heil für Schulen und Volksbildung nicht, denn der Arme soll arm und niedrig bleiben, und nicht durch Bildung Gelegenheit bekommen, sich empor zu bringen. Das beste, was man von den Vornehmen erwarten kann, ist, daß sie die Sache nicht hindern.

Dez. 17. Die Armenier bezeugen sich fortwährend feindlich, hinterlistig und verläumderisch.

Dez. 19. Der früher erwähnte erste armenische Chan hier, machte mir heute seinen Gegenbesuch. Er war aber kaum ein Paar Minuten da, als ein Perser ihn bei mir aufsuchte. Mit diesem unterhielt er sich eine volle Stunde, ohne sich nach mir umzusehen, und dieß wahrscheinlich, um mir und dem Perser seine Größe zu zeigen, und sie mich fühlen zu lassen. Ich lief ein paar Mal weg, um ihm zu verstehen zu geben, wie wenig mir sein Betragen gefalle, doch ohne Erfolg. Als er endlich sein Gespräch, das im Ausfragen über politische Neuigkeiten des Landes bestand, vollendet hatte, stand er, ohne die geringste Entschuldigung zu machen, auf, und verabschiedete sich. Ich sagte ihm beim Weggehen, dießmal habe er mir sein Ansehen beliebt (ein armenischer Ausdruck), er möchte mir ein andermal auch sein Gehör belieben. Eine solche Unbescheidenheit war mir noch von keinem Asiaten wiederfahren; es liegt aber ganz konsequent im sklavischen Charakter der Armenier, zu kriechen, wo sie es nöthig glauben, und dumm-stolz zu drücken, wo sie es zu können glauben.

Dez. 20. Es besuchten mich einige Syrer von Selmas, die erfahren hatten, daß ich Bücher für sie habe, und baten um welche, die ich ihnen gerne gab. Sie verstehen meistens nur das Syro-chaldäische, und nur die belesener als die Priester sind, scheinen vom

Syriſchen Kenntniß zu haben. Wenige von denen in Selmas ſind noch Neſtorianer, die meiſten ſind Römiſch-Katholiſch geworden. Man weiß in hieſigen Gegenden wenig von den Proteſtanten, die Engländer ausgenommen, daher man alle Fränkis für Papiſten hält. Für einen ſolchen hielten ſie mich auch, und ſprachen mir ſogleich von ihrem Petrus Paulus, wie ſie in ihrem gebrochenen Armeniſch, das ſie ſprachen, den Papſt nennen, um mich zu gewinnen und willig zu machen, ihnen Bücher zu geben. Sie haben einen Prieſter aus ihrem Volke, der in Rom ſeine Studien gemacht hat, gut Italieniſch und Kloſterlatein ſpricht. Er kommt öfters hieher, und ich traf einmal mit ihm zuſammen, lud ihn zu mir ein, aber er kam nicht. Er bekommt einen kleinen Gehalt von Rom.

Dez. 23. Der Schah, ſo erfuhr ich heute aus glaubwürdiger Quelle, ſoll folgenden Traum gehabt haben: Muhamed erſchien ihm, und bot ihm einen Schlüſſel für 100 Tuman an; da er ſehr geizig iſt, ſo handelte er dem Propheten 60 Tuman ab, und erhielt ihn endlich für 40. Die Mollahs deuteten ihm die Tumane des Traums auf Regierungsjahre, deren er 40 haben werde, die aber nun nächſtes Frühjahr zu Ende gehen ſollen. Ob an Traum und Deutung etwas Wahres iſt, werden wir alſo bald erfahren.

Dez. 25. Ich hatte heute Beſuch von einem angeſehenen Perſer, der franzöſiſch ſpricht, und zu den liberalen Muhamedanern gehört. Er verſprach mir ſeinen Einfluß zu meinem Vorhaben, und meinte, daß vielleicht Muhamed Mirſa (von dem man vermuthet, daß er in Abbas Mirſas Stelle rücken werde, als Verwalter von Aderbeidſchan und als Thronfolger) ſelbſt gerne Engliſch oder Franzöſiſch lernen würde, er habe Sinn für derlei. Alles ſehr hübſch und gut; doch darf man nach ſo vieler Erfahrung, in Perſien von Seiten der Menſchen nichts glauben, was man nicht ſieht. — Der armeniſche Chan (ſ. 19. Dez.) beſuchte mich

heute wieder, und gratulirte ganz freundlich zu Weihnachten, das wir aber, weil einige Herren der russischen Gesandtschaft unsern Gottesdienst besuchen, nach altem Styl feiern. Er erzählte mir, daß ihm der Katholikos von Etschmiazin geschrieben habe, und verlange, sie sollen ihm den Bischof zusenden, mit dem er wegen seines Ungehorsams unzufrieden seye. Er habe ihm nun geantwortet, daß er ihnen erst einen andern Bischof senden möge, und dann wollen sie den gegenwärtigen entlassen. (Dieser hält sich seit meinem Hierseyn in Selmas auf.) Auch hier zittern die Armenier vor den Bannflüchen Etschmiazins, deren ein neuer Bischof von dorten leicht einige auch für mich und meine Arbeit mitbringen dürfte. Ist aber Gott für uns, wer mag wieder uns seyn?! Was wider Seinen Rath ist, wie gut es sey, möge vergehen!

Dez. 26. Ein Gespräch zwischen dem mehrerwähnten persischen und meinem armenischen Schüler über den Vorzug der christlichen oder muhamedanischen Religion zeigte deutlich, daß es jenem mit dem Christwerden nur noch gar nicht Ernst war. Er sagte endlich ganz heftig: man kann gar nicht von Vorzug sprechen; die verschiedenen Religionen sind gleich den verschiedenfarbigen Gläsern in den Fenstern, durch welche dieselbe Sonne verschiedenfarbiges Licht verbreitet. Als ich ihn darauf scharf ins Auge faßte, erröthete er, und sagte: „Du lehrest uns ja nicht Eure Gebete und Gottesdienst machen, da können wir nicht Engländer werden, und wenn du es nicht thust, so werden wir zu einem andern Engländer gehen, und ihn bitten, daß er uns Sprache und Gottesdienst lehre. „So, sagte ich, es ist gut."

Dez. 27. So wie diese Tage her, so auch heute kamen viele Syrer, theils von Selmas, theils von Urmia und Dschulamerik, und baten um Bibeln und Testamente. Auch die aus der Gegend Urmias verstehen das Syro-Chaldäische besser, denn das Syrische,

von dem sie sagen, daß es die Sprache der Jakobiten sey. Die zu mir kamen, waren alle Katholiken oder Nestorianer. Was ich von ihnen über die Syrer erfahren konnte, bestätigte zum Theil, was über die Syrer im Harkora Gebirge schon bekannt ist. Diese sind die Jakobiten. Sie waren theils zu unwissend, theils zu wenig mit dem Tartarischen und Armenischen bekannt, um genauere Nachrichten von ihnen über so manche wissenswerthe Punkte zu erfahren; das Tartarische sprechen sie bedeutend besser, als das Armenische.

Dez. 29. Der Schullehrer Abraham bekam heute einen Brief von seinem Bruder, er solle doch unverzüglich nach Hause kommen, seiner todtkranken Mutter einen Besuch zu machen, denn sie weine und jammere Tag und Nacht nach ihm, und sage, wenn sie ihn nur nochmals wieder sehen würde, so hoffte sie gesund zu werden. Der Bruder machts ihm zur ernsten Gewissenssache. Da ist nichts zu thun, als ihn ziehen zu lassen, denn sonst wird die Familie, falls die Mutter stirbt, sagen, daß man an ihrem Tode schuldig sey. Ists aber eine List von seinen Verwandten, ihn zurück zu erhalten, um ihn nicht wieder gehen zu lassen, so kann und will ich auch das nicht hindern. Der HErr lenkt alle Dinge klein oder groß zum Besten seines Reichs.

Dez. 30. Mehrere Syrer und unter ihnen auch ein Priester kamen heute wieder nach Büchern. Letzterer erzählte mir vor ein Paar Tagen eine lange Geschichte, wie er unter vielen Verfolgungen von den Nestorianern ein Franke (Papist) geworden seye; da ich aber ihm und mehreren Andern schon den Vorwurf machte, daß sie ohne allen hinlänglichen Grund ihre Religion verändert haben, und ebenso leicht Muhamedaner werden könnten, so mochte das den Priester bewegen, mir heute das Geständniß abzulegen, er habe mich falsch berichtet, er sey nicht Franke geworden, sondern sey noch Nestorianer. Auf meine Frage, warum

er mich dann so belogen habe? sagte er: „Ich glaubte, du seyest auch vom Petrus Paulus, und wollte doch gerne Bücher haben.“ Nach den Büchern haben sie ein außerordentliches Verlangen, denn sie scheinen seit lange her derselben in Kirchen und Häusern fast ganz entbehrt zu haben. Auch ABC-Bücher verlangten mehrere. Sie sprachen viel von den Büchern, die Br. Pfander, als er hier war, nach Urmia sandte, sagen aber, daß sie nicht weit gereicht haben. So viel ist mir nach Allem, was ich von ihnen gehört habe, gewiß geworden, daß die, welche Papisten geworden sind, ebenso sehr nach biblischen Büchern verlangen, als die Nestorianer, und daß, bis jetzt wenigstens, die Bücher von den Papisten weder angefochten noch zerstört worden sind. Das aber mag der Fall seyn, daß wenn man der einen oder der andern Parthei mehrere Bücher zum Vertheilen unter ihre Landsleute in die Hände gibt, die Katholiken und Nestorianer nur ihren respektiven Glaubensgenossen welche geben. Um zu wissen, ob ich sicher seyn könne, daß sie mit den Büchern, wenn ich ihnen welche gebe, keinen Handel treiben, so fragte ich Einzelne von ihnen verschiedene Mal, ob die früher gesandten Bücher alle umsonst vertheilt worden seyen, was sie bejahten. Die früher gesandten waren nämlich auch einem Syrer und zwar einem Katholischen zur Vertheilung übergeben worden. Es ist auch nicht wohl zu erwarten, daß einige Bezahlung zu erhalten wäre, denn sie scheinen außerordentlich arm zu seyn. Die Ueberzeugung, daß die Bücher durch sie selbst in manchen Winkel kommen, wo sie ein ausgesandter Büchervertheiler, der sich der Unsicherheit des Landes wegen nur auf der Hauptstraße und in Städten aufhalten muß, nicht hinbringen kann, bewog mich, auf ihre anhaltenden Bitten, Einzelnen von ihnen, sowohl Nestorianern als Papisten, mehrere Exemplare 5, 6 bis 10 und 12 anzuvertrauen, um sie in verschiedenen Dörfern auszutheilen, von denen ich mir 19 Namen aufschrieb,

und ihnen sagte, daß ich in denselben werde gelegentlich nachfragen lassen, ob Bücher hingekommen seyen. Als ich ihnen noch das Gewissen schärfte, und die große Sünde vorstellte, wenn sie das ihnen jetzt anvertraute Wort Gottes nicht auch ihren armen Brüdern mittheilten, da gaben sie mir zu erkennen, daß sie es für ein hochverdienstliches Werk halten, und darum herzlich gerne die Mühe des Transports und der Vertheilung auf sich nehmen. Sie mögen wohl daneben noch den Vortheil haben, daß sie sich da und dort einen ihrer Landsleute verbindlich machen. Uebrigens kamen sie wirklich nicht anders nach diesen biblischen Büchern gelaufen als der Hungrige in der Theurung nach Brod. Möchten ihre ausgehungerten Seelen sich dran erlaben können unter Mitwirkung des heiligen Geistes, der dem todten Buchstaben das Leben gibt. — Einer der nestorianischen Syrer, die mich heute besuchten, sagte in Gegenwart mehrerer Andern, die es bestätigten, daß ihr Patriarch, Mar Simon, der seinen Sitz in Godschanis bei Dschulamerik hat, vor drei Monaten an den Papst nach Rom geschrieben habe, daß er mit seinem Volke Römisch-Katholisch werden wolle; und daß sie jetzt nur die Antwort abwarten, um dann alle Römisch-Katholisch zu werden, wie es schon Viele von ihnen seyen. Dieß sagte er mit einer gewissen Freudigkeit auf eine solche Aussicht.

Dez. 31. Wieder mehrere Syrer von Selmas und Urmia fragten nach Büchern. Aus ersterem Orte war einer da von etwas Bildung; von ihm erfuhr ich, daß um Selmas her zehn syrische Dörfer sich befinden, die beiläufig 400 Familien enthalten. Nur wenige seyen noch Nestorianer, die übrigen Römisch-Katholische. In Selmas haben sie zwei Priester, Isa und Grigor, beide Syrer aber in Rom erzogen, diese besorgen das Priestergeschäft für den ganzen Sprengel.

Ich dachte gestern und heute unter Seufzen zum HErrn viel darüber nach, ob es nicht Pflicht seye,

das Geringste und doch einzig Mögliche wenigstens zu thun, den Mar Simon von seinem verderblichen Schritte abzuhalten zu suchen, ihm einen Brief der Ermahnung und Warnung zu schreiben.

Was die armen Nestorianer reitzen kann, sich als Blinde, blinden Leitern in die Arme zu werfen, kann nur daher kommen, daß letztere behaupten, sie sehen, und erstere leichtgläubig und unerfahren genug sind, ihnen dieß auf ihr Wort zu glauben. Dazu kommt denn freilich noch, daß die Nestorianer von allen Christianern des Orients, (ich nenne sie so, weil ich bis auf den heutigen Tag noch keinen Christen unter ihnen gefunden habe) außerordentlich verachtet sind; Verachtung aber nimmt in jedem ungebildeten Herzen die Stelle des Mitleids und der Hülfe gegen unverschuldete Unwissenheit und Armuth ein. Arm und unwissend scheint das Volk der Nestorianer in hohem Grade zu seyn, so daß die ganz Ununterrichteten, was außer den Priestern bis jetzt wegen Mangel an Büchern fast alle waren, sich sogar von ihren Feinden den Glauben aufbürden lassen, daß sie Christum nicht für Gottes Sohn halten. Möchte der HErr sich dieses armen Volkes bald erbarmen, und den wirklich erstorbenen Glauben unter ihnen wieder beleben! Bei ihnen dürfte das Wort: „den Armen wird das Evangelium verkündigt" seine besondere Anwendung finden. Auch wird der Schluß nicht zu gewagt seyn: daß gerade ihre Verachtung und Armuth an Gütern des Geistes und der Erde sie um so empfänglicher machen würde für die frohe Botschaft von Dem, durch dessen Armuth wir reich werden.

Jan. 1. 1834. Diesen Morgen sandte ich den Brief an Mar Simon ab. Wer weiß, ob er ihn erhält. Klein und Großes leitet der HErr, und Alles zum besten des Ganzen! — Ich konnte ihm in keiner andern, als der armenischen Sprache schreiben. Es sollen aber einige Armenier bei ihm seyn, die Dollmetschen können.

Ich hatte heute Besuch von einem der Söhne eines russischen Majors, der in frühern Zeiten hieher desertirt war, in Urmia eine katholische Syrerin geheirathet hatte, von den Persern zum Chan gemacht wurde, und dessen Familie nun Major Chan genannt wird. Der Major ist gestorben. Er hat seiner Familie Besitzungen in Urmia zurückgelassen. — Ich suchte diesen jungen Major Chan, so weit wir beide Russisch verstanden, über die Nestorianer und Jakobiten auszufragen; allein weniger der Mangel der Sprache als seine Unwissenheit hierüber führten zu nichts, das der Mittheilung werth wäre.

Ein junger armenischer Kaufmann meldete sich heute für englischen Unterricht. Ich nahm ihn an.

Jan. 2. Ein Bruder des vorerwähnten jungen Major Chan kam heute, mich um syro-chaldäische und syrische Bücher zu bitten, deren ich ihm auch mehrere zur Vertheilung anvertraute. Bei dieser Art Versendung werden immer auch nicht unbedeutende Frachtkosten erspart. Nach einigen Tagen werden aber, wie ich höre, die hier befindlichen Syrer, sämmtlich wieder nach ihrer Heimath zurückkehren, und für einige Zeit dürfte ich wohl keine solche Gelegenheit mehr zur Vertheilung von Büchern unter sie finden. — Auch mit diesem jungen Menschen befragte ich mich wieder, jedoch mit demselben schlechten Erfolg. Da ich unter Anderm auch nach der Sicherheit der Wege fragte, so erkundigte er sich, ob ich den Mar Simon besuchen wolle, und sagte, wenn ich dieß thue, so solle ich in Urmia bei ihnen absteigen, er wolle dann von Mar Simon selbst Leute nach Urmia bestellen, die mich abholen und nach Godschanis bringen; also könnte ich dann ganz sicher reisen, denn der Mar Simon sey selbst das Haupt der syrischen Räuber. Ob's bloß Verläumdung, ob's wahr, kann ich nicht entscheiden. — Diese Major Chans sind natürlich der Mutter nach Katholisch geworden, sein Diener aber, der bei ihm war, war Nestorianer. Dieser

kehrte nach kurzer Zeit wieder zurück und bat sehr, ich möchte ihm auch für die Nestorianer einige Bücher geben, die er für sich mitnehmen könne, denn sein Herr werde alle nur den Franken, d. h. den katholischen Syrern geben. Ich erfüllte seinen Wunsch.

Jan. 5. Da die Armenier die Syrer so emsig nach Bücher kommen sahen, so fingen sie auch an, doch kommen fast nur Kinder, denen ich in diesen Tagen schon ziemlich Traktate ausgetheilt habe. Ich höre aber, daß es zu Haus die Alten auch lesen. — Heute kam denn doch endlich auch ein erwachsener Armenier, mit dem ich zu meiner Freude ein paar erbauliche Worte reden konnte.

Jan. 6. Wir feierten heute Christtag nach altem Style und zugleich das heilige Abendmahl, an dem außer mir und meiner Frau noch vier Glieder unserer kleinen deutschen Gemeine Theil nahmen.

Jan. 9. Ein junger Perser, Sohn eines Arztes, kam heute mich um englischen Unterricht zu bitten; er hat dabei die Absicht, später nach England zu reisen, und dort die Medizin zu studiren. Da meine beiden andern persischen Schüler Fürbitte einlegten, ihm auch fortzuhelfen versprachen, daß er bald mit ihnen zusammen gleichen Unterricht nehmen könne, so ließ ichs geschehen. So habe ich denn bis jetzt noch keinen Perser abgewiesen, der sich um Unterricht an mich gewandt hätte. — Heute kamen wieder viele Armenier, meist Knaben, und fragten nach Büchern. — Ein armenischer Knecht des mehrerwähnten Major Chans besuchte mich, und erzählte unter anderm, daß er dem Bruder seines Herrn in Teheran neben andern armenischen Büchern, die er ihm ins Geheim gegeben habe, auch ein Exemplar unseres armenischen Buches über Mahomedanismus gebracht habe. Dieser Bruder seines Herrn wurde nämlich bei der Eroberung von Tiflis unter Aga Mahomed Khan als ein Knabe unter den Gefangenen weggeführt, zum Muhamedaner und Eunuchen gemacht. Jetzt ist er der erste Mann am persischen Hofe in Teheran.

Jan. 11. Zwei Juden besuchten mich heute, denen ich hebräische Neue Testamente gab, die sie gerne annahmen; auch über das Alte Testament wären sie froh gewesen, wenn ich's umsonst gegeben hätte, da sie aber wohlhabend sind, wollte ich dieß nicht thun, ich hoffe, sie werden es noch bezahlen. Es sollen nur fünf

Juden hier seyn, sie sprechen Persisch, Tatarisch und Rabbinisch. Das Hebräische verstanden die, welche mich besuchten, fließend zu lesen, und nannten es die Sprache Israel.

Ich nahm versuchsweise einen Armenier an, um ihn mit Büchern in's Land zu schicken. Es ist derselbe, der Bruder Pfanders Diener von Bagdad nach Schuscha gewesen war, mit Namen Nicoghos. Heute kam er von ein paar naheliegenden armenischen Dörfern zurück. Was umsonst gegeben wurde, nahmen sie an, gekauft wurden nur ein paar ABC Bücher. In einem persischen Dorfe hat er achtzehn Exemplare persischer Bücher vertheilt.

Jan. 20. Ein junger armenischer Kaufmann von vornehmer Familie, Commissionair bei der englischen Gesandtschaft, bat heute um englischen Unterricht, den ich Armeniern abzusagen, keinen Grund habe.

Jan. 21. Der früher erwähnte Perser M. T. nahm heute den ersten Unterricht im Französischen. Er versteht etwas Russisch, da er den persischen Prinzen Chosrem auf seiner Reise nach Petersburg begleitet hat. — Einige Perser kamen nach Büchern, denen ich gab.

Jan. 22. Ich sandte heute den Nicoghos nach dem Karidagh, wo 25 armenische Dörfer seyn sollen, mit armenischen und persischen Büchern. Der HErr gebe Gnade zur Reise.

Jan. 24. Seit ich letzthin mehreren Persern Bücher gegeben habe, kamen dieser Tage her sehr viele nach Büchern, aber sie sahen dabei so leichtfertig und schelmisch aus, forderten auch so zudringlich, daß ich nicht sage unverschämt, daß ich sie alle abwies mit dem Bemerken, ich gäbe sie ihnen nur für Geld. Ich konnte deutlich merken, daß sie die Bücher entweder verderben wollten, oder daß es Anstiften irgend eines Mullahs war, einen Auflauf zu machen.

Jan. 30. Einigen russischen Ausreißern, die gewöhnlich unters persische Militär treten, theilte ich russische Traktate aus. Diese armen Menschen, welche, nachdem sie ihr Vaterland verläugnet haben, nun auch in Gefahr stehen, den christlichen Glauben zu verläugnen, bedürfen des Mitleids der Christenliebe, und wenn ich für sie Neue Testamente, deren ich nur wenige Exemplare hier habe, aus Petersburg erhalten kann, wird es mich sehr freuen.

Inhalt
des vierten Heftes 1834.

Die Nord-Amerikanischen Indianerstämme.

Seite.

Vorwort 491

Abschnitt.

1. Muthmaßlicher Ursprung der amerikanischen Indianerstämme. Blicke in ihren Volkscharakter, ihre Religionsweise und Geschichte. Schnelle Abnahme ihrer Bevölkerung 495
2. Die Niagara-Wasserfälle. Reise nach den großen Seen der nordwestlichen Gebiete Nordamerikas . 506
3. Reisegelegenheiten nach dem Nordwestgebiete. Charakter der wilden Indianer. Abfahrt von Buffalo. Der Eriesee. Geschichte von Detroit. Frühere Handelsposten. Beschreibung des Gebietes von Michigan 514
4. Abreise von Detroit. Der See St. Clair. Ueberbleibsel der französischen Bevölkerung in diesen Gegenden. Der Huronsee. Wilde und malerische Natur seiner nördlichen Gegenden. Ein Indianer Kanu. Ankunft bei den Wasserfällen St. Marie. Eigenthümliche Weise der Indianersprache . . . 521
5. Reise nach Greenbay. Die 32,000 Inseln des Huronsees. Beschreibung von Mitschillimakinak. Ankunft zu Greenbay im Nordwestgebiete. Die Indianer sind keine Wilde. Ihre häuslichen Tugenden. Die Wildheit ihrer Kriege. Nachtheiliger Einfluß des Verkehrs von Europäern auf ihren Charakter . 530
6. Allmähliges Aussterben der Indianerstämme in den östlichen Staaten. Die Indianer im Staate Neu-York; ihre Verpflanzung nach dem Nordwestgebiete und Folgen derselben 539

Abschnitt. Seite.

7. Der Indianer-Prediger Williams und seine Geschichte. Seine Verdienste um die christliche Bildung seiner Landsleute 547
8. Die Stockbridge-Indianer am Fuchsflusse . . 553
9. Die Niederlassung der Oneidas am Duckbache unter der Leitung des Indianerpredigers, Herrn Williams, 560
10. Große Rathsversammlung der Indianer im nordwestlichen Gebiete 563
11. Gewaltsame Versetzung sämmtlicher Indianerstämme der vereinigten Staaten in die Wildnisse des Westens, jenseits des Mississippistromes 583
12. Einige Schlußbemerkungen über die bisher erzählten Thatsachen 591
13. Allgemeine Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Missionsarbeiten unter den Indianerstämmen dießseits und jenseits des Mississippistromes. . . 599

Missionen der nordamerikanischen Missions-Gesellschaft.

1) Mission unter den Cherokesen 602
2) „ „ „ Cherokesen am Arkansasstrome . 610
3) „ „ „ Tschikasaus 611
4) „ „ „ Dschoktaus 613
5) „ „ „ Dschoktaus am rothen Flusse . 615
6) „ „ „ Creeks-Indianern . . . 616
7) „ „ „ Osage-Indianern . . . 617
8) „ „ „ Odschibwas am Obernsee . . 619
9) „ „ „ Ottowa-Indianern am Maumi-Flusse. 620
10) „ „ „ Indianern im Staate Neu-York 622
14. Entdeckungsreise auf der nordwestlichen Küste des nördlichen Amerikas vom Jahr 1829. . . . 624

Anhang zum neunzehnten Jahresbericht.
Beilagen.

Nro. V. Tagebuch des Missionars Pfander über seine Reise nach Tebris in Persien und seinen Aufenthalt daselbst 643
Nro. VI. Tagebuch des Missionars Haas zu Tebris in Persien 680

Namen-Register.

1.) Personen-Register.

(Die römischen Ziffern bedeuten das Heft, die arabischen die Seitenzahl.)

Abaschen-Volk III. 412
Abbas Mirza III. 375. IV. 680.
Abdan III. 407. Abraham I. 65.
Accarai I. 72.
Achaber I. 100.
Adadn Chan III. 407.
Adam I. 38.
Adel-Nur I. 38.
Ademi III. 412. Adera I. 52.
Agaus, Volk, I. 22. ff.
Aichinger I. 20. 67. ff.
Alexander I. 32.
Ali II. 246. 267.
Ali, Ras, II. 273. 283.
Aligas Faris II. 257.
Amidan I. 77.
Amyr Nisan IV. 681.
Antony I. 52.
Arabchan III. 406.
Aragawi II. 263.
Archimed III. 315.
Ardu II. 250.
Assetin I. 66.
Ataschuka III. 408.
Athanasius I. 30. II. 263.
Athanateus I. 43.
Ayscouth IV. 555.
Azai Gigar II. 250.

Baer III. 337.
Bachram Mirsa IV. 682.
Baharnagasch, König I. 36.
Bailey III. 385.
Baptista I. 41.
Baretto I. 35.
Basilides I. 58. II. 197.
Bataſi III. 411.
Belenikſtamm III. 411.
Beleta Darkopti I. 69. II. 163.
Beleta Daroſſo II. 269.
Bermudes I. 33. f.
Bernau III. 339.
Beſiem III. 407.
Bida Mariam III. 252. 283.
Bington, Miſſionar IV. 613.
Blumhardt, Karl III. 387.
Boudinot IV. 496.
Brainerd, Miſſionar IV. 554.
Bread, Häuptling IV. 576.
Brenner III. 329.
Brevedent I. 60.
Brothertons IV. 543.
Bruce I. 6. ff. II. 165. ff.
Bſchebuch III. 412.
Bulet III. 407.
Buttler, Miſſionar IV. 586. 606.

Camaunten II. 165. 284.
Cantiba Caſſai I. 104. 118.
Carneiro I. 35.
Caſſai II. 258.
Cavitham I. 31.
Cella Chriſtos I. 44.
Chaſi III. 407.
Cherokeſen IV. 511. 602. 606.
Claudius I. 33.
Clemens XI. I. 63.
Coſſin I. 73. II. 278.
Colton IV. 492. 506.
Conſtantin III. 407.
Creeks IV. 585. 616.

D'Almeyda, Manuel I. 50.
Damoten I. 49.
Daulet Kerai III. 407. 409.
David, Kaiſer I. 33.
David I. 64.
Dedſchadi Marn I. 119.

Dedschadschy Comfu II. 167.
De la Motte Cadillak IV. 518.
De la Sale IV. 519.
Dembe Kadi III. 357.
Demetros II. 268.
Dittrich, Aug. III. 368. 432.
Dori II. 254. 283.
Dschäfer, Sheikh IV. 672.
Dschippewas IV. 528. 568.
Dschoktaus IV. 585. 613.
Du Bernat I. 63.
Dürr III. 357.

Ecket III. 387. Edeſius I. 30.
Eduard, Miſſionar IV. 554.
Elius I. 46.
Emmaha I. 91. f. II. 163.
Emmanuel I. 32.
Everett IV. 587.
Ewald III. 328.

Fallaſchas, Juden I. 14. II. 298.
Ferdinand Mirſa, Prinz IV. 674. 681.
Fernandez I. 44.
Ferry IV. 532.
Flemming IV. 617.
Freyere I. 35.
Frumentius I. 30.

Gallas I. 15. 28. II. 284.
Gama Chriſtoph I. 33.
Galloway III. 352. 422.
Geber Anlak II. 262.
Gebra Chriſtos II. 283.
Gebra Haiwat II. 194. f.
Gebra Kidane II. 207.
Gebra Selaſſe II. 233.
Gebron II. 253 ff.
Georg Tecla I. 51.
Georgys, Abr. I. 41.
Gerber III. 322. 339.
Gigar, König I. 100. II. 283.
Giorgis, Dorfvorſteher IV. 654.
Girgis I. 70. f. II. 235. f.
Gobat I. 5. 66. ff. III. 327.
Gragne Mahomed I. 32.
Green IV. 624.
Greiner III. 383.
Grigor, Prieſter IV. 691.
Groves IV. 659.
Gualu II. 283.
Gugſa Aeto II. 226. f.
Gugſa, Statthalter I. 24. II. 283.

Haas III. 369. 374. 432. IV. 680
Habeta Selaſſe I. 94. ff. II. 171. f.
Hadara II. 266. Haudt III. 338.
Hänſel III. 331.
Haven III. 378.
Hebich III. 383.
Hegele III. 349. 351. f.
Heila Mariam II. 283.
Heila Michael I. 75.
Helena, Kaiſerin I. 32.
Henke III. 378.
Heyling I. 59.
Hiskias, Prieſter I. 78.
Hildner III. 325.
Hörnle III. 372. ff.

Iral III. 407.
Iſa, Prieſter IV. 691.
Iſaac Effendi III. 413.
Iſenberg III. 326.
Iwan II. 283.
Jakob, Kaiſer I. 42.
Jeiter III. 325.
Joanel I. 48.
Joas, König II. 194. 283.
Johann II. König, I. 31.
Johannes, Oberprieſter IV. 685.
Jowett I. 66.
Judt III. 370. 432. f.
Juſtus, Kaiſer I. 63.

Karbadi Back III. 408.
Kabardiner III. 408. 411.
Kaffern II. 169.
Kanſas IV. 623.
Kanuka III. 411.
Kariſch III. 407.
Kemirgoi-Volk III. 412.
Keſer III. 407.
Kidane Mariam I. 98. II. 170. f.
Kißling III. 331.
Kitto, Miſſionar IV. 659.
Knoth III. 328.
König III. 354. 422.
Kork III. 325.
Koſaken III. 412.
Kowi, Häuptling, IV. 638.
Kruſe III. 326.
Kubaner III. 408.
Kugler I. 20. 66. f. II. 235.
Kuwat Chan III. 407.

Lang III. 349. 406.
Lebna I. 32.
Lechler III. 335.
Ledſchi Ubie I. 36.
Lehner III. 383.
Lieder III. 326.

Lind, Gouverneur, III. 378.
Loyola I. 34.
Ludolf I. 6.
Lu Aleku II. 166.

Mac Nair, Kapitän IV. 605.
Madschlist, Mnh. IV. 661.
Mahammed III. 409.
Major Eban IV. 693.
MalaelGasched I. 39.
Malo II. 222.
Manitur, III. 409.
MarSimon, Erzbischof, IV. 659. 693.
Marie I. 69. II. 163. 283.
Maru I. 93.
Meica Ebristos I. 53.
Melco I. 76.
Melik Kaiem Mirsa IV. 682.
Mendez Alphonso I. 50.
Menezes I. 41. f.
Menge III. 387.
Menomenies IV. 561. 563. 623.
Mercovius I. 30.
Metoxen, John IV. 569. 579.
Metzger III. 322. 339.
Mineiek II. 174. 212.
Mirsa Jaruch III. 372. 436. IV. 643.
Monroe, Präsident IV. 543. 571.
Montserado Antonio de I. 40.
Morse Dr. IV. 506. 541.
Muchoich-Stamm III. 411.
Mühlhäuser III. 387.
Müller, Franz, III. 325.
Müller, J. J. III 332. 382.
Müller, Theod. III. 326.

Narranganseits IV. 539.
Naß-Indianer IV. 626.
Nebrid I. 76.
Neumann, Missionar IV. 659.
Noah III. 406.

Odschibwas IV. 619.
Oehler, III. 388.
Olfero Hiruti II. 202.
Olfero Waleta I. 125. f. II. 167.
O Ray I. 58.
Omahaus IV. 623.
Onarmy III. 407.
Oneidas IV. 543. 561. f.
Opreftes I. 35.
Osage-Indianer IV. 617.
Ottowa-Indianer IV. 620.
Oviedo I. 35. ff.

Pays, Peter I. 40. 42.
Pegnods IV. 539.
Pfander III. 367. 372. 433. IV. 643.
Philipp II. I. 40.
Philipp, Offizier IV. 539.
Philippos, Erschege, I. 93. 100 f.
Poncet I. 60.

Quawpaws IV. 585.
Quinq, John, IV. 584.

Rantschuka III. 408.
Rhenius III. 332.
Riis III. 378.
Rocha I. 50.
Romano I. 44.
Rodriguez I. 35. f.
Rüppel I. 24. II. 261.

Sabagadis I. 16. 67. f. II. 234. f.
Saged Kaiser I. 63.
Salt I. 6. f. II. 165. f.
Sankart, Hauptmann IV. 639.
Sarazenen I. 31.
Sarkis III. 372. 438.
Saß, Oberst III. 353. 429.
Sasakus IV. 539.
Schaffter III. 332.
Schangallas I. 19. II. 218.
Schain III. 413.
Schapschik III. 412.
Schasbas Kerai III. 407.
Schela Selasse I. 149. II. 284.
Schestikoff IV. 634.
Schlenker III. 387.
Schlienz III. 329.
Schmid, Fr. III. 339.
Schneider III. 369. 372.
Schohos II. 249.
Schön III. 331.
Schulz IV. 655.
Schwarz III. 322.
Seco I. 50.
Senecas IV. 540.
Sergeant, Missionar IV. 555.
Simeon I. 47.
Siona IV. 623.
Sitka-Indianer IV. 626.
Sprömberg III. 372. 437.
Stephanos I. 110. f. II. 168.
Stokbridge-Indianer IV. 543. 554.
Stif Angeda II. 213.
Sulivan III. 385.
Sultan Gubel III. 422.

Sultan Iſaac III. 406.
Susneus I. 43. II. 199.
Sylva I. 41.

Tauta I. 146.
Taylor, Kapitän IV. 625.
Tecla Georgis II. 238. 274.
Tecla Selaſſe II. 182.
Tecla Haimanot II. 171. 197.
Teltals II. 262.
Temruk, Fürſt III. 408.
Tonewantas IV. 540.
Tſchamboket III. 426.
Tſchelorgai I. 91. 93.
Tſcherkeſſen III. 354. 406. ff.
Tſchikaſaus IV. 611.

Ubie I. 78. f. II. 163. 262.

Van Taſſel, Miſſionar IV. 621.
Vierbein, Häuptling IV. 574.
Vitelesci I. 50.
Volkmann I. 6.
Volz III. 328.

Walaun III. 406.
Waldab I. 94. 102.
Walda Michael II. 246.
Walda Selaſſe I. 140.
Walda Tecle II. 275.
Warque I. 75.
Warth III. 387.
Waſtleiwitſch III. 407.
Watſon III. 538.
Weiß III. 329.
Werner III. 387.
Wyandots IV. 514.
Williams, Prediger IV. 548.
Williams Eleaſer IV. 549.
Winnebagus IV. 561. 564. 623.
Winkler III. 332.
Wolf, Miſſionar IV. 656.
Wolters III. 372. 445.
Worceſter, Miſſionar IV. 586. 606.
Würthner III. 354. f.

Yußuf II. 278.

Za Dangel I. 42.
Zaga Zaba I. 32.
Zalanen II. 284.
Za Mariam I. 53.
Zaremba III. 367. 372. ff.
Ziegenbalg III. 383.
Zindſchero-Volk I. 121.

2.) Orts-Regiſter.

Abawi, Fluß I. 24.
Abergale I. 23.
Abyſſinien I. 5. ff. III. 319.
Ademaza I. 21.
Aderbeidſchan IV. 681. f.
Adigrat I. 67. f. II. 249. f.
Adowa I. 20. 73. f. II. 234. 272. f.
Adowaga I. 76.
Aethiopien I. 5. 32. f.
Agame I. 21. II. 259.
Agaut I. 62.
Agowa I. 21.
Aima Bera I. 83.
Alabama IV. 506. 596.
Alexandrien I. 30. III. 406.
Algier III. 330.
Amba Gideon, Judenfels I. 23.
Ambaras I. 83.
Amberko I. 88.
Amhara I. 6. ff. II. 284.
Amid, Berg I. 26.
Amohi, Miſſionspoſten IV. 603.
Anader, Bach I. 70.
Anava III. 407. f.
Angrab, Fluß II. 229.
Ankobar I. 27.
Antalo I. 21. II. 187. f.
Antitſcho I. 72. II. 246.
Antſchateab I. 83. II. 166.
Antſia, Bach I. 82.
Aquapim-Berge III. 378.
Aras, Fluß IV. 651.
Ararat IV. 616.
Arim, Bach III. 412.
Arkanſas IV. 585.
Arkiko I. 18. f. II. 277.
Armenien III. 319.
Artabat III. 467.
Aſchanſchi, See I. 21.
Aſim III. 411.

Afofo II. 197.
Aſtrachan III. 352. f.
Atteba, Fluß I. 78.
Atteba, Dorf I. 81.
Axum I. 16. f. II. 254. f.

Bagdad I. 659.
Baharnagaſch I. 18.
Baku III. 437. f.
Baſere, Thal I. 70.
Begember I. 6. f. II. 194.
Behat II. 245.
Belaſſem I. 26.
Belli Gebi I. 85.
Beſat II. 262.
Beſchtau, Berg III. 407.
Bethabara, Miſſionspoſten IV. 615.
Boſarfluß IV. 645.
Boſton IV. 532. 601.
Boudinott, Miſſionspoſten IV. 617.
Brainerd, Miſſionspoſten IV. 602.
Buahed, Berg I. 78. 83.
Buffallo IV. 510.
Buga, Bach I. 82.
Bulaa-See, III. 411.
Burdwan III. 335.
Bure, Ober und Unter I. 19.

Cairo I. 64. f. II. 278. III. 326.
Candys Creek, Miſſionspoſt. IV. 603.
Carmel, Miſſionspoſten IV. 602.
Cattaraugus IV. 622.
Charlotten-Inſel IV. 627.
Choz, Fluß III. 411.
Chriſtiansburg III. 378.
Clemensſtadt IV. 636.
Comera, Inſel I. 41.
Connektikut IV. 503. 539.
Coskuam II. 192.
Cosnam II. 201.
Conſtantinopel III. 407.
Creek, Miſſionspoſten IV. 602.
Culna III. 336.

Dabarek I. 88. II. 178. 234.
Daga Schaba II. 256.
Dahlak, Inſel II. 266.
Damot I. 26. II. 168.
Dankali I. 8.
Deborowah I. 36.
Debra Damo I. 71. II. 248.
Debra Tabor I. 108. II. 163.
Deerfield IV. 547.
Dembea I. 140.
Dencanoi I. 70.
Derbend III. 352. f.
Detroit IV. 514. 518.
Dixan I. 19. Doncas I. 51.
Dongolae I. 81.
Dreita II. 214. 297.
Drummondsinſel IV. 525.
Dſcherbaſch IV. 654.
Dſchulfa IV. 651.
Dſchulamerik IV. 653. 688.
Dukat I. 22.
Dukbach IV. 561.
Dwight, Miſſionspoſt. IV. 610. 611.

Ebena I. 81. Efat I. 19. 27.
Egypten III. 326. 406.
Ekaterinodar III. 409.
Elborus III. 411.
El Mirſa Aul III. 422.
Emfara I. 78.
Emfras I. 26.
Enderta I. 21. II. 259.
Eriarea II. 257.
Erie-See IV. 506. 510. f.

Facuda II. 274.
Fairfield, Miſſionspoſten IV. 610.
Faras Gabar I. 86. II. 234.
Floridas IV. 596.
Fremona I. 39.
Fuchsfluß IV. 533.

Gäges II. 259. Geeſch I. 26.
Genater I. 21.
Geneſi IV. 540.
Georgien IV. 506. 583. f.
Georgiewsk III. 409. 429.
Gila II. 235.
Goa I. 33 f.
Godſcham I. 7 ff. II. 163.
Gondar I. 16. 91. II. 233. III. 328.
Gorus IV. 644.
Granda Kawkawlin IV. 559.
Gratiot, Feſtung IV. 525.
Greenbay IV. 512. 516. 563.
Griechenland III. 319.
Gruſien III. 433.
Guderu II. 257.

Hai, Bergfeſte I. 83.
Halai II. 266. f.
Hamazer I. 19.
Haramat II. 271.
Harforagebirg IV, 689.
Harmony, Miſſionspoſten IV. 617.
Haſſai I. 72.

Hawaji IV. 624.
Haweis, Miſſionspoſten IV. 603.
Hawuaſa I. 82.
Hopefield, Miſſionspoſten IV. 617.
Hudſons-Fluß IV. 539.
Huronſee IV. 511. f.

Jamaika III. 339.
Jaman-See III. 411.
Japan I. 40.
Jeruſalem III. 326.
Ibaba I. 27.
Jidda I 8. II. 266.
Illinois-Staat IV. 513. 610.
Indiana IV 514.
Indien, ſüdlich III. 331. 380.
Inſchetkaub I. 25.
Ispahan I. 63.

Kabardah III. 408 f.
Kabardi Su III. 407.
Kaffa I. 25.
Kamtſchaka IV 624.
Karabagh IV 645
Karakeleſia IV 645.
Karaß III. 349.
Kaſandſchi IV 646.
Kaukaſus III. 406.
Khot III 436 468.
Kigam IV. 637.
Kiſil Taſch III. 407.
Kislar III. 352.
Kolla I 24.
Kopenhagen I I. 378.
Koskam Fluß I 26.
Kuara I. 24. 85.
Kuarata II. 220.
Kuban, Fluß III. 407. ff.
Kuogora II. 197.
Kurdiſtan IV. 655.

Labaßuß III. 411. f.
Lamalmon, Gebirge I. 25. 88.
La Pointe, Miſſionspoſten IV. 619.
Laſta I. 22. 54. II. 195.
Laurenzſtrom IV 506.
Liberia III. 385.
Liſſabon I 32.
Lobeſke Stanitke III. 424. f.
London I. 66. f.
Lori I. 83.
Lewiſton IV. 507. 540.

Maava. I. 71.
Madſchar III. 354. 422.
Maine IV. 503. 539.
Maitſcha I. 27.
Makinau Inſel IV. 512. 531.
Makiſſer III. 319. 337.
Malta III. 329.
Maniton, Inſel IV. 525.
Mareb I. 21.
Maſſachuſet IV. 503.
Maſſowah I. 18. ff.
Mayhew, Miſſionspoſten IV. 613.
Michigan III. 339.
Michiganſee IV. 5 2. f.
Michilimakinak IV. 511.
Miſſiſipp IV 506.
Miſſuriſluß IV 624.
Monron Miſſionspoſten IV. 611.
Montreal IV. 510.
Mosdok III. 408.
Moſul III. 464.
Mugge I. 21.

Nachitſchewan III. 442. IV. 645. f.
Naß IV. 636.
Narea I. 25. 62.
Naur III. 409.
Neu-Archangel IV 626. 634.
Neu-Echota, Miſſionspoſten IV. 603.
Neu-England IV. 503. 539.
Neu-Hampſchire IV 503.
Neu-York IV. 5 3. 540.
Niagara, Strom IV. 506.
Nil I. 7. 24.
Norfolkſund IV. 626. ff.
Nubien I. 7. 60.

Obere See IV. 512.
Ober-Kanada IV. 510.
Obio IV. 511.
Ontario, See IV. 506. 510.
Oahgelogy, Miſſionspoſten IV. 603.
Orenburg III. 352.

Padilpatſchirk III. 423.
Palamcottah III. 332 f.
Paris I. 66.
Path, Miſſionspoſten IV. 603.
Penſylvanien IV. 511.
Perſien III. 319. 410. IV. 643. ff
Point Roſe IV. 627.
Portugal I. 31. f.
Protſchnoi Okov III 424 f.
Pfefir, Bach III. 411.
Pſega III. 412.
Pfiche III. 412.

Quebek IV. 510.
Quenſton IV. 507.
Querbera I. 80.

Raßi-Adem, Berg I. 70.
Reschid III. 406.
Rhode-Insel IV. 503. 539.
Rom I. 33.

Sagonet I. 23. Sakala II. 189.
Salzebene I. 8.
Sancayer I. 84. II. 234.
Sandy Lake, Missionsposten IV. 619
Schamacht III. 437. f.
Schanwacha III. 412.
Scheki III. 412.
Schimbionache III. 411.
Schinako I. 80.
Schire I. 23. II. 259.
Schirwan III. 412.
Schlüßelburg III. 410.
Schoa I. 18. f. II. 284.
Schuscha III. 360. f. 430.
Segamo I. 76.
Selmas IV. 654. 686.
Semen I. 14. ff.
Senafgebirge I. 21.
Senare I. 22.
Senaar I. 60. II. 189.
Seneka IV. 622.
Sequenquer, Festung I. 80.
Sidamaland II. 256.
Sierra Leone III. 330.
Silqui, Berg I. 82.
Sisian, Dorf IV. 645.
Sisianfluß IV. 645.
Skidegaß IV. 627.
Smyrna III. 325.
Sokata I. 22.
Sona I. 82.
Syringplace, Missionsposten IV. 605.
Staurovol III. 409. 423.
St. Clair-See IV. 511.
St. Marie IV. 512. 525.
Suakin I. 58.
Suez II. 278.
Surat I. 63.
Syra, Insel III. 325.

Tacazze, Fluß I. 7.
Taranta-Paß I. 19.
Tebris III. 369. 373. ff. IV. 643. 680.
Tech IV. 644.
Toloka, Berg I. 82. II. 297.
Tecla Haimanut, Kloster I. 76.
Telemt I. 81.
Tembea I. 25.
Temben I. 23. II. 259.
Tembera I. 77.
Temruk III. 407.
Teneſſe IV. 596.
Terekfluß III. 408. ff.
Theman III. 407.
Tiſtis III. 368. ff.
Tigre I. 6. ff. II. 163. 284.
Timmanland III. 331.
Tokſchiſch, Missionsposten IV. 611.
Tschaktschak III. 407.
Tschambelge I. 90.
Tschelga II. 212. 298.
Tschellikut I. 21.
Tunis III. 328.
Turfoge I. 78.
Tuskarora IV. 622.
Tzana-See I. 22. II. 298.

Union, Missionsposten IV. 617.
Urmia III. 467. f. IV. 688.
Uis IV. 645.
Uſſue III. 378.
Utika IV. 540.

Vermont IV. 503.

Wagara II. 187. 219.
Waldabba, Kloster I. 82.
Waldubba I. 23.
Walia I. 80.
Walkait I. 23. ff.
Washington IV. 542. 572.
Wazza I. 22.
Wellington-Thal III. 338.
Wheelok, Missionsposten IV. 615.
Willstown IV. 603.
Wodscherat I. 23.
Wofila I. 22.

Yoknokchaya, Missionspoſt. IV. 613.

Nro. VII. Juli 1834.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem neun und zwanzigsten Jahresbericht der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Mai 1833.

Türkische Staaten.

Aus einer allgemeinen Uebersicht, welche dieser interessante Bericht in sich faßt, geht hervor, daß durch die beiden thätigen Geschäftsführer der Gesellschaft, Herrn Barker und Leeves, seit dem Jahr 1824 in den türkischen Staaten nicht weniger als 75,800 Bibelexemplare verbreitet worden sind. Diese bedeutende Anzahl, bemerkt Herr Barker, faßt heilige Schriften in etwa zwei und zwanzig Sprachen in sich; auch darf dabei nicht vergessen werden, daß namentlich in den Jahren 1828 und 1829 wegen den politischen Ereignissen und vielfacher anderer Hindernisse die Bibelverbreitung zu Konstantinopel fast gänzlich eingestellt werden mußte.

Die Anzahl heiliger Schriften, welche innerhalb des gleichen Zeitraumes in Egypten, Syrien, Griechenland u. s. w., von Malta und den jonischen Inseln aus, in Umlauf gesetzt worden sind, muß gleichfalls sehr bedeutend gewesen seyn. Wie sehr muß es nicht unsere Herzen zum Dank gegen Gott erheben, daß in diesen muhamedanischen Ländern so viel guter Saame ausgestreut wurde; und welche Antriebe liegen nicht in diesem Umstande für uns, mit erhöhter Thätigkeit an der Vermeh-

rung der Erkenntnißmittel des Wortes Gottes in denselben zu arbeiten. Wird die Bevölkerung der europäischen und asiatischen Türkei, Syriens, Egyptens und Griechenlands auf etwa 25 Millionen Seelen angeschlagen, so kann die Vertheilung von beiläufig 120,000 Exemplaren der heil. Schriften in diesen Ländern nur erst als ein Anfang der Arbeiten der Bibelgesellschaft im Oriente angesehen werden.

Servien.

Im Monat August (1832) machte sich Herr Barker auf den Weg, um von Smyrna aus eine Reise nach Servien zu machen, und für die in serviſcher Sprache gedruckten neuen Testamente die geeigneten Kanäle zu ihrer zweckmäßigen Verbreitung aufzusuchen. Derselbe nahm in einem kleinen griechischen Schiffe den Weg über Salonika, wo er 60 neue Testamente in die dort bestehende Schule zum Vertheilen hinterließ. Bei seiner Ankunft zu Nissa fand er Gelegenheit, einzelne serviſche Testamente an die Einwohner auszutheilen. Zu Belgrad hingegen, auf welche Stadt er sein Hauptaugenmerk gerichtet hatte, sah er sich in seinen Erwartungen getäuscht, indem der Verbreitung des Neuen Testaments große Hindernisse in den Weg gelegt, und er genöthigt wurde, unverrichteter Dinge diese Hauptstadt des Landes zu verlassen. Um so größer war seine Freude, als er bei seiner Rückkehr nach Nissa die Einwohner so begierig nach dem Worte Gottes fand, daß ihm sein ganzer Vorrath von serviſchen Testamenten, in etwa 100 Exemplaren bestehend, den er bei sich hatte, käuflich abgenommen wurde. Von hier aus hofft er in der Zukunft dem Neuen Testamente in Servien und Bosnien neue Bahn zu bereiten, da auch von den Einwohnern bei

letztgenannten Landes die ſerviſche Sprache geſprochen wird.

Armenien.

Auch nach Schuſchi ſind den deutſchen Miſſionarien daſelbſt von Smyrna aus Vorräthe von heiligen Schriften in verſchiedenen Sprachen zugeſendet worden. In ihrem Berichte machen die Miſſionarien daſelbſt folgende Bemerkung: „Die Kreiſe unſerer Bibelverbreitung waren im verfloſſenen Jahre beſchränkter, als im vorhergehenden, da unſer Mitarbeiter, Pfander, keine weitern Reiſen nach Perſien machen konnte, und wir uns demnach mit der Verbreitung des Wortes Gottes auf die näher gelegenen Provinzen von Karabagh, Nachitſchewan, Erivan, Georgien, Scheki, Schamachi und Baku beſchränken mußten. Erſt in den letzten Tagen fanden wir Gelegenheit, eine anſehnliche Summe neuer Teſtamente nach den perſiſchen Hauptſtädten Tebris, Hamadan, Iſpahan und Teheran zu ſenden, wo einzelne Einwohner ein Verlangen geäußert haben, ſie zu erhalten. Wir hoffen, daß unter dem Segen des Herrn dieſer Anfang in Perſien nach und nach zu einer weitern Verbreitung des Wortes Gottes in dieſem Lande führen wird.“

Ueber die heilſamen Wirkungen der Bibelvertheilung ſprechen die dortigen Miſſionarien zwar in ſehr gemäßigtem Tone, aber noch immer ermunternd genug, indem ſie ſich alſo darüber ausdrücken: „Fragt man uns, welche Früchte bis jetzt die Ausſaat des göttlichen Wortes in unſern Gegenden getragen habe, ſo müſſen wir geſtehen, daß im Allgemeinen die heiligen Schriften, die von uns ausgeſendet worden ſind, als Saatkörner betrachtet werden müſſen, die dem Boden anvertraut wurden, um in ſtiller Verborgenheit ihre Lebenskeime zu entfalten,

rung der Erkenntnißmittel des Wortes Gottes in denselben zu arbeiten. Wird die Bevölkerung der europäischen und asiatischen Türkei, Syriens, Egyptens und Griechenlands auf etwa 25 Millionen Seelen angeschlagen, so kann die Vertheilung von beiläufig 120,000 Exemplaren der heil. Schriften in diesen Ländern nur erst als ein Anfang der Arbeiten der Bibelgesellschaft im Oriente angesehen werden.

Servien.

Im Monat August (1832) machte sich Herr Barker auf den Weg, um von Smyrna aus eine Reise nach Servien zu machen, und für die in serviſcher Sprache gedruckten neuen Testamente die geeigneten Kanäle zu ihrer zweckmäßigen Verbreitung aufzusuchen. Derselbe nahm in einem kleinen griechischen Schiffe den Weg über Salonika, wo er 60 neue Testamente in die dort bestehende Schule zum Vertheilen hinterließ. Bei seiner Ankunft zu Nissa fand er Gelegenheit, einzelne serviſche Testamente an die Einwohner auszutheilen. Zu Belgrad hingegen, auf welche Stadt er sein Hauptaugenmerk gerichtet hatte, sah er sich in seinen Erwartungen getäuscht, indem der Verbreitung des Neuen Testamentes große Hindernisse in den Weg gelegt, und er genöthigt wurde, unverrichteter Dinge diese Hauptstadt des Landes zu verlassen. Um so größer war seine Freude, als er bei seiner Rückkehr nach Nissa die Einwohner so begierig nach dem Worte Gottes fand, daß ihm sein ganzer Vorrath von serviſchen Testamenten, in etwa 100 Exemplaren bestehend, den er bei sich hatte, käuflich abgenommen wurde. Von hier aus hofft er in der Zukunft dem Neuen Testamente in Servien und Bosnien neue Bahn zu bereiten, da auch von den Einwohnern des

letztgenannten Landes die serviſche Sprache geſprochen wird.

Armenien.

Auch nach Schuſchi ſind den deutſchen Miſſionarien daſelbſt von Smyrna aus Vorräthe von heiligen Schriften in verſchiedenen Sprachen zugeſendet worden. In ihrem Berichte machen die Miſſionarien daſelbſt folgende Bemerkung: „Die Kreiſe unſerer Bibelverbreitung waren im verfloſſenen Jahre beſchränkter, als im vorhergehenden, da unſer Mitarbeiter, Pfander, keine weitern Reiſen nach Perſien machen konnte, und wir uns demnach mit der Verbreitung des Wortes Gottes auf die näher gelegenen Provinzen von Karabagh, Nachitſchewan, Erivan, Georgien, Scheki, Schamachi und Baku beſchränken mußten. Erſt in den letzten Tagen fanden wir Gelegenheit, eine anſehnliche Summe neuer Teſtamente nach den perſiſchen Hauptſtädten Tebris, Hamadan, Iſpahan und Teheran zu ſenden, wo einzelne Einwohner ein Verlangen geäußert haben, ſie zu erhalten. Wir hoffen, daß unter dem Segen des Herrn dieſer Anfang in Perſien nach und nach zu einer weitern Verbreitung des Wortes Gottes in dieſem Lande führen wird.“

Ueber die heilſamen Wirkungen der Bibelvertheilung ſprechen die dortigen Miſſionarien zwar in ſehr gemäßigtem Tone, aber noch immer ermunternd genug, indem ſie ſich alſo darüber ausdrücken: „Fragt man uns, welche Früchte bis jetzt die Ausſaat des göttlichen Wortes in unſern Gegenden getragen habe, ſo müſſen wir geſtehen, daß im Allgemeinen die heiligen Schriften, die von uns ausgeſendet worden ſind, als Saatkörner betrachtet werden müſſen, die dem Boden anvertraut wurden, um in ſtiller Verborgenheit ihre Lebenskeime zu entfalten,

obschon wir zu gleicher Zeit die Freude haben, bezeugen zu dürfen, daß uns da und dort liebliche Spuren ihrer gesegneten Wirksamkeit unter das Auge getreten sind. Muhamedaner, welche zuvor kein persisches Neues Testament annehmen wollten, fühlen sich jetzt angeregt, dasselbige zu lesen, und die guten Regungen sind nicht zu verkennen, welche hie und dort dieses Lesen in einem Gemüthe hervorgebracht hat. Von den Armeniern wird jetzt das Neue Testament häufiger als zuvor gelesen und auch in ihren Schulen gebraucht, was ein allgemeineres Verlangen nach dem Worte Gottes unter ihnen angeregt hat. Einer Anzahl von Seelen ist es durch die Gnade Gottes gelungen, den Weg des Heils im Evangelio Christi zu finden, und sie machen täglich Gebrauch von demselben, um in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi zu wachsen. Auch einzelne Juden befinden sich in unserer Nachbarschaft, die, wie wir versichert wurden, durch das Lesen der heiligen Schriften veranlaßt worden sind, die göttlichen Wahrheiten tiefer zu erforschen."

Der Druck des Ostarmenischen Neuen Testamentes, welcher unter der Leitung des Missionars Dittrich zu Moskau bewerkstelligt wurde, ist bald vollendet, und die Missionarien zu Schuschi sehen sehnsuchtsvoll dem glücklichen Augenblicke entgegen, in welchem sie dem armenischen Volke das Wort Gottes in einer von ihnen gesprochenen und verstandenen Sprache darreichen dürfen. Auch für die Uebersetzung des Neuen Testamentes in die Kurdensprache sind von den dortigen Missionarien bereits die erforderlichen Maaßregeln eingeleitet worden.

Persien.

Herr Growes, welcher sich als Bote Christi zu Bagdad niedergelassen hat, theilt der Gesellschaft über die Brauchbarkeit der persischen, von dem sel. Henry

Martin verfertigten Ueberſetzung des neuen Teſtamentes folgendes Zeugniß mit: „Das perſiſche Neue Teſtament des vollendeten Martin iſt ein unſchätzbares Werk und täglich kommen mir neue Zeugniſſe ſeiner vorzüglichen Brauchbarkeit unter die Hände. Ein armeniſcher Biſchof und ein Prieſter kamen geſtern zu mir, um mich um einige Exemplare desſelben zu erſuchen, welche ſie dem Gouverneur und einigen ausgezeichneten Muhamedanern in Hamadan zuzuſchicken verſprochen hatten. Dieſen waren nemlich einige Exemplare desſelben zu Geſicht gekommen, welche kurz zuvor Miſſionar Pfander dorthin gebracht hatte, und ſprachen jetzt in den rühmlichſten Ausdrücken von dieſer Ueberſetzung. Major Taylor und der Oheim des gegenwärtigen Königs von Oude geben gleichfalls dieſer Ueberſetzung das ehrenvollſte Zeugniß. Letzterer iſt einer der ausgezeichnetſten perſiſchen Gelehrten und Major Taylor, der ſeit 28 Jahren die perſiſche Sprache gründlich ſtudirt hat und ſpricht, gehört gleichfalls zu den ſachkundigſten Richtern.“

Die Ueberſetzung des Propheten Jeſajas in die perſiſche Sprache, welche Mirza Ibrahim, ein Lehrer am oſtindiſchen Collegium zu Haleybury, verfertigt hat, wurde unſerer Committee ſo angelegentlich von ſachkundigen Männern empfohlen, daß ſie den Beſchluß gefaßt hat, dieſelbe dem Druck zu übergeben.

Nach dem Zeugniſſe des Profeſſors Keene iſt der Mirza ein Mann von Bildung und der perſiſchen Sprache vollkommen mächtig. Zugleich verſteht er die hebräiſche und arabiſche Sprache, und hat den hebräiſchen Text ſeiner Arbeit zu Grund gelegt, und die gleichlautenden arabiſchen Wurzelwörter, die ſich im Perſiſchen finden, durchgängig bei derſelben angewendet.

Miſſionar Gleen zu Aſtrachan hat die Reviſion ſeiner perſiſchen Ueberſetzung der kleinen Propheten vollendet, und hofft im Laufe des gegenwärtigen Jahres

mit der Ueberſetzung der beiden Propheten Jeremias und Ezechiel in dieſelbe Sprache fertig zu werden.

Südafrika.

Aus dem Schreiben des Herrn Dr. Philipp von der Capſtadt vom 10 Februar 1834.

Auf unſern Miſſionsſtationen, auf denen die engliſche Sprache eingeführt iſt, findet ſich ein dringendes Verlangen nach heiligen Schriften in derſelben, aber die Leute ſind zu arm, als daß ſie dieſelben bezahlen könnten. In einem Briefe des Schullehrers zu Theopolis, Hrn. Edward, ſchreibt mir derſelbe: „Sie würden ſich freuen, die Fortſchritte zu ſehen, welche meine Schüler in der engliſchen Sprache gemacht haben. Jeden Sonntag Nachmittags wird nun eine engliſche Predigt gehalten, welche unſere jungen Leute wohl verſtehen. Wir bedürfen ebendarum eine Anzahl engliſcher Bibeln und Neuer Teſtamente, die wir ihnen bis jetzt nicht geben konnten.“

Bei meinem letzten Beſuche auf der blühenden Miſſionsniederlaſſung am Katzfluſſe habe ich mit wahrer Wonne ganze Exemplare der heiligen Schriften in den Händen der ältern Schüler geſehen, welche ſich bis jetzt nur mit einigen Blättern hatten behelfen müſſen. Unmöglich vermag ich Ihnen meine Gefühle zu beſchreiben, die mein Herz durchdrangen, als ich auf dieſer neuen Station, die bei 5000 Hottentoten in ſich faßt, die heilſamen Wirkungen gewahrte, welche die Bekanntſchaft mit dem Bibelbuch in ihrem Sinn und Leben erzeugt hat. Ehe das Wort Gottes ihnen gegeben werden konnte, war die Anzahl derer noch ſehr gering, welche ein Verlangen nach dem Heile Gottes in ihrer Seele trugen, und kaum hatten ſie die Mittel, mit den erſten Elemen-

ten des Leſens ſich bekannt zu machen. Vergleiche ich den gegenwärtigen Zuſtand dieſer Niederlaſſung mit dem, was dieſe Hottentotten nur erſt noch vor wenigen Jahren waren, da ſie in der armſeligſten Lage und in thieriſcher Unwiſſenheit umherſtreiften, ſo kann ich nicht ohne die tiefſte Bewunderung auf die Veränderung hinblicken, welche die Bekanntſchaft mit dem Worte Gottes unter ihnen erzeugt hat. Dieſer Unterſchied wird um ſo auffallender, durch den bejammernswürdigen Contraſt, in welchem diejenigen ihrer Volksgenoſſen neben ihnen ſich darſtellen, welche mit der Erkenntniß Chriſti bis jetzt noch unbekannt geblieben ſind.

Schon früher habe ich Ihnen von einer Erweckung Nachricht gegeben, welche in einem Diſtrikte dieſes Landes unter den Bauern Statt gefunden hat. Folgende Anekdote verdient hier noch hierüber herausgehoben zu werden. Zwei Brüder hatten mehrere Jahre auf demſelben Bauernhofe bei einander gewohnt. Beide waren leidenſchaftliche Trunkenbolde und Anführer in allen Ausſchweifungen, welche in der Nachbarſchaft Statt hatten. Vor etwa zehn Monaten kam einer derſelben zum Nachdenken über ſich ſelbſt, und gab ſeinen frühern ſchlechten Gewohnheiten den Abſchied. Sein Bruder, der noch in den alten Laſtern lebte, gab ſich jetzt alle Mühe, ihn wieder auf die vorigen Sündenwege zurück zu bringen, und ihn zu veranlaſſen, das Wort Gottes auf die Seite zu legen. Um dieß zu bewirken, ließ er für ſeine Freunde und Nachbarn ein großes Gaſtmahl zubereiten, wobei die eingeladenen Gäſte mit einander überein gekommen waren, kein Mittel unverſucht zu laſſen, um den fromm gewordenen Bruder mit ſich in die Völlerei hineinzureiſſen. Ehe die Geſellſchaft zuſammen kam, machte der liſtige Gaſtwirth ſeinem Bruder einen Beſuch, den er gerade mit dem Leſen des 18ten Kapitels im Evangelio Matthäi beſchäftigt fand. Aufgebracht hierüber, machte

er ihm bittere Vorwürfe darüber, daß er so wenig Werth darauf lege, sich zu dem Gastmahle anzuschicken, das er ihm am heutigen Tage bereitet habe. Zufällig fielen unter den Ausbrüchen seines Unmuthes seine Augen auf das aufgeschlagene Blatt, wo er die Worte las: „Wer einen dieser Kleinen ärgert, die an mich glauben, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt, und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist.“ Eine Todesblässe zog sich beim Lesen dieser Worte auf einmal über sein Gesicht. Er gestand seinem Bruder die Erschütterung seines Gemüthes und bat ihn um Verzeihung. Seit dieser Zeit haben wir Ursache zu glauben, daß eine heilsame Veränderung in seinem Sinn und Leben begonnen habe.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. VIII. August 1834.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem neun und zwanzigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1833.

Das südliche Indien.

Die Berichte und Briefe, welche von der Hilfs-Bibelgesellschaft zu Madras im verflossenen Jahre bei uns eingelaufen sind, enthalten eine Fülle wichtiger und aufmunternder Nachrichten, und unsere Committee fühlte sich hocherfreut, die Arbeiten dieser Freunde kräftig unterstützen zu können. Für die erste Auflage von 1000 Exemplaren des Neuen Testamentes in der canaresischen Sprache sind aus unserer Kasse 500 Pf. Sterl. bezahlt worden. Um die Gesellschaft zu Madras in Stand zu setzen, mit dem Druck neuer Auflagen verschiedener Bibelübersetzungen für das südliche Indien fortzufahren, wurden derselben 500 Rieß Druckpapier zugesendet, auch zum Gebrauch der englischen Soldaten 1000 Exemplare englischer Bibeln dorthin übermacht. Der Sekretär der Gesellschaft, Herr Bannister, macht in seinem Briefe hierüber folgende allgemeine Bemerkung: „Wir glauben in Wahrheit behaupten zu dürfen, daß die reichen Unterstützungen, welche Sie unserer Gesellschaft zusenden, wohl angelegt sind. Wir fühlen es, daß wir für das Wohl von Millionen unserer Mitmenschen arbeiten, denen wir bei aller Aufopferung das Wort Gottes nicht so

reichlich, als unsere Herzen verlangen, darzureichen vermögen. Wir sind zu arm, um die geistlichen Bedürfnisse dieser Völker zu umfassen, und haben wir auch Alles geleistet, was wir zu thun vermögen, und jeglichen Beistand von unsern Brüdern im Auslande für unser Werk in Empfang genommen, so gleicht doch immer unsere Arbeit einem Wassertropfen, der im Meere sich verliert. Nie werden wir aufhören, das heidnische Indien bei Ihnen bittend zu vertreten, und wir freuen uns, unsere Erwartungen und Wünsche mehr als nur zur Hälfte von Ihnen erfüllt zu sehen. Diese Hülfsbereitwilligkeit von Ihrer Seite hat uns schon oft unter unsern Arbeiten kräftig aufgemuntert."

Herr Bayniſter schreibt ferner Folgendes: „Das Bibelbuch gewinnt in diesem Lande immer neuen Boden. Ich habe mehrere hundert Mädchen der Eingebornen unter meiner Leitung, von denen Viele die tamulische Bibel lesen. Manche derselben besitzen von den Schriftwahrheiten eine so umfassende Erkenntniß, welche viele meiner Landsleute um mich her beschämen muß, und der Weg zum ewigen Leben ist ihnen nicht unbekannt; auch dürfen wir getrost hoffen, daß der Geist Gottes diese Erkenntniß kräftig machen wird in ihren Seelen. Möge dieser Morgen- und Spat-Regen Seiner Gnade bald ihnen und uns zu Theil werden, damit wir reichlichere Früchte tragen, als dieß bisher geschehen ist.

Der Druck des tamulischen Alten Testamentes, so wie die Revision des Neuen zu einer Auflage von 12,000 Exemplarien ist vollendet. Die Nachfragen nach dem Alten Testamente, so heißt es in dem Berichte, nehmen in demselben Grade zu, als das Volk mit dem Neuen Testamente mehr bekannt wird. Es war unserer Committee unmöglich, alle Bitten, die um das Alte Testament an uns gelangten, zu befriedigen, und wir wer-

den bald auf eine neue Auflage desselben Bedacht nehmen müssen."

Zahlreiche Nachfragen haben unsere Committee veranlaßt, das tamulische Psalmbuch in einem kleinern Formate herauszugeben. Ueberhaupt ist das Verlangen nach Bibeln in der tamulischen Sprache nicht blos auf die Einwohner des südlichen Indiens beschränkt, sondern auch nach der Insel Ceylon werden dieselben häufig begehrt.

Voll Ermunterung sind die Briefe, welche von den Missionarien im südlichen Indien über die Wirksamkeit des verbreiteten Wortes Gottes an die Gesellschaft zu Madras gelangen. So schreibt z. B. Missionar Miller zu Nagercoil: „Wir finden die Art und Weise, wie Sie die biblischen Bücher in verschiedenen Theilen herauszugeben pflegen, für den Zweck der allgemeinen Verbreitung vollkommen angemessen, und dieß um so mehr, da wir die Alt- und Neutestamentlichen Schriften als Klassenbücher in unsern Schulen eingeführt haben. Haben unsere Kinder die vier Evangelien gelesen, so werden ihnen die Bücher Mosis in die Hände gegeben, und es ist ungemein erfreulich, die Aufmerksamkeit und die Bekanntschaft mit den heiligen Schriften zu gewahren, welche bei vielen derselben sich findet. Auf diesem Wege werden durch die Geschichten des Bibelbuches die thörichten und unsittlichen Fabeln des heidnischen Aberglaubens verdrängt, und die Bibelgesellschaft ist das gesegnete Werkzeug, das ganze Land mit dem Lichte der Erkenntniß von der Herrlichkeit Gottes zu erfüllen. Schon finden sich an dieser Stelle jeden Sonntag mehrere Tausende von Einwohnern, die erst noch kürzlich blinde Götzendiener waren, in dem Hause Gottes ein, um Worte des ewigen Lebens zu vernehmen. Auch werden in allen unsern Schulen die heiligen Schriften gebraucht, so wie sie von unsern Vorlesern auf allen öffentlichen Plätzen

und Straßen täglich vorgeleſen werden. Auf dieſem Wege haben Schaaren von Heiden eine heilſame Bekanntſchaft mit dem von Gott geoffenbarten Weg zur Seligkeit erlangt, und es bedarf nur der lebenbringenden Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes, um ihre Seelen zu erretten.“

Miſſionar Schaffter, welcher im Tinnewelly-Diſtrikte arbeitet, ſchreibt Folgendes: „Sollte je ein aufrichtiger Chriſt von den heilſamen Wirkungen des Evangeliums im Heidenlande zweifeln, ſo möchte ich ihm den Vorſchlag machen, eine Zeitlang unter uns zu wohnen, und den Sinn und Wandel ſowohl derer, welche bis jetzt mit dem Worte Gottes noch unbekannt geblieben ſind, als auch derer, die dasſelbe angenommen haben, kennen zu lernen, und mit einander zu vergleichen; und ich bin es gewiß, daß alle ſeine Zweifel auf einmal ſich löſen würden. Keine Provinz innerhalb der Präſidentſchaft von Madras iſt wohl ſo tief in Unwiſſenheit und Laſter hinabgeſunken, als dieß im Diſtrikte Tinnewelly der Fall iſt. Hier treten die Wirkungen des Götzendienſtes in ſeinen ſchauerlichſten Geſtalten hervor; um ſo herrlicher ſind eben darum auch die ſittlichen Kräfte, welche das Bibelbuch unter dieſem Volke zum Leben ruft und verbreitet. Ein bekehrter Heide, deſſen Herz durch das Wort Gottes und durch den Geiſt des Herrn umgeſchaffen worden iſt, (und ſolcher haben wir Gottlob manche unter unſern Gemeinden), iſt in der That ein ſcheinendes Licht am dunkeln Orte, bei deſſen Anblick viele Heiden ſich ſchämen und Einzelne derſelben mit Freude erfüllet werden.“

Die Ueberſetzung der Altteſtamentlichen Schriften in die Malayalimſprache iſt in reife Betrachtung gezogen worden, nachdem bereits eine Auflage des Pſalmbuches zu 3000 Exemplarien, deſſen Ueberſetzung Miſſionar Norton beſorgte, im Drucke ſich befindet. „Die vollſtändige Bibel in der Malayalimſprache, ſo heißt es

im Berichte von Madras, wird begierig gesucht, und unsere Committee bedauert, diese Bitten nicht befriedigen zu können. Wir haben Ursache zu befürchten, daß der kleine Vorrath von Neuen Testamenten in dieser Sprache gar bald und in jedem Falle viel früher aufgezehrt seyn wird, als die Presse eine neue Auflage desselben zu liefern vermag."

Der Druck des alten Testamentes in der canaresischen Sprache ist vollendet, auch die Revision des Neuen Testamentes, die für die zweite in 5000 Exemplarien bestehende Auflage für erforderlich gehalten wurde, ist begonnen. Die Committee zu Madras hat den weitern Beschluß gefaßt, mit dem Druck des Alten Testamentes in der Telugusprache fortzufahren, nachdem bereits 3000 Exemplare des ersten Buches Mosis gedruckt worden sind. Es soll mit der Revision des Psalmbuches zuerst begonnen werden, ob es gleich ungemein schwer hält, sprach- und sachkundige Männer für diese Arbeit zu erhalten. Von dieser Uebersetzung meldet Missionar Howell in Cuddapah: „Da Ihre Committee mich mit einem Vorrathe heiliger Schriften in der Telugusprache versehen hat, so nahm ich 500 Exemplare der Evangelien und apostolischen Briefe zu mir, und machte mich auf den Weg, um sie unter den heidnischen Einwohnern auszutheilen. Zu Budwail, Udaggerry, Kaniggery, Markapur, Cumbum, Gidalu, Poremomba und in andern kleinen Städten wurden sie vom Volke begierig aufgenommen, und das Verlangen der Einwohner nach denselben war größer, als ich zu befriedigen vermochte."

Der Bericht der Bibelgesellschaft zu Madras schließt mit einigen Bemerkungen, welche ebenso wahr als wichtig sind: „Während unsere Committee, so heißt es in demselben, nach Größerem ernstlich verlangt, als wir bis jetzt gesehen haben, so dürfen wir dennoch mit Dank

und Freude gegen Gott auf das hinblicken, was Seine segnende Hand durch uns und Andere in dieſem heiligen Werke thun wollte, und was als Thatſache klar vor unſern Augen liegt. Wir würden unter einem rohen und unwiſſenden Heidenvolke, unter welchem die Meiſten weder leſen noch über irgend einen Gegenſtand nachdenken gelernt haben, Wunder verlangen, wenn wir ſchnelle Veränderungen ſeiner geiſtigen Bildung erwarten wollten. Werden wir aber von Seiten der Eingebornen ein wachſendes Verlangen gewahr, ſich unterrichten zu laſſen, und bei vielen Einzelnen derſelben die Tüchtigkeit, die Heilswahrheiten des Evangeliums richtig zu verſtehen; treffen wir Viele unter dem Volke an, welche die heiligen Schriften gerne und fließend leſen, und nicht Wenige unter denſelben, welche bereitwillig ſind, dieſelbigen anzukaufen; zeigen ſich vielfache Spuren bibliſcher Erkenntniß an ſolchen Stellen des Landes, wo die Boten Chriſti bis jetzt noch nicht gearbeitet haben, treten Männer von Einſicht und Talent unter den Eingebornen hervor, welche nicht nur ſelbſt dem väterlichen Götzendienſte entſagt haben, ſondern aus gewonnener Ueberzeugung ſeiner Thorheit und Schlechtigkeit demſelbigen laut den Vertilgungskrieg verkündigen, die theuerſten Bande der Verwandtſchaft auflöſen, um ihren Landsleuten die Ueberzeugung ihres Herzens von den Gräueln des heidniſchen Aberglaubens kund zu thun; finden wir, mit Einem Wort, der Beiſpiele viele, wo das Leſen des Wortes Gottes das Mittel zur Bekehrung der Sünder wurde, und als einzige Regel des Betragens, als Führer des Lebens und als Troſt im Leiden hochgeachtet wird: ſo müſſen wir bekennen, daß viel geleiſtet worden iſt, wofür Gott allein die Ehre gebührt.

Die Committee hat Urſache zu glauben, daß die Erkenntniß der Wahrheit zwar langſam und ſtille, aber ſicher und kräftig in vielen Diſtrikten dieſes ungeheuern

Landes sich den Weg zu den Herzen der Einwohner bereitet, daß sie der Gegenstand der Unterhaltung unter den Heiden geworden ist, und allmählig einen Geist der Forschung unter denselbigen verbreitet. Es liegen Beweise aller Art in ihren Händen, daß der lernbegierigen Leser der heiligen Schriften viel mehr sind, als Bibeln für sie gefunden werden können. Wer indeß den Zustand der Eingebornen kennt, wird es zugestehen müssen, daß die Armuth Hunderten derselben es unmöglich macht zum Besitz des Bibelbuches zu gelangen, wenn ihnen dasselbe nicht unentgeldlich gegeben wird. Manche Andere, welche Vermögen besitzen, sind noch von der Habsucht so verstrickt, daß sie zur Erkenntniß der göttlichen Wahrheit nicht gelangen können, wenn ihnen das Wort des Herrn nicht umsonst und ohne Geld dargereicht wird. Die Committee wünscht diese Bemerkungen allen denen nahe zu legen, welche Gott mit irdischen Gütern und vor Allem mit der seligmachenden Erkenntniß der Wahrheit reichlich gesegnet hat, um sie aufzumuntern, den armen Heiden die kostbaren Mittel der Gnade darzureichen, durch welche doch allein ihre Rettung aus dem Verderben und ihre Seligkeit bewirkt werden kann. Wäre es doch an jenem großen Tage der Rechenschaft eine furchtbare Anklage, wenn die Heiden unserer Tage gegen dieses Geschlecht der Christen auftreten und zeugen müßten: „Wir waren im Stande und auch willig das Buch zu lesen, das uns weise machen konnte zur Seligkeit: aber ihr habt den köstlichen Schatz, womit Gott euch gesegnet hat, nur zu euerer Selbsterhebung und zur Vermehrung eures zeitlichen Wohlstandes angewendet, während wir in unsern Sünden verloren gegangen sind.“ Möge Gott die Herzen der Christen geneigt machen, reichlich zu geben, was sie selbst reichlich empfangen haben, und durch Gebet und Liebesthaten die Verbreitung eines Buches zu fördern, welches allein die Sünder von dem Irrthum ihrer Wege zurückführen kann.

Insel Ceylon.

Colombo.

Der neueste Jahresbericht der Hülfsgesellschaft zu Colombo enthält vielfache Beweise von dem blühenden

Zustand derselben. Es sind in der indisch-portugiesischen Sprache 2,500 Exemplare des ersten Buches Mosis und 2,500 Exemplare des Neuen Testamentes gedruckt worden. Auf die kräftigen Zeugnisse hin, welche unsere Gesellschaft über den Werth dieser Bibelübersetzung und die Wichtigkeit ihrer Verbreitung erhalten hat, wurde von ihr der Beschluß gefaßt, die Uebersetzung der ganzen Bibel in dieser Sprache zu unterstützen, und vorerst von den fünf Büchern Mosis und dem Psalmbuch 2,500 Exemplare, so wie vom Neuen Testament 5,000 Exemplare zum Druck zu befördern. Die angemessenste Hülfleistung, welche unsere Committee zur Förderung dieses Werkes darreichen konnte, bestand in der Herbeischaffung des erforderlichen Druckpapiers, weßhalb auch 750 Ries desselben nach Colombo versendet wurden.

In einem Briefe des Missionars Clough meldet derselbe vom 14 Januar 1833 Folgendes: „Die Portugiesen Indiens sind unstreitig eine Volksklasse, deren Zustand das Mitleid der Christen rege machen muß. Sie sind zahlreich über alle Theile Indiens verbreitet, und in Colombo allein befinden sich über 15,000 derselben. Seitdem hier die holländische Sprache unter ihnen abgestorben ist, mangeln ihnen alle Mittel und Wege des religiösen Unterrichtes, indem selbst die angesehensten unter ihnen die Bibel nur in einer fremden Sprache lesen können, so wie die Hindus ihre heiligen Bücher in der Sanscritsprache, und die Muhamedaner in der arabischen finden. Da die indisch-portugiesische Mundart ganz einheimisch unter ihnen geworden ist, so hat die Uebersetzung der heiligen Schriften in dieselbe eine neue Epoche in ihrer Geschichte gebildet. Auch mit andern Büchern haben wir sie bis jetzt versehen, so weit unsere geringen Mittel zureichten; und nach den Erscheinungen, die wir bereits unter dieser interessanten Volksklasse wahrnehmen, dürfen wir mit Zuversicht schließen, daß eine große sittlich-religiöse Umgestaltung in nicht langer Zeit derselben bevorsteht.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. IX. September 1834.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem neun und zwanzigsten Jahresbericht der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Mai 1833.

Insel Ceylon.

Aus einem Briefe des Missionars Clough auf Ceylon.

„Das Wort Gottes bereitet auf dieser Insel eine mächtige Veränderung in den Ansichten und Gefühlen der heidnischen Bevölkerung vor. Vormals betrachteten die Priester und Andere die Verbreitung der heiligen Schriften mit der größten Gleichgültigkeit, welche in ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit dem Inhalte derselben ihren Grund hatte. Aber seitdem nun das Volk in seiner Muttersprache eine große Anzahl von Bibeln in Empfang genommen hat, und jetzt die Priester die Wirkungen wahrzunehmen anfangen, welche das Lesen dieses Buches in der Denkart des Volkes erzeugt, seitdem sind sie in große Bestürzung gerathen, und suchen die Verbreitung der heiligen Schriften auf jegliche Weise zu verhindern. Allein die Sache ist schon zu weit gekommen, und dieß werden sie nun gewahr; denn in den südlichen Distrikten Ceylons sind mitten unter der Bevölkerung aus unsern Schulen allein nicht weniger denn 30,000 dieser Insulaner hervorgegangen, welche lesen

gelernt haben, und jetzt, trotz des Widerstandes der Heiden, das Wortes Gottes als Haus- und Andachtsbuch erwählt haben und gebrauchen. Dieser Umstand hat, in Verbindung mit so manchem andern, den die Pflanzung des Christenthums auf dieser Insel herbeiführte, das veralterte Gebäude der Abgötterei so gewaltig erschüttert, daß der letzte Erfolg dieser Wirksamkeit nicht mehr zweifelhaft seyn kann. Der aufrichtige und heiße Wunsch, an diesem großen und herrlichen Kampfe persönlichen Antheil zu nehmen, dringt mich, zum dritten Male die Geliebten in der Heimath zu verlassen, und wieder nach Indien zu ziehen." (Missionar Clough befand sich, als er diesen Bericht an die Bibelgesellschaft schrieb, auf Besuch in England, um sich von seinen angestrengten Arbeiten auf kurze Zeit zu erholen.)

Die vier Evangelien in der Pali-Sprache sind im Drucke fertig geworden, und der Druck der übrigen Theile des Neuen Testamentes wird nunmehr gleichfalls vollendet seyn. Die Bibelgesellschaft zu Colombo hat im Laufe des Jahres 2,036 Epemplare der heil. Schriften in Umlauf gesetzt, und fährt fort, auf dem Brachacker der südlichen Distrikte dieser Insel den guten Samen auszustreuen.

Auch aus den nördlichen Distrikten derselben lauten die Nachrichten erfreulich. In einem Berichte der Bibelgesellschaft zu Jaffna wird gesagt: „Die Glieder unserer Gesellschaft haben erfreuliche Zeugnisse in den Händen, daß der Segen Gottes auf ihren Arbeiten ruht, und daß besonders unter der Jugend der zahlreichen Missionsschulen dieser Distrikte die Bekanntschaft mit dem Inhalte der heiligen Schriften immer allgemeiner zu werden beginnt. Wären sie im Besitze der nöthigen Vorräthe von Bibeln in der Sprache dieses Volkes, so würden sie gerne jeden erwachsenen Schüler, welcher lesen gelernt hat, bei seinem Austritt aus der Schule mit

dem theuren Bibelbuche ins Leben begleiten. Seit fünfzehn Jahren sind nun diese Missionsschulen in voller Wirksamkeit. Scharen von Jünglingen sind bereits aus ihnen in das thätige Leben hinüber getreten, und haben mehr oder weniger Bekanntschaft mit dem Worte der Wahrheit mit sich in dasselbe hineingetragen; und für Viele derselben würde, wie wir gewiß glauben, der Besitz einer Bibel ein theurer Schatz seyn, den sie mit Freuden in Empfang nehmen würden. Aber die Committee hat bisher geglaubt, das Wort Gottes nur mit der größten Vorsicht unter dem Volke verbreiten zu dürfen, und dasselbige nur solchen Einwohnern anzuvertrauen, die uns persönlich bekannt sind, und ein ernstliches Verlangen im Herzen tragen, mit den Offenbarungen Gottes bekannt zu werden. Um jedoch dem wachsenden Bedürfnisse freundlichen Vorschub zu thun, nimmt sich die Committee die Freiheit, von jeder Auflage des tamulischen Neuen Testamentes, das zu Madras gedruckt wird, sich 4—5000 Exemplare für die nördlichen Distrikte Ceylons zu erbitten. Die Muttergesellschaft wird sich freuen, zu vernehmen, daß die Anzahl derer immer mehr zunimmt, welche den Werth der Bibel kennen, dieselbe mit Vergnügen lesen, und unter dem heiligenden Einfluße ihrer Lehren ihr Leben zuzubringen sich bestreben. Der Rückblick auf die verflossenen zehn Jahre, seit welcher Zeit unsere Bibelgesellschaft thätig ist, liefert manchen erfreulichen Beweis, sowohl von Einzelnen, an welchen das Wort Gottes als Gotteskraft zur Seligkeit sich bewiesen hat, als auch von dem allgemeinen, heilsamen Einfluße, den die Verbreitung biblischer Erkenntniß auf die Bildung des Volkes ausübt, und der uns die freudige Hoffnung gestattet: daß allmählig unter Gottes Beistand die Nacht der heidnischen Finsterniß vertrieben, und der helle Tag der Erkenntniß Christi herbeigeführt werden wird."

Da die tamulische Bibel in sehr großer Schrift gedruckt ist, und demnach die Auflage derselben ansehnliche Kosten verursacht, so beschloß die Committee zu London: daß dem Verlangen der dortigen Freunde soweit entsprochen werden solle, daß ihnen 2,000 Exemplare des Neuen Testamentes von Madras aus zugesendet werden.

Neuholland und die Freundschafts-Inseln.

Die Bibelgesellschaft zu Sidney in Neu-Süd-Wallis hat im verflossenen Jahre 286 Bibeln, und 131 Testamente, und seit ihrer Entstehung 7,416 Exemplare der heil. Schriften in ihrem Wirkungskreise in Umlauf gesetzt. Außer der Gabe von 900 fl., welche sie der Muttergesellschaft zusandte, hat dieselbe 600 fl. dazu verwendet, die Uebersetzung der heiligen Schrift in die Sprache der Insel Neuseeland zu unterstützen. Diese Uebersetzung wird, wie unsere Committee mit Vergnügen vernimmt, mit viel Sorgfalt und Fleiß fortgesetzt.

Auch die Hülfsgesellschaft zu Hobartstown in Vandiemensland setzt ihre Thätigkeit munter fort, und hat für verkaufte Bibeln der Gesellschaft 1200 fl. zugesendet. Es sind ihr weitere 200 Exemplare heil. Schriften übermacht worden.

Die Vorsteher der Methodisten-Missionsgesellschaft haben unsere Committee ersucht, den Druck derjenigen Theile des Alten und Neuen Testamentes, welche in die Sprache der Insel Tonga, einer der Freundschafts-Inseln, bereits übertragen worden sind, im Druck zu unterstützen, indem bis jetzt nur Abschriften dieser Uebersetzung sich im Umlauf befanden. Die Missionarien daselbst melden: daß mehrere Tausende der Bewohner Tonga's und der benachbarten Inseln sich zum Christenthum bekennen; daß mehrere Hunderte derselben bereits lesen

und schreiben gelernt haben, und daß das Werk der Erziehung mit erfreulicher Schnelligkeit vorwärts rückt. Hundert Ries Druckpapier sind zu diesem wohlthätigen Zwecke bestimmt worden.

Hinter Indien.

Missionar Beighton schreibt von Pinang: daß im Laufe des verflossenen Jahres (1832) mehr als 1,100 Exemplare der malayischen Bibel verbreitet worden sind. Diese Vertheilung ist unentgeldlich geschehen. „Mich leitete dabei der Grundsatz, schreibt derselbe, dieses köstliche Buch nur Solchen zu geben, von denen ich gewiß bin, daß sie dasselbe mit Heilsbegierde lesen. Noch ehe das Jahr sich schließt, werde ich kein einziges Exemplar mehr übrig haben, wenn die Nachfrage nach dem Worte Gottes in gleichem Maße wie bisher fortdauert. Was diese finstern Oerter der Erde betrifft, so bleibt hier noch viel Land übrig, das für die Erkenntniß Christi gewonnen werden soll; ja, eigentlich zu reden, haben wir noch keines für dasselbe gewonnen, indem bis jetzt kaum ein Anfang gemacht worden ist." — Es wurden demselben 100 Bibeln und 300 Testamente zur Verbreitung zugesendet, auch für Solche, welche die indisch-portugiesische Sprache reden, 100 weitere Testamente in dieser Sprache hinzugefügt.

Da zum Druck der chinesischen Bibel zu Malacca noch die Summe von 600 fl. mangelte, so wurden die Missionarien daselbst ermächtigt, diese Summe auf unsere Gesellschaft zu ziehen. Missionar Hughes bemerkt in einem Briefe: „Aus der Ausgabenberechnung über den chinesischen Abdruck über hölzerne Stempel ergibt sich, daß 100 Exemplare der neuen Auflage der ganzen chine-

ſiſchen Bibel auf etwa 104 ſpaniſche Thaler (zu 2 fl. 24 kr. — fl. 249 36 kr.) zu ſtehen kommen." Wer kann dieſe Angabe leſen, und ſie mit einer Stelle vergleichen, die ſich in Owens „Geſchichte der brittiſchen Bibelgeſellſchaft" befindet, ohne im dankbaren Gefühle für die Veränderung der Umſtände auszurufen: das hat Gott gethan! Jene Stelle lautet alſo: „Nach einem genauen Ueberſchlag der Druckkoſten für tauſend Exemplare des chineſiſchen Neuen Teſtamentes wurde berechnet, daß jedes Exemplar gebunden unſere Geſellſchaft auf 2 Guineen (25 fl. 12 kr.) zu ſtehen kommen würde. In Hinſicht auf dieſen Koſtenüberſchlag, und die zu befürchtende Ungewißheit dieſes Verſuches wurde für nöthig erachtet, unter den gegenwärtigen Umſtänden von der Ausführung dieſes Werkes abzuſtehen." So ſchrieb der ſel. Owen im Jahr 1805; wie ganz anders iſt es innerhalb dreißig Jahren geworden!

Der Druck einer neuen Auflage des malayiſchen Teſtamentes, welche zu Singapore bewerkſtelligt wird, und in 1,000 Exemplaren der Evangelien und Apoſtelgeſchichte, und 1,500 Exemplaren des ganzen N. Teſtamentes beſteht, iſt nunmehr fertig geworden. Die Miſſionarien Burn und Thomſon, welche daſelbſt arbeiten, ſchreiben Folgendes: „Wir wünſchen angelegentlich, ſo bald wie möglich eine neue Auflage zu beginnen, denn die gedruckten Evangelien werden ſämmtlich in den Händen des Volkes ſeyn, noch ehe man mit dem Druck der apoſtoliſchen Briefe fertig geworden iſt, und ſelbſt alsdann wird die ganze Auflage kaum für ſechs Monate zureichen. So dringend und häufig iſt das Verlangen nach denſelben von Seiten unſerer Freunde auf den benachbarten Niederlaſſungen von Pinang, Malacca und Java. Vergleichen wir den gegenwärtigen Zuſtand des malayiſchen Arbeitsfeldes mit dem frühern, ſo blickt uns von allen Seiten die liebliche Hoffnung entgegen, daß der Herr

der Ernte angefangen hat, unsere schwachen Bemühungen zur Verbreitung seiner göttlichen Wahrheit in diesen Gebieten der Finsterniß mit seinem Segen zu krönen. Zu solcher Hoffnung berechtigt uns wenigstens das zunehmende Verlangen nach dem Worte Gottes, so wie die sichtbare Theilnahme, mit welcher dasselbe gelesen wird."

Unsere Committee hat bei dem beträchtlichen Vorrathe tamulischer N. Testamente, der sich in ihrer Nähe befindet, den Beschluß gefaßt, 3,000 Exemplare derselben den Missionarien zu Singapore zuzusenden, welche, wie wir hoffen, noch zu rechter Zeit bei denselben eintreffen werden.

Ueber die siamesische Uebersetzung der heiligen Schriften wird von denselben Freunden Folgendes gemeldet: „Siamesische Bibeln sind bis jetzt noch nicht für den Zweck allgemeiner Verbreitung gedruckt worden; mit Hülfe eingeborner Gelehrten wurden einzelne Theile dieser Uebersetzung geprüft, und das Ergebniß dieser Prüfung ist sehr befriedigend ausgefallen."

China.

Es ist erfreulich, zu vernehmen, daß auch in die ungeheuern Arbeitsgebiete dieses Reichs die Boten Christi einzutreten beginnen. Dr. Morrison, welcher zu Canton sich befindet, schreibt hierüber Folgendes: „Missionar Gutzlaff hat nunmehr seine dritte Reise nach dem Norden Chinas angetreten, und Bibeln und christliche Unterrichtsschriftchen mit sich genommen. Auch die amerikanischen Kirchen fangen an, an dem ersten Pflanzungswerke der Erkenntniß Christi in China Theil zu nehmen. Die Missionarien Bridgman und Abeel waren ihre ersten Missionarien. Ebenso ist erst vor wenigen Tagen Missionar Stevens auf dieser Küste angekommen, um die Sprache der Chinesen zu erlernen, und in den Seehäfen des Landes das Evangelium zu verkündigen."

In einem Briefe des Missionars Gutzlaff an die Bibelgesellschaft in London, findet sich folgende merkwürdige Stelle: „Während des größern Theiles des verflossenen Jahres besuchte ich in einem Handelsschiffe die Seeprovinzen des chinesischen Reiches bis zu den Grenzen der Mandschu-Tartarei, und machte einen

Anfang damit, das Wort des Lebens auszustreuen. Im Dienste der ostindischen Compagnie kam ich nach Canton, so wie in die Provinzen Fuh kin und Schan tung; begab mich nach Tsche Keang und Keang Nan; ging nach Korea hinüber, und theilte das Wort des ewigen Lebens auch an einige Japanesen im Seehafen von Napa Keang aus. Es wird Sie freuen, zu vernehmen, daß unsere Bibeln und Tractate großes Aufsehen im chinesischen Reiche machten. Wei, der abgeordnete Gouverneur von Fuh kin, schickte einige unserer Bücher dem Kaiser zu, und empfahl ihm: die darin enthaltenen Lehren ernstlich untersuchen zu lassen. Auch hatte ich das Vergnügen, dem Könige von Korea eine Bibel anzubieten, welche er jedoch anzunehmen sich weigerte. Um so lieber haben seine Offiziere diesen köstlichen Schatz in Empfang genommen, und ich darf hoffen, daß das Wort Gottes auf Korea festen Fuß gewinnen werde. Dasselbe hoffe ich von der Provinz Loo-choo, wo unter allen Klassen des Volkes viele Bibeln und Tractätchen ausgetheilt worden sind. In China wurde gegen die freie Verbreitung des Evangeliums nichts bemerkt; auch von Seiten der Regierung wurde keine öffentliche Einsprache dagegen gemacht, so wie selbst der Kaiser kein Misvergnügen darüber zu erkennen gab. Auf diese Weise halte ich das chinesische Reich für zugänglicher, als manches andere Heidenland, und Sie werden sich nicht wundern, wenn ich zum dritten Mal eine Reise dorthin antrete. Ich weiß zwar sehr wohl, welchen Gefahren ich dabei entgegen ziehe; aber ich kenne auch das Wort des HErrn: Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden. Sollte ich Bedenken tragen, auch der gefährlichsten Reise mich zu unterziehen, so lange der mächtige Erlöser die Thüre aufthut, welche Niemand zuschließen kann. Im Glauben an Ihn, welcher das herrliche Werk begonnen hat, kann ich sagen, daß wir bald wenigstens 10,000 Exemplare des N. Testamentes für Cochin-China, Tonkin, Hainan, die Seeprovinzen Chinas, die Mandschu-Tartarei, Korea, Satsuma und Loo-choo nöthig haben werden."

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

60
15
10
ARABIEN
Jemen
Mocha
Cap Bab el Mandeb
Bab Bay
Strasse Bab el Mandeb
Dowaro
Zeila
Adajel
Hussa
SOMAULIES
Hurrur
HURRUR
Fadisch

Stanford University Libraries
3 6105 012 813 692

BV
2000
E8
1834

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.